
A 725,840
Digitized by Google





ung.

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Erster Band.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

I.

Steeple-chase.

Am 27. März gerieth die kleine Stadt Kehl, — wenn man überhaupt Kehl eine Stadt nennen kann, — die Stadt Kehl, sagen wir, gerieth in Aufruhr durch die Ankunft von zwei Postchaisen, welche die einzige Straße der Stadt mit einer solchen Geschwindigkeit hinabfuhren, daß man befürchten konnte, in dem Augenblicke, wo sie auf die Schiffbrücke gelangen, die nach Frankreich führt, werde das geringste Verfehlen der Richtung Pferde, Postillons, Postchaisen und Reisende in den Fluß mit den poetischen Legenden werfen, der Frankreich im Osten als Grenze dient.

Die zwei Postchaisen, welche an Schnelligkeit zu wetteifern schienen, hemmten indessen den Gang bei zwei Dritteln der Straße, und hielten am Ende vor dem Thore eines Gasthauses an, über dem ein blechenes Schild knarrte, vorstellend einen Mann mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe, mit langen Stiefeln an den Beinen, bekleidet mit einem blauen Rocke mit rothen Revers, geschmückt mit einem Riesenzopfe, unter dessen bespornten Füßen man die drei Worte: Zum großen Friedrich, lesen konnte.

Der Wirth und seine Frau, die bei dem donner=

artigen Lärmen, den in der Ferne die Räder der zwei Wagen machten, auf ihre Thürschwelle gelaufen waren und durch die Geschwindigkeit der Wagen die Hoffnung verloren hatten, Reisende zu beherbergen, welche mit solcher Sturmeseile fuhren, — der Wirth und seine Frau, als sie zu ihrer unaussprechlichen Freude die zwei Postchaisen vor ihrem Hause anhalten sahen, stürzten, der Wirth an den Schlag des ersten Wagens, die Wirthin an den Schlag des zweiten.

Aus dem ersten Wagen stieg rasch ein Mann von etwa fünfzig Jahren, angethan mit einem bis ans Kinn zugeknöpften blauen Ueberrocke, mit schwarzen Beinkleidern und einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopfe. Er hatte einen steifen Schnurrbart, ein festes Auge, eine wohlgebogene Braue, bürstenförmig geschnittene Haare: die Braue war schwarz wie das Auge, die sie beschattete, aber Haare und Schnurrbart fingen an zu ergrauen.

Aus dem zweiten Wagen stieg mit Würde ein majestätischer, kräftig gebauter Bursche aus, so weit man ihn unter seiner Polonaise mit goldenen Schnüren und Borten und unter seinem ungarischen Mantel, oder, um den wahren Namen seines Kleides zu sagen, unter seiner mit Stickereien überladenen G u b a, in die er vom Kopfe bis zu den Füßen gehüllt war, beurtheilen konnte.

Sah man diesen reichen Pelz, die Leichtigkeit, mit der er getragen wurde, die männliche Miene von demjenigen, welcher ihn trug, so hätte man gewettet, der Reisende sei ein edler walachischer Hospodar, der von Jassy oder Buchareſt komme, oder wenig=

stens ein reicher Magyar, der von Pesth komme und sich nach Frankreich begebe, um eine diplomatische Note ratificiren zu lassen. Doch den edlen Fremden von nahe betrachtend, hätte man alsbald gesehen, die Wette sei verloren; denn troß des dicken Backenbarts, der sein Gesicht umrahmte, troß des aufgestutzten Schnurrbarts, den er mit einer affectirten Sorglosigkeit hakenförmig drehte, würde man rasch unter diesem aristokratischen Anscheine Merkmale der Gemeinheit erkannt haben, die den Unbekannten vom fürstlichen oder aristokratischen Range, den man ihm beim ersten Anblicke gewährt, zu dem eines Intendanten von vornehmem Hause oder eines Officiers dritten Ranges erniedrigt hätten.

Und, in der That, wie der Leser ohne Zweifel schon Herrn Sarranti in dem aus dem ersten Wagen aussteigenden Reisenden erkannt hat, ebenso hat er, wir sind hievon überzeugt, Meister Gibassier in dem erkannt, welcher aus dem zweiten Wagen ausstieg.

Man erinnert sich, daß Herr Jackal, der mit Carmagnole nach Wien abreiste, Gibassier beauftragt hatte, Herrn Sarranti in Kehl zu erwarten. Gibassier hatte sich vier Tage im Gasthause zur Post breit gemacht; am Abend des fünften hatte er sodann am Horizont Carmagnole erscheinen sehen, welcher als Courier durchreiste und im Vorübergehen ihn, im Auftrage von Herrn Jackal, benachrichtigte, da Herr Sarranti am Morgen des 26. ankommen müsse, so habe er, Gibassier, sich nach Steinbach zu begeben, wo er im Gasthofe zur Sonne eine Postchaise, die ihn erwarte, und in dieser Postchaise alle zur

Ausführung der Befehle, die er erhalten, nothwendigen Verkleidungen finden werde.

Diese Befehle waren sehr einfach, aber darum, weil sie einfach, nicht leichter ausführbar: sie bestanden darin, daß er Herrn Sarranti nicht aus dem Gesichte verlieren, sich auf der ganzen Reise wie sein Schatten an ihn anhängen und in Paris angekommen sich beharrlich ihm anschließen sollte; und Alles dies so geschickt, daß Herr Sarranti keinen Verdacht schöpfen könnte.

Herr Jackal verließ sich auf die wohlbekannte Gewandtheit von Gibassier, was die Veränderung seines Costume und seines Gesichtes betraf.

Gibassier reiste auf der Stelle nach Steinbach ab, fand das Gasthaus, in dem Gasthofe den Wagen und in dem Wagen eine ganze Auswahl von Trachten, unter denen er als die wärmste für die Reise die wählte, mit der wir ihn in dem Augenblicke, wo er wieder vor uns erschienen ist, aufgeputzt gesehen haben.

Doch zu seinem großen Erstaunen verging der Tag des 26. und ein Theil der Nacht folgte, ohne daß er einen Reisenden ankommen sah, dessen Signalement mit dem, welches man ihm gegeben, übereinstimmte.

Endlich, gegen zwei Uhr Morgens, hörte er das Klatschen einer Peitsche und das Klingen von Schellen. Er ließ anspannen, blieb nur so lange, als er brauchte, um sich zu versichern, der durch das doppelte Geräusch angekündigte Fremde sei wirklich Herr Sarranti, und fast sicher, er habe seinen Mann, be-

fahl er dem Postillon, in gewöhnlichem Train abzufahren.

Zehn Minuten nachher ging Herr Sarranti, der nur die erforderliche Zeit, um die Pferde zu wechseln und eine Tasse Fleischbrühe zu sich zu nehmen, geblieben war, ebenfalls wieder ab und eilte dem nach, der ihm zu folgen beauftragt war.

Was Gibassier vorhergesehen, geschah. Zwei Stunden von Steinbach hatte ihn Herr Sarranti schon eingeholt; da aber nach den Reglements der Post kein Reisender dem Andern ohne die Erlaubniß von diesem vorfahren soll, weil er auf der nächsten Station die einzigen Pferde des Stalles nehmen könnte, so folgten sich die zwei Wagen eine Zeit lang, ohne daß der zweite dem ersten vorzufahren wagte. Ungeduldig, ließ Herr Sarranti endlich Gibassier um Erlaubniß hiezu bitten. Die Erlaubniß wurde mit einer Artigkeit gegeben, welche Herrn Sarranti bewog, selbst aus seinem Wagen zu steigen, um dem ungarischen Edelmanne zu danken; nachdem dies geschehen war, grüßte man sich von beiden Seiten, Herr Sarranti stieg wieder in seinen Wagen und fuhr, durch die Erlaubniß begünstigt, wie der Wind weiter.

Gibassier folgte ihm, doch diesmal, indem er dem Postillon einschärfte, welchen Train auch Herr Sarranti fahren möge, ebenso zu fahren.

Der Postillon gehorchte, und wir haben die zwei Postchaisen in starkem Galopp in die Stadt Kehl einfahren und vor dem Gasthause zum Großen Friedrich anhalten sehen.

Nachdem sie sich höflich, jedoch ohne ein Wort

auszutauschen, gegrüßt hatten, traten beide Reisende in das Wirthshaus ein, gelangten in das Speisezimmer, setzten sich Jeder an einen Tisch, und verlangten zu frühstücken, Herr Sarranti in vortrefflichem Französisch, Gibassier mit einem unverkennbaren deutschen Accente.

Immer stillschweigend, kostete Gibassier verächtlich von allen Schüsseln, die man ihm vorsetzte, und als er seine Rechnung bezahlt hatte und sah, daß Herr Sarranti aufstand, stand er auch auf und kehrte langsam und in der Stille zu seinem Wagen zurück.

Die zwei Postchaisen setzten sodann ihren zügellosen Lauf wieder fort, wobei der Wagen von Herrn Sarranti immer dem von Gibassier voranfuhr, jedoch nur um etwa zwanzig Schritte.

In dem Augenblicke, wo man gegen Abend in Nancy ankam, hatte der Postillon von Herrn Sarranti, der es, als erster Brautführer von einem seiner Vettern, sehr unangenehm gefunden hatte, seinen Schmaus wegen einer Station von elf Lieues, hin und zurück, verlassen zu müssen, der Postillon von Herrn Sarranti, durch seinen Kameraden davon unterrichtet, sein Reisender wünsche schnell zu fahren und bezahle gut, hatte seine Pferde einen rasenden Galopp laufen lassen, durch den er gute anderthalb Stunden an den zwei Posten gewonnen haben würde und zu rechter Zeit zurückgekommen wäre, um den Ball zu eröffnen, hätten nicht in dem Momente, wo man am Abend in Nancy ankam, Pferde, Postillon und Wagen auf einem jähen Abhange einen so entsetzlichen Purzelbaum gemacht, daß ein Schmerzensschrei der

Brust des empfindsamen Gibassier entschlüpfte, der aus seiner Postchaise hinzueilte, um Herrn Sarranti Hülfe zu leisten.

Gibassier handelte so zu Befreiung seines Gewissens, denn nach dem Purzelbaume, den er den Wagen hatte machen sehen, war er der Ueberzeugung, der Reisende, den derselbe enthielt, bedürfe mehr der Tröstungen eines Priesters, als des Beistandes eines Reisegefährten.

Zu seinem großen Erstaunen fand er Herrn Sarranti frisch und gesund, und selbst der Postillon hatte nur eine Schulter ausgerenkt und einen Fuß verstaucht. Hatte aber die Vorsehung, als eine gute Mutter, was sie war, die Menschen bewahrt, so hatte sie dagegen ihre Genugthuung an den Thieren und am Wagen genommen; eines von den Pferden blieb auf der Stelle todt, das andere schien den Schenkel gebrochen zu haben. Eine von den Achsen des Wagens war gebrochen, und eine ganze Seite des Kastens, die, auf welche man umgeworfen hatte, war völlig zerbröckelt.

Man konnte also im Ernste nicht daran denken, sich wieder auf den Weg zu begeben.

Herr Sarranti stieß einige Flüche aus, die keinen Charakter von englischer Geduld offenbarten. Er mußte indessen seinen Entschluß fassen, was er ohne Zweifel zu thun im Begriffe war, hätte nicht der Magyar Gibassier in einer halb französischen, halb deutschen Sprache, die aber in Wirklichkeit weder das Eine, noch das Andere war, seinem unglücklichen Reisegefährten einen Platz in seinem Wagen angeboten.

Das Anerbieten kam so gelegen und schien so sehr von gutem Herzen gemacht zu sein, daß Herr Sarranti es ohne Bedenken annahm.

Man brachte das Gepäcke aus dem ersten Wagen in den zweiten, man versprach dem Postillon, ihm Hülfe von Nancy zu schicken, wovon man nur noch eine Stunde entfernt war, und man fuhr mit derselben Geschwindigkeit weiter.

Nachdem die ersten Artigkeiten ausgetauscht waren, vermied Gibassier, der keine Gewißheit hatte, er spreche das reine Deutsch, und befürchtete, Herr Sarranti, obgleich Corse, kenne dieses Idiom gründlich, Gibassier, sagen wir, vermied sorgfältig jede Frage und beschränkte sich darauf, daß er die artigen Worte seines Gefährten mit Ja und Nein erwiederte, deren Accent sich immer mehr der französischen Sprache näherte.

Man kam nach Nancy; man hielt im Hotel du Grand-Stanislas an, das zugleich das Posthaus ist.

Herr Sarranti stieg aus, wiederholte seine Danksagungen gegen den Magyaren, und wollte sich zurückziehen.

„Sie haben Unrecht, mein Herr," sagte Gibassier; „Sie schienen mir Eile zu haben, nach Paris zu kommen: Ihr Wagen wird vor morgen nicht wiederhergestellt sein, und Sie verlieren einen Tag."

„Das wäre mir um so ärgerlicher," erwiederte Sarranti, „als mir derselbe Unfall schon bei meiner Abfahrt von Regensburg widerfahren ist, und ich dabei vierundzwanzig Stunden verloren habe."

Gibassier erklärte sich nun erst den Verzug, der ihn in Steinbach so sehr beunruhigt hatte.

„Doch," fuhr Herr Sarranti fort, „ich werde nicht warten, bis mein Wagen wiederhergestellt ist, sondern einen andern kaufen."

Und er gab in der That dem Postmeister Befehl, ihm einen Wagen zu kaufen, — was für einer es auch wäre, Calèche, Coupé, Landau oder sogar Cabriolet, — mit dem er seine Reise auf der Stelle fortsetzen könnte.

Gibassier dachte, so rasch auch der Wagen gefunden wäre, hätte er doch wohl Zeit, zu Mittag zu speisen, während sein Reisegefährte ihn untersuchen, um den Preis handeln würde und seine Bagage darauf packen ließe. Er hatte seit Morgens um acht Uhr nichts zu sich genommen, und obschon sein Magen im äußersten Falle an Genügsamkeit mit dem eines Kameels zu rivalisiren vermochte, ließ gerade, weil dieser Fall eintreten konnte, der kluge Gibassier, nie, wenn sie sich bot, die Gelegenheit, sich zu verproviantiren, unbenützt vorübergehen.

Ohne Zweifel hielt es Herr Sarranti seinerseits für geeignet, dieselben Vorsichtsmaßregeln zu nehmen, wie der würdige Magyar, denn Beide setzten sich, wie sie es am Morgen gethan, jeder an einen andern Tisch, klingelten, um den Kellner zu rufen, und sprachen mit einer Betonung, welche eine lobenswerthe Einhelligkeit der Meinungen andeutete, nur die drei Worte:

„Kellner, ein Mittagsbrod!"

II.

Das Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs.

Für diejenigen, welche sich darüber wundern sollten, daß sie Herrn Sarranti das Anerbieten, — so annehmbar es für einen Mann, der Eile hatte, war, — das ihm Gibassier machte, nicht haben annehmen sehen, bemerken wir, daß, wenn Jemand schlauer ist, als der Polizeiagent, der einen Menschen verfolgt, wie schlau auch dieser Polizeiagent sein mag, dies der Verfolgte ist.

Es regte sich also im Geiste von Herrn Sarranti ein unbestimmter Verdacht in Betreff dieses Magyaren, der so schlecht Französisch sprach, und dennoch, wenn man etwas Französisch zu ihm sagte, ziemlich verständig auf Alles antwortete, was man ihm sagen mochte, dagegen wenn man Deutsch, Polnisch oder Walachisch mit ihm sprach, — drei Sprachen, in denen Herr Sarranti vollkommen Meister war, — in den Tag hinein ja oder nein antwortete, sich sogleich in seine Guba hüllte und den Anschein gab, als schliefe er.

In Folge dieses Verdachts war Herr Sarranti, der sich während der anderthalb Meilen, die er mit ihm, von dem Orte, wo der Wagen gebrochen, bis zu dem Gasthause gemacht, wo er sein Mittagsbrod bestellt hatte, sehr unbehaglich gefühlt, entschlossen, den Beistand seines gefälligen, aber schweigsamen Reisegefährten auszuschlagen.

Darum hatte Herr Sarranti, der nicht warten

konnte, bis der seinige wiederhergestellt war, und nicht in dem des edlen Ungarn Platz nehmen wollte, einen Wagen verlangt.

Gibassier war zu schlau, um dieses Mißtrauen nicht zu bemerken. Während er zu Mittag speiste, befahl er auch, sogleich anzuspannen, da er nothwendig am andern Tage in Paris ankommen müsse, wo er ungeduldig vom österreichischen Gesandten erwartet werde.

Als die Pferde angespannt waren, grüßte Gibassier Herrn Sarranti mit einer herzlichen Kopfbewegung, drückte seine Pelzmütze auf seine Ohren nieder und ging ab.

Da Herr Sarranti ebenfalls Eile hatte, so war es wahrscheinlich, er werde dem directen Wege wenigstens bis Ligny folgen. Dort würde er ohne Zweifel Bar-le-Duc zu seiner Rechten lassen, um, auf der Straße von Ancerville, Saint-Dizier und Vitry-le-Français zu erreichen.

Nur bei Vitry-le-Français entstand ein Zweifel. Würde Herr Sarranti, hier angekommen, eine krumme Linie beschreibend, über Chalons gehen, oder unmittelbar über Fère-Champenoise, Coulanniers, Crécy und Lagny reisen?

Das war eine Frage, die sich erst in Vitry-le-Français entscheiden ließ.

Gibassier bezeichnete seinen Weg über Toul, Ligny, Saint-Dizier;, doch eine halbe Meile von Vitry hielt er an, und er hatte mit seinem Postillon eine Besprechung von ein paar Minuten, nach welchen sich der Wagen auf die Seite geworfen mit einer gebrochenen Vorderachse auf der Erde fand.

Gibassier war ungefähr seit einer halben Stunde hier in dieser so wohl bekannten traurigen Lage, welche von Herrn Sarranti so gut geschätzt werden mußte, als die Postchaise von diesem oben auf einer Anhöhe erschien.

Als er sich dem umgeworfenen Wagen näherte, streckte Herr Sarranti den Kopf zum Schlage hinaus, und er sah auf der Straße seinen Magyaren, der mit Hülfe des Postillon vergebliche Versuche machte, um seine Chaise in den Stand zu bringen, die Reise fortsetzen zu können.

Es wäre von Herrn Sarranti eine Verletzung aller Pflichten der Höflichkeit gewesen, hätte er Gibassier in einer solchen Verlegenheit gelassen, während Gibassier bei einem ähnlichen Umstande sich und seinen Wagen zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Er bot ihm also ebenfalls an, zu ihm einzusteigen, was Gibassier mit einer merkwürdigen Discretion annahm, indem er Vitry-le-Français als das Ziel der Verlegenheit festsetzte, welche er Seiner Excellenz Herrn von Bornis zu verursachen einwilligte. — Das war der Name, unter welchem Herr Sarranti reiste.

Man transportirte auf den Wagen von Herrn von Bornis den Riesenkoffer des Magyaren, und man schlug den Weg nach Vitry-le-Français ein, wo man zwanzig Minuten nachher ankam.

Man hielt vor der Post an.

Herr von Bornis verlangte Pferde; Gibassier irgend eine Carriole, um seine Reise fortzusetzen.

Der Postmeister zeigte unter seiner Remise ein

altes Cabriolet, das, so alt es war, den Bedürfnissen von Gibassier zu entsprechen schien.

Beruhigt über das Schicksal seines Gefährten, nahm Herr von Bornis von diesem Abschied und gab, wie dies Gibassier gedacht hatte, Befehl, der Straße nach Fère-Champenoise zu folgen.

Gibassier schloß seinen Handel mit dem Postmeister und reiste ab, indem er dem Postillon den Befehl gab, derselben Straße zu folgen, welche der Reisende, der ihm voranging, eingeschlagen hatte.

Der Postillon sollte fünf Franken in dem Augenblicke erhalten, wo man den Wagen erblicken würde.

Der Postillon trieb seine Pferde zum schnellsten Laufe an, doch man kam zur Station, ohne etwas gesehen zu haben.

Auf der Station fragte man Postmeister und Postillon: keine Postchaise war seit dem vorhergehenden Tage vorübergekommen.

Die Sache war klar: Sarranti mißtraute. Er hatte die Straße nach Fère-Champenoise angegeben und die nach Châlons eingeschlagen.

Gibassier war zurückgeblieben.

Es war keine Minute zu verlieren, um in Meaux vor Sarranti anzukommen.

Gibassier ließ sein Cabriolet hier, nahm aus seinem Koffer das vollständige Costume eines Cabinetscouriers, Blau und Gold, zog eine Lederhose und weiche Stiefeln an, warf auf seinen Rücken den Depechensack, entledigte sich seines Backenbartes und seines Schnurrbartes und verlangte einen Postklepper.

In einem Augenblicke war der Postklepper gesattelt und Gibassier auf dem Wege nach Séſanne.

Er hoffte Meaux über la Ferté-Gaucher und Coulomniers zu erreichen.

Er hielt weder um zu trinken, noch um zu essen, machte dreißig Lieues in einem Zuge und kam vor dem Thore von Meaux an.

Keine der, welche Gibassier beschrieb, ähnliche Postchaise war passirt.

Gibassier hielt an, ließ sich in der Küche Mittagsbrod serviren, aß, trank und wartete.

Ein gesatteltes Pferd wartete auch.

Nach einer Stunde traf der mit so großer Ungeduld erwartete Wagen ein.

Es war finstere Nacht.

Sarranti ließ sich ein Bouillon in seinen Wagen bringen und gab Befehl, nach Paris über Claye zu fahren: — das genügte Gibassier.

Er ging zum Hofthore hinaus, schwang sich auf sein Pferd und erreichte bald, indem er einen Seitenweg durch ein Gäßchen einschlug, die Straße nach Paris.

Nach Verlauf von zehn Minuten sah er hinter sich die zwei Laternen der Postchaise von Sarranti glänzen.

Das war fortan Alles, was er brauchte: er sah und wurde nicht gesehen. Es handelte sich nur darum, auch nicht gehört zu werden.

Er wählte die Seite des Weges und galoppirte immer ein Kilometer vor dem Wagen.

Man kam in Bondy an.

Hier war in einem Nu der Cabinetscourier in einen Postillon verwandelt, und gegen ein Trinkgeld

von fünf Franken, trat der Postillon, der fahren sollte, mit Dankbarkeit seine Tour ab.

Herr Sarranti erschien.

So nahe bei Paris war es nicht der Mühe werth anzuhalten; er steckte den Kopf durch den Schlag und verlangte Pferde.

„Hier sind schon, Herr, und zwar famose," antwortete Gibassier.

Es war in der That ein Paar von den trefflichen Schimmeln des Perche, welche immer wiehern und stampfen.

„Wollt ihr wohl ruhig sein, ihr Teufelsmähren!" rief Gibassier, während er sie ihren Platz mit der Geschicklichkeit eines vollendeten Postillon an der Deichsel einnehmen ließ.

Als sodann die Pferde angespannt waren, fragte der falsche Postillon, mit dem Hute in der Hand, an den Wagenschlag tretend:

„Wo werden Sie absteigen, Herr?"

„Place Saint-André-des-Arcs, Hotel du Grand-Turc," antwortete Herr Sarranti.

„Gut!" rief Gibassier, „es ist, als ob Sie schon dort wären!"

„Und wann werden wir da sein?" fragte Herr Sarranti.

„Oh! in anderthalb Stunden; die Funken müssen davon fliegen!"

„Rasch, vorwärts! zehn Franken Trinkgeld, wenn wir in einer Stunde an Ort und Stelle sind."

„Man wird da sein, Bürger!" sagte Gibassier.

Und er schwang sich auf das Sattelpferd und ging im Galopp ab.

Diesmal war er sicher, Sarranti werde ihm nicht entkommen.

Man erreichte die Barrière. Die Douaniers nahmen die rasche Durchsuchung vor, mit der sie die Reisenden beehren, welche mit Extrapost reisen, sprachen das sacramentliche Wort: „Weiter!" und Herr Sarranti, der sieben Jahre früher aus Paris durch die Barrière de Fontainebleau abgegangen war, kehrte dahin durch die Barrière de la Petite-Villette zurück.

Eine Viertelstunde nachher fuhr man in starkem Trabe in den Hof des Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, ein.

Es waren im Gasthause nur zwei Zimmer, welche auf demselben Boden einander gegenüberlagen, unbesetzt: die Nummer 6 und die Nummer 11.

Der Kellner führte Herrn Sarranti, und dieser wählte die Nummer 6.

Als der Kellner hinabging, rief Gibassier:

„He! sagen Sie doch, Freund!"

„Was gibt es, Postillon?" fragte verächtlich der Kellner.

„Postillon! Postillon!" wiederholte Gibassier; „ganz gewiß bin ich Postillon. Nun? ist dabei eine Schande?"

„Nicht daß ich wüßte; nur nenne ich Sie Postillon, weil Sie Postillon sind!"

„Gut!" sprach Gibassier.

Und er machte brummend zwei Schritte gegen seine Pferde.

„Was wollen Sie denn von mir?" fragte der Kellner.

„Ich? Nichts."

„Sie riefen ja vorhin . . .“

„Was?“

„„Sagen Sie doch, Freund!““

„Ah! es ist wahr . . . Nun, die Sache verhält sich so: Herrn Poirier . . . Sie kennen ihn wohl?“

„Welchen Herrn Poirier?“

„Ei! Herrn Poirier . . .“

„Ich kenne keinen Herrn Poirier.“

„Herrn Poirier, der Pächter bei uns: Sie kennen ihn nicht? Herrn Poirier, der eine Herde von vierhundert Stück Vieh hat! Sie kennen Herrn Poirier nicht?“

„Ich sage Ihnen, daß ich ihn nicht kenne.“

„Desto schlimmer! er wird mit dem Wagen von elf Uhr kommen, mit dem Wagen von Plat d'Etain. Sie kennen ihn wohl, den Wagen von Plat d'Etain?“

„Nein.“

„Sie kennen also Nichts? Was haben Sie denn Ihr Vater und Ihre Mutter gelehrt, wenn Sie weder Herrn Poirier, noch den Wagen von Plat d'Etain kennen? . . . Ah! man muß zugestehen, es gibt sehr fehlerhafte Eltern!“

„Wo wollen Sie denn aber hinaus mit Ihrem Herrn Poirier?“

„Ah! ich wollte Ihnen hundert Sous in seinem Auftrage geben; doch wenn Sie ihn nicht kennen...“

„Man kann Bekanntschaft machen.“

„Doch wenn Sie ihn nicht kennen . . .“

„Wozu denn aber diese hundert Sous? Er gibt mir nicht hundert Sous wegen meiner schönen Augen . . .“

„Oh! nein, da Sie schielen, mein Freund.“

„Gleichviel! warum beauftragt Sie Herr Poirier, mir hundert Sous zu geben?"

„Um ihm ein Zimmer im Hotel aufzubewahren, weil er im Faubourg Saint-Germain zu thun hat; und er sagte zu mir: „„Charpillon!..““ Das ist mein Name, Charpillon vom Vater auf den Sohn."

„Das freut mich sehr, Herr Charpillon."

„Er sagte zu mir: „„Charpillon, Du wirst hundert Sous dem Mädchen vom Hotel du Grand-Turc, Place Saint-André-des-Arcs, geben, damit es mir ein Zimmer aufbewahrt.““ Wo ist das Mädchen?"

„Das ist unnöthig, ich werde ihm das Zimmer so gut aufbewahren, als das Mädchen."

„Ei nein! da Sie ihn nicht kennen . . ."

„Ich brauche ihn nicht zu kennen, um ihm ein Zimmer aufzubewahren."

„Ah! das ist wahr; Sie sind nicht ganz so dumm, als Sie aussehen!"

„Ich danke."

„Hier sind die hundert Sous; Sie werden ihn wohl erkennen, wenn er kommt."

„Herrn Poirier?"

„Ja."

„Besonders, wenn er seinen Namen sagt."

„Oh! er wird ihn sagen; er hat keine Gründe, seinen Namen zu verheimlichen."

„Dann wird man ihn in das Zimmer Nummer 11 führen."

„Sehen Sie einen dicken Kumpan, mit einem Nasenwärmer, der ihm das halbe Gesicht bedeckt, und einem Ueberrocke von kastanienbraunem Castorin, so können Sie dreist sagen: „„Das ist Herr Poirier!““

Und hienach: gute Nacht! lassen Sie Nummer 11 gut heizen, denn Herr Poirier ist sehr verfroren . . . Ah! und warten Sie doch, ich glaube, es wäre ihm nicht unangenehm, wenn er ein gutes Abendbrod in seinem Zimmer fände."

„Schön!"

„Und ich vergaß noch . . ." sagte der falsche Charpillon.

„Was?"

„Die Hauptsache! Er trinkt nur Bordeaux-Wein."

„Wohl! er wird eine Flasche Bordeaux auf seinem Tische finden."

„Dann wird er nichts mehr zu wünschen haben, als Augen zu besitzen, wie die Deinigen, um gegen Bondy sehen zu können, wenn Charenton brennt."

Und mit einem gewaltigen Gelächter, das von dem Vergnügen zeugte, welches ihm dieser feine Scherz bereitete, verließ der falsche Postillon das Hotel du Grand-Turc.

Eine Viertelstunde nachher hielt ein Cabriolet vor der Thüre des Gasthauses; ein Mann stieg aus unter dem von Charpillon angegebenen Signalement und wurde, nachdem er sich als denselben Herrn Poirier, den man erwartete, zu erkennen gegeben, vom Kellner unter zahllosen Bücklingen in das Zimmer Nummer 11 geführt, wo ein gutes Abendbrod aufgetragen war, und wo eine Flasche Bordeaux-Wein, in einer vernünftigen Entfernung vom Feuer stehend, den Grad von Lauigkeit erreichte, welchen ihm, ehe sie ihn trinken, die wahren Feinzüngler geben.

III.

Man wird immer nur durch die Seinigen verrathen.

Fünf Minuten nachher war Herr Poirier im Besitze des Zimmers Nr. 11, und er kannte alle Winkel und Ecken desselben, als ob er dieses Zimmer sein ganzes Leben bewohnt hätte.

Herr Poirier war der Charakter, der am schnellsten mit den Menschen Bekanntschaft machte, und das Temperament, das sich am schnellsten mit den Orten familiarisirte; er erklärte indessen dem Kellner, er brauche Niemand zu seiner Bedienung, er liebe es, allein und ruhig zu essen, ohne Jemand zu haben, der ihm sein Glas vollschenke, ehe es leer sei, oder ihm seinen Teller wegnehme, so lange sich noch Speisen darauf finden.

Sobald er allein war und auf der Treppe die Tritte des Kellners hatte erlöschen hören, öffnete der falsche Poirier oder der ächte Gibassier, wie man will, die Thüre wieder.

Gerade in demselben Augenblicke öffnete Herr Sarranti auch die seinige.

Gibassier hielt seine Thüre nicht geschlossen, sondern an das Gesims angelehnt.

Herr Sarranti gab dem Zimmermädchen, das sein Bett gemacht hatte, ein paar Befehle, welche andeuteten, er werde in ein paar Stunden zurücksein.

„Ho! ho!" sagte Gibassier zu sich selbst, „es scheint, trotz der vorgerückten Stunde will mein Nach-

bar einen kleinen Gang machen. Sehen wir, nach welcher Seite er wandeln wird."

Gibassier löschte die zwei Kerzen aus, welche auf seinem Tische brannten, und öffnete sein Fenster, ehe Herr Sarranti die Schwelle der Hausthüre überschritten hatte.

Einen Augenblick nachher sah er ihn hinausgehen und den Weg durch die Rue Saint-André-des-Arcs nehmen.

„Ich bin sicher, daß er zurückkommen wird," sagte er zu sich selbst, „da er nicht errathen konnte, ich sei da, um die Befehle zu behorchen, die er gab. Bah! keine Trägheit, treiben wir unser Handwerk gewissenhaft und erfahren wir, wohin er geht."

Er ging rasch hinab und folgte ihm durch die Rue de Bussy, über den Marché Saint-Germain, die Place Saint-Sulpice und in die Rue du Pot-de-Fer, wo er ihn in ein Haus eintreten sah, ohne nur die Nummer anzuschauen.

Gibassier war neugieriger als er: Herr Sarranti war in Nummer 28 eingetreten.

Gibassier ging die Straße hinauf, zog sich längs dem Hotel Cossé-Brissac hin und wartete.

Er wartete nicht lange: Herr Sarranti trat nur ein und kam wieder heraus.

Doch sodann, statt die Rue du Pot-de-Fer hinabzugehen, ging er dieselbe hinauf, das heißt, er ging an Gibassier vorbei, der sich kluger und schamhafter Weise gegen die Mauer umwandte, und schlug den Weg durch die Rue de Vaugirard ein. Nachdem er eine Zeit lang dieser Straße gefolgt, sodann längs dem Odeon-Theater auf der Seite des Eingangs der

Schauspieler hinmarschirt war, die Place Saint-Michel überschritten hatte, drang Herr Sarranti in die Rue des Postes ein und gelangte vor ein Haus, dessen Nummer er diesmal anschaute.

Dieses Haus, unsere Leser kennen es schon, oder wenn sie es nicht wiedererkennen, so werden sie es auf die erste Bezeichnung erkennen. Neben der Impasse des Vignes und gegenüber der Rue du Puits-qui-parle liegend, war es kein anderes, als jener Zauberbecher, durch welchen, Korkkügelchen ähnlich, diese so vergeblich von Herrn Jackal im Hause gesuchten und so wunderbar von ihm bei seinem gefahrvollen Hinablassen zu Gibassier wiedergefundenen Carbonari verschwunden waren.

Der Exgaleerensklave erbleichte, als er die berüchtigte Rue du Puits-qui-parle erblickte und in dieser Straße den Brunnen, in dem er so lange und traurige Stunden zugebracht hatte. Ein unbekannter Schauer durchzog seinen ganzen Leib, und ein kalter Schweiß befeuchtete seine Stirne. Zum ersten Male seit seinem Abgange aus dem Hotel-Dieu, um nach Kehl zu reisen, empfand er einen schmerzlichen Eindruck.

Die Straße war einsam. Herr Sarranti, als er vor dem Hause angelangt war, blieb stehen und erwartete ohne Zweifel, um einzutreten, die vier anderen Gefährten, die zur Einführung nöthig, welche, wie man sich erinnert, zu fünf und fünf stattfand.

Bald erschienen drei in Mäntel gehüllte Männer und gingen gerade auf Herrn Sarranti zu, und nachdem sie das Erkennungszeichen ausgetauscht hatten, warteten alle Vier auf den Fünften.

Gibassier schaute umher, um zu sehen, ob der

Fünfte nicht komme, und als er nicht einmal einen Schatten erscheinen sah, dachte er, das sei der rechte Augenblick, um einen Meisterstreich auszuführen.

Durch Herrn Jackal in die Mysterien dieses Hauses eingeweiht, mit den Maurerzeichen aller geheimen Gesellschaften vertraut, schritt er gerade auf die Gruppe zu, nahm die erste Hand, die sich gegen ihn ausstreckte, und machte das Erkennungszeichen; dieses Zeichen bestand darin, daß man dreimal die Hand von innen nach außen drehte.

Hierauf steckte einer von den Männern den Schlüssel in das Schloß, und alle Fünf traten ein.

Das Innere des Hauses war ausgebessert und so wieder angemalt, daß keine Spur mehr von der Passage von Carmagnole durch die Mauer und vom Sturze von Vol-au-Vent durch den Fensterrahmen blieb.

Diesmal war zwar nicht davon die Rede, in die Katakomben hinabzusteigen. Vier einander unbekannte Chefs hatte man zusammenberufen, um die vertraulichen Mittheilungen von Herrn Sarranti zu empfangen.

Dieser kündigte ihnen an, binnen drei Tagen werde der Herzog von Reichstadt in Saint-Leu-Taverny sein; und er gedenke dort bis zu dem Augenblicke verborgen zu bleiben, wo man nöthig hätte, dem Volke die Fahne zu zeigen, in deren Namen man sich erhob.

Da es die Gewohnheit der Affiliirten war, um die Polizei irre zu führen, jede Gelegenheit zu benützen, die sich ihnen zu einer Versammlung bot, so wurde verabredet, es sollten sich, weil am andern

Tage das Leichenbegängniß des Herrn Herzog de la Rochefoucauld stattfand, alle Logen und alle Vente entweder in der Himmelfahrtskirche oder in den umliegenden Straßen einfinden.

Hier würde man die letzten Instructionen der obersten Venta empfangen.

In jedem Falle sollte bis zur Ankunft des Herzogs von Reichstadt ein Ausschuß in Permanenz bleiben.

Man trennte sich um ein Uhr des Morgens.

Gibassier befürchtete nur Eines: vor der Thüre den Affiliirten zu treffen, dessen Platz er eingenommen; dieser war nicht da. Ohne Zweifel war er gekommen; doch da er seine vier Gefährten nicht hatte kommen sehen, so hatte es ihm Langweile gemacht, auf sie zu warten, und er war im Glauben, die Sache sei verschoben, nach Hause zurückgekehrt.

Herr Sarranti verließ seine vier Gefährten vor der Thüre, und Gibassier, der nicht bezweifelte, er kehre nach dem Hotel du Grand-Turc zurück, verschwand an der Ecke der ersten Straße, lief über Hals und Kopf, kam ihm zehn Minuten zuvor, trat in das Gasthaus ein, setzte sich zu Tische und aß mit dem Hunger eines Reisenden, welcher mit verhängten Zügeln fünfunddreißig bis vierzig Meilen gemacht, und die Befriedigung eines Menschen hat, der sich bewußt ist, er habe gewissenhaft seine Pflicht erfüllt.

Er empfing auch den süßen Lohn für alle seine Mühewaltungen, als er auf der Treppe den Tritt von Herrn Sarranti hörte, den er schon studirt hatte, um ihn unter tausend zu erkennen.

Die Thüre von Nummer 6 öffnete sich und schloß sich wieder.

Alsdann hörte Gibassier das Knirschen des Schlüssels, der zweimal im Schlosse gedreht wurde. Das war ein sicheres Zeichen, daß Herr Sarranti nach Hause gekommen war, um nicht mehr auszugehen, — wenigstens bis am andern Morgen.

„Gute Nacht, lieber Nachbar," murmelte Gibassier.

Dann klingelte er dem Kellner.

Der Kellner erschien.

„Sie werden bei mir morgen früh ... oder vielmehr heute um sieben Uhr," sagte Gibassier sich verbessernd, „einen Commissionär eintreten lassen. Er wird einen sehr pressanten Brief in die Stadt zu tragen haben."

„Will der Herr den Brief mir geben," erwiederte der Kellner, „so wird man ihn wegen einer solchen Kleinigkeit nicht aufwecken."

„Einmal ist mein Brief keine Kleinigkeit," sagte Gibassier, „und dann wird es mir gar nicht unangenehm sein, wenn man mich so frühzeitig weckt."

Der Kellner verbeugte sich zum Zeichen des Gehorsams und nahm das Couvert weg; nur bat ihn Gibassier, im Zimmer ein herrliches kaltes Huhn, und was von seiner zweiten Flasche Bordeaux übrig war, zu lassen, indem er sagte, wie König Ludwig XIV. liebe er es nicht, zu schlafen, ohne ein en cas*) im Bereiche seiner Hand zu haben.

---

*) Für den Fall, daß er Hunger bekäme.

Der Kellner stellte auf den Kamin das unberührte Huhn und die angegriffene Flasche.

Hienach entfernte er sich mit dem Versprechen, den Commissionär am Morgen auf den Schlag sieben Uhr eintreten zu lassen.

Als der Kellner weggegangen war, schloß Gibassier seine Thüre doppelt, öffnete den Secretär, in welchem eine Feder, Tinte und Papier zu finden er sich vorher schon versichert hatte, und fing an für Herrn Jackal seine Reiseeindrücke von Kehl nach Straßburg zu schreiben.

Wonach er sich zu Bette legte.

Um sieben Uhr klopfte der Commissionär an die Thüre.

Schon auf, schon angekleidet, schon bereit, ins Feld zu ziehen, rief Gibassier:

„Herein!“

Der Commissionär trat ein.

Gibassier warf einen raschen Blick auf ihn, und ehe dieser Mensch nur ein Wort gesprochen, erkannte er den Vollblut-Auvergnat: er konnte ihm seine Botschaft mit vollem Vertrauen übergeben.

Er gab ihm zwölf Sous statt zehn, erklärte ihm alle Winkel des Palastes der Rue de Jerusalem, und sagte ihm, die Person, an welche der Brief gerichtet sei, müsse an diesem Morgen von einer großen Reise zurückgekommen sein, oder werde im Verlaufe des Tages zurückkommen.

Sei diese Person zurückgekommen, so soll er ihr den Brief zu eigenen Händen im Auftrage von Herrn Bagnères de Toulon, — das war der aristokratische Name von Gibassier, — übergeben; sei sie noch nicht

angekommen, so soll er den Brief bei ihrem Secretär zurücklassen.

Der Auvergnat ging völlig unterrichtet ab.

Es verlief eine Stunde. Die Thüre von Herrn Sarranti blieb geschlossen; nur hörte man ihn hin und hergehen und die Meubles seines Zimmers verrücken.

Um etwas zu thun, beschloß Gibassier, zu frühstücken.

Er klingelte dem Kellner, ließ sich sein Gedeck legen, sein Huhn und seinen Rest von Bordeaux vorsetzen, und schickte den Kellner wieder weg.

Gibassier hatte schon seine Gabel in den Schlägel seines Huhns gesteckt, er hatte schon sein Messer dem Gelenke des Flügels genähert, in dessen Gliederfuge er es schlüpfen zu lassen sich anschickte, als die Thüre seines Nachbars auf ihren Angeln knarrte.

„Teufel!" sagte er, indem er aufstand, „mir scheint, wir gehen sehr frühzeitig aus."

Seine Augen richteten sich auf die Pendeluhr: sie bezeichnete ein Viertel nach acht.

„Ei! ei!" fügte er bei, „es ist nicht mehr so früh."

Herr Sarranti ging die Treppe hinab.

Wie am Tage vorher lief Gibassier ans Fenster, aber er öffnete es diesmal nicht, sondern schob nur die Vorhänge auseinander; doch er wartete vergebens: Herr Sarranti erschien nicht auf dem Platze.

„Ho! ho!" sagte Gibassier zu sich selbst, „was macht er denn unten? sollte er seine Rechnung bezahlen? denn er kann unmöglich so schnell hinausgegangen sein, daß ich zu spät ans Fenster gekom-

men wäre . . . Wenn er nicht etwa an der Mauer hingegangen ist," dachte er; „selbst in diesem Falle könnte er noch nicht fern sein."

Und rasch das Fenster öffnend neigte sich Gibassier hinaus, um den Platz in allen Richtungen auszukundschaften.

Nichts, was Sarranti glich.

Er wartete ungefähr vier bis fünf Minuten, und da er nicht errathen konnte, warum Herr Sarranti nicht hinausging, so schickte er sich an hinabzugehen, um sich nach ihm zu erkundigen, als er ihn endlich die Thürschwelle überschreiten und sich, wie am vorhergehenden Tage, nach der Rue Saint-André-des-Arcs wenden sah.

„Ich vermuthe wohl, wohin Du gehst," murmelte Gibassier; „Du gehst in die Rue du Pot-de-Fer. Du hast gestern Niemand zu Hause getroffen, und Du willst sehen, ob Du heute glücklicher bist. Ich könnte es wohl unterlassen, Dir zu folgen, doch die Pflicht vor Allem."

Und er nahm seinen Hut und sein Cache-nez, ließ sein Huhn unberührt, und erkannte die Güte der Vorsehung, die ihm diesen kleinen Morgengang auferlegte, um seinen Appetit zu reizen.

Doch zu seinem großen Erstaunen wurde er auf der letzten Stufe der Treppe von einem Manne angehalten, in dem er an seinem Gesichte und an seiner Miene sogleich einen untergeordneten Agenten der Polizei erkannte.

„Ihre Papiere?" fragte ihn dieser.

„Meine Papiere?" wiederholte Gibassier erstaunt.

„Bei Gott! Sie wissen wohl, daß man, um in einem Hotel garni zu wohnen, Papiere haben muß."

„Das ist richtig," sagte Gibassier, „nur glaubte ich nicht, man habe, um von Bondy nach Paris zu gehen, einen Paß nöthig."

„Hat man seine Wohnung in Paris, oder man wohnt bei einem Freunde — nein; wohnt man aber in einem Hotel garni — ja."

„Ah! das ist richtig," sprach Gibassier, der besser als irgend Jemand aus der Erfahrung, die er in der Vergangenheit hierüber gemacht hatte, die Nothwendigkeit eines Passes, um ein Lager zu finden, kannte; „man wird Ihnen auch seine Papiere zeigen."

Und er störte in allen Taschen seiner Castorine.

Die Taschen der Castorine von Gibassier waren leer.

„Was Teufels habe ich denn mit meinen Papieren gethan?" sagte er.

Der Agent machte eine Geberde, die man mit den Worten übersetzen konnte: „Sobald ein Mensch seine Papiere nicht sogleich findet, findet er sie nie."

Und durch einen Wink empfahl er Wachsamkeit zwei in schwarze Ueberröcke gekleideten Männern, welche, dicke Stöcke tragend, unter dem Thore des Gasthauses warteten.

„Ah! alle Wetter!" sagte Gibassier; „ich weiß, was ich mit meinen Papieren gemacht habe."

„Desto besser!" erwiederte der Agent.

„Ich habe sie im Posthause von Bondy gelassen, als ich meine Courier-Verkleidung ablegte, um meine Postillons-Tracht anzuziehen."

„Wie?" fragte der Agent.

„Ja," sagte Gibassier lachend; „zum Glücke brauche ich keine Papiere."

„Wie, Sie brauchen keine Papiere?"

„Nein."

Und sich dem Ohre des Agenten nähernd, sagte er:

„Ich bin Einer der Ihrigen."

„Der Unserigen?"

„Ja, lassen Sie mich also passiren."

„Ah! ah! Sie haben Eile, wie es scheint?"

„Ich folge Jemand," sagte Gibassier mit einer Miene des Einverständnisses und mit dem Auge blinzelnd.

„Sie folgen Jemand?"

„Ich folge einem Verschwörer, und zwar einem der Gefährlichsten."

„Wahrhaftig! Und wo ist dieser Jemand?"

„Ei! Sie mußten ihn sehen; es ist der Mann, der so eben hinabging; fünfzig Jahre, ergrauender Schnurrbart, bürstenförmig geschnittene Haare, militärische Tournure. Sie haben ihn nicht gesehen?"

„Doch, ich habe ihn gesehen."

„Nun wohl," sagte Gibassier immer lachend, „er war es, den Sie verhaften mußten, und nicht ich."

„Ja, doch da er seine Papiere hatte, und zwar vollkommen in Ordnung, so ließ ich ihn passiren, und da Sie die Ihrigen nicht haben, so verhafte ich Sie."

„Wie! Sie verhaften mich?"

„Allerdings; glauben Sie etwa, ich werde mir Zwang anthun?

„Sie verhaften mich?"

„Ja, Sie."

„Mich, den speciellen Agenten von Herrn Jackal?"

„Der Beweis?"

„Gut! ich werde Ihnen den Beweis geben, und das wird nicht schwierig sein."

„Geben Sie also."

„Doch mittlerweile entflieht vielleicht mein Mann!" rief Gibassier.

„Ja, ich begreife, und Sie würden gern dasselbe thun wie er."

„Ich, entfliehen? Ah! warum denn? Man sieht wohl, daß Sie mich nicht kennen! Entfliehen, nein; ich finde meine neue Lage zu unangenehm . . ."

„Gut! gut!" sagte der Agent, „genug der Worte."

„Wie, genug der Worte . . ."

„Ja, folgen Sie mir, oder . . ."

„Oder?"

„Oder man wird bewaffnete Mannschaft requiriren."

„Da ich Ihnen aber sage," wiederholte Gibassier schäumend vor Zorn, „ich gehöre zur speciellen Polizei von Herrn Jackal."

Der Agent schaute ihn mit einer Miene der Verachtung an, welche bedeutete: „Sie abgeschmackter Mensch!"

Und er zuckte die Achseln und winkte den zwei Agenten in schwarzem Ueberrocke, ihm zu Hülfe zu kommen.

Sie kamen als zu dieser Uebung dressirte Leute herbei.

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Freund!" sagte Gibassier.

„Ich bin nicht der Freund von Individuen, welche keinen Paß haben,“ erwiederte der Agent.

„Herr Jackal wird Sie streng bestrafen!“

„Mein Befehl ist, auf die Polizei-Präfectur die Reisenden zu führen, welche keinen Paß haben; Sie haben keinen Paß, ich führe Sie auf die Polizei-Präfectur; nichts kann einfacher sein.“

„Aber, Donnerwetter! ich sage Ihnen ...“

„Zeigen Sie Ihr Auge.“

„Mein Auge?“ versetzte Gibassier. „Es ist gut für subalterne Agenten wie Sie, ein Auge zu haben; doch ich, ich ...“

„Ja, Sie haben zwei, ich begreife; nun wohl! dann werden Sie den Weg besser erkennen, dem wir folgen. Vorwärts!“

„Sie wollen es?“

„Ich glaube wohl, daß ich es will.“

„Halten Sie sich nur an sich selbst wegen des Schlimmen, das Ihnen widerfahren wird.“

„Vorwärts! vorwärts! es ist genug in den Tag hinein geschwatzt; folgen Sie mir gutwillig, oder man wird genöthigt sein, Gewalt anzuwenden.“

Und der Agent zog aus seiner Tasche ein hübsches kleines Paar Daumeneisen, das nur die Ehre haben wollte, Bekanntschaft mit den Händen von Gibassier zu machen.

„Gut,“ sagte Gibassier, der wohl einsah, in welcher falschen Stellung er sich befand, und in welche noch falschere er sich bringen konnte, „ich folge Ihnen.“

„Dann werde ich die Ehre haben, Ihnen den Arm anzubieten, während diese zwei Herren hinter

uns gehen sollen," sagte der Agent, „denn Sie scheinen mir ein Bursche zu sein, der im Stande ist, sich an der nächsten Straßenecke aus dem Staube zu machen."

„Ich habe meine Pflicht gethan," sprach Gibassier, indem er die Hand zum Himmel erhob, als wollte er ihn zum Zeugen nehmen, daß er in der That bis zum Ende gekämpft habe.

„Rasch, Ihren Arm, und noch etwas Besseres!"

Gibassier wußte, wie sich der Arm eines Menschen, den man verhaftet, auf den Arm des Mannes legt, der verhaftet. Er ließ sich also nicht mehr bitten und gewährte dem Agenten jede Leichtigkeit.

Dieser erkannte einen Kunden.

„Ah!" sagte er, „es ist nicht das erste Mal, daß Ihnen das begegnet, mein guter Mann."

Gibassier schaute den Agenten mit der Miene eines Mannes an, der in seinem Innern sagt: „Gut! doch wer zuletzt lacht, lacht am Besten."

Dann sprach er entschlossen laut:

„Lassen Sie uns gehen!"

Und Gibassier und der Agent verließen das Hotel du Grand-Turc, wie zwei gute alte Freunde.

Die zwei Polizeimenschen in schwarzem Ueberrocke kamen sodann, mit der zarten Aufmerksamkeit, daß sie sich den Anschein gaben, als gehörten sie, wie Grippe-Soleil, nicht zu der Gesellschaft von Monseigneur.

IV.

Der Triumph von Gibassier.

Gibassier und der Agent wandten sich also oder der Polizeiagent wandte vielmehr Gibassier nach der Rue de Jerusalem.

Man begreift, daß nach den durch den Beglaubiger der Pässe genommenen Maßregeln jede Flucht unmöglich war.

Fügen wir übrigens zum Ruhme von Gibassier bei, daß ihm der Gedanke, zu fliehen, nicht einmal kam.

Mehr noch: das spöttische Aussehen seiner Physiognomie, das Lächeln des Mitleids, das auf seinen Lippen schwebte, wenn er den Agenten anschaute, die sorglose, ungezwungene, hochmüthige Art, wie er sich auf die Polizei-Präfectur führen ließ, offenbarten ein ruhiges Gewissen. Mit einem Worte, er schien seinen Entschluß gefaßt zu haben und ging mehr als ein stolzer Märtyrer, denn als ein ergebenes Opfer einher.

Von Zeit zu Zeit warf ihm der Agent einen Seitenblick zu.

Je näher Gibassier der Präfectur kam, desto mehr, statt sich zu verdüstern, heiterte sich seine Stirne auf; er dachte an den Sturm von Flüchen, den der Zorn von Herrn Jackal bei seiner Rückkehr auf das Haupt des unglücklichen Agenten würde fallen lassen.

Diese Heiterkeit, welche wie eine Glorie um die reinen Stirnen glänzt, fing an den Führer von Gibassier zu erschrecken. Während des ersten Vier-

tels vom Wege hatte er keinen Zweifel gehabt, er bringe einen wichtigen Fang; auf halbem Wege zweifelte er; auf drei Vierteln war er überzeugt, er habe eine Dummheit begangen.

Der Zorn von Herrn Jackal, mit dem ihn Gibassier bedroht hatte, fing schon an, wie es ihm schien, schwer über seinem Haupte zu tosen.

Eine Folge hievon war, daß nach und nach der Arm des Agenten sich lockerte und dem Arme von Gibassier die Freiheit seiner Bewegungen ließ.

Gibassier bemerkte diese relative Freiheit, die ihm gewährt wurde; da er sich aber nicht in der Ursache täuschte, welche die Armmuskeln seines Gefährten lockerte, so schien er nicht darauf Acht zu geben.

Der Agent, der Danksagungen von seinem Gefangenen zu erhalten hoffte, ward äußerst unruhig, als er bemerkte, so wie sein eigener Arm sich abspanne, schließe sich der von Gibassier fester an.

Er hatte einen Gefangenen gemacht, der ihn nicht loslassen wollte.

„Teufel," sagte er zu sich selbst, „sollte ich mich geirrt haben?"

Er blieb einen Augenblick stehen, um zu überlegen, schaute Gibassier vom Kopfe bis zu den Füßen an, und da er sah, daß dieser ihn seinerseits von den Füßen bis zum Kopfe mit einer spöttischen Miene anschaute, welche immer mehr beunruhigend wurde, so sagte er zu ihm:

„Mein Herr, Sie kennen die Strenge unserer Pflichten. Man sagt zu uns: „„Verhafte!"" und wir verhaften; daraus geht zuweilen hervor, daß wir in beklagenswerthe Irrthümer verfallen. Es ist wahr,

daß wir meistens Verbrecher festnehmen, es geschieht aber auch manchmal aus Irrthum, daß wir die Hand an ehrliche Leute legen."

„Sie glauben?" fragte Gibassier mit höhnischer Miene.

„Und zwar an sehr ehrliche Leute," wiederholte der Agent.

Gibassier schaute ihn mit einer Miene an, welche bezeichnete: „Ich bin ein lebendiger Beweis hievon."

Die Heiterkeit dieses Blickes verrückte dem Polizeimann vollends den Kopf, und im Tone ausnehmender Höflichkeit fügte er bei:

„Mein Herr, ich befürchte, ich habe einen Mißgriff dieser Art begangen, doch es ist noch Zeit, ihn wieder gut zu machen."

„Ei! was wollen Sie damit sagen?" fragte verächtlich Gibassier.

„Ich will sagen, mein Herr, ich befürchte einen ehrlichen Mann verhaftet zu haben."

„Ich glaube es wohl, bei Gott! daß Sie das befürchten müssen," erwiederte der Galeerensklave, indem er ihn mit strengem Auge anschaute.

„Ich hielt Sie beim ersten Anblicke für eine zweideutige Person; doch ich sehe nun, daß dem nicht so ist, und daß Sie im Gegentheile von den Unsern sind."

„Von den Ihrigen?" sagte verächtlich Gibassier.

„Und," fügte der Agent demüthig bei, „wie ich so eben bemerkte, da es noch Zeit ist, diesen kleinen Mißgriff wieder gut zu machen . . ."

„Nein, mein Herr, es ist nicht mehr Zeit," entgegnete lebhaft Gibassier, „denn in Folge dieses Mißgriffes ist der Mann, über den ich zu wachen beauf-

tragt war, entkommen... Und was für ein Mann? Ein Verschwörer, der vielleicht in acht Tagen die Regierung umgestürzt haben wird ..."

„Mein Herr, wenn Sie wollen, so unternehmen wir Beide sogleich seine Verfolgung, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir Beide ..."

Es lag nicht in den Wünschen von Gibassier, mit irgend Jemand die Ehre des Fanges von Herrn Sarranti zu theilen.

Er unterbrach auch seinen subalternen Collegen:

„Nein, mein Herr, und Sie werden, wenn's beliebt, vollenden, was Sie angefangen haben."

„Oh! nein," erwiederte der Agent.

„Oh! ja," sprach Gibassier.

„Nein, und zum Beweise gehe ich."

„Sie gehen?"

„Ja."

„Sie gehen, wie?"

„Wie man geht. Ich bezeuge Ihnen meine Ehrfurcht und wende Ihnen den Rücken zu."

Und der Agent pirouettirte in der That auf seinen Absätzen und wandte Gibassier den Rücken zu, doch dieser packte ihn nun seinerseits beim Arme, ließ ihn einen Halbkreis links beschreiben, und sagte:

„Nein, Sie haben mich verhaftet, um mich nach der Polizei-Präfectur zu führen, und Sie werden mich dahin führen.

„Ich werde Sie nicht dahin führen."

„Oh! Sie werden mich dahin führen, alle Teufel! oder Sie werden sagen, warum nicht. Verliere ich meinen Mann, so muß Herr Jackal wissen, wer ihn mich verlieren gemacht hat."

„Nein, mein Herr, nein!“

„Dann verhafte ich Sie und führe Sie auf die Präfectur, verstehen Sie wohl?“

„Sie verhaften mich?“

„Ja, ich.“

„Und mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte des Stärkeren.“

„Ich werde meine zwei Männer rufen.“

„Thun Sie das nicht, oder ich rufe die Vorübergehenden. Sie wissen, daß Sie nicht angebetet sind, meine Herren von der Rothen, und ich erzähle, nachdem Sie mich ohne Grund verhaftet haben, wollen Sie mich freilassen, weil Sie wegen Ihres Mißbrauchs der Gewalt bestraft zu werden befürchten... wir sind, bei meiner Treue! so nahe am Flusse!...“

Der Polizeimann wurde weiß wie ein Leintuch; die Vorübergehenden fingen in der That an sich anzuschaaren. Er wußte aus der Erfahrung, daß das Volk zu jener Zeit keine sehr große Zärtlichkeit für die Mouchards hegte. Er schaute Gibassier mit einer so flehenden Miene an, daß dieser auf dem Punkte war, sich erweichen zu lassen.

Doch genährt von den Maximen von Herrn von Talleyrand, drängte Gibassier diese erste Bewegung zurück: er mußte vor Allem bei Herrn Jackal gerechtfertigt sein.

Er schloß daher seine Hand in Form einer Zange um das Faustgelenke des Agenten und führte ihn, vom Gefangenen Gendarme werdend, er mochte wollen oder nicht, auf die Präfectur.

Der Hof der Präfectur war voll von einer ungewöhnlichen Menge.

Was wollte diese Menge hier?

Wir sagten in einem vorhergehenden Kapitel, man habe unbestimmt durch die Luft etwas wie die ersten Winde eines Aufstandes ziehen gefühlt.

Diese Menge, welche den Hof füllte, bestand aus Personen, die eine Rolle beim Aufstande spielen sollten und hierher kamen, um das Losungswort zu holen.

Gibassier, der seit seiner Jugend gewohnt war, in den Hof der Präfectur mit Handschellen einzutreten und sich in einem vergitterten Wagen daraus zu entfernen, empfand eine Freude ohne Beimischung, als er in diesen Hof führend, statt geführt zu werden, eintrat.

Der Eintritt von Gibassier war in der That ein Triumpheinzug. Er hielt den Kopf hoch und die Nase im Winde, während sein unglücklicher Gefangener ihm folgte wie eine rhedelos gemachte Fregatte dem hochbordigen Schiffe folgt, welches sie, alle Segel im Winde und mit wehender Flagge, im Schlepptau führt.

Es herrschte einen Augenblick Zweifel in dieser ehrenwerthen Menge. Man glaubte Gibassier in seiner Bastide*) in Toulon, und nun erschien Gibassier plötzlich wie ein Chef in Function.

Gibassier aber, als er sah, in welchem Zweifel man über ihn schwebte, grüßte nach rechts und nach

---

*) Bastide im Süden von Frankreich Landhaus, Lusthaus, wird im Scherze häufig für Galeeren gebraucht.

links, die Einen mit einer freundschaftlichen Miene, die Anderen mit einer Protectorsmiene; so daß sich auf diese Begrüßung ein sanftes Gemurmel erhob und Mehrere mit einem Eifer auf ihn zukamen, der von ihrem Glücke, einen alten Collegen wiederzufinden, zeugte.

Man wechselte tausend Händedrücke und tausend Complimente, und dies zur großen Verwirrung des Agenten, den Gibassier mit Mitleid anzuschauen anfing. Dann stellte man Gibassier dem Aeltesten der Brigade vor, einem ehrwürdigen Fälscher, der, unter gewissen zwischen ihm und Herrn Jackal verhandelten Bedingungen, in die Welt zurückgekehrt war. Er kam von Brest; er hatte auch Gibassier nicht gekannt, und Gibassier kannte ihn nicht; doch der Letztere hatte so oft bei seinen Abendgesellschaften an der Küste des Mittelländischen Meeres von diesem ausgezeichneten Greise reden hören, daß er seit langer Zeit seine ehrwürdigen Hände zu drücken wünschte.

Der Aelteste empfing ihn väterlich.

„Mein Sohn," sprach er zu ihm, „längst wünschte ich Sie zu sehen. Ich habe Ihren Vater sehr gut gekannt . . ."

„Meinen Vater?" versetzte Gibassier, der nie einen Vater von sich gekannt hatte; „dieser Bursche ist glücklicher als ich."

„Es ist ein wahres Glück," fuhr der Aelteste fort, „an Ihnen die Züge dieses rechtschaffenen Mannes wiederzufinden. Bedürfen Sie einiger Rathschläge, so wenden Sie sich an mich, mein Sohn; ich stelle mich zu Ihrer Verfügung."

Die ganze Gesellschaft schien neidisch auf dieses

Patent eines großen Mannes zu sein, das ihr Aeltester Gibassier gegeben hatte.

Sie umringte den Galeerensklaven, und nach fünf Minuten hatte Herr Bagnères de Toulon vor den Augen des durch einen solchen Triumph völlig verdummten Agenten tausend Dienstanerbieten und tausend Freundschaftsbetheuerungen empfangen.

Gibassier schaute ihn mit der Miene eines Mannes an, welcher fragt: „Nun, habe ich Sie belogen?“

Der Agent neigte das Haupt.

„Sagen Sie nun,“ sprach Gibassier zu ihm, „gestehen Sie offenherzig, daß Sie nur ein Esel sind?“

„Ich gestehe es offenherzig,“ antwortete der Polizeimann, der wohl noch etwas ganz Anderes gestanden haben würde, hätte ihn Gibassier darum gebeten.

„Nun wohl,“ sagte Gibassier, „sobald Sie dies gestehen, ist die Ehre befriedigt, und ich verspreche Ihnen, mild gegen Sie bei der Rückkehr von Herrn Jackal zu sein.“

„Bei der Rückkehr von Herrn Jackal?“ fragte der Agent.

„Ja, bei der Rückkehr von Herrn Jackal werde ich mich damit begnügen, daß ich ihm Ihren Mißgriff als ein Uebermaß von Eifer vorstelle. Sie sehen, daß ich ein guter Teufel bin.“

„Herr Jackal ist schon zurückgekommen,“ sagte der Agent, der, befürchtend, den guten Willen von Gibassier erkalten zu sehen, sich beeiferte, ihn unverzüglich zu benützen.

„Wie! Herr Jackal ist zurückgekommen?“ rief Gibassier.

„Ja, allerdings.“

„Und seit wann?“

„Seit diesem Morgen um sechs Uhr.“

„Und Sie sagten mir das nicht!“ rief Gibassier mit donnernder Stimme.

„Sie haben es mich nicht gefragt, Excellenz,“ antwortete demüthig der Agent.

„Sie haben Recht, mein Freund,“ erwiederte Gibassier sich besänftigend.

„Mein Freund!“ murmelte der Agent; „Du hast mich Deinen Freund genannt, o großer Mann! befiehl, was ich für Dich thun kann!“

„Zu Herrn Jackal wollen wir gehen, alle Teufel! und zwar ohne eine Minute zu verlieren.“

„Gehen wir,“ sagte der Agent, indem er Schritte von einem Mètre machte, während die Normaltrennung seiner Beine nur zwei und ein halber Fuß war.

Gibassier grüßte die Versammlung zum letzten Male mit der Hand winkend, durchschritt den Hof, vertiefte sich ein paar Schritte unter dem Gewölbe, das dem Thore gegenüber liegt, wählte links dieselbe kleine Treppe, die wir Salvator haben wählen sehen, stieg zwei Stockwerke hinauf, eilte durch einen düstern Corridor rechts und kam vor die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal.

Der Aufwärter vom Dienste, der nicht Gibassier, sondern den Agenten erkannte, öffnete sogleich die Thüre von Herrn Jackal.

„Nun, was machen Sie, Dummkopf?“ fragte Herr Jackal. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, ich sei nur für Gibassier zu Hause?“

„Hier bin ich, lieber Herr Jackal!“ rief Gibassier.

Sodann sich gegen den Agenten umwendend:

„Sie hören, er war nur für mich zu Hause?“

Der Agent hielt sich mit beiden Händen an, um nicht auf die Kniee zu fallen.

„Auf,“ sagte Gibassier, „folgen Sie mir; ich habe Ihnen versprochen mild zu sein, und ich werde mein Versprechen halten.“

Und er trat bei Herrn Jackal ein.

„Wie, Sie sind es, Gibassier?“ sagte der Chef; „ich hatte Ihren Namen aufs Gerathewohl genannt ...“

„Und ich bin äußerst stolz auf diese Erinnerung, mein Herr,“ erwiederte Gibassier.

„Sie haben also Ihren Mann verlassen?“ fragte Herr Jackal.

„Ach! Herr,“ antwortete Gibassier, „er hat mich verlassen.“

Herr Jackal faltete ernst die Stirne. Gibassier gab dem Agenten einen Stoß mit dem Ellenbogen, als wollte er ihm sagen: „Sie sehen, daß Sie mich in eine abscheuliche Patsche gebracht haben.“

„Herr,“ sagte Gibassier auf den Schuldigen deutend, „befragen Sie diesen Mann; ich will seine Lage nicht erschweren; er wird Ihnen Alles sagen.“

Herr Jackal hob seine Brille bis oben auf seine Stirne empor, um denjenigen zu erkennen, mit welchem er es zu thun hatte.

„Ah! Du bist es, Fourrichon,“ rief er; „nähere Dich und sage, in wie fern Du Ursache bist, daß meine Befehle nicht vollzogen worden sind.“

Fourrichon sah, daß es nicht möglich war, Umschweife zu machen. Er faßte seinen Entschluß, und

wie ein Zeuge vor einem Gerichte, sagte er die Wahrheit, die volle Wahrheit, nichts als die Wahrheit.

„Sie sind ein Esel," rief Herr Jackal dem Agenten zu.

„Seine Excellenz der Herr Graf Bagnères de Toulon hat mir schon die Ehre erwiesen, dies zu sagen," erwiederte der Polizeimann mit tiefer Zerknirschung.

Herr Jackal schien zu suchen, wer die illustre Person sein könnte, welche ihm über Fourrichon eine so sehr mit der seinigen übereinstimmende Meinung aussprechend zuvorgekommen war.

„Das bin ich," sagte Gibassier, sich verbeugend.

„Ah! sehr gut, sehr gut," rief Herr Jackal, „Sie haben sich zum Agentilhom*) gemacht?"

„Ja, Herr," erwiederte Gibassier: „doch, ich muß Ihnen sagen, daß ich diesem Unglücklichen, kraft seiner tiefen Reue, Ihre ganze Nachsicht für ihn anzurufen versprochen habe. Er hat, bei meinem Worte! aus zu viel Eifer gesündigt."

„Auf die Bitte unseres Freundes Gibassier," sprach mit Majestät Herr Jackal, „bewilligen wir Euch volle Vergebung Eurer Sünde. Geht im Frieden und sündiget fortan nicht mehr.

Sodann, während er mit der Hand den unglücklichen Agenten entließ, der rückwärts wegging, sagte Herr Jackal:

„Mein lieber Gibassier, wollen Sie mir die Ehre erweisen, die Hälfte meines Frühstücks anzunehmen?"

---

*) Agent-ilhomme im Französischen.

„Mit wahrer Freude, Herr Jackal," antwortete Gibassier.

„Gehen wir also ins Speisezimmer," sprach Herr Jackal, indem er ihm den Weg zeigte.

Gibassier folgte Herrn Jackal.

V.

Das zweite Gesicht.

Herr Jackal bezeichnete Gibassier mit der Hand einen Stuhl.

Dieser Stuhl stand ihm gegenüber, auf der andern Seite des Tisches.

Während er ihm den Stuhl bezeichnete, winkte er ihm, sich zu setzen; Gibassier aber, dem daran lag, Herrn Jackal zu zeigen, die Gesetze der Höflichkeit seien ihm nicht fremd, sagte:

„Erlauben Sie mir vor Allem, lieber Herr Jackal, Ihnen zu Ihrer Rückkehr nach Paris Glück zu wünschen."

„Empfangen Sie von meiner Seite dieselben Glückwünsche zu demselben Gegenstande," antwortete artiger Weise Herr Jackal.

„Gern will ich glauben, daß Ihre Reise glücklich abgelaufen ist."

„Aeußerst glücklich, lieber Herr Gibassier; doch ich bitte, lassen wir die Complimente ruhen: machen Sie es wie ich, setzen Sie sich."

Gibassier setzte sich.

„Nehmen Sie eine Cotelette."

Gibassier stach in eine Cotelette.

„Reichen Sie Ihr Glas.“

Gibassier reichte sein Glas.

„So,“ sagte Herr Jackal, „nun essen Sie, trinken Sie und hören Sie.“

„Ich bin ganz Ohr,“ erwiederte Gibassier, indeß er mit kräftigen Zähnen in seine Cotelette biß.

„Sie haben also,“ fuhr Herr Jackal fort, „Sie haben durch die Eselei dieses Agenten Ihren Mann aus dem Blicke verloren, lieber Herr Gibassier?“

„Ach!“ antwortete Gibassier, indem er den entblößten Knochen seiner Cotelette auf einen Teller legte, „Sie sehen mich hierüber in Verzweiflung!... Mit einer Mission von dieser Wichtigkeit betraut sein, sie zu seinem Ruhme, — man darf das Wort wohl sagen, — vollführen und im Hafen scheitern!“

„Das ist Unglück.“

„Lebte ich hundert Jahre, ich würde es mir nicht verzeihen,“ sagte Gibassier.

Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

„Nun wohl,“ sprach Herr Jackal, nachdem er ein Glas Bordeaux geschlürft und seine Zunge hatte schnalzen lassen, „ich werde nachsichtiger sein, ich werde Ihnen verzeihen.“

„Nein, nein, Herr Jackal, nein, ich nehme Ihre Verzeihung nicht an,“ rief Gibassier; „ich habe mich benommen wie eine Auster; kurz gesagt, ich bin noch dümmer gewesen als der Agent.“

„Was wollten Sie gegen ihn thun, mein lieber Herr Gibassier? Mir scheint, es gibt ein auf diesen Gegenstand passendes Sprüchwort: „„Gegen die Gewalt...““

„Ich mußte ihn mit einem Faustschlage zurichten und Herrn Sarranti nachlaufen."

„Sie hätten nicht zwei Schritte gemacht, ohne von den Agenten von der Wache verhaftet zu werden."

„Ho!" machte Gibassier, drohend wie Ajax den Göttern mit der Faust.

„Ich wiederhole aber, daß ich Ihnen verzeihe!" sagte Herr Jackal.

„Verzeihen Sie mir," sprach Gibassier, auf die ausdrucksvolle Pantomime, der er sich überließ, verzichtend, „so haben Sie ein Mittel, unsern Mann wiederzufinden. Sie werden mir erlauben, unser Mann zu sagen, nicht wahr?"

„Ah! nicht schlecht!" erwiederte Herr Jackal, entzückt über diese Probe von Verstand, die ihm Gibassier dadurch gegeben, daß er errathen hatte, wenn er nicht unruhig sei, so habe er keinen Grund, es zu sein. „Nicht schlecht! und ich ermächtige Sie, mein lieber Gibassier, und wäre es nur, um Sie zu belohnen, Herrn Sarranti unsern Mann zu nennen; denn er gehört am Ende eben so sehr Ihnen, der Sie ihn verloren, nachdem Sie ihn entdeckt hatten, als mir, der ich ihn wiedergefunden, nachdem Sie ihn verloren hatten."

„Das ist nicht möglich," sagte Gibassier erstaunt.

„Was ist nicht möglich?"

„Daß Sie ihn wiedergefunden haben."

„Es ist dennoch so."

„Wie kann das sein? es ist kaum eine Viertelstunde, daß ich ihn verloren habe."

„Und es sind kaum fünf Minuten, daß ich ihn wiedergefunden habe.“

„So halten Sie ihn also in Ihren Händen?“

„Oh! nein; Sie wissen, daß wir auf eine ganz besondere Art mit ihm verfahren müssen. Ich werde ihn haben, oder Sie werden ihn vielmehr haben ... Nur verlieren Sie ihn nicht, denn ich könnte ihn schicklicher Weise nicht anschlagen lassen.“

Es war auch die Hoffnung von Gibassier, ihn wiederzufinden. Es war am Tage vorher in der Rue des Postes zwischen den vier Verschwornen und Herrn Sarranti Rendez-vous in der Himmelfahrts-Kirche verabredet worden; Herr Sarranti konnte aber einen Zweifel fassen und sich nicht in diese Kirche begeben. Ueberdies wollte Gibassier nicht das Ansehen haben, er besitze zum Voraus dieses Merkzeichen.

Er war also entschlossen, auf Rechnung seines Genies das Wiederentdecken von Herrn Sarranti zu setzen.

„Und wie werde ich ihn wiederfinden?“ fragte Gibassier.

„Indem Sie seine Spur verfolgen.“

„Ich habe sie aber verloren . . .“

„Gibassier, es gibt keine verlorene Spur bei einem Jäger wie ich und einem Leithunde wie Sie.“

„Dann,“ sprach Gibassier, überzeugt, Herr Jackal prahle und wolle ihn auf das Aeußerste treiben, „dann ist kein Augenblick zu verlieren.“

Und er stand auf, als wollte er Herrn Sarranti nachlaufen.

„Im Namen Seiner Majestät, der Sie die Krone

zu retten die Ehre haben, danke ich Ihnen für diesen edlen Eifer, lieber Herr Gibassier," sagte Herr Jackal.

„Ich bin der demüthigste, aber der ergebenste Unterthan Seiner Majestät," erwiederte Gibassier, indem er sich mit Bescheidenheit verbeugte.

„Gut!" sprach Herr Jackal; „und seien Sie überzeugt, daß Ihre Ergebenheit belohnt werden wird. Die Könige sind es nicht, die man des Undanks beschuldigen kann."

„Nein, es sind die Völker," erwiederte Gibassier, philosophisch die Augen zum Himmel aufschlagend. „Ah!..."

„Bravo!"

„In jedem Falle, lieber Herr Jackal, abgesehen vom Undanke der Könige und von der Dankbarkeit der Völker, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich ganz zu Ihrer Verfügung bin."

„Sie werden mir wohl die Freundschaft erweisen, einen Flügel von diesem Huhne zu essen."

„Wenn er uns aber entkommt, während wir von diesem Flügel essen werden?"

„Er entkommt uns nicht; er wartet auf uns."

„Wo dies?"

„In der Kirche."

Gibassier schaute Herrn Jackal mit wachsendem Erstaunen an. Wie war Herr Jackal über diesen Punkt beinahe so gut unterrichtet als er?

Gleichviel, er beschloß zu sehen, wie weit das Wissen vom Herrn Jackal gehe.

„In der Kirche!" rief er. „Ich hätte es vermuthen müssen."

„Und warum dies?" fragte Herr Jackal.

„Weil ein Mann, der mit dieser Blitzesschnelligkeit auf den Landstraßen fährt, keine andere Entschuldigung hat, als er eile zu seinem Seelenheile."

„Immer besser, lieber Herr Gibassier," sagte der Polizeichef. „Ich sehe, Sie sind ein wenig Beobachter, und ich wünsche Ihnen Glück hiezu, weil es fortan Ihr Geschäft sein wird, zu beobachten. Ich wiederhole Ihnen also, in der Kirche werden Sie Ihren Mann finden."

Gibassier wollte sehen, ob Herr Jackal bis ans Ende unterrichtet sei.

„In welcher Kirche?" fragte er in der Hoffnung, eine schwache Seite bei ihm zu finden.

„In der Himmelfahrts-Kirche," antwortete einfach Herr Jackal.

Gibassier ging von einem Erstaunen zum andern über.

„Sie kennen wohl die Himmelfahrts-Kirche?" sagte Herr Jackal, als er sah, daß Gibassier nicht antwortete."

„Bei Gott!" erwiederte Gibassier.

„Doch vom Hörensagen, ohne Zweifel, denn ich glaube nicht, daß Sie ein Mann von sehr inbrünstiger Frömmigkeit sind."

„Ich habe meinen Glauben wie Jedermann," antwortete Gibassier, indem er seine Augen gottselig zum Himmel aufschlug.

„Es wäre mir nicht unangenehm, hierüber erbaut zu werden," sagte Herr Jackal, während er Gibassier den Kaffee einschenkte, „und hätten wir einige Augenblicke mehr, so würde ich Sie gern

bitten, mir Ihr theologisches System auseinanderzusetzen. Wir haben, wie Sie wissen, große Theologen in der Rue de Jerusalem. Die Gewohnheit des Klosterlebens mußte Sie zur Meditation führen. Es wäre mir also, fehlte es uns nicht an Zeit, ein wahres Vergnügen, Sie eine These über diesen Gegenstand behaupten zu sehen. Leider rückt die Stunde vor, und wir haben wahrhaftig heute keine Muße. Doch Sie geben mir Ihr Wort, daß die Partie nur aufgeschoben ist."

Gibassier hörte mit den Augen blinzelnd und schlürfte dabei seinen Kaffee.

„Sie werden also Ihren Mann in der Himmelfahrts-Kirche treffen," fuhr Herr Jackal fort.

„In der Frühmette, in der Complete oder in der Vesper?" fragte Gibassier mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Bosheit und Naivetät.

„Zur Stunde der großen Messe."

„Gegen halb zwölf Uhr also?"

„Seien Sie um halb zwölf Uhr dort, wenn Sie wollen; doch unser Mann wird kaum vor Mittag kommen."

Das war in der That die verabredete Stunde.

„Es ist eilf Uhr!" rief Gibassier auf die Pendeluhr schauend.

„Warten Sie doch, Sie Ungeduldiger! Sie werden sich wohl Zeit lassen, Ihr Gloria zu sprechen!"

Und er goß ein Gläschen Liqueur in die Tasse von Gibassier.

„Gloria in excelsis!" sprach Gibassier, indem er die Tasse mit beiden Händen aufhob, wie wenn er ein Rauchfaß aufgehoben hätte.

Herr Jackal neigte das Haupt wie ein Mann, der überzeugt ist, er verdiene diese Ehre.

„Lassen Sie mich Ihnen nun Eins sagen," sprach Gibassier, „was nichts Ihrem Verdienste benimmt, vor dem ich mich verbeuge, und dem ich volle Ehre widerfahren lasse."

„Nun?"

„Ich wußte Alles dies wie Sie."

„Ah! wahrhaftig!"

„Ja, und ich habe es auf folgende Art erfahren."

Alsdann erzählte Gibassier Herrn Jackal die ganze Geschichte der Rue des Postes, wie er sich für einen Affiliirten ausgegeben, wie er in das Haus eingetreten, wie verabredet worden sei, daß man sich am Mittag in der Himmelfahrts-Kirche einfinden sollte. Herr Jackal hörte mit einer Aufmerksamkeit, welche eine stumme Huldigung für den Scharfsinn von Gibassier war.

„Sie glauben also," sagte er, als Gibassier geendigt hatte, „Sie glauben, es werden viele Menschen bei dieser Beerdigung sein?"

„Wenigstens hunderttausend Personen."

„Und in der Kirche?"

„Alles, was sie fassen kann: wenigstens zwei- bis dreitausend Individuen."

„Es wird nicht leicht sein, Ihren Mann unter einer solchen Menge zu finden, mein lieber Gibassier."

„Gut! das Evangelium sagt: „„Suche, und Du wirst finden.""

„Nein, ich will Ihnen die Mühe ersparen, zu suchen."

„Sie?"

„Ja, auf den Schlag zwölf Uhr werden Sie ihn an den dritten Pfeiler, links vom Eingange in die Kirche, angelehnt und mit einem Dominicanermönche sprechend finden.

Die Gabe des doppelten Gesichtes war diesmal Herrn Jackal so reichlich gewährt, daß Gibassier sich verneigte, ohne etwas zu sagen, und gebeugt unter einer solchen Ueberlegenheit seinen Hut nahm und abging.

VI.

Zwei Landstraßen-Cavaliere.

Gibassier eilte aus dem Hotel der Rue de Jerusalem gerade in dem Augenblicke weg, wo, nachdem er das Portrait des heiligen Hyacinth bei Carmelite abgegeben hatte, Dominique mit großen Schritten die Rue de Tournon hinabging.

Der Hof der Präfectur war leer; eine Gruppe von drei Männern stationirte allein hier.

Von dieser Gruppe trennte sich ein Mensch, und Gibassier erkannte in diesem magern Männchen mit dem olivenfarbigen Teint, mit den glänzend schwarzen Augen, mit den schimmernden Zähnen, der sich ihm näherte, Gibassier erkannte, sagen wir, seinen Collegen Carmagnole, den Vertrauten von Herrn Jackal, denselben, der ihm nach Kehl die Befehle des gemeinschaftlichen Herrn überbracht hatte.

Gibassier wartete mit einem Lächeln auf den Lippen.

Die zwei Männer grüßten sich.

„Sie gehen in die Himmelfahrts-Kirche?“ fragte Carmagnole.

„Haben wir nicht den sterblichen Ueberresten eines großen Philanthropen die letzte Ehre zu erweisen?“ erwiederte Gibassier.

„Ganz richtig, und ich lauerte auf Sie bei Ihrem Abgange von Herrn Jackal, um einen Augenblick von unserer doppelten Sendung mit Ihnen zu reden.“

„Mit großem Vergnügen. Plaudern wir gehend oder gehen wir plaudernd. Die Zeit wird uns nicht lang scheinen, mir besonders.“

Carmagnole verbeugte sich.

„Sie wissen, was wir dort thun sollen?“

„Ich, ich gehe dahin, um nicht aus dem Gesichte einen Mann zu verlieren, welchen ich an den dritten Pfeiler links angelehnt und mit einem Mönche sprechend finden werde,“ sagte Gibassier, der sich nicht von seinem Erstaunen über die Genauigkeit, mit der Herr Jackal unterrichtet war, erholen konnte.

„Und ich, ich gehe dahin, um diesen Mann zu verhaften.“

„Wie, um ihn zu verhaften?“

„Ja, in einem gegebenen Augenblicke; dies Ihnen zu sagen bin ich beauftragt.“

„Sie sind beauftragt, Herrn Sarranti zu verhaften?“

„Nein, Herrn Dubreuil; das ist der Name seiner Wahl, — er wird sich nicht zu beklagen haben.“

„Dann werden Sie ihn als Verschwörer verhaften?“

„Nein, als Aufruhrstifter.“

„Wir werden also einen ernsten Aufruhr haben?“

„Ernst, nein; doch wir werden einen haben."

„Finden Sie es nicht unklug, mein lieber College," sagte Gibassier, indem er stehen blieb, um seinen Worten mehr Gewicht zu geben, „finden Sie es nicht unklug, einen Aufstand an einem Tage wie dieser zu risquiren, wo ganz Paris auf den Beinen ist?"

„Ja, allerdings, doch Sie kennen das Sprüchwort: „„Wer nichts wagt, gewinnt nichts.""

„Gewiß; diesmal spielen wir aber um Alles gegen Alles."

„Nur spielen wir mit falschen Würfeln."

Diese Bemerkung beruhigte Gibassier ein wenig.

Und dennoch blieb sein Gesicht unruhig oder vielmehr nachdenkend.

Waren es die Leiden, welche Gibassier in der Tiefe des Puits-qui-parle ausgestanden hatte, und die sich, am Tage vorher durch die Erinnerung wiederlebt, so übersetzten? hatten die Strapazen einer hastigen Reise und einer raschen Rückkehr auf seine Stirne das trügerische Siegel des Spleen gedrückt? immerhin ist gewiß, daß der Graf Bagnères de Toulon in diesem Augenblicke einer großen Sorge oder einer lebhaften Unruhe preisgegeben schien.

Carmagnole bemerkte dies und konnte sich nicht enthalten, ihn nach der Ursache in dem Augenblicke zu fragen, wo er sich mit ihm um die Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois wandte.

„Sie sehen sorgenvoll aus," sagte er zu ihm.

Gibassier erwachte aus seiner Träumerei und schüttelte den Kopf.

„Wie?" sagte er.

Carmagnole wiederholte die Frage.

„Ja, es ist wahr,“ erwiederte Gibassier; „Eines setzt mich in Erstaunen, mein Freund.“

„Teufel! das ist eine große Ehre für dieses Eine.“

„Beschäftigt mich also.“

„Sprechen Sie! und kann ich Sie von dieser Sorge befreien, so werde ich mich als den glücklichsten Menschen betrachten.“

„Hören Sie. Herr Jackal hat mir gesagt, ich werde unsern Mann auf den Schlag zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche am dritten Pfeiler links vom Eingange finden.“

„Am dritten Pfeiler, ja.“

„Und mit einem Mönche sprechend.“

„Mit seinem Sohne, dem Abbé Dominique.“

Gibassier schaute Carmagnole mit derselben Miene an, mit der er Herrn Jackal angeschaut hatte.

„Nun,“ sagte er, „ich hielt mich für stark; es scheint, ich täuschte mich.“

„Warum diese Demuth?“ fragte Carmagnole.

Gibassier blieb einen Augenblick stumm; er machte offenbar unerhörte Anstrengungen, um mit den Augen des Luchses die Finsterniß, die ihn verblendete, zu durchdringen.

„Nun wohl,“ sagte er, „es ist hierin eine äußerst falsche Kunde.“

„Warum dies?“

„Oder, wenn sie wahr ist, so erfüllt sie mich zugleich mit Erstaunen und mit Bewunderung.“

„Für wen?“

„Für Herrn Jackal.“

Carmagnole nahm seinen Hut ab, wie es der

Chef einer Seiltänzerbande thut, wenn man vom Maire und den bestehenden Behörden spricht.

„Und was für eine Kunde ist das?“ fragte er.

„Das ist die vom Pfeiler und vom Mönche. Daß Herr Jackal die Vergangenheit weiß, daß Herr Jackal sogar die Gegenwart weiß, ich gebe es zu . . .“

Carmagnole folgte jedem Satze von Gibassier mit einer bejahenden Kopfbewegung.

„Daß er aber auch die Zukunft weiß, das übersteigt meine Fassungskraft, Carmagnole.“

Carmagnole lachte seine weißen Zähne zeigend.

„Und wie erklären Sie sich, daß er die Vergangenheit und die Gegenwart weiß?“ fragte Carmagnole.

„Daß Herr Jackal errathen hat, Herr Sarranti werde in die Kirche gehen, nichts kann einfacher sein: in dem Augenblicke, wo man den Umsturz einer Regierung versuchend sein Leben wagt, ist es ganz natürlich, daß man die Hülfe der Religion und den Beistand der Heiligen anfleht. Daß er errathen hat, Herr Sarranti werde die Himmelfahrts-Kirche wählen, nichts kann einfacher sein, da diese Basilika dazu bestimmt ist, heute als Herd der Empörung zu dienen.“

Carmagnole billigte fortwährend durch Kopfbewegungen.

„Daß er errathen hat, Herr Sarranti werde dort eher um Mittag als um elf Uhr, um halb zwölf Uhr, um drei Viertel auf zwölf Uhr sein, nichts ist leichter: ein Verschwörer, der einen Theil der Nacht in der Ausübung seines Handwerks zugebracht hat, würde, ist er nicht ein ultrarobuster Bursche, nicht in der ersten Frühmesse absichtlich schnattern gehen. Daß er entdeckt hat, er werde sich an einen

Pfeiler anlehnen, darin finde ich auch nichts Wunderbares; nach drei bis vier Tagen und eben so vielen Nächten auf der Reise ist es nicht erstaunlich, daß er sich, eine gewisse Müdigkeit fühlend, um auszuruhen, an einen Pfeiler anlehnt. Daß er endlich durch eine logische Deduction errathen hat, ich werde meinen Mann eher links, als rechts finden, das begreife ich auch, da die linke Seite natürlich von einem Chef der Opposition gewählt werden muß. Alles dies ist geschickt, außerordentlich, aber durchaus nicht wunderbar, da es mir gelingt, mir darüber Aufschluß zu geben. Was mich aber wundert, was mich in Erstaunen setzt, was mich verdutzt, was mich in eine unbegreifliche Verwirrung versenkt . . ."

Gibassier hielt inne, als wollte er durch einen doppelten Verstandesaufwand dazu gelangen, das Räthsel zu errathen.

„Nun, das ist?" fragte Carmagnole.

„Wie Herr Jackal die Nummer des Pfeilers, an den er sich anlehnen würde, die Stunde, zu der er sich daran anlehnen würde, und den Umstand hat errathen können, es werde ein Mönch kommen und mit ihm sprechen, indeß er daran angelehnt wäre."

„Wie!" sagte Carmagnole, „dies ist es, was Sie in Verlegenheit setzt und Ihre Stirne mit einer Wolke bedeckt, Herr Graf?"

„Nichts Anderes, Carmagnole," antwortete Gibassier.

„Nun, das ist so einfach, als alles Uebrige."

„Bah!"

„Es ist sogar noch einfacher."

„Wirklich?"

„Bei meiner Ehre!"

„Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir dieses Geheimniß zu enthüllen?"

„Mit dem größten Vergnügen."

„Ich höre."

„Kennen Sie die Barbette?"

„Ich kenne eine Straße dieses Namens, welche bei der des Trois = Pavillons anfängt und bei der Vielle-Rue-du-Temple endigt."

„Das ist es nicht."

„Ich kenne die Porte Barbette, welche einen Theil der Ringmauer von Philipp-August bildete und ihren Namen Etienne Barbette, Straßenaufseher von Paris, Münzmeister und Handlungsvorstand, verdankte."

„Das ist es auch nicht."

„Ich kenne das Hotel Barbette, wo Isabelle von Baiern den Dauphin Karl VII. gebar. Der Herzog von Orleans kam aus diesem Hotel, als er am 23. November 1407 in einer sehr regnerischen Nacht ermordet wurde."

„Genug!" rief Carmagnole, der erstickte wie ein Mensch, den man eine Säbelklinge verschlingen läßt, „genug! einige Worte mehr, Gibassier, und ich verlange für Sie einen Lehrstuhl der Geschichte."

„Das ist wahr," erwiederte Gibassier, „immer war es die Gelehrsamkeit, was mich zu Grunde gerichtet hat; doch von welcher Barbette sprechen Sie? von der Straße, vom Thore oder vom Hotel?"

„Weder von der einen, noch vom andern, illustrer Baccalaureus," sagte Carmagnole, indem er Gibassier mit Bewunderung anschaute und seine Börse von seiner rechten Tasche in seine linke übergehen ließ,

das heißt, die ganze Dicke seines Leibes zwischen sie und seinem Gefährten setzte, denn vielleicht mit Recht glaubte er, er habe Alles zu erwarten von Seiten eines Menschen, der zugestand, er wisse so viele Dinge, und ohne Zweifel noch mehr wußte, als er zugestand.

„Nein," fuhr Carmagnole fort, „meine Barbette ist eine Stühlevermietherin in der Saint-Jaques-Kirche und wohnt in der Impasse des Vignes."

„Ah! was ist eine Stühlevermietherin von der Impasse des Vignes," sagte Gibassier verächtlich, „und was für eine armselige Gesellschaft besuchen Sie, Carmagnole?"

„Man muß ein wenig von Allem sehen, Herr Graf."

„Nun?"

„Ich sage also, die Barbette vermiethe Stühle, und zwar Stühle, auf welche mein Freund Longue-Avoine . . . Sie kennen Longue-Avoine?"

„Vom Gesichte."

„Stühle, auf welche sich zu setzen mein Freund Longue-Avoine nicht verachtet."

„Und welche Beziehung hat diese Frau, die Stühle vermiethet, auf die sich zu setzen Ihr Freund Longue-Avoine nicht verachtet, zu dem Geheimnisse, das ich zu ergründen wünschte?"

„Eine unmittelbare Beziehung."

„Lassen Sie hören," sagte Gibassier, während er mit den Augen blinzelnd stehen blieb und seine Daumen auf seinem Bauche sich drehen ließ, das heißt, alle Mittel der Stimme und der Geberde anwandte, um zu sagen: „Ich verstehe nicht!"

Carmagnole hielt lächelnd und sich an seinem Triumphe weidend auch an.

Es schlug drei Viertel auf zwölf Uhr in der Himmelfahrts-Kirche.

Die zwei Männer schienen jeden fremden Gedanken zu verjagen, um die Stunde schlagen zu hören.

„Drei Viertel auf zwölf Uhr," sagten sie. „Gut! wir haben Zeit."

Dieser Ausruf bewies, mit welcher Aufmerksamkeit Jeder die Conversation verfolgte, in die er mit seinem Gefährten vertieft war.

Da sich aber die Aufmerksamkeit noch lebhafter bei Gibassier, als bei Carmagnole erregt fand, insofern Gibassier es war, der fragte, und Carmagnole, der antwortete, so sagte Gibassier:

„Ich höre."

„Sie wissen vielleicht nicht, mein lieber College, da Sie nicht dieselben Neigungen wie ich für unsere heilige Religion haben, Sie wissen nicht, daß die Stühlevermietherinnen sich kennen wie die fünf Finger der Hand."

„Ich gestehe, daß ich das durchaus nicht wußte," erwiederte Gibassier mit jener erhabenen Offenherzigkeit der starken Männer.

„Nun wohl," sagte Carmagnole, ganz stolz, einen so gelehrten Mann etwas gelehrt zu haben, „diese Stühlevermietherin der Saint-Jaques-Kirche . . ."

„Die Barbette?" unterbrach Gibassier, um zu beweisen, daß er nicht ein Wort vom Gespräche verlor.

„Die Barbette, ja, steht in einer engen Freundschaftsverbindung mit der Stühlevermietherin von

Saint-Sulpice, welche Stühlevermietherin in der Rue du Pot-de-Fer wohnt."

„Ah!" rief Gibassier durch einen Schein geblendet.

„Sie fangen an dabei zu sein, nicht wahr?"

„Das heißt, ich erschaue undeutlich, ich wittere, ich errathe."

„Nun wohl, unsere Stühlevermietherin von Saint-Sulpice ist, wie ich Ihnen vorhin sagte, Concierge des Hauses, bis zu dessen Thüre Sie gestern Abend Herrn Sarranti gefolgt sind, und in welchem sein Sohn, der Abbé Dominique, wohnt."

„Immer zu," sprach Gibassier, der um keinen Preis der Welt den Faden, den er so eben erwischt hatte, verlieren wollte.

„Nun wohl, der erste Gedanke, der Herrn Jackal kam, als er diesen Morgen den Brief empfing, in welchem Sie ihm Ihre Reisebeschreibung von gestern gaben, war, da er sah, Sie haben Herrn Sarranti bis zur Thüre eines Hauses der Rue du Pot-de-Fer verfolgt, mich holen zu lassen, um mich zu fragen, ob ich nicht Jemand in diesem Hause kenne. Sie begreifen, lieber Gibassier, meine Freude war groß, als ich erkannte, es sei dasjenige, dessen Bewachung der Thürschnur der Freundin der Freundin meines Freundes anvertraut sei. Ich nahm mir nur die Zeit, ein bejahendes Zeichen zu machen, und lief zu Barbette. Ich wußte, ich werde Longue-Avoine bei ihr finden: das ist die Stunde, wo er seinen Kaffee zu sich nimmt. Ich lief also nach der Impasse des Vignes; Longue-Avoine war dort. Ich sagte ihm zwei Worte in's Ohr; er sagte vier in's Ohr von Barbette, und diese ging auf der Stelle ab, um einen kleinen Besuch

ihrer Freundin, der Stühlevermietherin von Saint-Sulpice, zu machen."

„Ah! nicht schlecht, nicht schlecht," sprach Gibassier, der die ersten Sylben der Charade zu errathen anfing. „Fahren Sie fort, ich verliere kein Wort."

„Diesen Morgen gegen halb neun Uhr begab sich also die Barbette in die Rue du Pot-de-Fer. Ich sagte Ihnen, glaube ich, mit vier Worten habe sie Longue-Avoine über die Sache unterrichtet. Das Erste, was sie nun in der Ecke von einer der Fensterscheiben erblickte, war ein Brief an Herrn Dominique Sarranti adressirt.

„„Sprich!"" sagte die Barbette zu ihrer Freundin, „„Dein Mönch ist also noch nicht zurückgekehrt?""

„„Nein,"" erwiederte die Andere, „„doch ich erwarte ihn jede Stunde.""

„„Es ist erstaunlich, daß er so lange ausbleibt.""

„„Weiß man je, was das macht, die Mönche? Doch warum sprichst Du von ihm?""

„„Weil ich dort ganz einfach einen Brief an seine Adresse sehe,"" antwortete die Barbette.

„„Ja, das ist ein Brief, den man gestern Abend für ihn gebracht hat.""

„„Es ist possirlich,"" sagte die Barbette, „„man sollte glauben, es sei eine Frauenhandschrift.""

„„Bei meiner Treue, nein,"" entgegnete die Andere. „„Ah! ja wohl, Frauen . . . Seit den fünf Jahren, die der Abbé Dominique hier wohnt, habe ich nicht die Schnauze von einer einzigen gesehen.""

„„Ah! Sie mögen immerhin sagen . . .""

„„Nein, nein, da es ein Mann ist, der ihn hier

geschrieben hat, und er hat mir sogar noch sehr bange gemacht.""

„„Oh! sollte er Sie beleidigt haben, Gevatterin?""

„„Nein, Gott sei Dank, das kann ich nicht sagen. Aber sehen Sie, es scheint, ich dusselte ein wenig; ich öffnete die Augen, und plötzlich sah ich vor mir einen großen, ganz schwarzen Mann.""

„„War es zufällig der Teufel?""

„„Nein; denn nach seinem Abgange hätte ich den Schwefel gerochen . . . Da fragte er mich, ob der Abbé Dominique zurückgekommen sei. „Nein," antwortete ich ihm, „noch nicht."

„— Wohl, so sage ich Ihnen, daß er heute Abend oder morgen früh zurückkommen wird." Das war gräßlich genug, wie mir scheint!""

„„Ja.""

„— Ah!" erwiederte ich, „— er wird heute Abend oder morgen früh zurückkommen? Nun wohl, das freut mich, so wahr ich Perine heiße." „— Ist er Ihr Beichtvater?" fragte er mich lachend.

„— Mein Herr," antwortete ich, „— erfahren Sie, daß ich nicht jungen Leuten von seinem Alter beichte." „— Ah! . . . Nun, so thun Sie mir den Gefallen und sagen Sie ihm . . . Doch nein, es ist besser . . . Haben Sie eine Feder, Papier und Tinte?" „— Bei Gott! eine schöne Frage!" „— Ich will ihm schreiben; geben Sie mir, was ich hiezu brauche." Ich gab ihm seine Tinte, seine Feder und sein Papier, und er schrieb diesen Brief. „— Haben Sie nun Oblaten oder Siegellack?" fragte er. „— Oh! was das betrifft, nein," antwortete ich ihm, „— das habe ich nicht."

„„Sie hatten das nicht?““ bemerkte die Barbette.

„„Doch! warum soll ich aber Unbekannten ein Geschenk mit meinem Siegellack und mit meinen Oblaten machen?““

„„In der That, das wäre mit der Zeit ein Ruin.“

„„Ah! es ist nicht gerade wegen des Ruins; doch es hat das Ansehen, als mißtraute man den Leuten, wenn man von ihnen etwas zum Versiegeln der Briefe verlangt.““

„„Ja, und dann genirt das, will man den Brief lesen, wenn sie abgegangen sind; aber,““ fuhr die Barbette fort, indem sie einen Blick auf den Brief warf, „„wie kommt es, daß er gesiegelt ist?““

„„Oh! sprechen Sie mir nicht hievon! er störte in seinem Portefeuille und suchte so lange, bis er eine alte Oblate fand.““

„„So daß Sie nicht wissen, was der Brief enthält?““

„„Bei meiner Treue, nein. Wozu sollte es mich auch nützen, zu wissen, daß Herr Dominique sein Sohn ist, daß er Herrn Dominique heute um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche an den dritten Pfeiler, links vom Eingange, angelehnt erwarten wird, und daß er unter dem Namen Dubreuil in Paris ist?““

„„Sie haben den Brief also doch gelesen?““

„„Oh! ich habe ihn ein wenig klaffen lassen; ich wurde neugierig, zu erfahren, warum er durchaus eine Oblate haben wollte.““

„Gerade in diesem Augenblicke hörte man die Glocke von Saint-Sulpice.

„„Ah!““ rief die Portière der Rue du Pot-de-Fer, „„und ich vergaß . . .““

„„Was denn?““

„„Daß um neun Uhr ein Begräbniß stattfindet. Gut! und mein Schlingel von einem Manne ist trinken gegangen! Immer dieselben Streiche, was! er macht immer dieselben Streiche! Durch wen soll ich meine Thüre bewachen lassen? Durch meine Katze?““

„„Nun, bin ich denn nicht da?“ fragte die Barbette.

„„Wahrhaftig?““ sagte die Andere, „„Sie würden mir einen solchen Dienst thun?““

„„Oh! wie einfältig! muß man sich nicht auf dieser Welt einander beistehen?““

„Und auf diese Versicherung ging die Stühlevermietherin von Saint-Sulpice, um ihren Geschäften obzuliegen.“

„Ja, ich begreife,“ sagte Gibassier, „und die Barbette, als sie allein war, ließ den Brief ebenfalls klaffen.“

„Ah! sie hielt ihn über den Dampf des Siedekessels, öffnete ihn und schrieb ihn ab, so daß wir zehn Minuten nachher den ganzen Brief hatten.“

„Und der Brief sagte?“

„Was die Portière von Nr. 28 schon gesagt hatte. Uebrigens ist hier der Text,“ erwiederte Carmagnole.

Und er zog ein Papier aus seiner Tasche und las laut, während Gibassier leise las:

„Mein lieber Sohn, ich bin seit heute Abend unter dem Namen Dubreuil in Paris: mein erster Besuch hat Dir gegolten. Man sagt mir, Du seist nicht zurückgekehrt, man habe Dir aber meinen ersten

Brief zugeschickt, und Du kannst folglich nicht säumen. Kommst Du heute Nacht oder morgen früh an, so findest Du mich um Mittag in der Himmelfahrts-Kirche; ich werde an den dritten Pfeiler, vom Eingange links, angelehnt sein."

„Ah!" sagte Gibassier, „sehr gut!"

Und da sie so von ihren Angelegenheiten und von denen Anderer plaudernd zur letzten Stufe der Vorhalle der Himmelfahrts-Kirche gelangt waren, so traten sie in die Kirche ein, als es eben Mittag schlug.

Am dritten Pfeiler links stand Herr Sarranti angelehnt, während bei ihm knieend Dominique, ohne von Jemand gesehen zu werden, ihm die Hand küßte.

Wir täuschen uns, er war von Gibassier und von Carmagnole gesehen worden.

VII.

Wie man einen Aufstand macht.

Ein Blick genügte den zwei Männern; sie drehten sich sogleich auf den Absätzen und wandten sich nach der entgegengesetzten Seite, das heißt gegen den Chor.

Als sie sich aber wieder umdrehten und zurückkamen, kniete Dominique immer noch auf derselben Stelle, doch Herr Sarranti war nicht mehr da.

Es hätte, wie man sieht, wenig gebraucht, daß die Unfehlbarkeit von Herrn Jackal von Gibassier in

Zweifel gezogen werden konnte, nichtsdestoweniger war seine Bewunderung für den Polizeichef nur größer; die Scene, die er bezeichnet, das Gemälde, das er beschrieben, hatten nur die Dauer des Blitzes gehabt, doch Scene und Gemälde hatten existirt.

„Ei! ei!“ sagte Carmagnole, „ich sehe immer noch den Mönch, doch ich sehe unseren Mann nicht mehr.“

Gibassier erhob sich auf den Fußspitzen, schoß seinen geübten Blick in die Tiefen der Kirche, und lächelte.

„Ich sehe ihn,“ sagte er.

„Wo denn?“

„Zu unserer Rechten, in schräger Linie.“

„Ich folge.“

„Schauen Sie.“

„Ich schaue.“

„Was sehen Sie?“

„Einen Academisten, der schnupft.“

„Das ist, um sich wach zu erhalten; er glaubt, er sei in einer Sitzung . . . Und was sehen Sie hinter dem Academiker?“

„Einen Schlingel, der eine Uhr stiehlt.“

„Das ist, um seinem alten Vater die Stunde zu sagen, Carmagnole ... Und hinter dem Schlingel?“

„Einen jungen Mann, der ein Billet in das Gebetbuch eines Mädchens steckt.“

„Seien Sie überzeugt, daß dies kein Beerdigungsbillet ist. Und hinter diesem glücklichen Paare?“

„Einen guten Mann, der so traurig aussieht, als ob er begraben würde. Ich habe diesen Mann bei allen Beerdigungen gesehen.“

„Mein lieber Carmagnole, ohne Zweifel hat er im Grunde seines Herzens den melancholischen Gedanken, er werde der seinigen nicht beiwohnen ... Nun sind Sie aber bald dabei, mein Busenfreund. Was sehen Sie hinter dem traurigen Greise?"

„Ah! es ist wahr, unsern Mann. Er spricht mit Herrn von Lafayette."

„Wahrhaftig! das ist Herr von Lafayette?" sagte Gibassier mit jener Ehrfurcht, welche die gemeinsten und elendsten Leute für den edlen Greis hegten.

„Wie!" rief Carmagnole mit Erstaunen, „Sie kennen Herrn von Lafayette nicht?"

„Ich habe Paris am Abend vor dem Tage verlassen, wo ich ihm als peruvianischer Kazike, der herbei gekommen, um die französische Constitution zu studiren, vorgestellt werden sollte."

In diesem Augenblicke, und als die zwei Gefährten, die Hände auf dem Rücken und mit sehr harmloser Miene, langsam gegen die Gruppe zugingen, — welche in der That aus dem General Lafayette, Herrn von Marande, dem General Pajol, Dupont (de l'Eure), und Einigen von den Männern bestand, welche ihre Opposition der allgemeinen Popularität bemerkbar machte, — in diesem Augenblicke, sagen wir, waren sie von Salvator seinen Freunden bezeichnet worden.

Gibassier hatte nichts von dem verloren, was in der Gruppe der jungen Leute vorgegangen war. Gibassier schien mit einer besondern Fähigkeit in Betreff des dritten Sinnes begabt; er sah zugleich rechts und links wie die Schieler, und vorne und hinten wie die Kamäleone.

„Mein lieber Carmagnole," sagte Gibassier, indem er ihm mit einem Augenwinke die Gruppe der fünf jungen Leute bezeichnete, „ich glaube, diese Herren erkennen uns; es wäre gut, wenn wir uns trennen würden, wohlverstanden auf einen Moment. Ueberdies würden wir unsern Mann nur um so besser belauern, und es gibt einen Ort, wo wir uns mit Sicherheit immer wiederfinden."

„Sie haben Recht," erwiederte Carmagnole, „man vermöchte nicht vorsichtig genug zu Werke zu gehen. Die Verschwörer sind schlauer, als man glaubt."

„Sie sprechen da eine sehr gewagte Ansicht aus, Carmagnole; doch gleichviel, es ist nichts Schlimmes dabei, glauben zu lassen, was Sie sagen."

„Sie wissen, daß wir nur Einen zu verhaften haben?"

„Allerdings; was würden wir mit dem Mönche thun? Er brächte uns die ganze Geistlichkeit auf den Nacken."

„Und zu verhaften unter seinem Namen Dubreuil, wegen des in der Kirche verursachten Aergernisses."

„Wegen keiner andern Sache."

„Gut!" sagte Carmagnole, indem er sich gegen rechts wandte, während sich sein Gefährte gegen links wandte.

Dann stellte sich Jeder, eine krumme Linie beschreibend, Carmagnole auf die Rechte des Vaters und Gibassier auf die Linke des Sohnes.

Die Messe begann in diesem Augenblicke.

Sie wurde mit Salbung gelesen, mit Sammlung gehört.

Nach Beendigung der Messe traten die jungen

Leute der Schule von Chalons, welche den Sarg bis in die Kirche getragen hatten, hinzu, um ihn wieder aufzunehmen und bis auf den Friedhof zu tragen.

Aber in dem Augenblicke, wo sie sich bückten, um ihre Anstrengungen zu vereinigen und die Last mit einer gleichzeitigen Bewegung aufzuheben, schien eine Person von hoher Gestalt, schwarz gekleidet, doch ohne Auszeichnung, aus der Erde hervorzukommen, und rief mit dem Tone eines Mannes, der das Recht hat, zu befehlen:

„Rühren Sie diesen Sarg nicht an, meine Herren!"

„Und warum nicht?" fragten erstaunt die jungen Leute.

„Ich habe Ihnen keine Rechenschaft zu geben," antwortete der schwarze Mann; „rühren Sie den Sarg nicht an."

Hierauf wandte er sich an den Todtencommissär und fragte:

„Wo sind Ihre Träger, mein Herr?"

Der Todtencommissär trat vor und erwiederte:

„Ei! ich glaubte, diese Herren sollten den Leichnam tragen . . ."

„Ich kenne diese Herren nicht," unterbrach heftig der schwarze Mann. „Ich frage Sie, wo Ihre Träger seien: lassen Sie dieselben auf der Stelle kommen."

Man begreift, welchen Aufruhr in der Kirche dieser seltsame Zwischenfall hervorbrachte. Ein ungeheures Getöse ähnlich dem, welches von den Wellen während der unheilschwangern Minuten, die dem Sturme vorhergehen, aufsteigt, erhob sich auf allen

Seiten; ein furchtbares Gebrülle drang aus der Brust der Menge hervor.

Der Unbekannte fühlte sich ohne Zweifel durch eine unwiderstehliche Macht unterstützt, denn er empfing diesen Lärmen mit einem Lächeln der Verachtung.

„Träger!" wiederholte er.

„Nein, nein, nein, keine Träger!" riefen die Zöglinge.

„Keine Träger!" wiederholte die Menge.

„Mit welchem Rechte," fuhren die Zöglinge fort, „mit welchem Rechte wollen Sie uns verhindern, die sterblichen Ueberreste unseres Wohlthäters zu tragen, während wir von der Familie die Erlaubniß erhalten haben?"

„Das ist falsch," erwiederte der Unbekannte, „die Familie widersetzt sich im Gegentheile förmlich, daß der Körper anders als auf die gewöhnliche Art getragen werde."

„Ist das wahr, meine Herren?" fragten die jungen Leute, sich an die Grafen Gaëtan und Alexandre de la Rochefoucauld wendend, welche in diesem Augenblicke herbeikamen, um ihren Platz hinter dem Leichname ihres Vaters zu nehmen; „ist das wahr, meine Herren, verbieten Sie uns, die Ueberreste unseres Wohlthäters und Ihres Vaters, der auch der unsere war, zu tragen?"

Alles dies ging unter einem unbeschreiblichen, erschrecklichen Tumulte vor.

Als man aber diese Frage hörte, als man sah, daß der Graf Gaëtan zu antworten sich anschickte, rief man von allen Seiten:

„Stille! Stille! Stille!"

Die Stille trat wie durch einen Zauber ein, und man hörte den Grafen Gaëtan mit zugleich ernstem, sanftem und dankbaren Tone antworten:

„Weit entfernt, sich zu widersetzen, hat Sie die Familie hiezu ermächtigt, und sie ermächtigt Sie abermals."

Auf diese Worte erfolgte ein Freudengeschrei, das von der Firste bis zur Basis der Kirche erscholl.

Der Todtencommissär hatte indessen die Träger herbeikommen lassen, und diese hatten schon die Tragbahre ergriffen; als sie aber die Worte des Grafen Gaëtan hörten, übergaben sie den Sarg wieder den jungen Leuten, und diese setzten ihn auf ihre Schultern und gingen mit frommem Wesen aus der Kirche ab.

Man durchschritt ziemlich ruhig den Hof, dann trat man in die Rue Saint-Honoré ein.

Der Mann, der das Aergerniß verursacht hatte, war wie durch Zauber verschwunden. Man mochte sich immerhin in allen Gruppen fragen, Niemand hatte ihn weggehen sehen, Niemand hatte ihn vorüberkommen sehen.

Sobald man in der Rue Saint-Honoré war, bildete sich der Zug wieder: zuerst die Söhne des Herzogs de la Rochefoucauld, sodann hinter ihnen nahmen in großer Anzahl Pairs von Frankreich, Abgeordnete, Personen ausgezeichnet durch ihr persönliches Verdienst oder hervorragend durch ihre Stellung, Freunde oder Verwandte des Herzogs, nach und nach ihren Platz.

Der Herzog de la Rochefoucauld war General-

lieutenant. Eine Ehrenescorte war ihm gegeben worden.

Alles schien also beschwichtigt, als in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete, derselbe Mann, der schon das Aergerniß in der Kirche verursacht hatte, plötzlich wiedererschien, als ob er zum zweiten Male unter der Erde hervorkäme.

Die Menge, sobald sie ihn erkannte, stieß einen Schrei der Entrüstung aus.

Er aber ging auf den Officier zu, der die Ehrenescorte commandirte, und sagte ihm ein paar Worte ins Ohr, die Niemand hörte.

Sodann ermahnte er ihn laut, den Agenten Beistand zu leisten, um die jungen Leute zu verhindern, den Sarg zu tragen, und ihn auf den Leichenwagen niedersetzen zu machen, der bestimmt sei, den Herzog aus Paris zu führen.

Bei dieser mit Anrufung der bewaffneten Macht zum zweiten Male erneuerten Prätension erhob sich auf allen Seiten drohendes Geschrei.

Unter diesem Geschrei unterschied man deutlich die Worte:

„Nein, nein, willigen Sie nicht ein . . . Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards! Nieder mit dem Polizeicommissär! An die Laterne mit dem Polizeicommissär!“

Und als natürliches Accompagnement dieses Geschreies entstand vom Schweife bis zum Kopfe dieser Menge eine Bewegung ähnlich der der Wellen der Fluth.

Die letzte Woge drang so nahe zum Commissär, daß sie ihn nöthigte, zurückzuweichen.

Er wandte sich nach der Seite, woher das Geschrei kam, warf dieser ganzen Menge einen drohenden Blick zu, und sagte zum Officier:

„Mein Herr, ich fordere Sie zum zweiten Male auf, mir Beistand zu leisten!"

Der Officier warf einen Blick auf seine Leute: er sah sie fest und düster. Sie würden gehorchen, welcher Befehl auch gegeben werden sollte.

Neues Geschrei erhob sich:

„Es lebe die Garde! Nieder mit den Mouchards!"

„Mein Herr," sagte heftig der schwarze Mann zum Officier, „zum dritten und letzten Male fordere ich Sie auf, mir Beistand zu leisten. Ich habe förmliche Befehle erhalten, und wehe Ihnen, wenn Sie mich verhindern, sie zu vollziehen!"

Besiegt durch den gebieterischen Ton des Commissärs und durch die drohende Form der Aufforderung, gab der Officier einen Befehl mit halber Stimme, und in einem Augenblicke strahlten die Bajonnete am Ende der Flinten.

Unheil weissagendes Geschrei, Rache- und Todesgeschrei erscholl von allen Seiten.

„Nieder mit der Garde! Tod dem Commissär! Nieder mit dem Ministerium! Tod Herrn von Corbière! An die Laterne mit den Jesuiten! Es lebe die Preßfreiheit!"

Will nun der Leser vom Ganzen auf die Einzelheiten und von der Menge auf Einige der Individuen übergehen, die sie bildeten, so wird er, von uns geführt, einen Blick auf die Haltung der Personen unseres Buches werfen, in dem Momente, wo der Sarg, getragen von den Zöglingen der Schule

von Chalons, die Stufen der Himmelfahrts-Kirche hinabkam und sich nach der Rue Saint-Honoré wandte.

Herr Sarranti und der Abbé Dominique, der Eine gefolgt von Gibassier, der Andere von Carmagnole, hatten sich beim Ausgange aus der Kirche einander genähert, ohne daß es absichtlich zu geschehen schien, und ohne daß sie sich auch nur entfernt zu kennen schienen, und hatten einen Platz am Ende der Rue de Mondovi, das heißt, bei der Place de l'Orangerie und gegenüber dem Tuilerien-Garten eingenommen.

Herr von Marande und seine Freunde waren in der Rue du Mont-Thabor gruppirt, und warteten, daß sich der Zug in Marsch setze.

Salvator und unsere vier jungen Leute waren in der Rue Saint-Honoré, an der Ecke der Rue Neuve-dü-Luxembourg, stehen geblieben.

Bei der Bewegung, welche von der Menge bewerkstelligt worden war, hatten sich die Reihen enger angeschlossen, und die jungen Leute befanden sich zwanzig Schritte von dem Gitter, das die Umfriedung der Himmelfahrts-Kirche bildete.

Sie wandten sich um, als sie das Geschrei ausstoßen hörten, mit dem die entrüstete Bevölkerung, mitten unter einem Leichenbegängnisse, die Intervention der bewaffneten Macht empfing.

Doch unter Allen denjenigen, die so ihre Entrüstung kundgaben, waren die am meisten Entrüsteten die Menschen mit gemeinen Gesichtern und mit scheelen Blicken, welche mit einer geschickten Verschwendung in der Menge ausgestreut zu sein schienen.

Jean Robert und Petrus wandten sich mit Ekel ab. Ihr Wunsch in diesem Augenblicke wäre gewesen, sich aus diesem Gedränge zu ziehen, über dem man etwas Unheil Verkündendes, Drohendes schweben fühlte; doch sie sahen sich fest gefaßt; es war unmöglich, sich zu rühren, und alle ihre dem Gefühle der Selbsterhaltung zugewandten Anstrengungen mußten sich darauf beschränken, daß sie nicht erdrückt würden.

Salvator, der sonderbare Mann, der eben so vertraut mit den Mysterien der Aristokratie als mit den Arcanen der Polizei zu sein schien, Salvator kannte übrigens die Mehrzahl von diesen Menschen, nicht nur von Gesichte, sondern seltsamer Weise auch den Namen nach; und diese Namen waren für Jean Robert, den Dichter mit dem erhabenen Instincte, Absteckpfähle eingepflanzt auf einem unbekannten, zu den, von Dante besuchten, höllischen Kreisen hinabgehenden Wege.

Diese Menschen, es waren Longue-Avoine, Maldaplomb, Brin-d'Acier, Maillochon, kurz die ganze Schaar, die unsere Leser in der Rue des Postes das kleine Haus haben belagern sehen, in welchem Einer von ihnen, der arme Vol-au-Vent, einen so gefährlichen und so sehr mißglückten Sprung gemacht hatte; es waren, auf verschiedene Weise gruppirt und mit dem Auge und der Geberde mit Salvator correspondirend, der ihnen durch diese zwei mimischen Mittel die größte Vorsicht empfahl, es waren Croc-en-Jambe und sein Gevatter la Gibelotte, völlig ausgesöhnt, der Letztere beständig seine Gegenwart durch den scharfen Baldriangeruch offenbarend, der so unange-

nehm den Geruchssinn von Ludovic in der Schenke an der Ecke der Rue Aubry=le=Boucher berührte, wo diese lange Geschichte beginnt, die wir unsern Lesern zu erzählen im Zuge sind; es waren Fasiou und der göttliche Copernic, mehr noch verbunden durch das Interesse, das Copernic hatte, sich nicht mit Fasiou zu entzweien, als durch das, welches Fasiou hatte, sich nicht mit Copernic zu veruneinigen.

Copernic hatte also Fasiou die unbedachtsame Geberde vergeben, welche der Pitre auf Rechnung einer Nervenzuckung setzte, die er nicht habe bemeistern können; nur ließ Copernic Fasiou schwören, die Sache werde ihm nicht mehr begegnen, ein Eid, den Fasiou mit dem stillschweigenden Vorbehalte leistete, mit dessen Hülfe man nach der Behauptung der Jesuiten schwören kann, ohne verbunden zu sein, etwas zu halten.

Zehn Schritte von den zwei Künstlern, und glücklicher Weise durch eine compacte Masse von ihnen getrennt, waren Jean Taureau, unter seinem Arme haltend, — wie ein Gendarme seinen Gefangenen hält, wie Gibassier seinen Agenten hielt, — unter seinem Arme haltend das große blonde Mädchen, die Venus der Hallen, mit dem schlangenartig wogenden Leibe, die man Fifine nannte.

Wir sagen glücklicher Weise, denn Jean Taurean hatte Fasiou gerochen, wie Ludovic la Gibelotte gerochen hatte, obgleich wir den armen Jungen durchaus nicht beschuldigen, er habe denselben Geruch ausgedünstet, — und man weiß, welchen tiefen Haß, welchen eingewurzelten Widerwillen der robuste Zimmermann gegen seinen schwächlichen Nebenbuhler hegte.

Unfern von da waren die zwei Kameraden, welche den jungen Leuten in der Schenke eine Schlacht geliefert hatten. Sac-à-Plâtre, dieser Maurer, der bei einem Brande vom zweiten Stocke sein Kind und seine Frau in die Arme des farnesischen Hercules, genannt Jean Taureau, geworfen und dann sich selbst hinabgestürzt hatte; Sac-à-Plâtre weiß wie die Substanz, die er anzurühren pflegte, und die ihm diesen Spitznamen eingetragen hatte, Sac-à-Plâtre hing am Arme eines Riesen, der so schwarz war, als er, Sac-à-Plâtre, weiß: dieser Riese, welcher der Titan, der Gemahl der Nacht zu sein schien, war der übermäßig große Kohlenbrenner, den Jean Taureau, an einem Tage der Schulfuchserei, Toussaint-Louverture genannt hatte.

Es waren überdies alle die in Trauer gekleideten Personen, die wir im Hofe der Präfectur, die letzten Befehle von Herrn Jackal und das Signal zum Abgange erwartend, gesehen haben.

In dem Augenblicke, wo sich die Soldaten mit gefälltem Bajonnet dem Sarge näherten, warfen sich etliche und zwanzig Personen, einer ersten Bewegung des Edelmuths nachgebend, zwischen sie und die Zöglinge der Schule von Chalons, die den Leichnam trugen.

Der Officier, aufgerufen, ob er den Muth hätte, sich der Bajonnete seiner Soldaten gegen junge Leute zu bedienen, deren einziges Verbrechen es sei, daß sie ihrem Wohlthäter ihre Ehrfurcht bezeigen, der Officier antwortete, der Befehl sei förmlich, und er wolle nicht seiner Stelle entsetzt werden.

Nur forderte er seinerseits und ein letztes Mal

diejenigen, welche ihn an der Erfüllung seiner Pflicht verhindern wollten, auf, sich zurückzuziehen, und sich an die durch diese lebendige Mauer beschützten Träger wendend, befahl er diesen, den Sarg auf die Erde niederzusetzen.

„Thut es nicht! gehorcht nicht!" rief man von allen Seiten. „Wir sind da, um Euch zu unterstützen!"

Und die jungen Leute schienen wirklich durch ihre festen Worte und ihre kräftige Haltung entschlossen, eher Alles zu wagen, als zu gehorchen.

Der Officier gab seinen Leuten den Befehl, die Bewegung fortzusetzen. Die Bajonnete, die sich wieder einen Augenblick erhoben hatten, senkten sich aufs Neue.

„Tod dem Commissär! Tod dem Officier!" brüllte die Menge.

Der schwarze Mann hob den Arm empor: das Pfeifen eines Casse-tête wurde hörbar, und an den Schlaf getroffen, stürzte ein Mann, in seinem Blute gebadet, zu Boden.

Wir hatten zu jener Zeit noch nicht die furchtbaren Aufstände vom 5. und 6. Juni, vom 13. und 14. April durchgemacht, und ein erschlagener Mann war noch Etwas.

„Mord! Mord!" rief die Menge.

Als hätten sie nur auf diesen Ruf gewartet, zogen zwei- bis dreihundert Agenten unter ihren Ueberröcken ihre Casse-têtes hervor, welche dem ähnlich, dessen Wirkung man so eben gesehen hat.

Der Krieg war erklärt.

Diejenigen, welche Stöcke hatten, hoben sie auf,

diejenigen, welche Messer hatten, zogen sie aus ihren Taschen.

Gut geschürt, wie man mit dem Kunstausdrucke sagt, kam der Aufstand zum Ausbruche.

Jean Taureau, der Mann mit dem sanguinischen Muthe, das heißt der Mann der ersten Bewegung, Jean Taureau vergaß die stummen Ermahnungen von Salvator.

„Ah! ah!“ sagte er, indem er den Arm von Fifine losließ und in seine Hände spuckte, „ich glaube, wir werden uns messen.“

Und, als wollte er seine Kräfte versuchen, nahm er bei den Flanken den ersten den besten Agenten, der sich in seinem Bereiche fand, und schickte sich an, ihn gleichviel wohin zu werfen.

„Herbei! zu Hülfe! zu Hülfe, Freunde!“ rief der Agent mit einer Stimme, welche immer mehr unter dem Drucke der eisernen Hände von Jean Taureau erlosch.

Brin-d'Acier hörte diesen Nothschrei, und wie eine Schlange durch die Menge schlüpfend, näherte er sich von hinten und hob schon gegen Jean Taureau einen kurzen, ausgebleiten Stock auf, als sich Sac-à-Plâtre zwischen den Mouchard und den Zimmermann stürzte und den Stock packte, während der Lumpensammler, der, bei der Gruppe angelangt, wahrscheinlich seinen Namen rechtfertigen wollte, Brin-d'Acier ein Bein unterschlug und ihn rückwärts fallen machte.

Von diesem Augenblicke an war es ein entsetzliches Gemenge, und man fing an schrille Schreie

der mit der Volksmasse vermischten Weiber zu vernehmen.

Von Jean Taureau, wie Antäus von Hercules, um den Leib gepackt, ließ der Agent seinen Casse-tête los, und er rollte zu den Füßen von Fisine. Diese hob ihn auf, und, den Aermel bis an den Ellenbogen zurückgestreift, die blonden Haare im Winde flatternd, schlug sie, nach rechts und nach links, auf Alles, was sich ihr zu nähern versuchte. Zwei bis drei Schläge, männlich von der Bradamante versetzt, concentrirten auf ihr die Aufmerksamkeit von ein paar Polizeimännern, und sie wäre unfehlbar todtgeschlagen worden, als sich Copernic und Fasiou einen Durchgang zu ihr öffneten.

Der Anblick von Fasiou, der sich Fisine näherte, machte, daß Jean Taureau einen gewaltsamen Entschluß faßte. Er schleuderte den Agenten durch die Menge, wandte sich gegen den Pitre um und sagte:

„Das ist Einer."

Und den Arm ausstreckend, packte er Fasiou beim Kragen.

Doch kaum hatte die Hand das Kleid berührt, als Jean Taureau einen Streich mit einem ausgebleiten Stocke empfing, der ihn Fasiou los lassen machte.

Er erkannte die Hand, die ihn geschlagen hatte.

„Fisine!" rief er schäumend vor Zorn, „Du willst also, daß ich Dich umbringe?"

„Du, großer Feiger!" sagte sie; „wage es doch ein wenig, Deine Hand gegen mich zu erheben!"

„Nicht gegen Dich, sondern gegen ihn."

„Seht doch diesen Taugenichts," sagte sie zu

Sac-à-Plâtre und zu Croc-en-jambe, „will er nicht einen Mann erwürgen, der mir das Leben gerettet hat?“

Jean Taureau stieß einen Seufzer aus, der einem Gebrülle glich; dann sprach er zu Fasiou:

„Geh! und ist Dir Dein Leben lieb, so zeige Dich so wenig als möglich auf meinem Wege!“

Während diese Dinge rechts in der Gruppe von Jean Taureau und seinen gewöhnlichen Wirthshaus-kameraden vorgingen, wollen wir sehen, was sich links in der Gruppe von Salvator und unseren vier jungen Leuten zutrug.

Salvator hatte, wie wir gesehen, Justin, Petrus, Jean Robert und Ludovic die strengste Neutralität empfohlen, und dennoch hatte Justin, dem Anscheine nach der Ruhigste von Allen, dieser Ermahnung zuwider gehandelt.

Sagen wir, wie sie gestellt waren.

Justin stand links von Salvator, die drei anderen jungen Leute standen hinter ihnen.

Plötzlich hörte Justin drei Schritte von sich einen schmerzlichen Schrei, sodann eine Kinderstimme, welche ihm zurief:

„Zu Hülfe, Herr Justin! herbei!“

Bei seinem Namen angerufen, eilte Justin vorwärts, und er erblickte Babolin zu Boden geworfen und mit gewaltigen Fußtritten von einem Agenten mißhandelt.

Mit einer Bewegung rasch wie der Gedanke stieß er den Agenten heftig zurück und neigte sich, um Babolin sich wieder auf seine Füße stellen zu helfen. Doch in dem Augenblicke, wo er sich bückte,

sah Salvator, wie sich der Casse-tête eines Agenten über ihm erhob. Er stürzte auch vor und streckte dabei die Hand aus, um Justin mit seinem Arme einen Wall zu machen, doch zu seinem großen Erstaunen blieb der Casse-tête aufgehoben, ohne niederzufallen, während eine Stimme freundlich zu ihm sagte:

„Ei! guten Morgen, Herr Salvator! wie freut es mich, daß ich mit Ihnen zusammentreffe!"

Diese Stimme war die von Herrn Jackal.

VIII.

Die Verhaftung.

Herr Jackal hatte Justin als den Freund von Salvator und den Geliebten von Mina erkannt und war, die Gefahr wahrnehmend, die ihn bedrohte, zugleich mit Salvator vorgestürzt, um ihn dieser Gefahr zu entreißen.

So waren ihre zwei Hände zusammengetroffen.

Hierauf sollte sich aber die Protection von Herrn Jackal nicht beschränken.

Er gab durch einen Wink seinen Leuten den Befehl, die Gruppe der jungen Leute zu respectiren, zog Salvator beiseit und sagte zu ihm, indem er seine Brille emporhob, um, während er sprach, nichts von dem zu verlieren, was in der Menge vorging.

„Mein lieber Salvator, einen guten Rath."

„Reden Sie, lieber Herr Jackal."

„Einen Freundesrath ... Sie wissen, ob ich Ihr Freund bin?"

„Ich rühme mich wenigstens dessen," erwiederte Salvator.

„Nun wohl, rathen Sie Justin und andern Personen, die Sie interessiren dürften," — und er bezeichnete mit dem Auge Petrus, Jean Robert und Ludovic,— „rathen Sie ihnen, sage ich, sich zu entfernen, und ... machen Sie es wie sie."

„Ah!" rief Salvator, „und warum dies, Herr Jackal?"

„Weil ihnen Unglück widerfahren könnte."

„Bah!"

„Ja," machte Herr Jackal mit dem Kopfe.

„Wir werden also einen Aufstand haben?"

„Ich befürchte es sehr. Was vor sich geht, hat ganz das Ansehen, als führte es uns dahin, und so fangen alle Aufstände an."

„Ja, sie fangen alle auf dieselbe Art an," erwiederte Salvator. „Freilich," fügte er bei, „freilich endigen nicht alle auf dieselbe Art."

„Das wird gut endigen, dafür stehe ich Ihnen," sprach Herr Jackal.

„Ah! sobald Sie dafür stehen ..."

„Ich habe keinen Schatten von Zweifel in dieser Hinsicht."

„Teufel!"

„Sie begreifen also, wie, trotz des speciellen Schutzes, den ich Ihren Freunden zu gewähren geneigt bin, ihnen, wie ich sagte, Unglück widerfahren könnte; bitten Sie dieselben daher, sich zu entfernen."

„Ich werde mich wohl hüten."

„Und warum?"

„Weil sie bis zum Ende zu bleiben beschlossen haben."

„In welcher Absicht?"

„Aus Neugierde."

„Bah! das wird nicht sehr interessant sein."

„Um so mehr, als man nach dem, was Sie mir gesagt haben, einer Sache sicher sein kann: daß der Sieg auf Seiten des Gesetzes bleiben wird."

„Nichtsdestoweniger laufen Ihre jungen Leute Gefahr ..."

„Nun?"

„Wenn sie bleiben . . ."

„Was?"

„Ei! was man bei einem Aufstande Gefahr läuft: ein wenig gequetscht zu werden."

„In diesem Falle, Sie begreifen das, mein lieber Herr Jackal, beklage ich sie nicht."

„Ah! Sie beklagen sie nicht?"

„Nein, sie werden nur haben, was sie verdienen."

„Wie, was sie verdienen?"

„Allerdings, sie wollten einen Aufstand sehen: sie mögen die Folgen ihrer Neugierde erdulden."

„Sie wollten einen Aufstand sehen?" wiederholte Herr Jackal.

„Ja," erwiederte Salvator.

„Sie wußten also, es werde ein Aufstand stattfinden? Ihre Freunde hatten also Wind von dem, was vorgehen sollte?"

„Ah! vollkommenen Wind, lieber Herr Jackal. Die ältesten Matrosen errathen die Stürme nicht

mit mehr Scharfsinn, als meine Freunde den Aufstand gewittert haben."

„Wahrhaftig?"

„Allerdings. Gestehen Sie übrigens, lieber Herr Jackal: man müßte sehr böswillig sein, um nicht zu begreifen, was vorgeht."

„Gut! und was geht denn vor?" sagte Herr Jackal, indem er seine Brille auf seine Nase setzte.

„Sie wissen es nicht?"

„Durchaus nicht."

„Nun wohl, so fragen Sie diesen Herrn, den man dort verhaftet."

„Wo denn?" fragte Herr Jackal, ohne seine Brille aufzuheben, was bewies, daß er so gut als Salvator die Verhaftung, die man bewerkstelligte, gesehen hatte. „Welchen Herrn?"

„Ah! es ist wahr, Sie haben ein so kurzes Gesicht, daß Sie es nicht zu sehen vermöchten. Versuchen Sie es indessen . . . Dort, zwei Schritte von einem Mönche."

„Ja, in der That, ich glaube, ich erblicke etwas wie einen weißen Rock."

„Ah! beim Himmel!" rief Salvator, „das ist ja der Abbé Dominique, der Freund des armen Colombau. Ich glaubte, er sei in der Bretagne, im Schlosse Penhoël."

„Er war wirklich dort," erwiederte Herr Jackal; „doch er ist heute Morgen angekommen."

„Heute Morgen? Ich danke Ihnen für Ihre gute Auskunft, Herr Jackal," sagte lächelnd Salvator. „Nun wohl, neben ihm, sehen Sie?"

„Ah! bei meiner Treue, ja, ein Mann, den man

verhaftet, es ist wahr. Ich beklage diesen Bürger von ganzem Herzen."

„Sie kennen ihn also nicht?"

„Nein."

„Kennen Sie diejenigen, welche ihn verhaften?"

„Ich habe ein so schwaches Gesicht, und dann sind es Viele, wie mir scheint."

„Besonders die Zwei, die ihn am Kragen halten."

„Ja, ja, ich kenne diese Bursche. Doch wo Teufels habe ich sie gesehen? das ist die Frage?"

„Sie erinnern sich dessen also nicht?"

„Wahrhaftig, nein."

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen auf die Spur helfe?"

„Sie werden mir ein wahres Vergnügen machen."

„Nun wohl, Sie haben den Einen, den Kleineren, in dem Augenblicke gesehen, wo er nach dem Bagno abging, und Sie haben den Andern, den Größeren, in dem Augenblicke gesehen, wo er aus demselben zurückkam."

„Ja! ja! ja!"

„Sind Sie nun dabei?"

„Das heißt, ich kenne sie wie Vater und Mutter; es sind Angestellte meiner Administration. Was Teufels machen sie dort?"

„Ei! ich glaube, sie arbeiten für Ihre Rechnung, mein lieber Herr Jackal!"

„Bah!" versetzte Herr Jackal, „vielleicht arbeiten die Bursche auch für die ihrige. Das begegnet ihnen manchmal."

„Ei! in der That," sagte Salvator, „sehen Sie,

da ist Einer, der seinem Gefangenen die Uhrkette abschneidet."

„Ich sagte es Ihnen ja! . . . Ah! lieber Herr Salvator, die Polizei ist sehr schlecht bestellt!"

„Wem sagen Sie das, Herr Jackal?"

Und da er wahrscheinlich nicht länger in der Gesellschaft von Herrn Jackal gesehen werden wollte, so machte Salvator einen Schritt rückwärts und grüßte ihn.

„Entzückt, das Glück gehabt zu haben, Ihnen zu begegnen, Herr Salvator," sagte der Polizeichef, während er sich seinerseits entfernte und sich mit raschem Schritte nach der Gruppe wandte, wo Gibassier und Carmagnole Herrn Sarranti zu verhaften suchten.

Wir sagen suchten, denn, obschon von den zwei Agenten am Kragen gepackt, betrachtete sich Herr Sarranti entfernt nicht als verhaftet.

Er hatte Anfangs parlamentirt.

Auf die Worte: „Im Namen des Königs, ich verhafte Sie!" zu gleicher Zeit von Carmagnole und von Gibassier in seine Ohren gesprochen, hatte er erwiedert:

„Sie verhaften mich! und warum?"

„Keinen Scandal!" sagte halblaut Gibassier; „wir kennen Sie."

„Sie kennen mich?" rief Sarranti, indem er einen Blick rechts und links auf die zwei Polizeimenschen warf.

„Ja, Sie heißen Dubreuil," antwortete Carmagnole.

Man erinnert sich, daß Herr Sarranti seinem

Sohne geschrieben hatte, er sei in Paris unter dem Namen Dubreuil, und daß Herr Jackal, um aus der Verhaftung keine politische Angelegenheit zu machen, seinen zwei Agenten empfohlen hatte, den hartnäckigen Verschwörer unter diesem Namen zu verhaften.

Als Dominique sah, daß man seinen Vater verhaftete, stürzte er, von einer ersten Bewegung fortgerissen, auf ihn zu.

Herr Sarranti hielt ihn aber durch einen Wink zurück.

„Mischen Sie sich nicht in diese Angelegenheit, mein Herr," sagte er zum Mönche. „Ich bin das Opfer eines Irrthums, und morgen, dessen bin ich sicher, werde ich in Freiheit gesetzt werden."

Der Mönch verbeugte sich vor dieser Ermahnung, die er wie einen Befehl empfing, und machte einen Schritt rückwärts.

„Gewiß," sprach Gibassier; „täuschen wir uns, so wird Ihnen Ihr Recht widerfahren."

„Und vor Allem," fragte Sarranti, „kraft welchen Befehles verhaften Sie mich?"

„Kraft eines Vorführungsbefehles gegen einen gewissen Herrn Dubreuil, der Ihnen so sehr gleicht, daß ich meine Pflicht zu verletzen glauben würde, wenn ich mich Ihrer nicht versicherte."

„Und warum, wenn Sie den Scandal so sehr befürchten, verhaften Sie mich eher hier als anderswo?"

„Weil man die Leute verhaftet, wo man sie trifft!" antwortete Carmagnole.

„Abgesehen davon, daß wir Ihnen seit heute Morgen nachlaufen," fügte Gibassier bei.

„Wie, seit heute Morgen?"

„Ja," erwiederte Carmagnole, „seitdem Sie das Hotel verlassen haben."

„Welches Hotel?" fragte Sarranti.

„Das Hotel der Place Saint-André-des-Arcs," sagte Gibassier.

Bei dieser letzten Bezeichnung durchzuckte es wie ein Blitz den Geist von Sarranti. Es schien ihm, er sehe auf dem Gesichte, er höre in der Stimme von Gibassier Züge und Töne, die ihm nicht unbekannt waren.

Dann kehrte Alles in sein Gedächtniß zurück, die Reise, der Ungar, der Courier mit den Depechen, der Postillon, Alles dies unbestimmt wie durch eine Wolke, dennoch aber klar genug, daß er mehr instinctartig als anders keinen Zweifel hegte.

„Elender!" rief der Corse erbleichend wie ein Todter, indem er die Hand unter seinen Rock steckte.

Gibassier sah die Klinge eines Dolches glänzen, und der Tod wäre vielleicht auf diesen Strahl mit derselben Geschwindigkeit gefolgt, mit der der Donner auf den Blitz folgt, hätte nicht Carmagnole, der die Bewegung gesehen und begriffen hatte, mit beiden Händen die Hand, welche die Waffe hielt, gepackt.

Da er sich zugleich von den beiden Händen gepreßt fühlte, so machte sich Sarranti, Alles zusammenraffend, was der menschliche Wille an Stärke in einem äußersten Augenblicke geben kann, von dem doppelten Drucke los, sprang, den Dolch in der Hand, mitten unter eine compacte Gruppe und rief:

„Gebt Raum! gebt Raum!"

Doch Gibassier und Carmagnole sprangen hinter ihm und hatten überdies durch einen verabredeten Ruf an alle ihre Gefährten appellirt.

In einem Augenblicke bildete sich ein undurchdringlicher Kreis um Sarranti, zwanzig Casse-têtes waren aufgehoben, und ohne Zweifel sollte er erschlagen wie ein Stier unter dem Schlagbeile der Fleischer niederstürzen, als eine Stimme erscholl, welche rief:

„Lebendig! man greife ihn lebendig."

Die Agenten erkannten die Stimme, der man so gut gehorchte, von Herrn Jackal und stürzten sich, da sie wußten, sie kämpfen unter den Augen ihres Chefs, auf Herrn Sarranti.

Es herrschte einen Augenblick ein entsetzliches Gemenge. Ein Mann zerarbeitete sich aufrecht stehend unter zwanzig Männern; dann fiel er auf ein Knie; dann verschwand er gänzlich.

Als er seinen Vater zum zweiten Male fallen sah, eilte ihm Dominique zu Hülfe; doch die Menge, welche Angstschreie ausstoßend entfloh, wälzte sich in diesem Momente wie ein Strom nach der Straße und trennte den Sohn vom Vater.

Um nicht fortgerissen zu werden, klammerte sich der Mönch an das Gitter eines Hotels an; als aber die Menge sich verlaufen hatte, waren Herr Sarranti und die häßliche Gruppe, unter der er sich zerarbeitete, verschwunden.

IX.

Die officiellen Journale.

Wir haben einige Proben von den Scenen gegeben, welche die Polizei von Herrn Delavau am 30. März des Jahres der Gnade 1827 spielte.

Woher kam dieser Scandal? was war die Ursache dieser seltsamen, gegen die sterblichen Ueberreste des edlen Herzogs verübten Entheiligung?

Niemand wußte es.

Das Ministerium konnte Herrn de la Rochefoucauld-Liancourt die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung nicht vergeben. Ein la Rochefoucauld der Opposition angehören und mit ihr stimmen! wahrhaftig, das war ein Verbrechen der beleidigten Majestät, und das Ministerium durfte es nicht versäumen, es zu bestrafen.

Man vergaß den la Rochefoucauld der Fronde. Dieser war allerdings bestraft worden, zuerst durch einen Büchsenschuß mitten ins Gesicht, sodann durch eine Untreue mitten ins Herz.

Das Ministerium hatte in der That Herrn de la Rochefoucauld, — dem modernen, wohlverstanden, — alle seine unentgeldliche Functionen, und alle die auf Wohlthätigkeitsanstalten bezügliche, die er übte, entzogen; doch nicht damit zufrieden, daß es ihn in seinem Leben verletzt, wollte es ihn auch noch in seinem Tode dadurch schlagen, daß es die dankbare Menge verhinderte, durch einen äußerlichen Act die Ehrfurcht und die Liebe kundzuthun, die der Be-

völkerung von Paris die lange Laufbahn des Herzogs eingeflößt hatte, welche ausschließlich dem materiellen und moralischen Wohle: dem Almosen und dem Unterrichte, gewidmet war.

Die Menge wußte also, woher der Befehl kam, und ganz laut nannte sie Herrn von Corbière, den man, mit Recht oder mit Unrecht, zum Sündenbocke des Ministeriums von 1827 gemacht hatte.

Wir werden, in der Folge dieser Erzählung die entsetzlichen Scenen der Unordnung, die fehlgeschlagenen Aufstände sehen, welche von der Polizei herrührten. Für den Augenblick halten wir die Hauptscenen von diesem Tage für genügend, um eine Idee von dem entsetzlichen Gemenge und dem blutigen Kampfe zu geben, wozu die Obsequien des ehrwürdigen Herzogs veranlaßten.

Sagen wir, welche Ursachen diesen Strom von Männern, Frauen und Kindern, der Dominique von Herrn Sarranti, den Vater vom Sohne trennte, austreten gemacht hatten.

In dem Augenblicke, wo der Aufruhr aufs Höchste gestiegen war, in dem Momente, wo sich das Todesgeschrei, das Gebrülle der Männer, die Wehklagen der Frauen, das Wimmern der Kinder von allen Seiten hörbar machten, das heißt, wo die Soldaten, mit gefällten Bajonneten auf die Zöglinge der Schule von Chalons zumarschirend, mit Gewalt sich des Sarges bemächtigen wollten, ertönte plötzlich kläglich ein durchdringender Schrei, gefolgt von einem unheimlichen Geräusche, und durch diesen Schrei, durch dieses Geräusch wurden auf der Stelle und wie durch

ein Wunder alles Geschrei, alle Geräusche, alles Gebrülle dieses menschlichen Oceans gehemmt.

Es trat ein Augenblick erschrecklicher Stille ein; man hätte glauben sollen, das Leben sei gleichzeitig aus jeder Brust entschwunden.

Dieser Schrei war von den Fenstern ausgegangen, welche wie Logen über dem Theater angebracht waren, wo das ruchlose Drama gespielt wurde.

Dieser Schrei, die Menge hatte ihn ausgestoßen, als sie einen von den jungen Leuten, welche den Sarg trugen, vom Bajonnet eines Soldaten verwundet sah; dieses unheimliche Geräusch, das man gehört, war das dumpfe Geräusch vom Sarge des Herzogs, der, im Kampfe von den Soldaten nach rechts gezogen, von den jungen Leuten nach links gezogen, schwer auf das Pflaster niederfiel.

In demselben Augenblicke, als hätte der Blitz mitten unter sie geschlagen, traten die Zuschauer dieser gräßlichen Scene, von einem unsäglichen Schrecken ergriffen zurück und ließen in dem ungeheuren leeren Raume, der sich bei ihrem Rückzuge bildete, die jungen Leute ganz bestürzt allein.

Schlecht gedeutet von denjenigen, welche die Erschütterung fühlten, ohne ihre Ursache zu kennen, veranlaßte diese Bewegung die Lawine, die wir in alle anliegende Straßen und besonders in die Rue Mondovi sich haben wälzen sehen.

Einer von den jungen Leuten lag auf dem Boden beim Sarge: er hatte einen Bajonnetstich in die Seite bekommen. Seine Gefährten hoben ihn in ihren Armen auf und trugen ihn in ihren Reihen fort.

Man konnte seinem Wege nach der Blutspur, die er zurückgelassen, folgen.

Der Officier, der Polizeicommissär und die Soldaten waren Herren der Stellung geblieben.

Das Gesetz hatte den Sieg davon getragen, wie Salvator sagte, der, immer an demselben Platze, mit einem Arme Justin, mit dem andern Jean Robert zurückhielt, während er zu Petrus und Ludovic sagte:

„Bei Ihrem Kopfe, rühren Sie sich nicht!"

Niedergeschlagen und beschämt, näherten sich die Soldaten dem halb zerbrochenen Sarge und hoben den Mantel und die auf dem Boden zerstreuten, mit Koth bedeckten Insignien des Verstorbenen auf.

Nach diesem ersten furchtbaren, ungeheuren, tödtlichen Schrei, nach dieser ersten Bewegung, welche die Menge in allen Richtungen, wo sie sich verlaufen zu können glaubte, hinausdrängte, trat, wie gesagt, eine Todesstille ein, eine erhabene Stille, welche energischer als alles Geschrei.

In der That, die höchste Protestation, die nachdrücklichste Vertheidigung, die ungestümste Entrüstung hätten nicht mehr bittere Vorwürfe, mehr blutige Drohungen enthalten, als diese gesammelte, ehrfurchtsvolle Haltung der Menge dem Leichname gegenüber, als diese stumme, stillschweigende Mißbilligung den Entheiligern gegenüber.

Mitten unter diesem Stillschweigen stürzte der Urheber dieser ganzen Ruchlosigkeit, der schwarze Mann, der Polizeicommissär, in den Kreis, winkte den Trägern herbeizukommen, hieß sie den Sarg auf den Leichenwagen setzen, und befahl dem Officier

mit einer gebieterischen Geberde, ihm im Nothfalle beizustehen.

Plötzlich aber wurden der Officier und der Commissär leichenbleich, und ihr Gesicht bedeckte sich mit einem kalten Schweiße, als sie durch die Spalten des an mehreren Stellen zerbrochenen Sarges gegen sie, wie eine Drohung aus dem Grabe, einen der abgezehrten Arme des Leichnames sich ausstrecken sahen, der, vom Leibe getrennt, nahe daran schien, auf das Pflaster zu fallen.

Sagen wir für diejenigen, welche uns beschuldigen dürften, wir machen Gräßliches mit kaltem Blute, daß aus der in Folge dieses ärgerlichen Ereignisses vorgenommenen Untersuchung hervorging, man habe, als der Sarg des Herzogs de la Rochefoucauld nach Liancourt, in die Familiengruft der la Rochefoucauld, geführt wurde, einen Theil der Nacht, welche der Bestattung vorherging, damit zubringen müssen, nicht nur den Sarg auszubessern, der, wie gesagt, halb zerbrochen war, sondern auch um wieder in ihre natürliche Lage die Glieder zu bringen, die sich vom Körper abgelöst hatten*).

Fügen wir schleunigst bei, — und wir werden auf diesen traurigen Gegenstand nicht mehr zurückkommen, — daß die Volksentrüstung nur einen Schrei von einem Ende Frankreichs zum andern ausstieß.

Alle Journale, welche nicht dem Ministerium gehörten, gaben ihren Bericht über die entsetzliche Scene

*) Achille von Vaulabelle, Histoire des Deux Restaurations.

mit allem Zorne und mit aller Verachtung, welche diese schändliche Profanation verdiente.

Die zwei Kammern waren das Echo dieses Schreies; die Pairskammer besonders, schwer getroffen in einem ihrer Mitglieder, beschränkte sich nicht darauf, daß sie energisch diese ruchlose Gewaltthat tadelte, die den Leichnam eines Mannes schlug, dessen einziges Verbrechen es gewesen war, daß er gegen die Regierung gestimmt hatte; sie beauftragte ihren Großreferendär, sich nach den Thatumständen zu erkundigen, und als der hohe Würdeträger der Kammer das Resultat seiner Untersuchung mittheilte, klagte er laut die Polizei an, sie habe willkürlich dieses Aergerniß verursacht, ein um so mehr tadelnswerthes Aergerniß, als zahlreiche Vorgänge das Fortbringen eines Sarges mit den Armen rechtfertigten, und bei manchen Veranlassungen, besonders bei den Obsequien von Delille, Béclard und Emmery, dem Superior des Seminars von Saint-Sulpice, die Polizei das Tragen ihrer Ueberreste sowohl durch ihre Freunde, als durch ihre Zöglinge erlaubt hatte. Der Sarg von Herrn Emmery, unter Anderem, war auf diese Art von den Zöglingen seines Seminars bis auf den Kirchhof von Issy getragen worden.

Herr von Corbière hörte alle diese Vorwürfe und nahm sie mit der ihm natürlichen hochmüthigen Kälte auf, welche manchmal in der Kammer so furchtbare Stürme gegen ihn erregte, und er glaubte nicht nur kein Wort des Tadels an den Agenten richten zu müssen, der die Leiche des redlichen Mannes beschimpft hatte, welcher von ihm, dem Mi-

nister, im Leben beschimpft worden war, sondern er bestieg sogar die Tribune und antwortete:

„Hätten sich die Redner, die wir gehört, darauf beschränkt, ihre peinlichen Gefühle auszudrücken, so würde ich ihren Schmerz geehrt und ein Stillschweigen beobachtet haben. Aber auch Klagen gegen die Administration! . . . Das Benehmen des Polizeipräfecten und seiner Agenten ist gewesen, was es sein mußte, und sie hätten anders handelnd, als sie es gethan, ihre Pflicht verletzt und sich meinem gerechten Tadel preisgegeben."

Die Kammer dankte dem Großreferendär für seinen Bericht und beschloß, das Ende des gerichtlichen Verfahrens, das begonnen hatte, abzuwarten. Wohlverstanden, das Verfahren hatte ein Ende, aber kein Resultat.

Während die unabhängigen oder die Oppositions-Journale am andern Tage in ihrer ersten Colonne die Entrüstung, deren Dolmetscher sie nur waren, kundgaben, veröffentlichten die Regierungsjournale eine offenbar vom Ministerium oder von der Präfectur gekommene Note; denn, obgleich in drei verschiedenen Zeitungen gedruckt, glich sie sich doch dem Inhalte und der Form nach.

Es folgt hier ungefähr der Text dieser Note, deren Zweck es war, die Verantwortlichkeit der Scenen vom vorhergehenden Tage auf die Rechnung der Bonapartisten zurückzuwerfen.

„Die Hydra der Anarchie erhebt wieder ihr Haupt, das man für immer abgeschlagen glaubte; die Revolution, die man erloschen glaubte, ersteht wieder aus der Asche. Sie rückt hervor, ganz bewaffnet, im

Schatten und in der Stille, und die Monarchie wird sich aufs Neue ihrer ewigen Feindin gegenüber finden.

„Achtung, treue Diener Seiner Majestät, auf, ergebene Unterthanen! der Altar und der Thron, der Priester und der König sind bedroht!

„Die bedauernswerthen Ereignisse von gestern haben zu Scenen der Gewalt Anlaß gegeben; Geschrei der Drohung, Geschrei des Aufruhrs, Todesgeschrei ist ausgestoßen worden.

„Glücklicher Weise hielt der Polizeipräfect schon seit vierundzwanzig Stunden in seinen Händen die Hauptfäden des Complottes. Dank sei es dem glühenden Eifer dieses geschickten Beamten, ist das Complott gescheitert, und er hofft den Sturm beschwichtigt zu haben, der noch einmal das Staatsschiff zu verschlingen drohte.

„Der Chef dieser weit umfassenden Verschwörung ist verhaftet worden. Er ist in den Händen der Gerichte, und die Freunde der Ordnung, die treuen Unterthanen des Königs werden erkennen, von welcher Wichtigkeit dieser Fang, wenn sie erfahren, daß der Chef dieses Complottes, dessen Zweck es war, den König vom Throne zu stürzen und den Herzog von Reichstadt darauf zu setzen, kein Anderer ist, als der berühmte Corse Sarranti, welcher kürzlich aus Indien angekommen, wo das Complott geboren wurde.

„Man schauert, denkt man an die Gefahr, mit der die Regierung Seiner Majestät bedroht war. Doch der Abscheu wird bald auf die Entrüstung folgen, und man wird nicht einmal mehr wissen, woran man sich in Betreff dieser Leute zu halten hat, welche, nachdem sie dem Usurpator gedient, seinem

Sohne dienen, wenn man erfährt, daß eben dieser Sarranti, der sich seit einigen Tagen in der Hauptstadt verbarg, derselbe ist, der Paris vor sieben Jahren unter dem Gewichte einer Anklage wegen Diebstahls und Mords verlassen hat.

„Diejenigen, welche die Journale jener Zeit gelesen haben, erinnern sich vielleicht, daß das Dörfchen Viry-sur-Orge im Jahre 1829 der Schauplatz eines entsetzlichen Verbrechens war. Einer der angesehensten Männer des Cantons fand, als er eines Abends nach Hause kam, seine Kasse erbrochen, seine Frau ermordet, seine zwei jungen Neffen entführt und den Hofmeister verschwunden.

„Dieser Hofmeister war kein Anderer als Herr Sarranti.

„Eine gerichtliche Untersuchung hat schon begonnen."

X.

Seelengemeinschaft.

Der ausdrucksvolle Blick, den Herr Sarranti dem Abbé Dominique zugeworfen, und die paar Worte, die er im Augenblicke seiner Verhaftung gesprochen, geboten dem armen Mönche eine völlige Zurückhaltung, eine äußerste Discretion.

Von seinem Vater getrennt, lief Dominique rasch in der aufsteigenden Richtung der Rue de Rivoli fort. Hier fand er wieder eine aufgeregte, stürmische Gruppe, und er begriff, daß diese Gruppe, welche

auf die Tuilerien zueilte, Herrn Sarranti zum Mittelpunkte hatte. Er folgte daher, doch von fern, und wie er es kluger Weise wegen seiner so leicht erkennbaren Tracht thun mußte.

Dominique war wirklich damals vielleicht der einzige Dominicaner, der in Paris wohnte.

An der Ecke der Rue Saint-Nicaise hielt die Gruppe an, und von der Ecke der Place des Pyramides, wohin er gelangt war, sah Dominique denjenigen, welcher der Chef der Agenten zu sein schien, einen Fiacre rufen, und in diesen Fiacre, der auf seinen Ruf herbeikam, Herrn Sarranti einsteigen.

Er folgte dem Fiacre, schritt über den Carrouselplatz so rasch als es ihm seine Kleidung erlaubte, und erreichte den Einlaß des Quai des Tuileries in dem Momente, wo der Fiacre sich um den Pont Neuf wandte.

Der Wagen fuhr offenbar nach der Polizeipräfectur.

Der Abbé Dominique, als er den Fiacre an der Ecke des Quai des Lunettes verschwinden sah, fühlte alles Blut seiner Adern nach seinem Herzen fließen und tausend traurige Gedanken ihm zu Gehirne steigen.

Er kehrte ganz vernichtet, den Leib gebrochen, die Seele voll tödtlicher Bangigkeit, nach Hause zurück.

Zwei Tage und zwei Nächte in der Diligence zugebracht, die Gemüthsbewegungen aller Art des Tages, die Ungewißheit hinsichtlich der Ursachen, welche die Verhaftung seines Vaters motivirten, das

war mehr als es brauchte, um den kräftigsten Körper zu beugen, um die muthigste Seele zu zähmen.

Als er in sein Zimmer kam, war es schon Nacht. Er warf sich auf sein Bett, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und versuchte es, ein wenig zu ruhen. Aber es setzten sich tausend Gespenster zu Häupten seines Bettes, und nach einer Viertelstunde war er wieder auf und ging hastig in seinem Zimmer umher, als müßte er, um zu schlafen, den Rest von Kraft oder von Fieber, der in ihm brannte, brechen.

Die Unruhe trieb ihn hinaus. Da es Nacht geworden war, so bezeichnete ihn sein, in der Dunkelheit verlorener, Rock nicht mehr der allgemeinen Aufmerksamkeit. Er ging nach der Polizeipräfectur, in der sein Vater gewisser Maßen verschlungen worden war; — ein Schlund dem ähnlich, in welchen sich der Taucher von Schiller versenkt, und aus welchem man, wie der Taucher, erschrocken über die Ungeheuer aller Art, die man darin gesehen, hervorkommt.

Er wagte es indessen nicht, einzutreten. Wußte man, daß Sarranti sein Vater war, so war sein Name eine Denunciation.

War Herr Sarranti nicht unter dem Namen Dubreuil verhaftet worden? war es nicht besser, ihn unter der Wohlthat dieses falschen Namens einsperren zu lassen, der den gefährlichen, hartnäckigen Verschwörer nicht verrieth?

Dominique wußte noch nicht, aus welchem Grunde sein Vater nach Frankreich zurückkam, doch er errieth wohl, es geschehe wegen der Sache, der er sein ganzes Leben geweiht hatte: wegen der Sache des Kai-

sers, oder, vielmehr da der Kaiser todt war, wegen der des Herzogs von Reichstadt.

Zwei Stunden lang irrte der Sohn wie ein Schatten um das Grab seines Vaters, und er ging von der Rue Dauphine nach der Place du Harlay, vom Quai des Lunettes nach der Place du Palais-de-Justice, ohne Hoffnung, denjenigen wiederzusehen, welchen er suchte, denn es wäre ein Wunder gewesen, wäre er mit dem Wagen zusammengetroffen, der ihn vom Depot nach einem andern Gefängnisse führte; doch dieses Wunder, Gott konnte es machen, und, gut, einfach und groß, hoffte Dominique instinctartig auf Gott.

Diesmal sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Um Mitternacht ging er wieder nach Hause, legte sich zu Bette, schloß die Augen und entschlummerte endlich erschöpft vor Müdigkeit.

Doch kaum war er eingeschlafen, als die peinlichsten Träume ihn bestürmten. Der Alp schwebte, wie eine Riesenfledermaus, die ganze Nacht über seinem Kopfe, und als der Tag kam, erwachte er; statt seine Kräfte wiederherzustellen, hatte der Schlaf seine Müdigkeit nur vermehrt.

Er stand auf und suchte wach die Eindrücke des Schlafes wiederzufinden; es schien ihm, als wäre mitten unter diesem stürmischen Chaos ein Engel leuchtend und rein vorübergezogen.

Ein junger Mann war zu ihm gekommen mit sanftem, ehrlichem Gesichte, hatte ihm die Hand gereicht und in einer unbekannten Sprache, die er jedoch verstanden, zu ihm gesagt: „Stütze Dich auf mich, und ich werde Dir beistehen.“

Dieses Gesicht war ihm bekannt. Nur fragte es sich, wo, um welche Zeit, unter welchen Umständen hatte er es gesehen? War diese Person reell, oder war es nur eine von den unbestimmten Erinnerungen, die man von einem früheren Leben zu bewahren scheint, welches sich dem unseren nur in dem Blitze eines Traumes offenbart? war er nicht die Incarnation der Hoffnung, dieser Traum des wachen Menschen?

Dominique, indem er klar in der Finsterniß seines Gehirnes zu sehen suchte, setzte sich ganz nachdenkend ans Fenster, auf denselben Stuhl, auf dem er am Abend vorher saß, um das Bild vom heiligen Hyacinth anzuschauen, das heute abwesend. Da kehrte das Andenken an Carmelite und Colombau in sein Herz zurück, und dieser zwei Freunde sich erinnernd, erinnerte er sich auch Salvators.

Salvator war der Engel seiner Nacht, es war der schöne junge Mann mit dem sanften, ehrlichen Gesichte, der während seines Schlafes zu seinen Häupten stehend von seinem Bette das Gespenst der Verzweiflung vertrieben hatte.

Da zog die schmerzliche Scene, unter der Salvator ihm erschienen war, wieder ganz vor seinen Augen vorüber. Er sah sich noch, wie er im Pavillon von Colombau im Bas-Meudon saß und langsam die Todtengebete sprach, während Thränen seinen zum Himmel emporgehobenen Augen entfielen.

Plötzlich waren zwei junge Leute mit entblößtem und geneigtem Haupte in's Sterbezimmer eingetreten; diese zwei jungen Leute waren Jean Robert und Salvator.

Salvator, als er ihn erblickte, hatte eine Art von Freudengeschrei von sich gegeben, dessen Sinn er nie hätte begreifen können, hätte Salvator, sich ihm nähernd, nicht mit einer zugleich festen und bewegten Stimme zu ihm gesagt: „Mein Vater, ohne es zu vermuthen, haben Sie das Leben dem Manne gerettet, der vor Ihnen steht; und dieser Mann, der Sie seitdem nie gesehen hat, der Ihnen seitdem nie begegnet ist, hat Ihnen eine tiefe Dankbarkeit geweiht . . . Ich weiß nicht, ob Sie meiner eines Tags bedürfen werden; doch bei dem Heiligsten, was je existirt hat, bei dem Leibe des Ehrenmannes, der so eben verschieden ist, schwöre ich Ihnen, daß das Leben, welches ich Ihnen verdanke, Ihnen gehört." Und er, Dominique, hatte geantwortet: „Mein Herr, ich nehme dies an, obschon ich nicht weiß, wann und wie ich Ihnen den Dienst habe leisten können, von dem Sie sprechen; doch die Menschen sind Brüder und in die Welt gestellt, um einander zu helfen. Bedarf ich also Ihrer, so werde ich zu Ihnen kommen. Ihr Name und Ihre Adresse?"

Man erinnert sich, daß Salvator an den Schreibtisch von Colombau gegangen war, seinen Namen und seine Adresse auf ein Papier, das er sodann Sarranti übergab, geschrieben hatte, und daß der Mönch das Papier zusammengefaltet in sein Gebetbuch gelegt hatte.

Dominique ging rasch in seine Bibliothek, nahm das Buch vom zweiten Fache, und fand das Papier bei dem Blatte, wo er es niedergelegt hatte.

Sodann, als hätte sich die Sache an demselben Tage zugetragen, erinnerte er sich der Kleidung, der

Stimme, der kleinsten Einzelheiten der Person von Salvator, und er erkannte in ihm den jungen Mann mit der sanften Stirne und dem sympathetischen Lächeln, den er in seinem Traume wiedergesehen hatte.

„Auf!“ sagte er, „es ist nicht zu zögern, und das ist eine Eingebung Gottes. Dieser junge Mann erschien wohl, ich weiß nicht unter welchem Titel, mit einem der höheren Agenten der Polizei, mit demselben, mit dem ich ihn gestern in der Himmelsfahrts-Kirche sprechen sah; durch diesen Agenten kann er erfahren, aus welchem Grunde mein Vater verhaftet worden ist. Kein Augenblick ist zu verlieren, laufen wir zu Herrn Salvator.“

Er vollendete in Eile seine mönchische Toilette.

In dem Momente, wo er weggehen wollte, trat die Concierge, in einer Hand eine Tasse Milch, in der andern ein Journal haltend, ein; aber Dominique hatte weder Zeit, sein Journal zu lesen, noch zu frühstücken. Er hieß die Concierge Alles auf die Console legen; sagte ihr, er werde wohl in ein paar Stunden zurückkommen, einstweilen jedoch müsse er ausgehen.

Er stieg rasch die Treppe hinab und kam nach zehn Minuten in die Rue Macon, vor das Haus, wo Salvator wohnte.

Vergebens suchte er den Klopfer oder die Klingel.

Die Thüre öffnete sich, am Tage mittelst einer Art von Kette, welche eine Klinke zog; bei Nacht nahm man die Kette herein, und die Thüre war geschlossen.

Mochte noch Niemand ausgegangen sein, war

die Kette durch einen Zufall nach innen gefallen, es war nicht möglich, die Thüre zu öffnen.

Ohne Zweifel würde er lange geklopft haben, hätte nicht die Stimme von Roland Salvator und Fragola verkündigt, es komme ein unerwarteter Besuch.

„Das ist ein Freundesbesuch!" sagte Salvator.

„Woran erkennst Du dies?"

„Am munteren, einschmeichelnden Bellen des Hundes. Oeffne das Fenster, Fragola, und sieh, wer dieser befreundete Besuch ist."

Fragola öffnete das Fenster und erkannte den Abbé Dominique, den sie am Tage des Todes von Colombau gesehen hatte.

„Es ist der Mönch," sagte sie.

„Welcher Mönch? . . . der Abbé Dominique?"

„Ja."

„Ah! ich sagte wohl, es sei ein Freund!" rief Salvator.

Und er stieg rasch die Treppe hinab, Roland voran, der sich die Stufen hinabgestürzt hatte, sobald er die Thüre offen gesehen.

XI.

Unnütze Erkundigungen.

Mit einer Geberde ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit reichte Salvator dem Abbé Dominique beide Hände.

„Sie, mein Vater?" rief er.

„Ja," antwortete ernst der Mönch.

„Ah! seien Sie willkommen!"

„Sie erkennen mich also?"

„Sind Sie nicht mein Retter?"

„Sie haben es mir wenigstens gesagt, und zwar bei einem so schmerzlichen Umstande, daß es nicht nöthig ist, Sie daran zu erinnern."

„Und ich wiederhole es Ihnen."

„Erinnern Sie sich dessen, was Sie beifügten?"

„Bedürfen Sie je meiner, so gehöre Ihnen das Leben, das ich Ihnen verdanke."

„Ich habe Ihr Anerbieten nicht vergessen, wie Sie sehen, ich bedarf Ihrer, und hier bin ich."

Diese Worte austauschend, waren sie in das nach einer antiken Zeichnung von Pompeji decorirte kleine Speisezimmer gekommen.

Der junge Mann bot dem Mönche einen Stuhl, und während er Roland winkte, der den Rock des Abbé Dominique beroch, als suchte er, bei welcher Gelegenheit er ihn gesehen habe, setzte er sich zu ihm. Vom Gespräche durch seinen Herrn entfernt, hockte sich Roland unter den Tisch.

Der Mönch legte seine bleiche, schmale Hand auf die Hand von Salvator. Trotz ihrer Blässe war seine Hand fieberhaft.

„Ein Mann," sprach der Abbé Dominique, „für den ich eine tiefe Zuneigung hege, ist, vor ein paar Tagen erst in Paris angekommen, gestern an meiner Seite, in der Rue Saint-Honoré, bei der Himmelfahrts-Kirche verhaftet worden, ohne daß ich es wagte, ihm Hülfe zu leisten, — zurückgehalten durch den Rock, mit dem ich bekleidet bin."

Salvator verbeugte sich.

„Ich habe es gesehen, mein Vater," sagte er, „und ich muß zu seinem Lobe beifügen, daß er sich kräftig vertheidigt hat."

Der Abbé schauerte bei dieser Erinnerung.

„Ja," sagte er, „ich befürchte, diese Vertheidigung, so gerecht sie auch ist, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet."

„Sie kennen also diesen Mann?" fragte Salvator, indem er den Mönch fest anschaute.

„Oh! ich habe Ihnen gesagt, daß ich eine tiefe Zärtlichkeit für ihn hege."

„Welches Verbrechens ist er angeklagt?"

„Das ist es, was ich durchaus nicht weiß, und was ich gern wissen möchte, und der Dienst, um den ich Sie bitten wollte, besteht darin, Sie mögen mir erfahren helfen, aus welcher Ursache er verhaftet worden ist."

„Ist das Alles, was Sie von mir wünschen, mein Vater?"

„Ja; ich habe Sie nach dem Bas-Meudon in Begleitung eines Mannes kommen sehen, der mir ein höherer Agent der Polizei zu sein schien. Gestern habe ich Sie mit diesem Manne sprechend wiedergesehen. Ich dachte, durch ihn könnten Sie vielleicht das Verbrechen erfahren, dessen mein . . . Freund beschuldigt ist."

„Wie heißt Ihr Freund, mein Vater?"

„Dubreuil."

„Sein Stand?"

„Es ist ein vormaliger Militär, der, wie ich glaube, von seinem Vermögen lebt."

„Woher kommt er?"

„Von fernen Ländern, aus Asien . . .“

„Es ist also ein Reisender?“

„Ja,“ antwortete der Abbé, traurig den Kopf schüttelnd; „sind wir nicht alle Reisende?“

„Ich ziehe einen Ueberrock an, mein Vater, und ich gehöre Ihnen. Ich will Sie nicht länger aufhalten; denn, glaube ich der Traurigkeit Ihres Gesichtes, so sind Sie einer tiefen Besorgniß preisgegeben.“

„Einer sehr tiefen,“ antwortete der Mönch.

Salvator, der nur eine Blouse anhatte, ging in's anstoßende Zimmer und erschien in einem Augenblicke wieder im Ueberrocke.

„Nun bin ich zu Ihren Befehlen, mein Vater,“ sagte er.

Der Abbé stand rasch auf, und Beide gingen die Treppe hinab.

Roland hob den Kopf empor und folgte ihnen mit seinem verständigen Blicke, bis sie die Thüre wieder zugemacht hatten; als er aber sah, daß man seiner wahrscheinlich nicht bedurfte, da man ihm nicht zu kommen winkte, so ließ er seinen Kopf wieder zwischen seine zwei Pfoten fallen und beschränkte sich darauf, daß er einen tiefen Seufzer ausstieß.

An der Hausthüre blieb Dominique stehen.

„Wohin gehen wir?“ fragte er.

„Auf die Polizeipräfectur.“

„Ich bitte Sie um Erlaubniß, einen Fiacre zu nehmen,“ sagte der Mönch. „Mein Rock ist so kenntlich, und es könnten vielleicht so schwere Inconvenienzen für meinen Freund daraus entstehen, wenn

man wüßte, ich beschäftige mich mit ihm, daß dies, wie ich glaube, eine unerläßliche Vorsicht ist."

„Ich wollte Ihnen das vorschlagen," erwiederte Salvator.

Man rief einen Fiacre, und die zwei jungen Männer stiegen ein; Salvator stieg am Ende des Pont Saint-Michel wieder aus.

„Ich werde Sie an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois erwarten," sagte der Mönch.

Salvator nickte beistimmend mit dem Kopfe; der Fiacre fuhr durch die Rue de la Barrillerie weiter. Salvator ging den Quai des Orfévres hinab.

Herr Jackal war nicht auf der Präfectur. Die Scenen vom vorhergehenden Tage hatten Paris in Aufregung gebracht. Man befürchtete, oder vielmehr, sagen wir es, man hoffte einige Zusammenschaarungen. Alle Polizeiagenten, Herr Jackal an der Spitze, waren auswärts, und der Huissier wußte die Stunde seiner Rückkehr nicht.

Man konnte also nicht auf ihn warten: besser war es, ihn zu suchen.

War es tiefe Kenntniß von Herrn Jackal, war es Verschwörerinstinct, Salvator wußte, wo er ihn finden würde.

Er ging den Quai hinab und wandte sich rechts auf den Pont Neuf.

Er hatte nicht zehn Schritte gemacht, als er einem Wagen begegnete; er hörte das Geräusch einer Hand, welche an die Scheibe des Schlages als Zeichen eines Rufes klopfte: er blieb stehen.

Der Wagen hielt auch an.

Der Schlag wurde geöffnet.

„Steigen Sie ein!" sagte eine Stimme.

Salvator wollte sich mit der Nothwendigkeit, einen Freund einzuholen, entschuldigen, als er in dem Manne, der diese Einladung an ihn richtete, den General Lafayette erkannte.

Er zögerte nicht und nahm bei ihm Platz.

Der Wagen ging wieder ab; jedoch sachte.

„Sie sind Herr Salvator, nicht wahr?" fragte der General.

„Ja, General, und ich habe zweimal die Ehre gehabt, mich mit Ihnen als Abgeordneter der hohen Venta zusammenzufinden."

„So ist es; ich habe Sie wiedererkannt, und darum habe ich Sie angehalten. Sie sind Logenchef, nicht wahr?"

„Ja, General."

„Wie viel Leute haben Sie?"

„Ich vermöchte es nicht genau zu sagen, doch ich habe viele."

„Zweihundert? dreihundert?"

Salvator lächelte.

„General," sagte er, „am Tage, wo Sie meiner bedürfen werden, verspreche ich Ihnen dreitausend Soldaten."

Der General schaute Salvator an.

Salvator neigte den Kopf mit einer Geberde der Bestätigung.

Es lag ein so redlicher Ausdruck von Vertrauen in der Physiognomie des jungen Mannes, daß man unmöglich zweifeln konnte.

„Je mehr Sie haben, desto wichtiger ist es, daß Sie die Neuigkeit erfahren."

„Welche?"

„Die Wiener Affaire hat fehlgeschlagen."

„Ich vermuthete es," sagte Salvator. „Ich habe auch gestern meine Leute ermahnt, sich nicht in die Bewegung zu mischen."

„Und Sie haben wohl daran gethan. Man will heute einen Aufstand."

„Ich weiß das."

„Doch Ihre Leute . . .?"

„Der für gestern gegebene Befehl besteht auch noch für heute. Darf ich Sie nun fragen, General, ob die Nachricht, die Sie mir mittheilen, aus sicherer Quelle kommt?"

„Ich habe sie von Herrn von Marande, der sie vom Herzog von Orleans hat."

„Und der Prinz hat ohne Zweifel einige Details erfahren?"

„Positive Details. Ein Courier ist gestern angekommen, unter dem Vorwande von Handelsangelegenheiten, abgesandt vom Hause Arnstein und Eskeles in Wien an das Haus Rothschild in Paris, in Wirklichkeit aber, um den Prinzen zu unterrichten."

„Das Complott ist also angezeigt?"

„Man weiß nicht, ob es durch eine Machination der Polizei oder durch einen von den Zufällen, welche das Angesicht der Reiche erhalten oder verändern, gescheitert ist. Es ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, was dort beschlossen wurde?"

„Ja, einer von den Hauptchefs der Verschwörung hat uns Alles gesagt. Der Herzog von Reichstadt

ist durch die Vermittlung seiner Geliebten mit einem ehemaligen Diener von Napoleon, dem General Lebastard de Prémont, in Verbindung gebracht worden. Der junge Prinz willigte ein, zu fliehen, und diese Flucht sollte an dem Tage stattfinden, wo ein Buchstabe am Worte χαιρε mit Metallbuchstaben geschrieben über die Thüre einer zwischen dem Meidlinger Thore und dem Fuße des Grünen Berges liegenden Villa fehlen würde. Das ist Alles, was ich weiß."

„Nun wohl, am 24. März fehlte das ε. Abends um sieben Uhr warf der Herzog einen Mantel auf seine Schultern und ging aus. Als er an das Meidlinger Thor kam, versperrte ihm ein Wächter, — die Wächter des Palastes von Schönbrunn sind Gendarmen des Hofes, — versperrte ihm ein Wächter den Weg."

„„Ich bin es,"" sagte der Prinz, „„erkennen Sie mich nicht?""

„„Doch, Hoheit,"" antwortete der Wächter sich verbeugend; „„aber . . .""

„„Werden Sie in zwei Stunden noch hier auf der Wache sei?""

„„Nein, Hoheit; es ist halb acht Uhr, und auf den Schlag neun Uhr löst man mich ab.""

„„Nun, so sagen Sie Ihrem Nachfolger, ich sei ausgegangen, damit er mich, wenn er mich zufällig nicht kennt, wieder hineinläßt. Nach einem heißen Liebesabenteuer wäre es traurig, eine kalte Nacht auf der Landstraße zuzubringen.""

„Und diese Worte sprechend, drückte der Prinz dem Gendarmen vier Goldstücke in die Hand.

„„Sie werden mit Ihrem Nachfolger theilen,""

sagte er; „„es wäre nicht gerecht, wenn derjenige, welcher mich hinausläßt, Alles hätte, und derjenige, welcher mich hineinlassen wird, nichts bekäme.““

„Der Soldat nahm die vier Goldstücke, und der Herzog ging durch das Gitter. Am Fuße des Grünen Berges wartete ein Wagen mit einer Escorte von vier Männern zu Pferde; der Herzog stieg in den Wagen, und er ging im Galopp ab; die vier Reiter folgten. Der Eine von diesen vier Männern war der General Lebastard de Prémont; er sollte die ersten drei Posten zu Pferde machen, dann zum Herzog einsteigen und seine Reise mit ihm fortsetzen. Man wandte sich um das Schloß Schönbrunn, und man kam über Baumgarten und Hütteldorf nach Weidlingen. Hier ist eine Brücke über die Wien geschlagen. Auf dieser Brücke fand sich ein umgeworfener Wagen, der Kälber nach dem Markte führte. Die Kälber waren mitten auf der Brücke angehäuft und versperrten den Weg.

„„Macht die Straße frei!““ sagte der General zu seinen Gefährten.

„Diese stiegen ab und schickten sich an, das Hinderniß zu beseitigen.

„Doch in demselben Augenblicke sah man den Helm und die Epauletten eines Oberofficiers glänzen, der aus dem nahen Wirthshause herauskam: es war der General Houdon. Hinter ihm marschirten ungefähr zwanzig Mann.

„„Kehre um!““ sagte der General zu dem als Postillon verkleideten Manne.

„Dieser, der die Dringlichkeit der Lage begriff, ließ schon seine Pferde sich drehen, als man den Galopp

eines Truppes von Reitern hörte, welche auf der Landstraße, der man gefolgt war, herbeikamen.

„„Fliehen Sie, General!““ rief der Herzog; „„wird sind verrathen!““

„„Aber Sie, Hoheit . . .?““

„„Ach! ich . . . seien Sie unbesorgt, mir wird man nichts zu Leide thun . . . Fliehen Sie! fliehen Sie!““

„„Aber, Hoheit . . .““

„„Ich sage Ihnen, Sie sollen fliehen, oder Sie sind verloren . . . und wenn es sein muß, befehle ich es Ihnen im Namen meines Vaters.““

„„Im Namen des Kaisers,““ rief eine starke Stimme, „„haltet an.““

„„Sie hören?““ sagte der Herzog. „„Fliehen Sie, ich will es, ich bitte Sie darum.““

„„Ihre Hand, Hoheit . . .““

„Der Herzog steckte seine Hand zum Schlage hinaus, der General drückte seine Lippen darauf; dann stieß er seinem Pferde die Sporen in den Bauch und setzte über die Brustmauer. Man hörte das Geräusch des Pferdes und des Mannes, wie sie in den Fluß fielen, und dann nichts mehr. Die Nacht war zu finster, als daß man sehen konnte, was aus ihnen geworden war. Was den Herzog betrifft, er wurde nach Wien in die kaiserliche Burg zurückgeführt.“

„Und,“ fragte Salvator, „Sie denken, General, ein einfacher Zufall habe den Wagen umgeworfen und die Soldaten auf jede Seite der Brücke geführt?“

„Das ist möglich; doch es ist nicht die Meinung des Herzogs von Orleans: er glaubt, die Polizei von Herrn von Metternich sei durch die französische

Polizei in Kenntniß gesetzt worden. In jedem Falle sind Sie nun unterrichtet ... Vorsicht, Klugheit!"

Der General ließ seinen Wagen halten.

„Seien Sie unbesorgt!" sagte Salvator.

Sodann, als er auszusteigen zögerte, fragte Lafayette:

„Nun?"

„Werden Sie mir, wenn ich aussteige, dieselbe Gunst bewilligen, welche der Herzog von Reichstadt dem General Lebastard de Prémont bewilligt hat?"

Und er nahm die Hand des Generals, um sie zu küssen; dieser zog aber seine Hand zurück, bot ihm beide Wangen dar, und sprach:

„Umarmen Sie mich, und küssen Sie mir zu Gefallen die erste hübsche Frau, der Sie begegnen werden."

Salvator umarmte den General, und stieg aus dem Wagen, der seinen Weg nach dem Luxembourg fortsetzte.

Salvator aber kehrte durch die Rue Dauphine und über den Pont des Arts zurück.

Der Fiacre wartete an der Ecke des Quai und der Place Saint-Germain-l'Auxerrois.

Die Bangigkeiten des armen Dominique wären noch viel erschrecklicher gewesen, hätte der General Lafayette ihm gesagt, was er Salvator erzählt hatte!

Salvator theilte mit zwei Worten Dominique die Abwesenheit von Herrn Jackal mit und erklärte ihm, ohne ihm zu sagen, wer ihn aufgehalten, die Ursache seines Verzugs.

Doch wir wiederholen, Salvator wußte, wo er Herrn Jackal finden konnte.

Er befahl, in der That ohne das geringste Zögern, dem Fiacre mit dem Bruder Dominique an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg zu halten, und durch den Hof des Louvre gehend, indeß der Fiacre den Quais folgte, erreichte er die Rue Saint-Honoré.

Wie er es vorhergesehen, war von der Saint-Roche-Kirche an die Rue Saint-Honoré versperrt.

Es gibt in Paris Neugierige des Tages und Neugierige des andern Tages: die Neugierigen des Tages, die das Ereigniß machen, und die Neugierigen des andern Tages, die den Schauplatz des Ereignisses in Augenschein nehmen.

Es besichtigten aber zehn bis zwölftausend Neugierige des andern Tages mit ihren Frauen und ihren Kindern den Schauplatz des Ereignisses.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Promenade nach Saint-Cloud oder nach Versailles an einem Festtage.

Mitten unter diesen Neugierigen hoffte Salvator Herrn Jackal wiederzufinden.

Er mischte sich unter dieses Gedränge.

Wir werden nicht sagen, wie viel Blicke, ehe er zur Rue de la Paix kam, mit dem seinigen correspondirt hatten, wie viel Hände die seinige berührt hatten, und dennoch war kein Wort gewechselt worden; nur eine Geberde, welche bedeutete: „Nichts."

Dem Hotel de Mayence gegenüber hielt Salvator an. Er hatte getroffen, was er suchte.

Bekleidet mit einem Ueberrocke à la propriétaire, auf dem Kopfe einen Hut à la Bolivar, einen Regenschirm unter dem Arme, und eine Prise Tabak aus einer Dose à la Charte nehmend, perorirte und er-

zählte Herr Jackal ganz emphatisch, und zwar zum größten Nachtheile der Polizei, wohlverstanden, die Ereignisse des vorhergehenden Tages.

In einem Momente, wo Herr Jackal seine Brille aufgehoben hatte, kreuzte sich sein Blick mit dem von Salvator; dieser Blick blieb unempfindlich, und Salvator begriff dennoch, daß Herr Jackal ihn gesehen hatte.

Der Blick von Herrn Jackal nahm wirklich ein paar Secunden nachher dieselbe Richtung, und dieser neue Blick drückte die Frage aus:

„Haben Sie mir etwas zu sagen?"

„Ja," antwortete Salvator.

„Gehen Sie voran; ich folge Ihnen."

Salvator ging voran und trat unter einen Thorweg.

Herr Jackal folgte ihm dahin.

Salvator trat gerade auf ihn zu, verbeugte sich leicht, jedoch ohne ihm die Hand zu geben, und sagte:

„Sie mögen mir glauben, wenn Sie wollen, Herr Jackal, doch Sie suchte ich."

„Ich glaube Ihnen, Herr Salvator," erwiederte der Polizeichef mit seinem feinen Lächeln.

„Ja, der Zufall hat mich vortrefflich bedient," sprach Salvator. „Ich komme von der Präfectur."

„Wahrhaftig!" rief Herr Jackal, „Sie haben sich die Mühe genommen, zu mir zu gehen?"

„Ja, und Ihr Huissier wird es bestätigen. Nur war ich, da er mir nicht sagen konnte, wo ich Sie finden werde, gezwungen, es zu errathen, und ich habe Sie meinem guten Sterne vertrauend aufgesucht."

„Sollte ich das Glück haben, Ihnen irgend einen

Dienst leisten zu können, mein lieber Herr Salvator?" fragte Herr Jackal.

„Ei! mein Gott! ja," antwortete der junge Mann, „Sie können dieses Glück haben, wenn Sie überhaupt wollen."

„Lieber Herr Salvator, Sie sind zu geizig mit solchen Gelegenheiten, als daß ich sie mir würde entschlüpfen lassen."

„Und das ist sehr einfach, wie Sie sehen werden. Der Freund von einem meiner Freunde ist gestern Abend im Getümmel verhaftet worden."

„Ah!" machte Herr Jackal.

„Das setzt Sie in Erstaunen?" fragte Salvator.

„Nein, denn ich hörte sogar, es habe gestern eine große Menge Verhaftungen stattgefunden. Bringen Sie mich auf die Spur, lieber Herr Salvator."

„Das ist sehr leicht; ich habe Ihnen denselben in dem Augenblicke, wo man ihn verhaftete, gezeigt."

„Ah!... es ist gerade dieser?... Seltsam!..."

„Würden Sie ihn unter den Gefangenen wiedererkennen?"

„Ich kann nicht dafür stehen; ich habe ein so kurzes Gesicht! Doch wenn Sie mir mit seinem Namen helfen wollen . . ."

„Er heißt Dubreuil."

„Dubreuil? Warten Sie doch," sagte Herr Jackal, indem er sich mit der Hand vor die Stirne schlug, wie ein Mensch, der seine Gedanken zu sammeln sucht. „Dubreuil? . . . Ja, ja, ja, ich kenne diesen Namen."

„Ei! wenn Sie Auskunft nöthig hätten, so könnte ich Ihnen unter der Menge die zwei Agenten suchen,

die ihn verhaftet haben? Ihre Gesichter sind mir so gegenwärtig, daß ich sie wiedererkennen würde, dessen bin ich sicher . . ."

„Sie glauben?"

„Um so mehr, als ich sie schon in der Kirche bemerkt hatte . . ."

„Nein, das ist unnöthig . . . Wünschen Sie einige Auskunft über den Unglücklichen?"

„Ich wünsche ganz einfach zu wissen, aus welchem Grunde dieser Unglückliche, wie Sie ihn nennen, verhaftet worden ist."

„Ah! das kann ich Ihnen in diesem Augenblicke nicht sagen."

„In jedem Falle werden Sie mir wohl sagen, wo Sie glauben, daß er ist."

„Auf dem Depot, natürlich . . . wenn ihn nicht etwa eine besondere Bezüchtigung nach der Conciergerie oder nach der Force bringen gemacht hat."

„Diese Auskunft ist unbestimmt."

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Salvator? Sie fassen mich ganz unverhofft an."

„Sie, Herr Jackal! faßt man Sie je so?"

„Gut! nun sind Sie wie die Anderen. Weil ich Herr Jackal heiße, so ziehen Sie Analogien aus meinem Namen, und Sie glauben, ich sei fein wie ein Fuchs!"

„Ei! das ist Ihr Ruf."

„Nun wohl! ich bin das Gegentheil von Figaro: ich bin weniger werth als mein Ruf, das schwöre ich Ihnen. Nein, ich bin ein guter Kerl, und das macht meine Stärke. Man hält mich für schlau, man fürchtet meine Feinheiten, und läßt sich durch

meine Gutmüthigkeit fangen. An dem Tage, wo ein Diplomat nicht mehr lügt, wird er alle seine Collegen täuschen, denn nie werden sie glauben können, er spreche die Wahrheit."

„Herr Jackal, machen Sie mich nicht glauben, Sie haben Befehl gegeben, einen Mann zu verhaften, ohne die Ursache zu wissen, aus der Sie ihn verhaften ließen."

„Ei! hört man Sie, so sollte man glauben, ich sei König von Frankreich!"

„Nein, doch Sie sind König von Jerusalem."

„Vicekönig, und! . . . Präfect allerhöchstens! Sind nicht Herr von Corbière und Herr Delavau da, die vor mir in meinem Reiche regieren?"

„Also," sagte Salvator, den Polizeichef fest anschauend, „Sie weigern sich also, mir zu antworten?"

„Ich weigere mich nicht, Herr Salvator, nur ist mir das buchstäblich unmöglich. Was kann ich Ihnen sagen? . . . Man hat Herrn Dubreuil verhaftet?"

„Ja, Herrn Dubreuil."

„Nun wohl, dafür ist ein Grund vorhanden."

„Dieser Grund ist es gerade, was ich zu wissen verlange."

„Er wird die Ordnung gestört haben."

„Nein, denn ich habe ihn in dem Augenblicke, wo er verhaftet wurde, angeschaut."

„Nun, dann wird man ihn für einen Andern gehalten haben."

„Das geschieht also zuweilen?"

„Ei!" erwiederte Herr Jackal, indem er sich die Nase mit Tabak vollstopfte, „nur unser Heiliger Vater ist unfehlbar, und auch . . ."

„Erlauben Sie mir, Ihre Worte auszulegen, mein lieber Herr Jackal."

„Thun Sie das; doch wahrhaftig, Sie erweisen ihnen zu viel Ehre."

„Ist Ihnen das Gesicht des Verhafteten unbekannt?"

„Ja, ich sah ihn gestern zum ersten Male."

„Sein Name ist Ihnen unbekannt?"

„Sein Name Dubreuil . . . ja."

„Und die Ursache seiner Verhaftung ist Ihnen unbekannt?"

Herr Jackal drückte seine Brille wieder auf seine Augen nieder.

„Völlig unbekannt," sagte er.

„Woraus ich schließe," fuhr Salvator fort, „daß die Ursache seiner Verhaftung von geringer Bedeutung ist, und daß sie folglich nicht von langer Dauer sein dürfte."

„Ah! gewiß!" antwortete mit einer väterlichen Miene Herr Jackal. „Ist es das, was Sie wissen wollten?"

„Ja."

„Warum sagten Sie es denn nicht früher? Ich will nicht gerade behaupten, daß der Freund Ihres Freundes zur Stunde, wo ich mit Ihnen spreche, freigelassen ist; doch da er Ihr Schützling ist, so haben Sie durchaus nichts zu befürchten, und sobald ich auf die Präfectur komme, öffne ich diesem Burschen beide Flügel der Thüre."

„Ich danke!" sprach Salvator, indem er den Polizeimann tief anschaute. „Ich darf also auf Sie zählen?"

„Das heißt, Ihr Freund kann auf beiden Ohren schlafen. Ich habe in meinen ernsten Cartons nicht ein einziges Actenfascikel mit dem Namen Dubreuil. Ist das Alles, was Sie von mir wünschen?"

„Nichts Anderes."

„Wahrhaftig, Herr Salvator," sagte der Polizeimann, als er sah, daß die Menge sich verlief, und daß die Zusammenschaarung beinahe zerstreut war; „wahrhaftig, die Dienste, die Sie von mir verlangen, haben große Aehnlichkeit mit den Zusammenrottungen; man glaubt sie fest zu halten, und sie zerplatzen einem in der Hand wie Seifenblasen."

„Das ist so," erwiederte Salvator lachend, „weil die Zusammenrottungen verpflichten wie die Dienste. Darum sind sie so selten und folglich so kostbar."

Herr Jackal hob seine Brille empor, schaute Salvator an, stopfte sich die Nase mit Tabak voll, drückte seine Brille wieder nieder und sagte:

„Nun also?"

„Auf Wiedersehen, lieber Herr Jackal," antwortete Salvator.

Und er grüßte den Polizeimann, dem er die Hand eben so wenig gab, da er ihn verließ, als da er ihn angeredet hatte, schritt über die Rue Saint-Honoré von rechts nach links und begab sich wieder zu Dominique, der ihn in seinem Fiacre an der Ecke der Rue Neuve-du-Luxembourg erwartete.

Er öffnete sodann den Schlag des Fiacre, reichte Dominique beide Hände und sprach:

„Sie sind Mann, Sie sind Christ, Sie wissen

folglich, was der Schmerz ist, was die Resignation ist . . ."

„Mein Gott!" rief der Mönch, seine weißen Hände faltend.

„Nun wohl, die Lage Ihres Freundes ist ernst, sehr ernst!"

„Er hat Ihnen also Alles gesagt?"

„Er hat mir im Gegentheile nichts gesagt, und das ist es, was mich erschreckt. Er kennt Ihren Freund nicht von Gesichte; er hat gestern zum ersten Male den Namen Dubreuil aussprechen hören, und er weiß die Ursache seiner Verhaftung nicht . . . Mißtrauen Sie, ich wiederhole es Ihnen, die Sache ist ernst, sehr ernst!"

„Was ist zu thun?"

„Gehen Sie nach Hause . . . Ich will meinerseits nachforschen, forschen Sie Ihrerseits nach, und zählen Sie auf mich."

„Freund," sprach Dominique, „da Sie so gut sind . . ."

„Was?" fragte Salvator, den Mönch anschauend.

„Lassen Sie mich Sie um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen nicht Alles gesagt habe."

„Ist es noch Zeit? Sprechen Sie!"

„Nun denn, der Verhaftete heißt nicht Dubreuil, ist nicht mein Freund."

„Nicht?"

„Er heißt Sarranti und ist mein Vater."

„Ah!" rief Salvator, „ich weiß nun Alles."

Sodann den Mönch anschauend.

„Treten Sie in die erste die beste Kirche ein, die Sie treffen, und beten Sie!"

„Und Sie?"

„Ich . . . ich werde zu handeln suchen."

Der Mönch nahm die Hand von Salvator und küßte sie, ehe dieser Zeit gehabt hatte, sich zu widersetzen.

„Bruder, Bruder," sprach Salvator, „ich habe Ihnen gesagt, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele, doch man darf uns nicht beisammen sehen. Gott befohlen!"

Er schloß den Schlag wieder und entfernte sich rasch.

„Nach der Saint-Germain-des-Prés-Kirche!" sagte der Mönch.

Und während der Fiacre den Weg nach dem Pont de la Concorde mit dem gewöhnlichen Gange eines Fiacre einschlug, ging Salvator schleunigst wieder die Rue de Rivoli hinauf.

XII.

Das Gespenst.

Die Saint-Germain-des-Prés-Kirche, mit ihrer romanischen Vorhalle, ihren massiven Pfeilern, ihren gedrückten Bögen, ihrem Dufte vom achten Jahrhundert, ist eine der düstersten Kirchen von Paris, und folglich eine von denjenigen, wo man am leichtesten die Vereinzelung des Leibes und die Erhebung der Seele finden kann.

Es hatte also nicht ohne Grund Dominique, der nachsichtige Mönch, aber der strenge Mensch, Saint-Germain-

des-Prés gewählt, um hier mit Gott von seinem Vater zu reden.

Er betete lange, und es war über fünf Uhr Nachmittags, als er, die Hände in seinen weiten Aermeln verloren, den Kopf auf seine Brust gesenkt, daraus wegging.

Er wandelte langsam nach der Rue du Pot-de-Fer, immer hoffend, — indessen mit einer sehr schüchternen und unbestimmten Hoffnung, — aus dem Gefängnisse abgegangen, werde sein Vater gekommen sein, um nach ihm zu fragen.

Seine erste Frage an die gute Frau, welche beim Abbé die Functionen einer Concierge und einer Löhnerin cumulirte, war auch, daß er sich erkundigte, ob in seiner Abwesenheit Niemand nach ihm gefragt habe.

„Doch, mein Vater," antwortete die Concierge, „ein Herr . . ."

Dominique bebte.

„Sein Name?" fragte er.

„Er hat ihn mir nicht gesagt."

„Sie kennen ihn nicht?"

„Nein . . . es ist das erste Mal, daß er kommt."

„Sie sind sicher, daß es nicht der ist, welcher mir gestern einen Brief gebracht hat?"

„Ah! nein, diesen hätte ich wohl erkannt: es gibt nicht zwei so finstere Gesichter in Paris."

„Armer Vater!" murmelte Dominique.

„Nein," fuhr die Concierge fort, „die Person, welche zweimal gekommen ist, — denn sie ist zweimal gekommen: einmal um Mittag, und das andere Mal um vier Uhr; — die Person, welche zweimal

gekommen ist, ist mager und kahl. Es ist ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mit kleinen, wie die eines Maulwurfs tief im Kopfe liegenden Augen und ganz krankem Aussehen. Sie werden ihn übrigens wahrscheinlich sogleich sehen, denn er hat gesagt, er wolle einen Gang machen und werde dann wiederkommen . . . Soll ich ihn herauflassen?"

„Gewiß," erwiederte der Abbé zerstreut; denn in diesem Augenblicke war ihm an nichts gelegen, als an dem, was von seinem Vater kam.

Und er nahm seinen Schlüssel und schickte sich an, hinaufzugehen.

„Aber," sagte die gute Frau, „Herr Abbé..."

„Was?"

„Sie haben also auswärts gefrühstückt?"

„Nein," antwortete der Abbé, den Kopf schüttelnd.

„Also haben Sie den ganzen Tag nichts gegessen?"

„Ich habe nicht daran gedacht. Sie werden mir etwas beim Restaurateur holen . . . was Ihnen beliebt."

„Wenn der Herr Abbé wollte," sagte die gute Frau, indem sie einen Blick auf ihren Ofen warf, „ich habe einmal eine gute Fleischbrühe . . ."

„Wohl!"

„Sodann würde ich ein paar Cotelettes auf den Rost legen; das wäre für den Herrn Abbé viel besser als Fleisch vom Restaurateur."

„Thun Sie, was Sie wollen."

„In fünf Minuten werden die Fleischbrühe und die Cotelettes bei Ihnen sein."

Der Abbé nickte beipflichtend mit dem Kopfe und

ging die Treppe hinauf. Als er in sein Zimmer eintrat, öffnete er das Fenster. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne glitten golden durch die Zweige der Bäume des Luxembourg, deren Knospen zu schwellen anfingen.

Es war in der Luft der in's Veilchenblaue spielende kleine Nebel, der das Herannahen des Frühlings verkündigt.

Der Abbé setzte sich, stützte seinen Ellenbogen auf das Fenstergesims, schaute und horchte auf die Schwärme von Sperlingen, welche zwitscherten, ehe sie in ihre Hagebuchen zurückkehrten.

Die Concierge, wie sie es zu thun versprochen, brachte die Fleischbrühe und die zwei Cotelettes herauf; ohne den Mönch in seiner Meditation zu stören, denn sie war gewohnt, ihn so meditiren zu sehen, setzte sie sodann den Tisch vor ihn, und auf den Tisch sein Mittagsbrod.

Der Abbé hatte die Gewohnheit angenommen, Brod auf sein Fenster zu zerkrümeln, und an dieses Bettelgeschenk gewöhnt, eilten die Vögel herbei wie römische Clienten zur Thüre von Lucullus oder von Cäsar.

Einen Monat lang war das Fenster geschlossen geblieben; einen Monat lang hatten die Vögel vergebens ihrem Freunde gerufen; einen Monat lang hatten sie sich vergebens auf den äußeren Rand dieses Fensters gesetzt und neugierig durch die Scheibe geschaut.

Das Zimmer war leer: der Abbé Dominique war in Penhoël.

Als aber die Vögel das Fenster offen sahen, da

verdoppelte sich ihr Geschwätz. Man hätte glauben sollen, sie verkündigen einander die frohe Neuigkeit. Endlich wagten es einige von ihnen, mit besserem Gedächtnisse, um den Mönch zu flattern.

Das Geräusch der Flügel entzog ihn seiner Träumerei.

„Ah!" sagte er, „arme Kleine, ich vergaß euch, und ihr erinnert euch; ihr seid besser als ich."

Und er nahm sein Brod, wie er es früher gethan, und zerkrümelte es auf das Fenster.

Sogleich waren es nicht mehr zwei oder drei kühne Sperlinge, die sich zu nähern wagten: es war der ganze Flug seiner alten Pensionäre, der um ihn wirbelte.

„Frei, frei, frei!" murmelte Dominique; „ihr seid frei, reizende Vögel, und mein Vater, er ist Gefangener!"

Und er fiel in seinen Lehnstuhl zurück, wo er einige Augenblicke in eine tiefe Träumerei versenkt blieb.

Dann trank er endlich maschinenmäßig seine Fleischbrühe und aß seine Cotelettes mit der Kruste von dem Brode, von dem er die Krume den Vögeln gegeben hatte.

Die Sonne sank indessen immer tiefer gegen den Horizont; sie vergoldete nur noch das äußerste Ende der Zweige und die Spitzen der Kamine. Die kleinen Vögel waren entflogen, und man hörte in der Ferne, in den Hagebuchen, ihr Geschwätz, das mehr und mehr erlosch.

Immer maschinenmäßig, streckte Dominique die Hand aus und entfaltete sein Journal.

Die zwei ersten Colonnen enthielten die wortreiche Erzählung der Ereignisse des vorhergehenden Tages. Der Abbé Dominique, der wenigstens eben so gut als ein Journal des Ministeriums wußte, woran er sich in dieser Hinsicht zu halten hatte, übersprang die zwei Colonnen; als er aber zur dritten kam, zog es wie eine Blendung vor seinen Augen vorüber; sein ganzer Leib zitterte, ein Schauer lief in ihm vom Kopfe bis zu den Füßen, ein kalter Schweiß überströmte seine Stirne: er hatte dreimal wiederholt, ehe er etwas gelesen, seinen Namen oder vielmehr den seines Vaters gesehen.

Aus welcher Veranlassung war der Name von Herrn Sarranti dreimal in den Colonnen dieses Journals wiederholt?

Der arme Dominique hatte eine Erschütterung empfunden ähnlich der, welche die Gäste von Balthasar treffen mußte, als die unsichtbare Hand mit Flammenschrift die drei tödtlichen Worte an die Wand schrieb.

Er rieb sich die Augen, als blendete ihn ein Blutbild; er versuchte es, zu lesen, doch die Zeitung zitterte dergestalt in seinen beiden Händen, daß die Linien ihm blendend schillerten wie der Reflex eines Spiegels, den man bewegt.

Endlich breitete er das Blatt auf seinem Schooße aus, befestigte es auf beiden Seiten mit seinen Händen, und las beim letzten Scheine des Tages.

Sie errathen, nicht wahr, was er las? Er las die in die Journale eingerückte entsetzliche Notiz, die wir Ihnen vor Augen gelegt haben; die Notiz, in

der sein Vater des Diebstahls und des Mordes angeklagt war.

Der Blitz hätte nicht so ungeschlacht und so tödtlich einen Menschen niedergeschmettert, als es dieser erschreckliche Artikel that:

"Plötzlich aber sprang er von seinem Stuhle an seinen Secretär und rief:

„Ah! Gott sei gelobt! Diese Verleumdung, mein Vater, wird in die Hölle zurückkehren, von der sie ausgegangen ist!"

Und er nahm aus der Schublade das uns bekannte Papier, die geschriebene Beichte von Herrn Gérard.

Er drückte heiße Küsse auf die Rolle, welche das Leben eines Menschen enthielt; mehr als sein Leben, seine Ehre! — die Ehre seines Vaters!

Er öffnete sie, um sich zu versichern, es sei wirklich die kostbare Rolle, und er täusche sich nicht in seiner Hast; und als er die Handschrift erkannt und den Namen, mit dem sie unterzeichnet war, wieder gelesen hatte, küßte er sie aufs Neue; dann schob er sie unter seinen Rock, preßte sie an seine Brust, verließ das Zimmer, schloß die Thüre und stieg rasch die Treppe hinab.

Ein Mann stieg die Treppe zu gleicher Zeit herauf, da der Abbé Dominique hinabging. Doch der Abbé Dominique schenkte diesem Manne keine Aufmerksamkeit; er ging an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken, beinahe ohne ihn zu sehen, als er sich am Aermel seines Rockes zurückgehalten fühlte.

„Verzeihen Sie, Herr Abbé," sagte derjenige, welcher ihn zurückhielt, „ich ging zu Ihnen."

Der Ton dieser Stimme machte Dominique beben; sie war ihm nicht unbekannt.

„Zu mir? . . . Später,“ erwiederte Dominique; „ich habe nicht Zeit, wieder hinaufzugehen.“

„Und ich habe keine, wiederzukommen,“ sprach der Mann, indem er diesmal den Arm des Mönches mit dem Aermel ergriff.

Dominique fühlte etwas wie einen tiefen Schrecken auf sich niederfallen.

Diese eisernen Hände, die ihm den Arm zusammendrückten, schienen die Hände eines Skelettes zu sein.

Er suchte denjenigen zu sehen, welcher ihn so auf seinem Wege aufhielt; doch die Treppe war in der Finsterniß, ein einziger Strahl des Tages drang durch ein Ochsenauge ein und beleuchtete einen schmalen Raum.

„Wer sind Sie, und was wollen Sie von mir?“ fragte der Mönch, der seinen Arm vergebens loszumachen suchte.

„Ich bin Herr Gérard,“ erwiederte der Mann, „und ich komme wegen des Bewußten.“

Dominique stieß einen Schrei aus.

Doch die Sache schien ihm so unmöglich, daß er, ehe er daran glaubte, dem Zeugnisse seiner Ohren das Zeugniß seiner Augen beifügen wollte.

Er nahm den Mann nun auch bei beiden Armen, und sprang mit ihm bis in den röthlichen Strahl, den einzigen, der die Treppe beleuchtete.

Der Kopf des Gespenstes befand sich im Lichte.

Es war in der That Herr Gérard.

Der Abbé wich, das Auge erschrocken, die Haare

zu Berge stehend, seine Kinnbacken an einander klappernd, bis an die Wand zurück.

Hier blieb er in der Haltung eines Mannes, der einen Leichnam in seinem Sarge sich würde erheben sehen, und ließ mit einer dumpfen Stimme das einzige Wort entschlüpfen:

„Lebendig!"

„Allerdings lebendig," sagte Herr Gérard. „Gott hat Mitleid mit meiner Reue gehabt und mir einen guten, jungen Arzt geschickt, durch den ich geheilt worden bin."

„Sie?" rief der Abbé, der sich einem entsetzlichen Traume preisgegeben glaubte.

„Nun wohl, ja. Ich begreife, daß Sie mich für todt gehalten haben, doch ich bin es nicht."

„Sind Sie schon zweimal heute hier gewesen?"

„Und ich komme zum dritten Male ... Ich wäre zehnmal gekommen; Sie begreifen, es lag mir daran, daß Sie mich nicht fortwährend für todt hielten."

„Doch warum eher heute, als an einem andern Tage?" fragte maschinenmäßig der Abbé, indem er den Mörder mit starren Augen anschaute.

„Sie haben also die Zeitungen nicht gelesen?" sagte Herr Gérard.

„Doch, ich habe sie gelesen," antwortete mit dumpfer Stimme der Mönch, der den Abgrund, vor dem er sich fand, zu ermessen anfing.

„Wenn Sie sie gelesen haben, so müssen Sie den Zweck meines Besuches begreifen."

Dominique begriff in der That, und ein kalter Schweiß floß über seinen ganzen Leib.

„Da ich lebe," fuhr Herr Gérard, die Stimme dämpfend, fort, „so ist meine Beichte nichtig."

„Nichtig?" wiederholte maschinenmäßig der Mönch.

„Ja, ist es nicht den Priestern bei Strafe ewiger Verdammniß verboten, die Beichte zu offenbaren, ohne die Erlaubniß des Beichtenden erhalten zu haben?"

„Diese Erlaubniß haben Sie mir gegeben," rief der Mönch.

„Wenn ich todt wäre, ja, allerdings; doch da ich lebe, nehme ich sie zurück."

„Unglücklicher!" rief der Mönch, „und mein Vater?"

„Er vertheidige sich, er klage mich an, er beweise; doch Sie, Beichtvater, Stille!"

„Es ist gut!" sagte Dominique, einsehend, daß er sich nicht gegen ein Verhängniß sträuben konnte, das sich ihm unter der Form von einem der Grunddogmen der Kirche bot, „es ist gut, Elender! ich werde schweigen!"

Und mit der Hand Gérard zurückstoßend, machte er eine Bewegung, um wieder in seine Wohnung hinaufzugehen.

Doch Herr Gérard klammerte sich an ihn an.

„Was wollen Sie noch von mir?" fragte der Mönch.

„Was ich will?" sagte der Mörder. „Ich will das Papier, das ich Ihnen in einem Augenblicke des Deliriums gegeben habe."

Dominique drückte seine beiden Hände an seine Brust.

„Sie haben es," rief Gérard; „es ist da ... geben Sie es mir zurück."

Und der Mönch fühlte aufs Neue an seinem Arme den Druck der eisernen Hand, während der ausgestreckte Finger des Mörders beinahe das Manuscript berührte.

„Ja, es ist da," sprach der Abbé Dominique; „doch wo es ist, da wird es, ich schwöre es bei meinem Priesterworte, auch bleiben."

„Sie würden also Ihren Eid brechen? Sie würden also die Beichte offenbaren?"

„Ich habe Ihnen gesagt, ich nehme den Vertrag an, und so lange Sie leben, werde ich schweigen."

„Warum behalten Sie dann dieses Papier?"

„Weil Gott gerecht ist; weil es, durch Zufall oder durch Gerechtigkeit, sein kann, daß Sie während des Processes meines Vaters sterben, weil ich endlich, ist mein Vater verurtheilt, auf dem Schaffot zu sterben, dieses Papier gegen Gott erheben und sprechen werde: „„Herr, der Du das höchste Wesen und der gerechte Gott bist, schlage den Schuldigen und rette den Unschuldigen!"" Das, Elender, ist mein Menschen- und Priesterrecht, und ich werde von meinem Rechte Gebrauch machen."

Hierauf schob er Herrn Gérard, der sich vor ihn gestellt hatte, als wollte er ihm den Weg versperren, heftig beiseit, ging die Treppe hinauf, dem Mörder durch eine gebieterische Geberde verbietend, ihm zu folgen, trat in seine Wohnung ein, deren Thüre er schloß, fiel vor einem Crucifix auf die Kniee und sprach:

„Mein Gott und Herr, Du, der Du Alles siehst,

Du, der Du Alles hörst, Du hast so eben gesehen und gehört, was vorgefallen ist; mein Gott und Herr, es wäre eine Ruchlosigkeit, die Hand der Menschen bei Allem dem anzurufen . . . Dir die Gerechtigkeit!"

Dann fügte er mit dumpfem Tone bei:

„Und übst Du nicht Gerechtigkeit, mir die Rache!"

XIII.

Eine Soirée im Hotel Marande.

Einen Monat nach den Ereignissen, die wir in den vorhergehenden Kapiteln erzählt haben, am Sonntag den 30. April, bot die Rue Laffitte, — oder nennen wir sie vielmehr mit dem Namen, den sie damals trug, — die Rue d'Artois einen ungewohnten Anblick.

Man denke sich in der That das Boulevard des Italiens und das Boulevard des Capucines bis zum Boulevard de la Madeleine, das Boulevard Montmartre bis zum Boulevard Bonne-Nouvelle, und andererseits, parallel, die ganze Rue de Provence und die anliegenden Straßen buchstäblich von Equipagen mit funkelnden Laternen überströmt; man denke sich die Rue d'Artois beleuchtet von zwei mit Lämpchen beladenen riesigen Eibenbäumen, die sich auf jeder Seite der Thüre eines reichen Hotels erhoben; zwei Dragoner zu Pferde diese Thüre bewachend, zwei andere auf dem durch das Durchkreuzen der Rue de Provence gebildeten Scheidewege stationirend; —

und man wird eine Idee von dem Schauspiele haben, das den Vorübergehenden die Umgebungen des Hotels Marande bieten, wenn seine schöne Herrin einigen Freunden eine von den Soireen gibt, wobei ganz Paris sein will.

Folgen wir einer von den Equipagen, welche die Reihe bilden, und treten wir mit ihr in den Ehrenhof ein; bleiben wir sodann in diesem Ehrenhofe stehen, in Erwartung von Einem, der uns einführt, und während wir warten, betrachten wir das Innere des Hotels.

Das Hotel Marande lag, wie gesagt, in der Rue d'Artois, zwischen dem Hotel Cerutti, — das bis 1792 seinen Namen der Straße gegeben hatte, — und dem Hotel de l'Empire.

Drei Corps de Logis bildeten, mit der Façademauer, ein ungeheures Rechteck. Rechts waren die Zimmer des Banquier, vorne die Salons des Politikers; links die Gemächer der schönen Person, die unsern Lesern schon mehrere Male unter dem Namen Lydie von Marande erschienen ist. Diese drei Corps de Logis standen so mit einander in Verbindung, daß der Herr das Auge überall haben konnte, — zu jeder Stunde des Tages, wie zu jeder Stunde der Nacht.

Die Empfangsalons nahmen den ersten Stock dem Thorwege gegenüber ein. Doch an den großen Tagen öffnete man die Verbindungsthüren, und die Eingeladenen konnten dann ohne Indiscretion in die eleganten Boudoirs der Frau und in die strengen Orte der Zurückgezogenheit des Mannes dringen.

Das ganze Erdgeschoß diente, der linke Flügel

für Küche und Officin; das Centrum als Speisesaal und Vestibule; der rechte Flügel für Bureaux und Kasse.

Steigen wir die Treppe mit marmornem Geländer und mit Stufen bedeckt mit einem Teppich von Sallandrouze hinauf und sehen wir, ob unter dieser ganzen Menge, welche die Vorzimmer füllt, nicht ein Freund existirt, der uns der schönen Wirthin des Hauses vorstellen kann.

Wir kennen die bedeutendsten Eingeladenen; doch wir stehen nicht in so enger Verbindung mit ihnen, um einen solchen Dienst von ihnen zu verlangen.

Höret, man meldet sie.

Es ist Lafayette, es ist Casimir Perrier, es ist Royer-Collard, es ist Béranger, es ist Pajol, es ist Köchlin, es ist endlich Alles das, was in Frankreich die in der Mitte zwischen der aristokratischen Monarchie und der Republik liegende Meinung vertritt; es sind diejenigen, welche mit dem Worte Charte im Munde dumpf an der großen Geburt von 1830 arbeiten, und hören wir unter allen diesen Parteichefs, die wir genannt haben, Laffitte nicht melden, so ist dies so, weil er sich in Maisons befindet und mit der Ergebenheit, welche der treffliche Banquier für seine Freunde hegt, den kranken Manuel pflegt, der binnen Kurzem sterben wird.

Doch sieh, da ist Einer, der uns einführen wird. Ist einmal die Schwelle überschritten, so werden wir gehen, wohin es uns beliebt.

Es ist dieser junge Mann von mittlerer, eher großer, als kleiner, wunderbar gebauter Gestalt; dieser junge Mann nach der Mode der Zeit gekleidet,

und zugleich mit jenem gewissen Etwas, das den Künstler bildet. Man sehe: dunkelgrüner Frack geschmückt mit dem Bande der Ehrenlegion, das er erhalten hat, — durch welchen Einfluß? er weiß es nicht; denn er hat es nicht verlangt, und sein Oheim ist zu egoistisch, als daß er daran gedacht hätte, es ihm zu verschaffen, und überdies ist er bei der Opposition; — schwarze Sammetweste mit einem Knopfe oben zugeknöpft, drei Knöpfen unten zugeknöpft, welche Weste durch ihre Oeffnuug ein Jabot von englischen Spitzen passiren läßt; anliegende Beinkleider, ein nerviges, bewunderungswürdig gemachtes Bein zeichnend; durchbrochene schwarze seidene Strümpfe und Schuhe mit kleinen goldenen Schnallen, einen Frauenfuß enthaltend; — sodann über Alles dies der Kopf von Van Dyk mit sechsundzwanzig Jahren.

Sie haben ihn erkannt, es ist Petrus. Er hat kurz zuvor ein reizendes Portrait von der Gebieterin des Hauses gemacht. — Er liebt es nicht, Portraits zu machen, doch sein Freund Jean Robert ist so sehr in ihn gedrungen, er möge das von Frau von Marande malen, daß der junge Künstler einwilligte. Allerdings hat ein hübscher Mund, sich mit dem befreundeten Munde von Jean Robert verbindend, indeß zugleich eine reizende Hand die seinige drückte, auf dem Balle der Frau Herzogin von Berry, — wo er, man weiß nicht auf welche Empfehlung, eingeladen war, — allerdings hat ein hübscher Mund mit einem bezaubernden Lächeln zu ihm gesagt: „Machen Sie das Portrait von Lydie; ich will es."

Und der Maler, da er nichts diesem hübschen Munde zu verweigern hatte, in welchem der Leser

schon den von Regina von Lamothe-Houdon, Gräfin Rappt, erkannt hat, öffnete die Pforten seines Atelier Madame Lydie von Marande, welche, das erste Mal von ihrem Gatten geführt, — der dem Maler in Person für seine Gefälligkeit danken wollte, — die anderen Male nur in Begleitung eines einzigen Bedienten kam.

Sodann, als das Gemälde vollendet war, — da man einsah, man bezahle nicht mit Banquebillets die Gefälligkeit eines Künstlers wie Petrus, eines Edelmannes wie der Baron von Courtenay, — neigte sich Frau von Marande an das Ohr des schönen Malers und sagte zu ihm:

„Besuchen Sie mich, wann Sie wollen: nur benachrichtigen Sie mich am Tage vorher durch eine Zeile, damit Sie Regina bei mir finden.“

Und Petrus ergriff die Hand von Frau von Marande und küßte sie mit einem Feuer, das die schöne Lydie sagen machte:

„Oh! mein Herr, wie müssen Sie diejenigen lieben, welche Sie lieben!“

Am andern Tage erhielt Petrus, durch die Vermittlung von Regina, eine sehr einfache Nadel, die kaum den halben Werth seines Bildes hatte, — eine doppelte Zartheit, welche mit seinem aristokratischen Charakter Petrus besser als irgend ein Anderer zu schätzen im Stande war.

Folgen wir also Petrus: Sie sehen, daß er alles Recht hat, uns in seinem Gefolge in das Haus des Banquier der Rue d'Artois einzuführen und uns die Schwelle dieser Salons überschreiten zu lassen, wo uns so viele Illustrationen vorangegangen sind.

Gehen wir unmittelbar zur Gebieterin des Hauses. Sie ist dort rechts in ihrem Boudoir.

Die erste Bewegung von Jedem, der in dieses Boudoir eintritt, gehört ganz dem Erstaunen. Was ist aus allen den berühmten Personen geworden, die man gemeldet hat, und warum findet man hier, mitten unter zehn bis zwölf Frauen, kaum drei bis vier junge Leute? Das ist so, weil die politischen Illustrationen Herrn von Marande zu Liebe kommen; weil Frau von Marande die Politik haßt; weil sie erklärt, sie habe keine Meinung, sie finde nur, die Frau Herzogin von Berry sei eine reizende Frau, und König Karl X. müsse einst ein vollendeter Edelmann gewesen sein.

Doch sind die Männer, — welche bald kommen werden, seien Sie ruhig! — sind die Männer oder vielmehr die jungen Leute in der Minderzahl, welch ein blendendes Luststück von Frauen!

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem Boudoir.

Das ist ein hübscher Salon, der einerseits in ein Schlafzimmer und andererseits in eine Gewächshausgallerie geht. Er ist ausgeschlagen mit himmelblauem Atlaß mit schwarzen und rosenfarbigen Ornamenten; so daß die glänzenden Augen und die herrlichen Diamanten der schönen Freundinnen von Frau von Marande auf dem Azur wie Sterne am Firmament funkeln.

Diejenige aber, welche man zuerst erblickt, diejenige, mit welcher wir uns besonders zu beschäftigen haben, die Sympathetischste, wenn nicht die Schönste, die Anziehendste, wenn nicht die Hübscheste, ist ohne Widerspruch die Herrin des Hauses, Madame Lydie von Marande.

Wir haben, so weit es der Feder dies zu thun erlaubt ist, das Portrait ihrer drei Freundinnen von Saint-Denis gezeichnet; versuchen wir es nun das ihrige zu skizziren.

Madame Lydie von Marande schien kaum ihr zwanzigstes Jahr erreicht zu haben. Es war eine Person von reizendem Anblick für Jeden, der in der Frau einen Körper und nicht allein eine Seele finden will.

Sie hatte Haare von einer köstlichen Nuance: blond, wenn sie dieselben in leichten Locken trug, kastanienbraun, wenn sie sie in geschlossenem Scheitel trug; immer glänzend und seiden.

Ihre Stirne war schön, verständig und stolz, weiß wie Marmor, glatt wie dieser.

Ihre Augen waren seltsam, weder völlig blau, noch völlig schwarz, doch an beiden Farben theilhabend, zuweilen in Nuancen von Opal spielend, andere Male düster wie Lasurstein, und dies je nach dem Lichte, das sie beleuchtete, oder vielleicht nach den Schlägen des Herzens, das sie belebte.

Die Nase war fein, aufgestülpt, spöttisch; der Mund war wohl gezeichnet, jedoch ein wenig groß, frisch wie feuchte Koralle, lachend und sinnlich.

Gewöhnlich sind ihre prallen Lippen leicht geöffnet und lassen das äußerste Ende einer doppelten Reihe von Perlen sehen; schließen sich diese Lippen, so geben sie, indem sie sich verbinden, dem ganzen oberen Theile des Gesichtes ein hoffärtiges, geringschätziges Wesen.

Das Kinn ist zierlich und rosenfarbig.

Was aber diesem ganzen Gesichte seine wirkliche

Schönheit, seine wahre Physiognomie, seinen originalen und, wir möchten beinahe sagen, seinen originellen Charakter verlieh, das war dieses schauernde Leben, das mit dem Blute unter der Haut zu laufen schien; das war dieser lebendige Teint; das waren diese so leicht mit Perlmutter nuancirten, so coquett mit Rosa gefärbten Wangen, daß sie zugleich die Durchsichtigkeit hatten, an der man die Frau des Südens erräth, und die Frische, an der man die Frau des Nordens erkennt.

So, unter einem blühenden Apfelbaume, bekleidet mit der reizenden Tracht der Frauen aus der Gegend von Caux, wäre sie von einer Tochter der Normandie als Landsmännin reclamirt worden; und sich in einer Hängematte schaukelnd, im Schatten eines Bananenbaumes, würde sie für eine Schwester von einer Creolin von Guadelupe oder Martinique gehalten worden sein.

Wir haben weiter oben zu verstehen gegeben, der ganze Körper, der diesen reizenden Kopf getragen, sei mit einer gewissen Fülle ausgestattet gewesen; doch diese Fülle, die bei der Frau von Albano anhielt, ohne die von Rubens zu erreichen, war, weit entfernt, unangenehm zu sein, an und für sich verführerisch; mehr als verführerisch: wollüstig.

In der That, ein üppiger Hals, der nie zum carcere duro *) des Corsetts verdammt gewesen zu sein schien, prallte bei jedem Athemzuge, stolz und reich, durch eine Gazewoge auf, ähnlich jenen Hälsen

*) Zum harten Gefängniß.

der schönen Töchter von Sparta und Athen, welche für die Venus und die Hebes von Praxiteles und Phidias standen.

Hatte diese strahlende Schönheit, die wir so eben beschrieben, ihre Bewunderer, so müssen Sie begreifen, daß sie dagegen auch ihre Feinde und ihre Verleumder hatte. Ihre Feinde, das waren fast alle Frauen; ihre Verleumder, das waren alle diejenigen, welche sich für berufen gehalten hatten und nicht auserwählt worden waren; es waren die abgewiesenen Liebhaber; es waren diese Schönen und diese Elegants mit leerem Gehirne, die sich nicht vorstellen, eine Frau begabt mit solchen Schätzen könne damit geizig sein.

Frau von Marande war also mehr als einmal verleumdet worden; und dennoch, obschon sie diese köstliche Verführung der Frau, die Schwäche behalten hatte, hatten wenige Frauen die Verleumdung minder verdient als sie.

So, als der Graf Herbel, als wahrer Voltairianer, was er war, zu seinem Neffen sagte: „Was ist Frau von Marande? Eine Magdalena unter der Gewalt ihres Mannes und in der Unmacht der Reue!“ beging der General unserer Ansicht nach ein Unrecht, und wir werden später sagen, auf welche grammatikalische Art er die Wörter Gewalt und Unmacht hätte setzen müssen, hätte er die geringste Velleität gehabt, correct zu sprechen. Madame Lydie von Marande war, wie man bald sehen wird, nichts weniger als eine Magdalena.

Nun aber, da wir sie genügend geschildert zu haben glauben, wollen wir das Boudoir vollends

beschreiben und mit denjenigen, welche es einnehmen, Bekanntschaft machen oder erneuern.

XIV.

Wo von Carmelite die Rede ist.

Wir haben gesagt, unter diesem ganzen Luststücke von Frauen seien nur vier bis fünf Männer gewesen. Benützen wir es, daß die Gesellschaft nicht zahlreicher ist, um uns in dieses Salongeschwätz zu mischen, das gewöhnlich so viel Worte gebraucht, um so wenig zu sagen.

Der Lärmendste von diesen fünf Privilegirten des Boudoir von Frau von Marande war ein junger Mann, den wir unter schmerzlichen oder unheilvollen Umständen gesehen haben. Es war Herr Lorédan von Valgeneuse, der von Zeit zu Zeit, an welchem Orte des Boudoir er auch war, und mit welcher Dame er auch sprach, einen Blick schnell wie der Blitz und von seltsamer Bedeutung mit seiner Schwester, Fräulein Susanne von Valgeneuse, der Pensionsfreundin der armen Mina, wechselte.

Herr Lorédan war ein wahrer Salonmensch; kein Mund wußte besser zu lächeln, kein Blick wußte besser zu complimentiren; er besaß im höchsten Grade die Höflichkeit, welche an die Unverschämtheit gränzt, und von 1820 bis 1827, hatte ihn noch Niemand in der Kunst, seine Halsbinde anzulegen und daran, selbst ganz behandschuht, den Knoten nach der neusten Mode zu machen, ohne den Atlaß oder den Batist zu zerknittern, entthronen können.

Er plauderte in diesem Augenblicke mit Frau von Marande, deren Rococo-Fächer er als wahrer Liebhaber der Vanloo und Boucher vom Trödel bewunderte.

Derjenige, welcher nach Lorédan die Blicke der Frauen anzog, — weniger wegen seiner Schönheit und seiner Eleganz, als wegen seines schon durch drei bis vier Theatersuccesse und durch eine mehr noch originelle als geistreiche Conversation gegründeten Rufes, — war der Dichter Jean Robert. Unter der Zahl der gedruckten Einladungen, die seine ersten Triumphe um ihn regnen gemacht hatten, und auf welche zu antworten er sich wohl hütete, hatten ein paar autographirte Einladungen der schönen Lydie, — welche aus ihrem Salon das literarische Rendez-vous machen wollte, wie ihr Gatte aus dem seinigen das politische Rendez-vous der großen Männer der Zeit zu machen beabsichtigte, — seine Bedenklichkeiten überwunden. Ohne einer der emsigsten Besuche von Frau von Marande zu sein, war er doch einer ihrer Habitués, und bei jeder Sitzung, die sie seit drei Wochen seinem Freunde Petrus gegeben hatte, war er gewissenhaft gegenwärtig gewesen, in der Absicht, mit der reizenden jungen Frau plaudernd ihrem Portrait Belebtheit zu geben. Man muß sagen, daß es auch diesmal Jean Robert geglückt war, und daß nie der Blick und das Lächeln von Lydie, der eine glänzender, das andere belebter gewesen waren.

Herr von Marande machte hierüber an diesem Abend, — das Portrait war erst seit zwei Tagen im Hotel zurück, — Herr von Marande, sagen wir, machte hierüber an demselben Abend Jean Robert sein

Compliment und dankte ihm für die Gefälligkeit, mit der er für Frau von Marande das Langweilige des Sitzens abgekürzt habe.

Jean Robert wußte Anfangs nicht, ob Herr von Marande im Ernste sprach oder spottete; rasch auf das Gesicht des Banquier zurückgeworfen, glaubte sein Blick sogar einen Moment auf diesem Gesichte einen ironischen Ausdruck zu ertappen.

Doch die Augen der zwei Männer hefteten sich auf einander mit einem gewissen Ernste, und sich verbeugend wiederholte nun Herr von Marande die Worte:

„Herr Jean Robert, ich spreche im Ernste, und Frau von Marande vermöchte mir kein größeres Vergnügen zu machen, als wenn sie die Bekanntschaft eines Mannes von Ihrem Verdienste cultiviren würde.“

Und er reichte ihm so treuherzig die Hand, daß ihm Jean Robert die seinige mit gleicher Treuherzigkeit gab, obschon diese Treuherzigkeit von Seiten des jungen Dichters nicht ganz von einem gewissen Zögern frei zu sein schien.

Die dritte Person, mit der wir uns beschäftigen werden, ist unser Einführer Petrus. Wir wissen, welches Gestirn ihn anzieht. Nachdem die üblichen Complimente Frau von Marande, Jean Robert, seinem Oheim, dem alten General Herbel, — der in einer Ecke so mühsam verdaute, daß ihm seine Verdauung eine würdige und ernste Miene gibt, — gemacht und die Damen in Masse gegrüßt sind, hat er nach einem Augenblicke Mittel gefunden, sich auf die Causeuse zu stützen, auf der die schöne Regina, halb liegend,

einen Strauß von parmesanischen Veilchen entblätterte, sicher, es werden, wenn sie aufgestanden sei und den Platz geändert habe, die von ihr enthaupteten Veilchen nicht verloren sein.

Die fünfte Person ist ganz einfach ein Tänzer. Er gehört zu der von den Gebieterinnen des Hauses sehr geschätzten Race, mit denen sich aber die Poesie, der Roman und die Malerei nur zu beschäftigen haben, wie sich ein Inscenirer mit einem Comparsen beschäftigt.

Wir sagten, Lorédan habe mit Frau von Marande geplaudert; auf den Marmor des Kamins gestützt, habe sie Jean Robert angeschaut; Petrus habe mit Regina gesprochen, lächelnd bei jedem Veilchen, das den schönen Händen seiner Gottheit entfiel; der General Herbel habe mühsam auf einem Sopha verdaut; der Tänzer endlich habe seine Contretänze eingeschrieben, um chronologisch auf seine Tänzerin zuzustürzen, so oft das Orchester, das sich erst um Mitternacht sollte hören lassen, in die duftende Atmosphäre der Salons seine Noten der Aufforderung zu einer neuen Quadrille werfen würde.

Um genau zu sein, müssen wir sagen, daß das Bild, das wir zu malen versucht haben, keine Beständigkeit hatte. Von Minute zu Minute meldete man einen neuen Namen; die durch den Namen bezeichnete Person trat ein: war es eine Frau, so ging ihr Madame de Marande entgegen, und je nach dem Grade der Vertraulichkeit, in dem sie mit dieser Frau stand, küßte sie dieselbe oder beschränkte sie sich darauf, daß sie ihr die Hand drückte; war es ein Mann, so nickte sie mit dem Kopfe, begleitete dieses Nicken

mit einem anmuthigen Lächeln und sogar mit ein paar Worten, bezeichnete sodann der Frau einen freien Sitz, dem Manne die Gewächshausgallerie, und ließ aus den Neuangekommenen werden, was sie wollten, gefiel es Ihnen nun, die Schlachten von Horace Vernet, die Seestücke von Gudin, die Aquarellen von Decamps zu betrachten, oder zogen sie es vor, eine Privatconversation anzuknüpfen, oder einen Fetzen an jene Art von allgemeiner Conversation zu nähen, welche immer in einem Salon umherflattert, und an die sich die Leute anhängen, welche weder zu zwei zu plaudern, noch, — was bedeutend schwieriger ist, — zu schweigen wissen!

Einer, der ein Interesse gehabt hätte, dies wahrzunehmen, hätte bemerken können, daß trotz aller Ortsveränderungen, welche die Ankunft der neuen Gäste der Gebieterin des Hauses auferlegte, wo sich auch Frau von Marande, nachdem sie ihre Reverenz gemacht, nachdem sie ihren Kuß gegeben hatte, oder ihr Händedruck vollendet war, wiederfand, Herr Lorédan von Valgeneuse das Talent besaß, sich auch wieder bei ihr zu finden.

Lydie bemerkte diese Beharrlichkeit, und mißfiel sie ihr nun wirklich, oder befürchtete sie, eine andere Person könnte sie auch bemerken, sie versuchte es, ihr zu entgehen; ein erstes Mal, indem sie sich an die Seite von Regina setzte und für einige Augenblicke das süße Gespräch der zwei jungen Leute unterbrach, — ein Egoismus, den sie sich sehr schnell zum Vorwurfe machte; — ein zweites Mal, indem sie sich unter die Fittige des alten Voltairianers flüchtete, den wir als einen so strengen Beobachter der Data bei seiner Un-

terredung mit der Marquise de la Tournelle gesehen haben.

Diesmal wollte Frau von Marande hartnäckig aus dem Herzen des alten Grafen das Geheimniß ziehen, das ein gewöhnlich lächelndes, mehr als lächelnd, spöttisches Gesicht sorgenvoll machte.

Aber kam nun der Kummer des Grafen aus seinem Herzen oder, — was für ihn noch viel ernster war, — aus seinem Magen, er schien ganz und gar nicht entschlossen, Frau von Marande zur Vertrauten seines Geheimnisses zu machen.

Einige Worte von ihrem Gespräche gelangten bis zu Petrus und Regina und entzogen sie ihrer Entzückung.

Die zwei jungen Leute wechselten einen Blick.

Von Seiten Reginas bedeutete dieser Blick:

„Wir sind sehr unklug, Petrus! seit einer halben Stunde plaudern wir mit einander eben so rückhaltlos, als ob wir im Gewächshause des Boulevard des Invalides wären.“

„Ja,“ antwortete der Blick von Petrus, „sehr unklug, es ist wahr, aber sehr glücklich, meine Regina!“

Sodann, als sie einen Blick gewechselt hatten, wechselten die zwei jungen Leute aus der Ferne und durch ein einfaches Schauern der Lippen einen von jenen Küssen, die das Herz dem Herzen schickt; und als würde er auf eine natürliche Art durch das Gespräch seines Oheims mit Frau von Marande angezogen, näherte sich Petrus diesen und sagte, das Lächeln der Sorglosigkeit auf den Lippen als ein

verzogenes Kind, das sich berechtigt glaubt, Alles zu sagen:

„Mein Oheim, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß, wenn Sie nicht Frau von Marande, die Ihnen die Ehre erwiesen hat, Sie zweimal nach der Ursache Ihrer Sorgen zu fragen, — bei unserem Ahnherrn Josselin II., den man Josselin den Galanten nannte, anderthalb Jahrhunderte, ehe die Galanterie erfunden war, bei diesem auf dem Ehrenfelde der Liebe gestorbenen Ahnherrn schwöre ich Ihnen, mein Oheim, daß ich Sie Madame denuncire und die wahre Ursache Ihres Kummers enthülle, so geheimnißvoll sie auch sein mag."

„Enthülle, mein Junge," sagte der General mit einer gewissen Miene von Traurigkeit, welche in Petrus Zweifel erregte, ob sein Oheim allein unter der Bangigkeit einer mühsamen Verdauung leide, „enthülle, doch willst Du mir glauben, so wirst Du vor der Enthüllung Deine Zunge siebenmal im Munde umdrehen, aus Furcht, Dich zu verirren."

„Oh! ich fürchte nichts!" erwiederte Petrus.

„So sprechen Sie geschwinde, Herr Petrus, denn ich sterbe vor Unruhe," sagte Frau von Marande, welche auch ihre Zunge siebenmal im Munde umzudrehen schien, ehe sie den wahren Gegenstand des Gespräches, der sie hierher geführt hatte, in Angriff nahm.

„Sie sterben vor Unruhe, Madame?" erwiederte der alte General; „nun wohl, das übersteigt ganz und gar meinen Scharfsinn! Sollte ich zufällig so glücklich sein, daß Sie irgend eine Gunst von mir zu verlangen hätten, und befürchten Sie, meine

schlechte Laune könnte auf meine Antwort Einfluß üben?"

„O tiefe Philosophie!" sagte Frau von Marande, „wer hat Ihnen denn so die Geheimnisse des menschlichen Herzens geoffenbart?"

„Geben Sie mir Ihre schöne Hand, Madame."

Lydie reichte dem alten General die Hand, nachdem sie die Artigkeit gehabt hatte, ihren Handschuh auszuziehen.

„Welch ein Wunder!" sprach der General; „ich glaubte, es gebe keine solche Hände mehr."

Er zog sie an seine Lippen; sodann inne haltend, sagte er:

„Oh! bei meiner Treue, es ist eine Ruchlosigkeit, wenn sechsundsechzigjährige Lippen einen solchen Marmor berühren!"

„Wie!" versetzte Frau von Marande, sich zierend, „Sie weigern sich, meine Hand zu küssen, General?"

„Diese Hand, gehört sie mir für eine Minute als volles Eigenthum?"

„Als volles Eigenthum, General."

Der General wandte sich gegen Petrus um und sagte:

„Nähere Dich, Junge, und küsse mir diese Hand."

Petrus gehorchte.

„Gut! und nun nimm Dich in Acht, denn nach einem solchen Geschenke glaube ich, daß es mir freisteht, Dich zu enterben."

Dann sprach der alte Graf zu Frau von Marande:

„Geben Sie Ihre Befehle, Madame, Ihr unwürdiger Diener erwartet sie auf den Knieen.“

„Nein, ich bin Weib und halsstarrig. Ich will vor Allem wissen, was Sie sorgenvoll macht, mein lieber General.“

„Sie haben diesen Burschen, der es Ihnen sagen wird! Ah! Madame, in seinem Alter hätte ich mich tödten lassen, um eine solche Hand zu küssen! Oh! daß das Paradies nicht wieder zu verlieren ist, und daß ich nicht Adam bin!“

„Ah! General,“ sagte Frau von Marande, „man kann nicht zugleich Adam und die Schlange sein. — Nun, Herr Petrus, erzählen Sie uns, was Ihrem Oheim begegnet ist.“

„Madame, vernehmen Sie, wie sich die Sache verhält. Mein Oheim, der die Gewohnheit hat, sich durch die Meditation auf alle wichtige Acte seines Lebens vorzubereiten, pflegt zu diesem Ende eine Stunde vor seinem Mittagessen allein zu bleiben, und ich glaube . . .“

„Sie glauben?“

„Ich glaube, daß er heute in seiner theuren Einsamkeit gestört worden ist.“

„Das ist es nicht,“ sagte der General, „Du hast die Zunge nur siebenmal gedreht: drehe sie vierzehnmal.“

„Mein Oheim,“ fuhr Petrus fort, ohne sich darum zu bekümmern, daß ihn der alte General Lügen strafte, „mein Oheim hat heute zwischen fünf und sechs Uhr einen Besuch von der Frau Marquise Yolande Pontaltais de la Tournelle erhalten.“

Regina, welche nur auf eine Gelegenheit wartete,

sich Petrus zu nähern, um keines seiner Worte zu verlieren, von denen jede Sylbe ihr Herz schlagen machte, — Regina, als sie den Namen ihrer Tante aussprechen hörte, glaubte, es sei dies eine Gelegenheit, am Gespräche Theil zu nehmen.

Sie stand also von ihrer Causeuse auf und näherte sich sachte der Gruppe.

Petrus sah sie nicht, hörte sie nicht, doch er fühlte sie kommen und schauerte an allen Gliedern.

Seine Augen schlossen sich, seine Stimme erlosch.

Regina begriff, was im Herzen ihres Herzens vorging, und sie empfand darüber eine seltsame Wollust.

„Nun," sagte sie mit einer Stimme so sanft wie das Vibriren einer Aeolsharfe, „sprechen Sie nicht mehr, weil ich da bin, Herr Petrus?"

„O Jugend! Jugend!" murmelte der Graf Herbel.

Es erhob sich in der That rings um diese Gruppe ein Wohlgeruch von Jugend, von Gesundheit, von Glück und von Heiterkeit, dem es gelang, die Stirne des alten Grafen zu entrunzeln.

Nach dem Blicke, den er auf Petrus warf, hätte man denken sollen, er könne mit einem Worte Alles dies verschwinden machen, doch das Mitleid halte ihn, so egoistisch er war, ab, auf das Wolkenschloß zu blasen, wo sein Neffe wohnte. Er gab ihm dafür im Gegentheile die Flanke bloß.

„Vorwärts, Junge! vorwärts!" sagte er; „Du brennst!"

„Nun wohl, da es mein Oheim erlaubt," fuhr Petrus fort, genöthigt, bei seiner erdichteten Erzäh-

lung zu beharren, „so sage ich Ihnen, daß die Marquise de la Tournelle wie alle . . ."

Petrus wollte sagen wie alle alte Weiber, doch vier Schritte von sich erblickte er zu rechter Zeit das verdrießliche Gesicht einer alten Witwe, und sich verbessernd, sprach er:

„Ich wollte Ihnen sagen, die Frau Marquise de la Tournelle habe wie alle Marquisen eine Carline, die man Croupette nennt."

„Ein reizender Name!" rief Frau von Marande. „Ich kenne den Namen nicht, doch ich kenne die Carline."

„Dann können Sie die Wahrheit der Erzählung würdigen," fuhr Petrus fort. „Es scheint, diese Carline riecht auf eine extravagante Art nach Moschus . . . Bin ich dabei, mein Oheim?"

„Ganz und gar," erwiederte der alte General.

„Es scheint auch, daß der Moschusgeruch die Eigenschaft hat, die Saucen gerinnen zu machen, und da Mademoiselle Croupette sehr naschhaft ist; da, so oft die Marquise de la Tournelle meinen Oheim besucht, Mademoiselle Croupette den Koch besucht, so wollte ich wetten, daß mein theuerster Oheim heute ein abscheuliches Mittagsbrod gehabt hat, und daß ihn das so düster und schwermüthig macht."

„Bravo, Junge, man kann unmöglich ein besserer Wahrsager sein; und gleichwohl glaube ich, daß ich, wenn ich gut suchen wollte, was Dich so heiter und zerstreut macht, noch richtiger treffen würde... Doch es drängt mich, zu erfahren, was diese schöne Sirene von mir will, und ich werde die Erklärung auf einen andern Tag verschieben."

Alsdann, sich an Frau von Marande wendend:

„Madame, Sie sagten, Sie haben etwas von mir zu verlangen: ich warte."

„General," sprach Frau von Marande, indem sie den Greis mit ihren freundlichsten Augen anschaute, „Sie haben die Unvorsichtigkeit begangen, mehrere Male zu sagen, für meinen persönlichen Dienst gehören Ihre Arme, Ihr Herz, Ihr Kopf, kurz Alles, wobei Sie die freie Verfügung und den freien Gebrauch haben, mir. Nicht wahr, Sie haben mir das gesagt?"

„Das ist die Wahrheit, Madame," antwortete der Graf mit der Galanterie, die man im Jahre 1827 schon nur noch bei den Greisen traf. „Ich sagte Ihnen, da ich nicht das Glück gehabt habe, für Sie zu leben, so würde es mir eine große Freude machen, für Sie zu sterben!"

„Und Sie haben immer noch diese lobenswerthe Gesinnung, General?"

„Mehr als je!"

„Nun wohl, jetzt bietet sich eine Gelegenheit, es mir zu beweisen, das schwöre ich Ihnen."

„Madame, hätte Ihre Gelegenheit nur ein Haar, ich verspreche Ihnen, sie daran zu fassen."

„Hören Sie mich also, General."

„Ich bin ganz Ohr."

„Gerade von diesem Theile Ihrer Person verlange ich von Ihnen die momentane Entäußerung zu meinen Gunsten."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich brauche Ihre Ohren für den ganzen Abend, General."

„Warum sagten Sie dies nicht sogleich, schöne Dame? Geben Sie mir rasch eine Scheere, und ich bringe Ihnen das Opfer, ohne Furcht, ohne Bedauern, und sogar ohne Vorwurf . . . unter der einzigen Bedingung jedoch, daß Sie nach meinen Ohren nicht auch meine Augen verlangen.

„Ah! General," erwiederte Frau von Marande, „beruhigen Sie sich! es ist nicht davon die Rede, sie von dem Stamme zu trennen, wo sie mir trefflich angebracht scheinen; es handelt sich nur darum, sie nach der Seite, die ich Ihnen bezeichnen werde, eine Stunde lang mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu spannen; mit anderen Worten, ich werde die Ehre haben, Ihnen eine von meinen Pensionsfreundinnen, — von den besten, — vorzustellen, — ein Mädchen, das Regina und ich unsere Schwester nennen. Damit sage ich Ihnen, daß sie Ihre ganze Achtung verdient, wie sie unserer ganzen Freundschaft würdig ist. Dieses Mädchen ist Waise."

„Waise," wiederholte Jean Robert. „Sagten Sie nicht so eben, Madame, Sie und die Gräfin Rappt seien ihre Schwestern?"

Frau von Marande dankte Jean Robert und fuhr dann fort:

„Waise von Vater und Mutter . . . Ihr Vater, ein braver Kapitän der Garde, Officier der Ehrenlegion, wurde 1814 bei Champaubert getödtet. — Darum erhielt sie ihre Erziehung mit uns in Saint-Denis. — Ihre Mutter starb vor zwei Jahren in ihren Armen: sie ist arm . . .

„Sie ist arm!" wiederholte der General. „Sag-

ten Sie nicht vorhin, Madame, sie habe zwei Freundinnen?"

„Arm und stolz," fuhr Frau von Marande fort, und sie will von der Kunst eine Existenz fordern, die ihre Nadelarbeiten ihr verweigern würden . . . Sodann hat sie einen ungeheuren Schmerz, nicht zu vergessen, sondern einzuschläfern."

„Einen ungeheuren Schmerz?"

„Ah! ja, den größten, den tiefsten Schmerz, den das Herz einer Frau enthalten kann! . . . Sie wissen das nun, General, und Sie werden ihr die Traurigkeit ihres Gesichtes vergeben und ihre Stimme hören."

„Und," sagte der General, „verzeihen Sie die Frage, sie ist weniger indiscret, als sie von Anfang zu sein scheint: bei der Laufbahn, für welche sich Ihre Freundin bestimmt, ist die Schönheit nichts Unnützes; — und Ihre Freundin ist schön?"

„Wie die antike Niobe mit zwanzig Jahren, General."

„Und sie singt?"

„Ich sage Ihnen nicht wie die Pasta, ich sage Ihnen nicht wie die Malibran, ich sage Ihnen nicht wie die Catalani; ich sage Ihnen wie sie selbst . . . Nein, sie singt nicht: sie weint, sie leidet, sie macht leiden und weinen."

„Was für eine Stimme?"

„Eine herrliche Altstimme?"

„Hat sie sich schon öffentlich hören lassen?"

„Nie! . . . Sie wird heute Abend zum ersten Male vor fünfzig versammelten Personen singen."

„Und Sie wünschen?"

„Ich wünsche, General, daß Sie, der Sie ein vollendeter Dilettant und besonders ein trefflicher Kenner sind, ich wünsche, daß Sie sie mit allen Ihren Ohren hören, und daß Sie, wenn Sie sie gehört haben, für sie thun, was Sie mich bei einer solchen Gelegenheit würden thun sehen; ich wünsche, daß Sie, wenn Sie mir erlauben, mich Ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, für unsere geliebte Carmelite leben; — nicht wahr, Regina? — daß Sie nicht einen Augenblick von Ihren Tagen haben, der ihr nicht ausschließlich geweiht wäre; ich wünsche mit einem Worte, daß Sie sich zu ihrem Ritter erklären, und daß sie von dieser Stunde an keinen glühenderen Vertheidiger und keinen leidenschaftlichern Bewunderer habe als Sie. Ich weiß, daß Ihre Meinung das Gesetz in der Oper macht, General."

„Oh! erröthen Sie nicht, mein Oheim, das ist bekannt."

„Ich wünsche," fuhr Frau von Marande fort, „daß Sie diesen Namen meiner Freundin — Carmelite — allen Echos, die Sie zu Freunden haben, wiederholen ... nicht als wollte ich sie, gegenwärtig wenigstens, bei der Oper engagiren machen: meine Ansprüche gehen nicht so weit; da aber von Ihrer Loge ..."

„Von der höllischen Loge," fügte Petrus bei. „Oh! sagen Sie das Wort, Madame."

„Gut ... da von der höllischen Loge alle Trompeten des Rufes ausgehen; da in der höllischen Loge jeder zukünftige Ruf gerüstet oder jeder gegenwärtige Ruhm niedergerissen wird, so zähle ich auf Ihre wahre und ergebene Freundschaft, daß Sie das Lob

von Carmelite an allen Orten singen, welche Sie Ihrer Besuche würdigen: im Clubb, bei den Wettrennen, im Café Anglais, bei Tortoni, in der großen Oper, bei den Italienern, ich würde sagen im Schlosse, wäre Ihre Gegenwart in meinem Winkel nicht die höchste Protestation Ihrer politischen Sympathien. Versprechen Sie mir also, meine schöne traurige Freundin so weit und so rasch, als Sie können, zu lanciren, — ist das nicht das geheiligte Wort? Ich werde hiefür eine ewige Dankbarkeit für Sie hegen."

„Ich verlange einen Monat, um sie zu lanciren, schöne Dame, zwei Monate, um sie engagiren zu machen, und drei Monate, um zu machen, daß man sie hört; will sie nicht etwa in einer neuen Oper debutiren, in welchem Falle es die Sache eines Jahres sein wird."

„Ah! sie wird in Allem, was man will, debutiren: sie kennt das französische und das italienische Repertoire."

„In diesem Falle bringe ich Ihnen Ihre Freundin in drei Monaten von den Füßen bis zum Kopfe mit Lorbeeren bedeckt."

„Sie werden also die Ihrigen mit ihr theilen, General," sprach Frau von Marande, indem sie ihm ihre Hand reichte und herzlich die des Generals drückte.

„Und ich auch," sagte eine sanfte Stimme, welche Petrus schauern machte, „ich werde Ihnen auch eine gränzenlose Dankbarkeit weihen."

„Ich bezweifle es nicht einen Augenblick, Prinzessin," erwiederte der General, der aus Höflichkeit

der Gräfin Rappt ihren Mädchentitel zu geben fortfuhr, und während er antwortete, er zweifle nicht an der Dankbarkeit von Regina, seinen Neffen angeschaut hatte. „Wohl denn," sagte er, sich an Frau von Marande wendend, „Sie haben mir nur noch die Ehre zu erweisen, Madame, mich Ihrer Freundin als ihren ergebensten Diener vorzustellen."

„Das wird sehr leicht sein, General: sie ist hier."

„Wie, hier?"

„Ja, hier in meinem Schlafzimmer . . . Ich wollte ihr eine Unannehmlichkeit ersparen; es ist immer verdrießlich für eine junge Frau, alle Salons zu durchschreiten und sich melden zu lassen. Darum sind wir hier in kleinem Comité; darum stand auf gewissen Einladungen von mir: Zehn Uhr, und auf andern: Mitternacht; ich wollte Carmelite einen Kreis von auserwählten und nachsichtigen Freunden machen."

„Ich danke Ihnen, Madame," sagte Lorédan, der hierin einen Vorwand fand, um sich in das Gespräch zu mischen, „ich danke Ihnen, daß Sie mich unter die Zahl der Auserwählten gesetzt haben; doch ich grolle Ihnen, daß Sie mich nicht für wichtig genug halten, um mir Ihrer Freundin zu empfehlen."

„Oh!" erwiederte Frau von Marande, „Sie sind zu compromittirend, Herr Graf, als daß man Ihnen eine junge Person von zwanzig Jahren empfehlen könnte. Ueberdies wird die Schönheit von Carmelite sie hinreichend bei Ihnen empfehlen."

„Der Augenblick ist schlecht gewählt, Madame, und ich betheure Ihnen, daß zu dieser Stunde eine einzige Schönheit . . ."

„Verzeihen Sie," unterbrach eine Stimme mit der größten Sanftmuth und mit ausnehmender Höflichkeit, „ich habe Frau von Marande ein Wort zu sagen."

Lorédan wandte sich, die Stirne faltend, um; als er aber Herrn von Marande selbst erkannte, der, ein Lächeln auf den Lippen, seiner Frau den Arm reichte, trat er rasch zurück.

„Sie haben mir etwas zu sagen, mein Herr?" fragte Frau von Marande, indem sie liebevoll den Arm ihres Gatten drückte. „Reden Sie!"

Sodann sich umwendend:

„Sie entschuldigen, General."

„Glücklich, wer solche Rechte hat," erwiederte der General Herbel.

„Was wollen Sie, General?" sagte lachend Frau von Marande; „das sind die Herrenrechte."

Und sie zog sich, auf den Arm ihres Gatten gestützt, sachte aus dem Kreise zurück.

„Ich bin nun zu Ihren Befehlen, mein Herr."

„Wahrhaftig, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll. Es ist eine Sache, die ich völlig vergessen hatte, und der ich mich glücklicher Weise so eben erinnere."

„Sprechen Sie."

„Herr Thompson, mein Correspondent von den Vereinigten Staaten, hat mir einen jungen Mann und eine junge Frau von Louisiana empfohlen, die einen Creditbrief auf mich haben. Ich habe Ihnen eine Einladungskarte für Ihre Soirée zugeschickt, und nun sind mir ihre Namen entfallen."

„Nun?"

„Ich verlasse mich auf Ihren Scharfsinn, daß

Sie zwei fremde Gesichter erkennen, und auf Ihre Höflichkeit, daß Sie freundlich zwei von Herrn Thompson empfohlene Personen empfangen . . . Dies, Madame, ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte."

„Zählen Sie auf mich, mein Herr," erwiederte mit einem reizenden Lächeln Frau von Marande.

„Meinen Dank! . . Lassen Sie mich Ihnen nun alle meine Complimente machen; Sie sind immer schön, doch heute Abend sind Sie wahrhaft glänzend."

Und seiner Frau galant die Hand küssend, führte sie Herr von Marande bis an die Thüre ihres Schlafzimmers; Lydie hob den Vorhang auf und sagte:

„Wann Du willst, Carmelite . . ."

XV.

Vorstellungen.

In dem Augenblicke, wo Frau von Marande die Worte: „Wann Du willst, Carmelite . . . „aussprach, während sie zugleich ins Schlafzimmer eintrat und die Thürvorhänge wieder hinter sich fallen ließ, meldete man an der Thüre des Salon:

„Monseigneur Coletti."

Benützen wir die paar Secunden, die Carmelite brauchen wird, um der Einladung ihrer Freundin Folge zu leisten, und werfen wir einen raschen Blick auf Monseigneur Coletti, den man meldet.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß sie den

Namen dieses frommen Mannes von der Marquise de la Tournelle haben nennen hören.

Monseigneur Coletti war im Jahre 1827 nicht nur ein Mann in der Gunst, sondern auch ein Mann von Ruf; nicht nur ein Mann von Ruf, sondern auch ein Mann in der Mode. Die Conferenzen, die er während der Fastenzeit gehalten, hatten ihm den Ruf eines großen Predigers eingetragen, welchen ihm Niemand, so wenig devot er auch sein mochte, streitig zu machen nur die Idee hatte; Jean Robert vielleicht ausgenommen, welcher, vor Allem Dichter und Alles als Dichter sehend, sich immer wunderte, daß die Priester, die einen herrlichen Text wie das Evangelium hatten, gewöhnlich so schlecht inspirirt, so wenig beredt waren. Es schien ihm, der kämpfte und zwar siegreich gegen ein Auditorium kämpfte, das hundertmal widerspänstiger als das, welches sich in den frommen Conferenzen zu erbauen pflegt, es schien ihm, sagen wir, er hätte, würde er die Kanzel bestiegen haben, ein Wort ganz anders überredend oder ganz anders donnernd gehabt, als alle die geschraubten Worte dieser weltlichen Prälaten, deren Homelien er einmal zufällig hörte. Da bedauerte er, daß er nicht Priester war, daß er nicht eine Kanzel statt eines Theaters und christliche Zuhörer statt profaner Zuschauer hatte.

Obschon seine feinen seidenen Strümpfe und sein ganzes veilchenblaues Costume einen der Würdeträger der Kirche offenbarten, konnte man doch Monseigneur Coletti für einen einfachen Abbé aus der Zeit von Ludwig XV. halten, so sehr verriethen sein Gesicht, seine Tournure, sein Gang und sein Schau-

keln eher einen galanten Herumstreicher, als einen in der Fastenzeit Enthaltsamkeit predigenden strengen Prälaten; man hätte glauben sollen, nachdem er, wie Epimenides, ein halbes Jahrhundert im Boudoir von Frau von Pompadour oder Madame Dubarry geschlafen, sei Monseigneur Coletti plötzlich aufgewacht und habe angefangen in der Welt herumzulaufen, ohne sich nach den in den Sitten oder in den Gebräuchen vorgegangenen Veränderungen zu erkundigen, oder auch ganz frisch vom päpstlichen Hofe angekommen, habe er sich mitten unter eine französische Reunion mit seinem Costume eines ultramontanen Abbé verirrt.

Es war beim ersten Anblicke ein hübscher Prälat in der vollen Bedeutung des Wortes, rosenfarbig, frisch, dem Anscheine nach kaum sechsunddreißig Jahre alt; bei näherer Anschauung bemerkte man aber bald, daß Monseigneur Coletti für sein Gesicht die Schwäche hatte, die für das ihrige die Frauen von fünfundvierzig haben, welchen daran liegt, nur dreißig zu scheinen: Monseigneur legte Weiß auf, Monseigneur legte Roth auf.

Glückte es einem, diese Farblinge zu durchdringen und bis zur Haut zu gelangen, so war man erschrocken, unter diesem belebten Anscheine etwas Abgestorbenes, Erloschenes, das kalt machte, zu treffen.

Zwei Dinge lebten indessen in diesem wie eine Wachsmaske unbeweglichen Gesichte: die Augen und der Mund; — die Augen klein, schwarz und tief, rasche, sogar drohende Blitze schleudernd, alsdann sich sogleich unter einem süßlichen, gottseligen Augenlide verhüllend; der Mund klein, fein, mit der spöttischen,

geistreichen, in Momenten bis zum Gifte boshaften Unterlippe.

Das Ganze dieser Physiognomie konnte zuweilen den Geist, den Ehrgeiz, die Sinnlichkeit offenbaren, doch nie die Seelengüte. Man fühlte vom Anfang an, man habe jedes Interesse, diesen Mann sich nicht zum Feinde zu machen; Niemand aber hätte aus dem Gesichtspunkte der Sympathie den Wunsch gefühlt, sich einen Freund aus ihm zu machen.

Ohne groß zu sein, war er, wie die Bürger sagen, wenn sie von einem Geistlichen sprechen, ein stattlicher Mann. Man füge diesem etwas ausnehmend Hoffärtiges, Verächtliches, Impertinentes in seiner Art, den Kopf zu tragen, die Leute zu grüßen, in einen Salon einzutreten, daraus wegzugehen, sich zu setzen und aufzustehen, bei... Dagegen schien er für die Frauen die feinsten Blüthen seiner Höflichkeit aufbehalten zu haben; er blinzelte, wenn er sie anschaute, auf eine so bezeichnende Art mit der Augen, und gefiel ihm die Frau, die er anredete, so nahm sein Gesicht einen unbeschreiblichen Ausdruck von unzüchtiger Süßigkeit an.

Mit diesen halbgeschlossenen, blinzelnden Augen trat er in diesen Salon ein, den man den Frauensalon nennen konnte, während der General, der Monseigneur Coletti seit langer Zeit kannte, als er ihn melden hörte, zwischen den Zähnen murmelte:

„Treten Sie ein, Monseigneur Tartufe!“

Diese Meldung, dieser Eintritt, dieser Gruß, das Zögern von Monseigneur Coletti, sich zu setzen, die Wichtigkeit, die den berufenen Prediger der letzten Fastenzeit umgab, hatten einen Augenblick die Auf-

merksamkeit von Carmelite abgewandt, wir sagen einen Augenblick, denn es war nur ein Augenblick, zwischen dem Momente, wo Frau Marande den Thürvorhang fallen ließ, und dem verlaufen, wo sich der Vorhang wieder aufhob, um den zwei Freundinnen Durchgang zu gewähren.

Es war nicht möglich, einen ergreifenderen Contrast zu sehen, als den, welcher zwischen Frau von Marande und Carmelite bestand.

War es aber auch wirklich Carmelite?

Ja, sie war es . . . doch nicht Carmelite, deren Portrait wir aus der Monographie der Rose copirt haben; nicht mehr die Carmelite mit den purpurnen Wangen, mit dem glänzenden Teint, mit der von Reinheit und Unschuld strahlenden Miene; nicht mehr die Carmelite mit der lächelnden Lippe, mit der um den Wohlgeruch jenes Blumenfeldes, das sich unter ihrem Fenster ausbreitete und das Grab der la Vallière balsamisch umduftete, einzuathmen weit geöffneter Nase . . . Nein, die neue Carmelite war eine große junge Frau, deren Haare immer noch mit derselben Ueppigkeit auf ihre Schultern fielen; doch die Schultern waren von Marmor! es war dieselbe Stirne, hoch, entblößt, verständig; doch die Stirne war von Elfenbein! es waren dieselben einst von den rosigen Nuancen der Jugend und der Gesundheit gefärbten Wangen, heute aber entfärbt, verbleicht und seltsam matt geworden!

Die Augen besonders, schon so schön und so groß, schienen um die Hälfte größer geworden zu sein; sie schleuderten immer noch Flammen, doch die Funken waren Blitze geworden, und, bei dem dunkelfarbigen

Kreise, der sie umgab, hätte man geglaubt, diese Blitze kommen aus einer Gewitterwolke hervor.

Sodann ihre Lippen, einst von Purpur; ihre Lippen, welche nach ihrer Ohnmacht so viel Mühe gehabt hatten, um wieder zum Leben zurückzukehren, ihre Lippen hatten ihre ursprüngliche Farbe nicht wieder annehmen können; sie hatten nur, und zwar mit großer Mühe, die bleiche Nuance der rosenfarbenen Koralle erlangt, doch, man muß sagen, gerade hiedurch vervollständigten sie trefflich das seltsame Ganze, das immer aus Carmelite eine Schönheit ersten Rangs machte, aber dieser Schönheit eine fantastische Tinte gab.

Sie war einfach, indessen anbetungswürdig gekleidet.

Durch ihre drei Freundinnen angetrieben, in die Soirée von Lydie zu kommen, und mehr noch unterstützt durch ihren Entschluß, sich schnell unabhängig zu machen, war die Frage der Toilette, in der sie erscheinen würde, lange erörtert worden. Es versteht sich von selbst, daß Carmelite an der Debatte keinen Antheil genommen hatte; sie hatte von Anfang erklärt, sie sei die Witwe von Colombau, um den sie ihr Leben lang trauern werde, und sie werde nur in schwarzem Kleide kommen: Fragola, Lydie und Regina konnten nun dieses Kleid schneiden und ordnen, wie es ihnen beliebte.

Regina beschloß, das Kleid sollte von schwarzen Spitzen auf Leib und Rock von schwarzem Atlaß sein, und sie sollte, statt jeder Verzierung, eine Guirlande von jenen düstern, veilchenblauen Blumen, dem Embleme der Traurigkeit haben, die man Alzei nennt; mit den Blumen sollten Cypressenzweige vermengt sein.

Der von Fragola, der Gelehrtesten von den Dreien bei dieser geschickten Blumenvermählung, bei dieser verständigen Verschmelzung von Nuancen, geflochtene Kranz bestand wie die Guirlande des Kleides, wie der Strauß des Leibes, aus Cypressenzweigen und Alzeiblüthen.

Ein Collier von schwarzen Perlen, ein kostbares Geschenk von Regina, umschloß den Hals.

Als Carmelite, bleich und dennoch geschmückt, aus dem Schlafzimmer von Frau von Marande heraustrat, gaben diejenigen, welche sie erwarteten, aber nicht so zu sehen erwarteten, einen Ausruf von sich, in welchem sich die Bewunderung und der Schrecken vermengten. Man hätte denken sollen, es sei eine antike Erscheinung, die Norma oder die Medea. Ein Schauer durchlief alle Adern.

Der alte General, so sehr er Skeptiker war, begriff, es sei hier etwas Heiliges wie die Ergebenheit, etwas Großes wie das Märtyrerthum. Er stand auf und wartete.

Regina ihrerseits lief auf Carmelite zu, sobald sie erschien.

Das glänzende Gespenst trat zwischen die von Leben und Glück strahlenden zwei Frauen.

Jedermann folgte mit dem Blicke dieser stillen Gruppe mit einer gewissen Neugierde, welche an die Gemüthserregung gränzte.

„Ah! wie bleich bist Du, meine arme Schwester!" sagte Regina.

„Wie schön bist Du, o Carmelite!" sagte Frau von Marande.

„Ich habe Euren dringenden Bitten nachgegeben,

meine Vielgeliebten," sprach die junge Frau; „doch wahrhaftig, Ihr müßtet vielleicht, während es noch Zeit ist, mich zurücktreten heißen."

„Warum dies?"

„Wißt Ihr, daß ich kein Klavier geöffnet habe, seitdem wir, er und ich, mit einander unsern Abschied vom Leben gesungen? Wenn mich die Stimme verließe! wenn ich Alles vergessen hätte!"

„Man vergißt nicht, was man nicht gelernt hat, Carmelite," sagte Regina. „Du sangst wie die Vögel: verlernen die Vögel zu singen?"

„Regina hat Recht," sprach Frau von Marande; „und ich bin Deiner sicher, wie Du selbst Deiner sicher bist. Singe also ohne Befangenheit, meine gute Geliebte! nie, dafür stehe ich Dir, wird ein Künstler, um gehört zu werden, ein mehr sympathetisches Auditorium gehabt haben!"

„Ah! singen Sie, singen Sie, Madame!" sagten alle Stimmen, — außer den Stimmen von Susanne und Loredan, denen des Bruders und der Schwester, welche, der Bruder mit Erstaunen, die Schwester mit Neid, diese düstere, aber glänzende Schönheit anschauten.

Carmelite dankte den Kopf neigend und ging weiter auf das Klavier und zugleich auf den Grafen Herbel zu.

Dieser machte zwei Schritte ihr entgegen und verbeugte sich.

„Herr Graf," sagte Frau von Marande, „ich habe die Ehre, Ihnen meine theuerste Freundin vorzustellen; denn von meinen drei Freundinnen ist diese die unglücklichste."

Der General verbeugte sich zum zweiten Male und sprach mit einer der ritterlichen Zeiten würdigen Höflichkeit:

„Mein Fräulein, ich bedaure, daß mir Frau von Marande nicht eine schwierigere Aufgabe beschieden hat, als die, Ihr Lob zu verkündigen. Glauben Sie mir, daß ich mit ganzer Seele hiefür besorgt sein, und dennoch mich als Ihren Schuldner betrachten werde."

„Oh! singen Sie, singen Sie, Madame!" riefen einige Stimmen mit dem Ausdrucke der Bitte.

„Du siehst, liebe Schwester," sagte Frau von Marande, „Jedermann wartet mit Ungeduld . . . Willst Du anfangen?"

„Auf der Stelle, wenn man es wünscht," antwortete einfach Carmelite.

„Was willst Du singen?" fragte Regina.

„Wählet selbst."

„Du gibst keinen Vorzug?"

„Keinen."

„Ich habe den ganzen Othello hier."

„Also Othello."

„Begleitest Du Dich selbst?" fragte Lydie.

„Wenn ich es nicht anders machen kann," antwortete Carmelite.

„Ich werde Dich begleiten," sagte rasch Regina.

„Und ich, ich werde die Blätter umwenden," fügte Frau von Marande bei. „Zwischen uns Beiden wirst Du keine Angst haben?"

„Ich werde keine Angst haben . . ." erwiederte Carmelite schwermüthig den Kopf schüttelnd.

Carmelite war in der That vollkommen ruhig.

Sie legte ihre kalte Hand auf die Hand von Frau von Marande; ihre Stirne drückte eine unaussprechliche Seelenheiterkeit aus.

Frau von Marande wandte sich nach dem Klavier und nahm aus den aufgehäuften Partituren die von Othello.

Carmelite blieb auf Regina gestützt ungefähr bei zwei Dritteln des Boudoir stehen.

Jedermann hatte sich gesetzt; man hörte aus Aller Brust keinen Hauch mehr hervorkommen.

Frau von Marande legte die Partitur auf das Klavier, während Regina, ebenfalls hinzutretend, sich setzte und rasch das Klavier in einem glänzenden Vorspiele durchlief.

„Willst Du die Romanze von der Weide singen?"

„Gern," erwiederte Carmelite.

Frau von Marande öffnete die Partitur bei der vorletzten Scene des letzten Actes.

Regina wandte sich, die Hände ausgestreckt und ganz bereit, zu beginnen, gegen Carmelite um.

In diesem Augenblicke meldete der Diener:

„Herr und Frau Camille von Rozan."

XVI.

Die Romanze von der Weide.

Ein langer, dumpfer, peinlicher Seufzer, von drei oder vier Punkten des Salon ausgehend, folgte auf diese Meldung; ein tiefes Stillschweigen herrschte nach diesem Ausrufe des Schmerzes. Man hätte

glauben sollen, alle hier gegenwärtige Personen kennen die Geschichte von Carmelite, und der Schrecken habe ihrer Brust diesen schmerzlichen Seufzer entrissen, den sie nicht zurückzuhalten vermocht, als sie diese Meldung gehört, und plötzlich, das Feuer in den Augen, die Freude auf den Lippen, die Sorglosigkeit auf der Stirne, diesen jungen Mann haben erscheinen sehen, den man gewisser Maßen als den Mörder von Colombau betrachten konnte.

Dieser Seufzer war zugleich von Jean Robert, von Petrus, von Regina und von Frau von Marande ausgestoßen worden.

Was Carmelite betrifft, sie hatte nicht nur weder geschrieen, noch geseufzt, sondern sie war sogar athemlos, unbeweglich wie eine Bildsäule geblieben.

Herr von Marande allein, der den von ihm vergessenen Namen gehört und wieder erkannt hatte, ging dem ihm von seinem americanischen Correspondenten empfohlenen Paare entgegen und sagte:

„Sie kommen vortrefflich, Herr von Rozan! Wollen Sie sich setzen und lauschen, so werden Sie, wie Frau von Marande versichert, die schönste Stimme hören, die Sie je gehört haben."

Und Frau von Rozan den Arm bietend, führte er sie zu einem Fauteuil, während Camille in dem Gespenste, das er vor Augen hatte, Carmelite zu erkennen suchte und, sie erkennend, einen schwachen Schrei des Erstaunens von sich gab.

Lydie und Regina waren auf ihre Freundin zugestürzt, denn sie glaubten, sie bedürfe ihrer Hülfe, und erwarteten, sie werde in ihren Armen in Ohnmacht fallen; doch zu ihrer großen Verwunderung

war Carmelite, wie gesagt, mit starrem Auge stehen geblieben; nur war ihr Teint von der Blässe zur Leichenfarbe übergegangen.

Dieses starre, unbewegliche Auge, ohne Ausdruck, ohne scheinbares Leben, schien nichts mehr anzublicken; es war, als schlüge das Herz nicht mehr, so schien der Körper plötzlich versteinert zu sein. Die junge Frau war so erschrecklich anzuschauen, — um so erschrecklicher, als, abgesehen von dieser Leichenfarbe, ihr Marmorgesicht keine Spur von Erregung an sich trug.

„Madame," sagte Herr von Marande, indem er sich seiner Frau näherte, „das sind die zwei Personen, von denen ich mit Ihnen zu sprechen die Ehre gehabt habe."

„Ich bitte Sie inständig, mein Herr, beschäftigen Sie sich mit ihnen," erwiederte Frau von Marande; „ich, ich gehöre ganz Carmelite . . . Sehen Sie, in welchem Zustande sie ist."

Diese Leichenblässe, dieser ausdruckslose Blick, diese bildsäulenartige Unbeweglichkeit fielen Herrn von Marande wirklich auf.

„Oh! mein Gott! mein Fräulein," fragte er mit dem Tone der lebhaftesten Theilnahme, „was ist Ihnen denn begegnet?"

„Nichts, mein Herr," erwiederte Carmelite, den Kopf mit jener Bewegung erhebend, welche ein mächtiges Herz macht, um dem Unglück ins Gesicht zu schauen; — „nichts!"

„Singe nicht . . . singe heute Abend nicht!" flüsterte Regina Carmelite zu.

„Und warum sollte ich nicht singen?"

„Der Kampf übersteigt Deine Kräfte," sagte Lydia.

„Du wirst es sehen!" erwiederte Carmelite.

Und etwas wie der blasse Reflex des Lächelns einer Todten zeichnete sich auf ihren Lippen.

„Du willst es?" fragte Regina, indem sie sich wieder ans Klavier setzte.

„Nicht die Frau wird singen, Regina: die Künstlerin," antwortete Carmelite.

Und sie machte die drei Schritte, die sie noch vom Klavier trennten.

„Mit Gottes Gnade!" sagte Frau von Marande.

Regina präludirte zum zweiten Male.

Carmelite begann:

Assisa al pié d'un salice *)...

Die Stimme war fest, sicher geblieben, und ergriff eine tiefe Gemüthsbewegung vom zweiten Verse an die Zuhörer, so rührte diese Gemüthsbewegung viel mehr vom Schmerze von Desdemona, als vom Leiden von Carmelite her.

Es wäre in der That schwer gewesen, einen Gesang zu wählen, der sich mehr für die Lage von Carmelite geeignet hätte; die Todesangst, von der das Herz von Desdemona ergriffen ist, da sie die erste Strophe der africanischen Sclavin, ihrer Amme, singt, war gewisser Maßen die Formel der Bangigkeiten, die ihr eigenes Herz zusammenschnürten; der Sturm, der über dem Palaste der schönen Venezianerin schwebt, der Wind, der eine Füllung vom

---

*) Am Fuße einer Weide sitzend.

gothischen Fenster ihres Gemaches zerbrochen hat, der Donner, der geräuschvoll in der Ferne rollt, die finstere Nacht, die traurig flackernde Lampe, Alles bis auf die melancholischen Verse von Dante, welche auf seiner Barke vorüberfahrend ein Gondolier singt:

Nessum maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice,
Nella miseria *) . . .

Alles bringt an diesem unseligen Abend die arme Desdemona in Verzweiflung, Alles ist schlimmes Vorzeichen, Alles ist unheilvolle Vorbedeutung!

Der Sang der Statue in Don Juan von Mozart und die Verzweiflung der armen Donna Anna, da sie an den Leichnam ihres Vaters stößt, sind vielleicht die einzigen zwei Situationen, die sich mit dieser schmerzlichen Scene der Ahnungen vergleichen lassen.

Keine Musik, wir wiederholen es, war also mehr geeignet, als die des großen italienischen Meisters, um die Schmerzen von Carmelite auszudrücken.

Dieser Colombau, brav, redlich und stark, um den sie die Trauer im Herzen trug, war er nicht gewisser Maßen der finstere, redliche, in Desdemona verliebte Africaner? Dieser unselige Jago, dieser falsche Freund, der in das Herz von Othello das Gift der Eifersucht streut, war er nicht, — die Verhältnisse wohl beachtet, — der frivole Americaner,

---

*) Es gibt keinen größeren Schmerz, als sich im Elende der glücklichen Zeit zu erinnern.

der eben so viel Böses mit seinem Leichtsinne gethan hatte, als Jago mit seinem Hasse hatte thun können?

Nun wohl, diese Lage war die, in welcher sich Carmelite befand, als sie Camille wiedersah, und diese Romanze, die sie mit so viel Festigkeit und zugleich mit so viel Ausdruck sang, diese Romanze war ein beständiges Märtyrerthum, und jede Note drang kalt und schmerzlich wie die Klinge eines Dolches in ihr Herz ein.

Nach der ersten Strophe klatschte alle Welt Beifall mit dem aufrichtigen Enthusiasmus, welchen jedes neue Talent bei dem Publicum erregt, das nicht interessirt ist, ein falsches Urtheil zu fällen.

Die zweite Strophe:

I ruccelletti limpidi
A caldi suoi sospiri . . .

erfüllte die Zuhörer mit Erstaunen; es war nicht mehr eine Frau, es war nicht mehr eine Sängerin, die aus ihrem Munde diese Cascade von Wehklagen regnen ließ: es war der Schmerz, der sich selbst besang.

Der Refrain besonders:

Laura fra i rami flebile
Ripetiva il suon . . .

wurde mit einer so rührenden Melancholie gesungen, daß das ganze verzweifelte Gedicht von Carmelite in diesem Momente an den Augen von denjenigen, welche sie kannten, vorübergehen mußte, wie es sicherlich vor den ihrigen vorüberzog.

Regina war beinahe so bleich geworden als Carmelite. Lydie weinte.

In der That, nie hatte eine so sympathetische Stimme, — zu jener Zeit, wo so viele große Sängerinnen: die Pasta, die Pizzaroni, die Mainvielle, die Sontag, die Catalani, die Malibran, ihr Auditorium entzückten, — nie hatte ein solcher lebender Timbre das Herz der Dilettanti in dieser schönen italienischen Sprache bewegt, welche selbst eine Musik ist. Doch man erlaube uns, mit ein paar Zeilen für diejenigen, welche die so eben von uns genannten großen Künstlerinnen gekannt haben, zu sagen, worin sich die Stimme unserer Heldin von denen dieser berühmten Sängerinnen unterschied.

Die Stimme von Carmelite hatte von Natur einen außerordentlichen Umfang; sie gab das tiefe G mit derselben Leichtigkeit und mit demselben Wohlklange, mit dem Madame Pasta das A gab, und sie ging bis zum hohen D hinauf. Das Mädchen konnte also, — und das war das Wunder ihrer Stimme, — ebenso gut Altpartien, als Sopranrollen singen.

Es war wirklich keine Sopranstimme reiner, reicher, glänzender, mehr für den Fiorituri, für die Gorgheggi geeignet, wenn es uns erlaubt ist, uns dieses Wortes zu bedienen, das speciell in Neapel angewandt wird, um das Gezwitscher der Kehle zu bezeichnen, von dem jeder Sopran, der debutirt, unserer Ansicht nach übermäßig Mißbrauch macht.

Was die Altstimme betrifft, — sie war einzig.

Jedermann kennt die wunderbaren, so zu sagen magnetischen Wirkungen der Altstimme; sie malt die Liebe mit mehr Kraft, die Traurigkeit mit mehr Aus-

druck, den Schmerz mit mehr Energie als die Sopranstimme. Die Soprane singen wie die Vögel: sie gefallen, entzücken, bezaubern; die Altstimmen bewegen, beunruhigen, setzen in Leidenschaft. Die Sopranstimme ist eine reine Frauenstimme: sie hat die Zartheiten und die Süßigkeiten davon; die Altstimme ist eine wahre Männerstimme; sie hat ihren Ernst, ihre Härte, ihre Herbheit, und dennoch ist es eine ganz besondere Stimme, die an dem Einen und dem Andern Theil hat; eine hermaphrodite Stimme. Diese Stimmen bemächtigen sich auch der Seele der Zuschauer mit der Schnelligkeit und der Kraft der Elektricität und des Magnetismus. Die Altstimme ist gewisser Maßen das Echo der Gefühle des Zuhörers: sänge derjenige, welcher zuhört, so möchte er sicherlich gern so singen.

Das war also die auf das Auditorium durch die Stimme von Carmelite hervorgebrachte Wirkung. Begabt mit einem ungewöhnlichen, obgleich rein instinktartigen Geschicklichkeit, denn sie kannte nur wenig das Verfahren der großen Sänger in der Mode, vereinigte Carmelite, mit einem erstaunlichen Glücke, die Kopfstimme mit der Bruststimme; die Verbindung dieser zwei Stimmen war augenscheinlich, und ein alter Meister wäre sehr in Verlegenheit gekommen, hätte er sagen sollen, wie viel Studien nothwendig gewesen seien, um die wunderbaren Effecte zweier so entgegengesetzten Stimmen zu combiniren.

Carmelite, als große Tonkünstlerin, was sie war, hatte unter dem Auge von Colombau so emsig und so fest die Grundprincipien der Musik studirt, daß sie fortan nichts nöthig hatte, als sich gehen zu lassen,

um zu verführen und zu elektrisiren; und war ihre Stimme schön, so war ihr Geschmack vollkommen. Von den ersten Lectionen an an die Maßhaltung der deutschen Musik gewöhnt, machte sie einen sehr mäßigen Gebrauch von den italienischen Fiorituri und bediente sich derselben nur, um den Ausdruck eines Stückes zu vermehren, oder um einen Satz mit einem andern zu verbinden, nie aber als Annehmlichkeit, nie als Kunststück.

Wir endigen die Analyse des Talentes von Carmelite damit, daß wir sagen, im Gegensatze zu den größten Sängerinnen der Zeit und sogar aller Zeiten habe dieselbe Note bei zwei verschiedenen Situationen der Seele bei ihr gleichsam nie denselben Ton gehabt.

Wundert sich nun Einer und beschuldigt uns der Uebertreibung, behauptend, keine Sängerin, und wenn sie zu Meistern Porpora, Mozart, Pergolese oder selbst Rossini gehabt, habe die Vollkommenheiten dieser doppelten Stimme erreicht, so antworten wir, Carmelite habe einen Meister gehabt, der viel ernster gewesen, als die so eben von uns genannten, einen Meister, den man das Unglück nenne!

Am Ende der dritten Strophe war es auch ein einstimmiges Hurrah, eine unaussprechliche Raserei.

Die letzten Noten waren noch nicht erloschen, klagend und seufzend wie der Schrei des Schmerzes selbst, als ein Beifallsdonner die vergoldete Kuppel dieses weltlichen Salons erschütterte. Jeder stand auf, als wollte er der Erste sein, um der Künstlerin Glück zu wünschen, ihr sein Compliment zu machen; es war ein wahres Fest, eine allgemeine Hinreißung, Alles, was die Furia francese, das Decorum ver-

gessend, gestatten kann. Man stürzte nach dem Klavier, um dieses Mädchen anzuschauen, das schön wie die Schönheit, mächtig wie die Stärke, finster wie die Verzweiflung. Die alten Frauen, die sie um ihre Jugend beneideten, die jungen Frauen, die sie um ihre Schönheit beneideten, alle diejenigen, welche sie um ihr unvergleichliches Talent beneideten, alle diejenigen, welche sich sagten, es wäre beinahe ein Ruhm, von einer solchen Frau geliebt zu sein, näherten sich ihr, nahmen ihre Hand und drückten sie mit Liebe.

Und darum ist die Kunst wahrhaft schön, wahrhaft groß: in einem Augenblicke macht sie einen alten Freund aus einem Bekannten.

Tausend Einladungen fielen, wie die zukünftigen Blumen ihres Rufes, und streuten sich in einem Augenblicke um Carmelite her.

Der alte General, der sich, wie gesagt, darauf verstand, der alte General, der nicht leicht zu bewegen war, fühlte seine Thränen fließen; das war der Sturmregen, der sein Herz, während er das Mädchen singen hörte, angeschwellt hatte.

Jean Robert und Petrus näherten sich einander instinctartig, und in ihrem stummen Händedruck erzählten sie sich stillschweigend ihre schmerzliche Gemüthsbewegung, ihr melancholisches Entzücken; hätte ihnen Carmelite ein Rachezeichen gemacht, sie wären auf diesen sorglosen Camille losgestürzt, der, nicht wissend, was vorgefallen, Alles dies, ein Lächeln auf den Lippen, das Lorgnon im Auge und von seinem Platze aus: Bravo! bravo! bravo! rufend,

wie er es auf einem Sperrsitze der italienischen Oper würde gethan haben, angehört hatte.

Regina und Lydie, welche begriffen hatten, was Alles an Schmerz und Ausdruck die Gegenwart des Creolen der Stimme von Carmelite beifügte, — Regina und Lydie, welche während der ganzen Zeit, die der Gesang gedauert, bei jeder Note gezittert hatten, das Herz der Sängerin werde brechen, waren Beide wie niedergeschmettert. Regina wagte es nicht, sich umzudrehen, Lydie wagte es nicht, den Kopf zu erheben.

Plötzlich, auf einen von denjenigen, welche Carmelite umgaben, ausgestoßenen Schreckensschrei, traten die zwei jungen Frauen aus ihrer Erstarrung hervor und wandten sich gleichzeitig gegen ihre Freundin um.

Carmelite hatte nach ihrer letzten geweinten Note den Kopf zurückgeworfen, und, bleich, steif, unbeweglich, wäre sie unfehlbar auf den Boden gefallen, hätten sie nicht zwei Arme unterstützt, und hätte nicht eine befreundete Stimme zu ihr gesagt:

„Muth, Carmelite! und seien Sie stolz: von diesem Abend an haben Sie Niemand mehr nöthig!"

Ehe sie die Augen schloß, hatte Carmelite Zeit, Ludovic, diesen grausamen Freund, der sie ins Leben zurückgerufen, zu erkennen.

Sie stieß einen letzten Seufzer aus, schüttelte traurig den Kopf und fiel in Ohnmacht.

Nun erst sah man aus ihren geschlossenen Augen zwei Thränen hervorquellen, welche über ihre eiskalten Wangen rollten.

Die zwei Frauen nahmen sie aus den Händen von Ludovic; dieser war herbeigekommen, während Carmelite sang, und, geräuschlos, ohne gemeldet zu werden, eintretend, war er in der Nähe gewesen, um sie in seinen Armen zu empfangen.

„Es ist nichts," sagte er zu den zwei Freundinnen; „solche Krisen sind mehr wohlthätig als nachtheilig. . . . Sie athme von diesem Flacon ein, und in fünf Minuten wird sie wieder zu sich gekommen sein."

Vom General unterstützt, trugen Regina und Lydie Carmelite ins Schlafzimmer: nur blieb der General bei der Thüre zurück.

Sobald Carmelite verschwunden und das Auditorium durch ein paar Worte von Ludovic beruhigt war, brach der, in seinem Laufe gehemmte, Enthusiasmus aufs Neue aus.

Es war nur ein einstimmiger Schrei der Bewunderung.

XVII.

Wo die Petarden von Camille nachbrennen.

Als man seinem Entzücken über das Talent der zukünftigen Debutantin jeden Ausdruck gegeben, als man zu ihren Gunsten alle Formeln des Lobes erschöpft hatte, ließ sich jeder von den glücklichen Zuhörern, indem er sie in seinem Kreise gehörig zu rühmen versprach, allmälig vom Boudoir nach dem Salon hinziehen, wo die ersten Accorde des Orche-

sters ertönten, und ging von der Musik zum Tanze über.

Die einzige des Erwähnens würdige Episode bei der Bewegung, welche bei dieser Gelegenheit stattfand, und die wir anführen werden, weil sie sich auf eine ganz natürliche Art mit unserem Drama verbindet, ist der Mißgriff, den Camille von Rozan dadurch machte, daß er unbesonnener Weise Leute anredete, welche die Geschichte von Carmelite ganz genau kannten.

Frau von Rozan, seine Gattin, eine hübsche fünfzehnjährige Creolin, war vorläufig von einer Witwe von amerikanischer Abkunft, die sich für ihre Verwandte erklärte, in Beschlag genommen worden. Camille, als er seine Frau in Familie sah, benützte diesen Umstand, um wieder Junggeselle zu werden.

Er erblickte Ludovic, seinen alten Kameraden, fast seinen Freund; und sobald die Ruhe in Folge des Abgangs von Carmelite, deren Ohnmacht er der einfachen Aufregung zuschrieb, wiederhergestellt war, stürzte er auf den jungen Doctor zu, mit der Lebhaftigkeit eines so eben angekommenen Fremden, der einen alten Bekannten wiederfindet, reichte ihm die Hand und rief:

„Beim Hippokrates! es ist Herr Ludovic! . . Guten Morgen, Herr Ludovic! wie befindet sich Herr Ludovic?"

„Schlecht," antwortete kalt der junge Arzt.

„Schlecht?" wiederholte der Creole. „Ei! Sie haben den Monat April auf dem Backen!"

„Gleichviel, mein Herr, wenn ich den December im Herzen habe!"

„Sie haben Kummer?"

„Mehr als Kummer: Schmerz!"

„Einen Schmerz?"

„Einen tiefen!"

„Mein Gott! mein armer Ludovic, sollten Sie einen Verwandten verloren haben?"

„Ich habe Jemand verloren, der mir theurer war, als ein Verwandter!"

„Was gibt es Theureres, als einen Verwandten?"

„Ein Freund . . . weil dies seltener ist."

„Kannte ich ihn?"

„Genau."

„Einer unserer Kameraden aus dem Collége?"

„Ja."

„Ah! der arme Junge!" sagte Camille mit der höchsten Gleichgültigkeit. „Und wie hieß er?"

„Colombau," antwortete trocken Ludovic, indem er Camille grüßte und ihm den Rücken zuwandte.

Der Creole hätte beinahe Ludovic an der Gurgel gepackt; doch wir sagten anderswo, er habe Geist besessen: er sah ein, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte, pirouettirte auf den Absätzen und verschob seinen Zorn auf eine bessere Gelegenheit.

In der That, war Colombau todt, so hatte Ludovic das Recht, sich zu wundern, daß Camille ein solches Ereigniß nicht mehr betrübte.

Doch wie konnte er über dieses Ereigniß betrübt sein? Er wußte es nicht.

Armer Colombau, so jung, so schön, so stark, woran hatte er sterben können?

Camille suchte mit den Augen Ludovic, um ihm zu sagen, er wisse von Allem nichts, und von ihm

die Einzelheiten über den Tod ihres gemeinschaftlichen Freundes zu verlangen; doch er war verschwunden.

Während er Ludovic suchte, fielen die Blicke von Camille auf einen jungen Mann, dessen sympathetisches Gesicht er zu erkennen glaubte; nur war es ihm unmöglich, einen Namen auf dieses Gesicht zu setzen. Er hatte ihn gesehen, dessen war er sicher; er hatte ihn gekannt, er glaubte dessen sicher zu sein. War es in der Rechtsschule, — was wahrscheinlich, — so könnte ihm dieser junge Mann die gewünschte Auskunft geben.

Er ging auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich komme heute Morgen von Louisiana an, was ungefähr halb Weges von den Antipoden ist; ich habe natürlich zweitausend Meilen zur See gemacht, und in Folge hievon bleibt in meinem Gehirne eine Art von intellectuellem Stampfen und Schlingern, was mir zugleich die Unterscheidungskraft und das Gedächtniß raubt. Verzeihen Sie mir also die Frage, welche ich an Sie zu richten die Ehre haben werde."

„Ich höre, mein Herr," antwortete ziemlich artig, aber dennoch mit einer gewissen Trockenheit derjenige, welchen er angeredet hatte.

„Mein Herr, ich glaube Sie unter verschiedenen Umständen bei meiner letzten Reise nach Paris gesehen zu haben, und als ich Sie so eben erblickte, fiel mir Ihr Gesicht als das eines alten Bekannten auf . . . Haben Sie mehr Gedächtniß als ich, und habe ich die Ehre, Ihnen bekannt zu sein?"

„Sie haben Recht, ich kenne Sie vollkommen, Herr von Rozan," antwortete der junge Mann.

„Ah! Sie kennen meinen Namen?“ rief Camille freudig.

„Wie Sie sehen.“

„Und werden Sie mir das Vergnügen machen, mir den Ihrigen zu sagen?“

„Ich heiße Jean Robert.“

„Ah! so ist es, Jean Robert . . . Bei Gott! ich wußte wohl, daß ich Sie kannte, einen unserer berühmtesten Diener, und einen der besten Freunde meines Kameraden Ludovic, wenn ich mich nicht täusche . . .“

„Der selbst einer der besten Freunde von Colombau war,“ erwiederte Jean Robert, indem er den Creolen trocken grüßte und sich umwandte.

Camille hielt ihn aber zurück.

„Mein Herr, ich bitte!“ sagte er: „Sie sind die zweite Person, die mir vom Tode von Colombau spricht . . . Könnten Sie mir wohl einzelne Umstände über diesen Tod mittheilen?“

„Welche?“

„Ich wünschte zu wissen, an welcher Krankheit Colombau gestorben ist.“

„Er ist nicht an einer Krankheit gestorben.“

„Sollte er im Duell getödtet worden sein?“

„Nein, mein Herr, er ist nicht im Duell getödtet worden.“

„Aber wie ist er denn gestorben?“

„Er hat sich mit Kohlendampf erstickt.“

Und diesmal grüßte Jean Robert Camille so kalt, daß dieser, — übrigens ganz von Erstaunen ergriffen, — nicht daran dachte, ihn ferner zurückzuhalten.

„Todt!" murmelte Camille, „gestorben durch Erstickung! Wer hätte das von Colombau denken können? er, der so fromm! Ah! Colombau!"

Und Camille erhob die Hände zum Himmel als ein Mensch, der, um die Sache, die man ihm gesagt, zu glauben, nöthig hätte, daß man sie ihm zweimal wiederholen würde.

Indem er die Hände erhob, erhob Camille auch die Augen, und die Augen erhebend erblickte er einen jungen Mann, der in die tiefsten Reflexionen versunken zu sein schien.

Er erkannte in ihm einen Künstler, den man ihm während der Unruhe, die auf die Ohnmacht von Carmelite gefolgt war, gezeigt, und von dem man ihm gesagt hatte, es sei einer der ausgezeichnetsten Maler. Das Gesicht des jungen Mannes drückte die lebhafteste Bewunderung aus.

Es war Petrus, den die erhabene Anstrengung von Carmelite zugleich mit Traurigkeit und mit Stolz erfüllte ... Die Künstler hatten also ein anderes Herz als die übrigen Menschen? Die Künstler hatten also eine andere Seele? Die Künstler waren also vielleicht privilegirte Wesen für den Schmerz? Da sie so königlich den Schmerz besiegten, so waren sie besondere Wesen.

Camille täuschte sich im Gesichtsausdrucke von Petrus: er hielt ihn einfach für einen Dilettanten in Entzückung, und auf ihn zugehend, um ihm ein äußerst angenehmes Compliment zu machen, sagte er:

„Mein Herr, wäre ich Maler, ich würde keine andere Physiognomie als die Ihrige wählen, um das

Entzücken eines großen Herzens bei Anhörung der göttlichen Musik des großen Meisters auszudrücken."

Petrus schaute Camille mit einer verächtlichen Kälte an und verbeugte sich, ohne zu antworten.

Camille fuhr fort:

„Ich weiß nicht genau, wie weit die Begeisterung der Franzosen für die Musik des göttlichen Rossini geht; doch in unsern Colonien macht sie Furore: das ist Leidenschaft, Wuth, Fanatismus! Ich hatte einen Freund, einen Liebhaber der deutschen Musik, der im Duell getödtet wurde, weil er behauptet hatte, Mozart stehe höher als Rossini, und er ziehe Figaros Hochzeit dem Barbier von Sevilla vor. Ich, was mich betrifft, ich gestehe, daß ich ein Anhänger von Rossini bin, und daß ich ihn hundert Fuß über Mozart stelle . . . Das ist meine Meinung, und ich würde sie im Nothfalle bis zum Tode behaupten."

„Ich glaube, das war nicht die Meinung Ihres Freundes Colombau, mein Herr," erwiederte Petrus, indem er kalt den Creolen grüßte.

„Ah! bei Gott! da sich hier alle Welt das Wort gegeben hat, mit mir von Colombau zu sprechen, und da Sie es machen wie alle Welt, so werden Sie mir sagen, ob er sich wegen des Sieges von Rossini über Mozart mit Kohlendampf erstickt hat."

„Nein, mein Herr," antwortete Petrus mit äußerster Höflichkeit: „er hat sich erstickt, weil er Carmelite liebte, und eher sterben, als seinen Freund verrathen wollte."

Camille stieß einen Schrei aus und drückte seine beiden Hände an seine Stirne, als ob eine Blendung vor seinen Augen vorüberzöge.

Während dieser Zeit ging Petrus, wie es nach und nach Jean Robert und Ludovic gethan hatten, vom Boudoir in den Salon.

In dem Momente, wo Camille, nachdem er sich ein wenig von dem Schlage, den er erlitten, erholt hatte, seine Hände von seinem Gesichte zurückzog und die Augen wieder öffnete, sah er vor sich, — was ihm seit seinem Eintritte in die Salons von Frau von Marande noch nicht begegnet war, — einen jungen Mann von schöner und hoffärtiger Tournure, der sich bereit hielt, ihn anzureden, wenn er selbst bereit wäre, diesem Anreden zu entsprechen.

„Mein Herr," sagte der junge Mann zu ihm, „ich höre, daß Sie diesen Morgen von den Colonien ankommen, und daß Sie zum ersten Male heute Abend Herrn und Frau von Marande vorgestellt worden sind. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mich als Pathe in den Salons unseres gemeinschaftlichen Banquiers und als Führer durch die Lustbarkeit der Hauptstadt anzunehmen?"

Dieser zuvorkommende Cicerone war der Graf Lorédan von Valgeneuse; er hatte schon bei ihrem Eintritte die hübsche Creolin bemerkt, welche von Camille von Rozan in Frankreich importirt worden war, und er suchte sich gut mit dem Manne zu stellen, um eintretenden Falles noch besser mit der Frau zu stehen.

Camille athmete, als er einen Mann traf, der zehn Worte mit ihm sprach, ohne daß der Name Colombau mit diesen zehn Worten vermischt wurde.

Es versteht sich von selbst, daß er mit allem

Eifer das Anerbieten von Herrn von Valgeneuse annahm.

Die zwei jungen Leute eilten in die Tanzsalons; man hatte zu einem Walzer präludirt. Sie traten gerade in dem Augenblicke ein, wo der Walzer anfing.

Die erste Person, der sie in den Salon eintretend begegneten, — man hätte glauben sollen, ihr Bruder habe ihr hier Rendez-vous gegeben, so sehr schien sie zu warten! — war Fräulein Susanne von Valgeneuse.

„Mein Herr," sagte Lorédan, „erlauben Sie mir, Ihnen meine Schwester, Fräulein Susanne von Valgeneuse, vorzustellen."

Alsdann, ohne die Antwort von Camille abzuwarten, die man übrigens in seinen Augen lesen konnte, fügte der Graf bei:

„Meine liebe Susanne, ich stelle Ihnen einen neuen Freund, Herrn Camille von Rozan, einen amerikanischen Edelmann, vor."

„Oh!" erwiederte Susanne, „Ihr neuer Freund, mein lieber Lorédan, ist für mich ein alter Bekannter."

„Gut! und wie dies?"

„Was!" rief Camille mit einer stolzen Freude, „sollte ich die Ehre haben, Ihnen bekannt zu sein, mein Fräulein?"

„Oh! genau, mein Herr," antwortete Susanne. „In Versailles, in der Pension, wo ich vor nicht langer Zeit noch war, stand ich in enger Verbindung mit zwei von Ihren Landsmänninnen."

In diesem Augenblicke traten Regina und Frau

von Marande, nachdem sie der Sorge einer Kammerfrau Carmelite, welche aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich gekommen war, anvertraut hatten, in den Ballsaal ein.

Lorédan machte seiner Schwester ein unmerkliches Zeichen, worauf ihm Susanne mit einem unmerklichen Lächeln antwortete.

Und während zum dritten Male an diesem Abend Lorédan mit Frau von Marande die immer unterbrochene Conversation wieder anzuknüpfen suchte, stürzten sich Camille und Fräulein von Valgeneuse, um weitere Bekanntschaft zu machen, in den schwindelerregenden Wirbel des Walzers und verloren sich unter einem Ocean von Gaze, Atlaß und Blumen.

XIX.

Wie das Liebesgesetz gestorben war.

Machen wir ein paar Schritte rückwärts; denn wir bemerken, daß wir, weil es uns drängte, in den Salon von Frau von Marande einzutreten, cavalièrement über Ereignisse und Tage weggestiegen sind, welche ihren Platz in dieser Erzählung haben müssen, wie sie ihn schon in der Geschichte haben.

Man erinnert sich des Scandals, der sich bei der Beerdigung des Herzogs de la Rochefoucauld zugetragen hatte.

Da Einige von den Personen, welche den ersten Rang in unserer Geschichte einnehmen, eine Rolle dabei spielten, so haben wir es versucht, in allen

ihren Einzelheiten diese entsetzliche Scene zu erzählen, bei der die Polizei zu dem Resultate gelangt war, das sie sich vorgesetzt hatte: Herrn Sarranti verhaften und erforschen, welchen Grad von Widerstand die Bevölkerung der unglaublichsten Beschimpfung, die man dem Leichname eines Mannes, welchen sie mit ihrer Ehrfurcht und ihrer Liebe umgab, entgegenzusetzen fähig wäre.

Die Macht war dem Gesetze geblieben! wie man in der Regierungssprache sagt.

„Noch ein solcher Sieg," sprach Pyrrhus, der kein constitutioneller König, aber ein verständiger Tyrann war, „und ich bin verloren!" Das hätte sich Karl X. nach dem traurigen Siege, den er auf den Stufen der Himmelfahrts-Kirche davon getragen, sagen müssen.

In der That, sie war tief gewesen, die nicht nur bei der Menge, — von der der König wenigstens momentan zu weit entfernt war, um das Schauern durch die verschiedenen socialen Schichten zu fühlen, welche ihn von ihr trennten, — sondern auch auf die Pairskammer, von der er nur durch den auf den Stufen des Thrones ausgebreiteten Teppich getrennt war, hervorgebrachte Aufregung.

Die Pairs hatten sich, wie gesagt, vom Ersten bis zum Letzten beleidigt gefühlt durch die den Ueberresten des Herzogs de la Rochefoucauld angethane Beschimpfung. Die Unabhängigsten hatten ganz laut ihre Entrüstung kundgegeben; die Ergebensten hatten sie in die Tiefe ihres Herzens verschlossen; hier aber brudelte sie beim Hauche des furchtbaren Rathgebers, den man den Stolz nennt. Alle warteten

auf eine Gelegenheit, entweder dem Ministerium oder sogar dem Königthum diesen unflätigen Fußtritt, den die hohe Kammer von der Polizei erhalten hatte, zurückzugeben.

Der Liebesgesetzes-Entwurf sollte diese Gelegenheit bieten.

Er war der Prüfung der Herren von Broglie, Portalis, Portal und le Bastard unterworfen worden.

Wir haben die Namen der anderen Mitglieder der Commission vergessen: — es sei dies gesagt ohne die Absicht, die Ehrenwerthen auf irgend eine Art zu verletzen.

Die Prüfungs-Commission schien schon bei ihren Sitzungen weit davon entfernt, eine Sympathie für den Entwurf zu hegen.

Die Minister selbst fingen an mit demselben Schrecken, der Reisende ergreift, welche, ein unbekanntes Land durchwandernd, sich plötzlich am Rande eines Absturzes finden, die Minister selbst fingen an zu bemerken, daß unter der politischen Frage, welche die Hauptfrage zu sein schien, eine individuelle viel ernstere Frage verborgen war.

Das Gesetz gegen die Preßfreiheit wäre in der That vielleicht durchgegangen, hätte es sich nur an den Rechten der Intelligenz vergriffen. Was lag an den Rechten der Intelligenz dem Bürgerthum, der höchsten Macht jener Zeit? Doch das Gesetz gegen die Preßfreiheit vergriff sich an den materiellen Interessen, was eine viel gewichtigere Lebensfrage für alle Subscribenten auf Voltaire-Touquet war, welche das Dictionnaire philosophique lasen und

dabei eine Prise aus einer Tabaksdose à la Charte nahmen.

Was ihnen allmälig die Augen öffnete, diesen armen Blinden mit hunderttausend Franken Gehalt, war der Umstand, daß alle die Preßfreiheit und die Interessen der Industrie verletzenden Dispositionen einstimmig von der Commission der Pairskammer verworfen wurden.

Da fingen sie an eine absolute Verwerfung zu fürchten.

Was ihnen am wenigsten Unangenehmes begegnen konnte, war, daß der Entwurf vor der Kammer mit solchen Amendements erschien, daß es diesen Amendements gelang, die Wirkung davon zu zerstören.

Man mußte zwischen einem Rückzuge und einer Niederlage wählen. Es fand eine Berathung statt; Jeder theilte Allen seine Befürchtungen mit, und man kam überein, die Discussion sollte auf die nächste Sitzung verschoben werden.

Herr von Villèle übernahm es, durch eine von jenen Combinationen, mit denen er vertraut war, mittlerweile dem Ministerium in der hohen Kammer eine Majorität so botmäßig und so regelmäßig disciplinirt zu geben, als die war, auf welche er in der Kammer der Abgeordneten zählen konnte.

Am 12. April, — einem der Tage, über die wir so cavalièrement hinweggestiegen sind, — war der Jahrestag der ersten Rückkehr von Karl X. nach Paris am 12. April 1814. An diesem Tage gab die Nationalgarde den Militärdienst der Posten in den Tuilerien und ersetzte so die anderen Truppen des Palastes.

Das war eine Gunst, mit der der König die Ergebenheit der Nationalgarde belohnte, welche mehrere Wochen lang seine einzige Garde gebildet hatte; es war endlich ein Zeichen von Vertrauen, das er der Bevölkerung von Paris gab.

Doch dieser Tag, was man unmöglich hatte verhindern können, fiel im laufenden Jahre auf den grünen Donnerstag.

Am grünen Donnerstag konnte aber der König, der sich ganz seinen Andachten widmete, seinen Geist keiner politischen Beschäftigung hingeben: man verschob also den Dienst der Garde vom 12. auf den 16., vom grünen Donnerstag auf den Ostermontag.

Dem zu Folge stieg, am 16. Morgens, in dem Augenblicke, wo die Wache bezogen wurde, als es eben neun Uhr im Pavillon de l'Horloge schlug, König Karl X. die Freitreppe der Tuilerien in der Uniform eines Generals der Nationalgarde herab. Er erschien in Begleitung des Herrn Dauphin und war umgeben von einem zahlreichen Generalstabe.

Er kam auf den Carrouselplatz, wo sich von allen Legionen der Nationalgarde, die Cavalerie-Legion inbegriffen, gelieferte Detachements versammelt fanden.

Als er vor die Schlachtordnung der Nationalgarde gelangte, grüßte er nach seiner Gewohnheit mit herzlichem Ergusse.

Obschon bei seinen täglichen Spazierfahrten Karl X., allmälig depopularisirt, — nicht durch seine persönlichen Fehler, sondern durch die Irrthümer seiner Regierung, welche eine antinationale Politik angenommen hatte, — obschon bei seinen täglichen Spazierfahrten, sagen wir, Karl X. seit einem Jahre an

einen ziemlich kalten Empfang gewöhnt worden war, rief er doch noch von Zeit zu Zeit durch das Lächeln und die Grüße, die er der Menge zusandte, sympathetische Acclamationen hervor.

An diesem Tage aber war der Empfang eiskalt. Kein Feuer, keine Begeisterung; einige spärliche Rufe: „Es lebe der König!“ schüchtern vorgebracht, kaum gehört, und wie unter Weges aufgehalten.

Er musterte die Nationalgarde und verließ den Carrouselplatz, das Herz angeschwollen von einer bittern Traurigkeit, wegen dieses Empfangs der Menge nicht sein Regierungssystem, sondern die Verleumdungen der Journale, die dumpfen Umtriebe der liberalen Partei anklagend.

Mehrere Male hatte er sich während der Revue gegen seinen Sohn umgewendet, als wollte er ihn befragen; doch der Herr Dauphin erfreute sich des seltsamen Vorzugs, zerstreut zu sein, ohne daß sein Geist anderswo war. Der Herr Dauphin folgte maschinenmäßig seinem Vater, und in den Palast zurückkehrend hatte der Herr Dauphin wohl das Bewußtsein, einen kleinen Spazierritt gemacht zu haben, er vermuthete wohl, er habe einer Revue beigewohnt, doch es wäre ihm unmöglich gewesen, zu sagen, welche Art von Truppe vor ihm defilirt hatte.

Also nicht an den Dauphin wandte sich der alte König, der sich vereinzelt in seiner Größe, schwach in seinem göttlichen Rechte fühlte, sondern an einen Mann von sechzig Jahren, der das doppelte Band vom St. Ludwigs-Orden und vom Heiligen-Geist-Orden trug.

Dieser Mann war einer von den alten Glorien

Frankreichs; es war der Soldat vom Regiment Médoc, es war der Bataillonschef der Freiwilligen von der Maas, es war der Oberst des Regiments Picardie, es war der Eroberer von Trier, der Held der Brücke von Mannheim, der Commandant der vereinigten Grenadiere der großen Armee, der Sieger von Ostrolenka, der Mann von Wagram, von der Beresina, von Bautzen, der Generalmajor der königlichen Garde, der Obercommandant der Pariser Garde; es war der Verstümmelte von allen Schlachten, denen er beiwohnte; es war derjenige, dessen Körper siebenundzwanzig Wunden zählte, fünf mehr als der von Cäsar, und der seine siebenundzwanzig Wunden überlebt hatte; — es war der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio.

Karl X. nahm den alten Soldaten unter dem Arme, zog ihn aus dem Kreise der Höflinge, die auf seine Rückkehr warteten, und sagte zu ihm:

„Hören Sie, Marschall, sprechen Sie offenherzig."

Der Marschall schaute den König mit Erstaunen an; die Stille und die Kälte der Nationalgarde waren ihm nicht entgangen.

„Offenherzig, Sire?" fragte er.

„Ja, ich wünsche die Wahrheit zu wissen."

Der Marschall lächelte.

„Es setzt Sie in Erstaunen, daß ein König die Wahrheit zu wissen wünscht . . . Man täuscht uns also sehr, mein lieber Marschall?"

„Ei! Sire, Jeder thut hiebei sein Bestes."

„Und Sie?"

„Ich, ich lüge nie, Sire!"

„Sie sagen also die Wahrheit?“

„Ich erwarte, daß man sie von mir verlangt.“

„Und dann . . .?“

„Sire, Eure Majestät befrage mich, und sie wird sehen.“

„Nun wohl, Marschall, was sagen Sie von der Revue?“

„Kalt!“

„Man hat kaum: „„Es lebe der König!““ gerufen. Haben Sie das bemerkt, Marschall?“

„Ich habe es bemerkt.“

„Ich habe mich also des Vertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig gemacht?“

Der alte Soldat schwieg.

„Hören Sie mich nicht, Marschall?“ fragte Karl X.

„Doch, Sire, ich höre Sie.“

„Nun wohl, ich frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Ansicht, verstehen Sie wohl, Marschall? ich frage Sie, ob ich mich, nach Ihrer Ansicht, des Vertrauens und der Liebe meines Volkes verlustig gemacht habe.“

„Sire!“

„Sie haben mir die Wahrheit versprochen, Marschall.“

„Sire, nicht Sie, sondern Ihre Minister. Unglücklicher Weise begreift das Volk die Subtilitäten Ihrer constitutionellen Regierung nicht: König und Minister, es vermengt Alles.“

„Aber was habe ich denn gethan?“ rief der König.

„Sie haben nicht gethan, Sire, Sie haben thun lassen.“

„Marschall, ich schwöre Ihnen, daß ich voll guter Absichten bin."

„Sire, es gibt ein Sprüchwort, das behauptet, die Hölle sei damit gepflastert."

„Marschall, sagen Sie mir Alles, was Sie hievon denken."

„Sire, ich wäre der Güte des Königs unwürdig, wenn . . . ich . . . nicht dem Befehle, den er mir gibt, gehorchen würde."

„Nun?"

„Nun wohl, Sire, ich denke, Sie sind ein guter und redlicher Fürst; Eure Majestät ist aber umgeben und hintergangen von blinden oder unwissenden Räthen, welche nicht sehen oder schlecht sehen."

„Fahren Sie fort, fahren Sie fort!"

„Die öffentliche Stimme sagt Ihnen durch mich, Sire, Ihr Herz sei ächt französisch, und in Ihrem Herzen und nicht anderswo müsse man lesen."

„Man ist also unzufrieden?"

Der Marschall verbeugte sich.

„Und worüber diese Unzufriedenheit?"

„Sire; das Preßgesetz verwundet tief und tödtlich Ihre Bevölkerung."

„Sie glauben, diesem habe ich die heutige Kälte zu verdanken?"

„Sire, ich bin dessen sicher."

„Einen Rath also, Marschall."

„In welcher Hinsicht?"

„Hinsichtlich dessen, was ich zu thun habe."

„Sire, ich habe dem König keinen Rath zu geben."

„Doch, wenn ich einen verlange."

„Sire, Ihre hohe Weisheit . . ."

„Was würden Sie an meiner Stelle thun, Marschall?"

„Ich spreche auf Befehl des Königs?"

„Besser als dies, Herzog," erwiederte Karl X. mit einer Majestät, an der es ihm bei gewissen Gelegenheiten nicht gebrach: „auf meine Bitte."

„Nun wohl, Sire, lassen Sie das Gesetz zurückziehen, berufen Sie für eine andere Revue die ganze Nationalgarde, und Sie werden durch ihre einstimmigen Acclamationen sehen, was die wahre Ursache ihres heutigen Stillschweigens war."

„Marschall, das Gesetz soll morgen zurückgezogen werden. Bestimmen Sie selbst den Tag der Revue."

„Sire, will Eure Majestät, daß es der letzte Sonntag des Monats sei, das heißt der 29. April?"

„Geben Sie selbst die Befehle; Sie sind General-Commandant der Nationalgarde."

An demselben Abend war der Conseil in den Tuilerien versammelt, und unerachtet des hartnäckigen Widerstandes Einiger forderte der König die unmittelbare Zurücknahme des Liebesgesetzes.

Trotz der Glückseligkeiten, die sie sich von der Anwendung dieses Gesetzes versprochen hatten, waren die Minister genöthigt, sich der souverainen Gewalt zu unterwerfen. Die Zurücknahme des Gesetzes war übrigens nur ein Act der Klugheit, eine Vorsichtsmaßregel, die ihnen die sichere und entscheidende Niederlage vor der Pairskammer ersparte.

Am andern Tage nach dieser ersten Revue, das heißt nach dieser ersten Manifestation der Nationalgarde, deren Wirkungen der König so richtig geschätzt, deren Ursache der Marschall Oudinot so wohl beur-

theilt hatte, verlangte Herr von Peyronnet das Wort am Anfange der Sitzung der Pairskammer, und verlas von der Tribune die Ordonnanz, welche den Gesetzesentwurf zurücknahm. Es war ein ungeheurer Freudenschrei an den vier Ecken Frankreichs und von allen Journalen ohne Unterschied, royalistischen oder liberalen, ausgestoßen.

Am Abend war Paris erleuchtet.

Lange Colonnen von Buchdruckergehülfen zogen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen der Stadt umher und riefen: „Es lebe der König! Es lebe die Pairskammer! Es lebe die Preßfreiheit!"

Dieser Umzug, der wunderbare Zusammenfluß von Neugierigen, welche sich auf den Boulevards, den Quais, in den Seitenstraßen drängten, durch alle großen Arterien bis zu den Tuilerien strömend, wie das Blut zum Herzen strömt; das Geschrei dieser Menge, die Explosion der durch die Fenster geschleuderten Petarden, die flammende Aufsteigung der Raketen, die den Himmel mit ephemeren Sternen besäten, die Verschwendung der an allen Gebäuden, außer den öffentlichen, aufgestellten Lichter, all dieses Geräusch, all dieser Glanz boten einen festlichen Anblick, ein freudiges Aussehen, wie es gewöhnlich die von der Regierung befohlenen officiellen Feierlichkeiten nicht bieten.

Der Jubel war nicht minder groß in den andern Städten des Königreichs; es schien, nicht als hätte Frankreich einen von den Siegen davon getragen, an die es gewöhnt war, sondern als hätte jeder Franzose individuell gesiegt.

Dieser Jubel gab sich in der That nicht nur

unter den verschiedensten, sondern auch unter den individuellsten Formen kund; Jeder suchte eine persönliche Manier, seine Freude zu bezeigen.

Hier waren es zahlreiche Chöre, welche auf den Plätzen stationirten oder durch die Straßen liefen und ihre Nationalgesänge hören ließen; dort waren es improvisirte Kunstfeuerwerke, die sich durch alle Arten von Volkslaunen verlängerten, oder Tänze, welche die ganze Nacht hindurch währten; anderswo waren es Fackelzüge, wie die antiken Wettläufe, zu Fuße und zu Pferde ausgeführt; wieder anderswo Triumphbogen oder Säulen mit Inschriften beladen; überall waren es flammende Illuminationen; die von Lyon besonders waren bewunderungswürdig: die Ufer der zwei Flüsse, die Hauptplätze der Cité, die zahlreichen Terrassen seiner zahlreichen Vorstädte waren gleichsam durch lange Feuercordons verbunden, welche die Wasser der Rhone und der Saone reflectirten.

Marengo hatte nicht mehr Stolz eingeflößt, Austerlitz nicht mehr Begeisterung.

Der eine und der andere von diesen zwei Siegen war nur ein Triumph: der Fall des Liebesgesetzes war zugleich ein Triumph und eine Rache; es war eine Frankreich gegenüber übernommene Verbindlichkeit, es von diesem Ministerium zu befreien, welches es sich bei jeder neuen Session zur Aufgabe gemacht hatte, eine von den durch den Grundvertrag versprochenen, garantirten, geheiligten Freiheiten zu zerstören.

Diese glänzende Manifestation des öffentlichen Bewußtseins, diese volksthümliche Demonstration, dieser freiwillige Jubel des ganzen Landes bei der

Nachricht von der Zurücknahme des Gesetzes setzten die Minister in Erstaunen, und sie beschlossen noch an demselben Abend, unter all diesem Geräusche und all dieser freudigen Bewegung, sich insgesammt zum König zu begeben.

Sie verlangten eingeführt zu werden.

Man suchte den König. Der König war nicht ausgefahren, und dennoch war er weder im großen Salon, noch in seinem Cabinet, noch bei Monsieur dem Dauphin, noch bei der Frau Herzogin von Berry.

Wo war er denn?

Ein Kammerdiener sagte, er habe Seine Majestät, gefolgt vom Marschall Oudinot, nach der Treppe gehen sehen, welche auf die Terrasse des Pavillon de l'Horloge führte.

Man stieg diese Treppe hinauf.

Zwei Männer standen da, all dieses Geschrei, all diesen Lärmen, alle diese Lichter beherrschend, kräftig von der leuchtenden Mondscheibe und von den silbernen Wolken, welche rasch am Himmel hinzogen, sich abhebend.

Diese zwei Männer waren Karl X. und der General Oudinot.

Man meldete ihnen den ministeriellen Besuch.

Der König schaute den Marschall an.

„Was wollen sie hier?" fragte er.

„Von Eurer Majestät eine Repressivmaßregel gegen die allgemeine Freude fordern."

„Lassen Sie diese Herren heraufkommen," sagte der König.

Die Minister folgten sehr erstaunt dem Adjutan-

ten, dem der Kammerdiener den Befehl des Königs übertragen hatte.

Fünf Minuten nachher war der Conseil auf der Plattform des Pavillon de l'Horloge versammelt.

Die weiße Fahne, die Fahne von Tillebourg, von Bouvines und von Fontenay, flatterte anmuthig je nach den Launen des Windes. Man hätte glauben sollen, sie sei ganz stolz, diese ungewohnten Acclamationen zu hören.

Herr von Villèle trat vor und sprach:

„Sire, bewegt von der Gefahr, welche Eure Majestät läuft, komme ich mit meinen Collegen ..."

Der König unterbrach ihn.

„Mein Herr," fragte er, „nicht wahr, Ihre Rede war vorbereitet, ehe Sie das Hotel der Finanzen verließen?"

„Sire . . ."

„Ich weigere mich nicht, sie zu hören, mein Herr; doch zuvor wünsche ich, daß Sie von dieser Plattform, welche Paris beherrscht, sehen und hören, was vorgeht."

Und der König streckte die Hand gegen diesen Ocean von Licht aus.

„Es ist also unsere Entlassung, was Seine Majestät verlangt?" wagte Herr von Peyronnet zu bemerken.

„Ei! wer spricht von Entlassung, mein Herr? Ich verlange nichts von Ihnen: ich sage, Sie sollen sehen und hören."

Es trat ein Moment der Stille ein, nicht auf den Straßen, — auf den Straßen war es im Gegentheile von Augenblick zu Augenblick munterer und

geräuschvoller, — sondern unter den hohen Beobachtern.

Der Marschall hielt sich beiseit, das Lächeln des Triumphes auf den Lippen; der König, immer die Hand ausgestreckt und sich nach und nach gegen die vier Cardinalpunkte wendend, beherrschte durch seine hohe Gestalt, die, obschon sie sich unter dem Gewichte der Jahre gebeugt hatte, sich bei den großen Veranlassungen gerade aufrichtete, — der König beherrschte alle diese Männer. In diesem Augenblicke überragte sie sein Geist, wie seine Gestalt, um einen Kopf.

„Nun reden Sie, Herr von Villèle," sprach der König, „was haben Sie mir zu sagen?"

„Nichts, Sire," antwortete der Conseil-Präsident; „wir haben Eurer Majestät nur noch den Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht zu Füßen zu legen."

Der König grüßte; die Minister zogen sich zurück.

„Marschall," sagte der König, „ich glaube, daß Sie entschieden Recht haben."

Und er ging wieder in seine Gemächer.

In der nächsten Sitzung des Conseil setzte der König den Ministern seinen Wunsch, am 29. April eine Revue zu halten, auseinander. — Am 25. gab Seine Majestät diese Absicht kund. — Die Minister versuchten es Anfangs, den Willen des Königs zu bekämpfen; doch dieser Wille stand zu fest, um den schlimmen Waffen des persönlichen Interesses nachzugeben. Da warfen sie sich auf ein Detail zurück: dieses war, die Nationalgarde von den Meuterern und Aufreizern abzusondern, welche sie unfehlbar umgeben würden.

Am andern Tage machte ein Tagsbefehl bekannt,

daß, da der König auf der Parade am 16. April angekündigt habe, um der Nationalgarde einen Beweis seines Wohlwollens und seiner Zufriedenheit zu geben, beabsichtige er, sie die Revue passiren zu lassen, so werde diese Revue auf dem Marsfelde am Sonntag den 29. April stattfinden.

Das war eine große Neuigkeit.

Schon am Abend vorher, das heißt am 25., hatte ein bei den geheimen Gesellschaften affiliirter Buchdruckergehülfe Salvator einen Abdruck von dem Tagsbefehle gebracht, der am andern Tage angeschlagen werden sollte.

Salvator war Fourier bei der 11. Legion. Man begreift, warum er diesen Grad eines Fouriers angenommen, sogar darum nachgesucht hatte: das war eines von den tausend Mitteln, welche der thätige Carbonaro anwandte, um sich mit den Meinungen des Volks in Berührung zu bringen.

Diese Revue war eine Gelegenheit, den öffentlichen Geist zu sondiren: Salvator versäumte sie nicht.

Mehr als fünfhundert Arbeiter, deren brennende Ansichten er kannte, hatten sich immer geweigert, sich bei der Nationalgarde zu betheiligen, wobei sie ihre Weigerung durch die Ausgabe, welche eine Uniform nöthig mache, motivirten; vier Abgeordnete, von Salvator gewählt, besuchten diese Leute im Hause; Jeder von ihnen erhielt hundert Franken, unter der Bedingung, daß er am Sonntag den 29. sein Costume vollständig habe und seinen Rang in der Compagnie einnehme. Man gab die Adressen von Schneidern, welche zur Association gehörten und die Verbindlichkeit übernommen hatten, das Costume am bestimmten

Tage für die Summe von fünfundachtzig Franken zu liefern. Es blieben jedem Manne fünfzehn Franken Ueberschuß.

So führte man es in den zwölf Arrondissements durch.

Die Maires, — beinahe alle liberal, — waren entzückt über diese Demonstration; sie machten keine Schwierigkeiten, den Neueingetretenen Flinten zu geben.

Fünf bis sechstausend Mann, welche acht Tage vorher nicht einmal zur Nationalgarde gehörten, wurden auf diese Art bewaffnet und gekleidet. Alle diese Leute sollten, nicht den Befehlen ihrer Obersten, sondern dem Signal eines nur für sie allein erkennbaren Carbonarichefs gehorchen. Da aber die am weitesten Vorgerückten glaubten, die Stunde der Empörung sei noch nicht gekommen, so wurde von der obersten Venta befohlen, sich während der Revue keinen Act der Feindseligkeit zu erlauben.

Die Polizei ihrerseits war auf den Beinen, stand mit den Augen auf der Lauer und horchte mit allen Ohren. Was aber thun gegen Menschen, die sich beeifern, dem König zu gehorchen?

Herr Jackal reihte zehn Mann in jede Legion ein; nur, da ihm dieser Gedanke erst kam, als er von der Bewegung erfahren hatte, die sich bewerkstelligen sollte, fand sich, die Schneider von Paris haben so viel Arbeit, daß die Mehrzahl der Leute von Herrn Jackal wohl am Sonntag bewaffnet, aber erst am Montag gekleidet war.

XX.

Die Revue am Sonntag den 29. April.

Von dem Augenblicke an, wo der die Revue auf den 29. April festsetzende Tagsbefehl veröffentlicht war, bis zum Tage dieser Revue fühlte man durch Paris einen von jenen dumpfen Schauern laufen, welche den politischen Stürmen vorhergehen und sie verkündigen. Niemand konnte erklären, was dieses Fieber weissagte, noch sogar, ob es etwas weissagte; doch ohne zu wissen, welchem Schwindel man preisgegeben war, begegnete man sich, drückte sich die Hand und sagte sich.

„Sie werden dabei sein?"

„Am Sonntag?"

„Ja."

„Ich glaube wohl!"

„Fehlen Sie nicht dabei!"

„Ich werde mich wohl hüten!"

Dann drückte man sich aufs Neue die Hand, — die Maurer und die bei der Venta Affiliirten mit dem Zeichen ihrer Gesellschaft, die Andern ganz einfach, und man verließ sich, und Jeder sagte zu sich selbst:

„Dabei fehlen? Ah! ja wohl!"

Vom 26. bis zum 29. sprachen die liberalen Journale nur von dieser Revue, munterten die Bürger auf, dabei zu erscheinen, und empfahlen ihnen Vorsicht. Man weiß, was solche aus den der Regierung feindlichen Federn kommende Empfehlungen

bedeuten: „Haltet Euch für jedes Ereigniß bereit, denn ein Ereigniß schwebt in der Luft, und ergreift die Gelegenheit!“

Die drei Tage waren nicht gleichgültig für die jungen Helden unserer Geschichte vorübergegangen. Diese Generation, welche die unsere ist, — ist es ein Vorzug, ist es ein Nachtheil? — hatte zu jener Zeit noch den Glauben, der nicht durch sie verloren gegangen ist, — er ist jung von Herzen geblieben, — sondern durch die auf sie folgende Generation, welche heute die der Menschen von dreißig bis fünfunddreißig Jahren ist. Diesmal ist es das Schiff, das Schiffbruch in den Revolutionen von 1830 und 1848 gelitten hat, welche noch in der Zukunft verborgen waren, wie ein Kind, das lebt und bebt, schon im Schooße der Mutter verborgen ist.

Jeder von unseren jungen Freunden hatte also den Einfluß dieser drei Tage gefühlt, die Einen activ, die Andern passiv.

Salvator, einer der Hauptchefs des Carbonarismus, dieser Religion der Zeit, die Seele der nicht nur in Paris, nicht nur in den Departements, sondern auch im Auslande organisirten geheimen Gesellschaften; Salvator hatte, wie wir gesehen, thätig zur Verstärkung der Reihen der Nationalgarde durch fünf bis sechstausend Patrioten beigetragen, welche bis dahin nicht dazu gehört hatten. Diese Patrioten waren uniformirt, hatten Gewehre: das war die Hauptsache; Patronen würde man sich leicht verschaffen können; an einem gegebenen Tage, in einem verabredeten Augenblicke würde man sich mit einer Uniform und mit Waffen wiederfinden.

Justin, ein gemeiner Voltigeur in einer Compagnie der elften Legion; Justin, der bis dahin die oberflächlichen Verbindungen, welche eine in der Wachtstube zugebrachte Nacht, zwei Stunden als Schildwache zugebracht zwischen zwei Bürgern anknüpfen, vernachläßigt hatte; Justin, seitdem er im Carbonarismus ein Mittel gesehen hatte, diese Regierung umzustürzen, unter der ein Adeliger, von einem Priester unterstützt, ungestraft die Familien in Unruhe versetzen konnte, Justin hatte angefangen carbonaristische Propaganda mit um so größerer Thätigkeit zu machen, als diese bis dahin zurückgehalten worden war; und da er in seinem Quartier wegen seiner so wohl bekannten Familientugenden geschätzt, geliebt, sogar geehrt war, so hörten auf ihn wie auf ein Orakel die Leute, welche übrigens nichts lieber wollten, als überzeugt sein, und selbst der Ueberzeugung entgegenkamen.

Ludovic, Petrus und Jean Robert waren einfache Einheiten, von denen aber jede auf ein Centrum hinwirkte. Ludovic inspirirte und leitete seine jungen Mitschüler, die Studenten des Rechts und der Medicin, deren Reihen er kaum am Abend vorher verlassen hatte; Petrus diese ganze Atelierjugend, welche damals voll künstlerischer Flamme und nationalen Glaubens; Jean Robert Alles, was eine Feder hielt, und, einem auf dem Terrain der Kunst anerkannten Chef folgend, bereit war, ihm auch auf ein ganz anderes Terrain zu folgen, auf welches sich zu wagen ihm gefiele.

Jean Robert gehörte zur Nationalgarde zu Pferde;

Petrus und Ludovic waren Lieutenants bei der Nationalgarde zu Fuß.

Jeder von ihnen hatte, wenn auch in seinem Innern von Kunst, Wissenschaft oder Liebe in Anspruch genommen, — denn diese jungen Herzen waren für alle Gefühle offen, — Jeder von ihnen, sagen wir, hatte den Tag des 29. April kommen sehen, seinen Theil an diesem allgemeinen Beben fühlend, dessen Existenz wir constatirt haben, ohne die Ursache genau angeben zu können.

Am Abend des 28. war auf Berufung von Salvator Zusammenkunft bei Justin. Hier unterrichtete Salvator ernst und einfach seine vier Gefährten von dem, was vorging. Er glaubte, es werde am andern Tage eine Demonstration stattfinden, doch keine Bewegung; er bat sie, Herren über sich zu bleiben und nichts von Bedeutung zu thun, ohne daß sie von ihm erfahren hätten, der Augenblick sei gekommen.

Endlich erschien der große Tag. Es war wahrhaft ein Sonntag, nach dem Anblicke der Straßen von Paris zu urtheilen; mehr als ein Sonntag: es war ein Festtag.

Von neun Uhr Morgens durchfurchten die Legionen der verschiedenen Arrondissements Paris, Musik an der Spitze, und es folgte ihnen, entweder auf den Trottoirs oder auf den beiden Seiten der Boulevards, die Bevölkerung der verschiedenen Quartiere, die sie durchzogen.

Um elf Uhr waren zwanzigtausend Mann Nationalgarde vor der Ecole Militaire aufgestellt. Sie hatten unter ihren Füßen die Erde des Marsfeldes so voll von Erinnerungen, welche von ihren Vätern

aufgewühlt worden war am großen Tage der Föderation, der aus Frankreich ein Vaterland und aus allen Franzosen Brüder machte. Das Marsfeld! das einzige Monument, das von der furchtbaren Revolution geblieben ist, deren Mission es war, nicht zu erheben, sondern zu zerstören. Was hatte sie besonders zu zerstören? Die alte Race der Bourbonen, von der ein Mitglied in jener Verblendung, welche die ansteckende Krankheit der Könige ist, es wagte, diese Erde niederzutreten, welche glühender als die Lava des Vesuvs, beweglicher als der Sand der Wüste Sahara!

Seit mehreren Jahren war die Nationalgarde nicht mehr die Revue passirt. Es ist ein seltsamer Geist der Geist dieser Bürgersoldaten; läßt man sie die Wache beziehen, so murren sie; löst man sie auf, so empören sie sich.

Müde ihrer Unthätigkeit, hatte also die Nationalgarde dem Rufe, der an sie ergangen war, entsprochen. Verstärkt durch sechstausend Mann in neuer Uniform, war sie vollzählig und, was die Haltung betrifft, herrlich.

In dem Augenblicke, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellte, das Gesicht gegen Chaillot, das heißt gegen die Seite, von der der König kam, gewendet, nahmen dreimal hunderttausend Zuschauer Platz auf den Böschungen, welche die Manoeuvreterrains umschließen. Jeder von diesen dreimal hunderttausend Zuschauern schien durch seine beifälligen Blicke, durch seine anhaltenden Bravos, durch seine unabläßig wieder entstehenden Vivats der Nationalgarde zu gratuliren wegen der Sorgfalt, die sie angewandt

hatte, um die Hauptstadt würdig zu repräsentiren und durch ihre Gegenwart dem König zu danken, der das verfluchte Gesetz zurückziehend dem allgemeinen Wunsche der Nation entsprochen hatte; — denn, man muß sagen, ausgenommen im Herzen jener Verschwörer, welche sie von ihren Vätern empfangen und auf ihre Kinder übertragen, die von den Swedenborg und den Cagliostro gegründete große revolutionäre Tradition, gab es in diesem Augenblicke auf dem Marsfelde, in Paris, in Frankreich nur Dankbarkeit und Sympathie für Karl X. Man hätte müssen ein sehr scharfes Auge haben, um, in einer Entfernung von drei Jahren, den 29. Juli durch diesen 29. April zu sehen.

Wer wird das Räthsel dieser großen Volksumschläge lösen, welche in ein paar Jahren, in ein paar Monaten, in ein paar Tagen oft, niederstürzen, was erhaben war, aufrichten, was zu Boden lag?

Die Aprilsonne, diese noch junge Sonne, die, das Gesicht mit Thau bedeckt, mit der Liebe einer Braut die Erde anschaut, eine poetische, liebende Julia, welche aus ihrem Grabe aufsteht und Falte um Falte ihr Leichentuch fallen läßt; die Aprilsonne glänzte hinter dem Invalidendome und sollte die Revue begünstigen.

Um ein Uhr verkündigten die Salven der Kanonen und entferntes Geschrei die Ankunft des Königs, der zu Pferde, in Begleitung des Herrn Dauphin, des Herzogs von Orleans, des jungen Herzogs von Chartres und einer Menge von Generalofficieren, herbeikam. Die Herzogin von Angoulême, die Her-

zogin von Berry und die Herzogin von Orleans folgten in offener Caleche.

Der Anblick dieses glänzenden Cortége machte einen Schauer die Welt von Zuschauern durchlaufen.

Was für eine Empfindung ist es denn, die, in gewissen Augenblicken, unser Herz mit ihren Feuerflügeln streift, uns vom Kopfe bis zu den Füßen schauern macht und uns zu extremen Dingen, mögen sie gut oder schlecht sein, antreibt?

Die Revue begann; Karl X. durchritt die ersten Linien unter dem Rufe: „Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ doch noch viel zahlreicher ertönte der Ruf: „Es lebe der König!“

Man hatte unter allen Legionen ein gedrucktes Blatt verbreitet, das die Ermahnung enthielt, man möge jede Manifestation vermeiden, welche die königliche Empfindlichkeit verletzen könnte. Derjenige, welcher diese Zeilen schreibt, war an jenem Tage in den Reihen, und es ist in seinen Händen ein also abgefaßtes Blatt geblieben.

An die Nationalgarden, um es bis in die letzte Reihe circuliren zu lassen.

„Man hat das Gerücht in Umlauf gebracht, die Legionen beabsichtigen zu rufen: „„Es lebe der König! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!““ Das können nur Böswillige sein, welche ein Interesse dabei haben, die Nationalgarde ihrem edlen Charakter widersprechen zu sehen.“

Die Ermahnung war mehr klug der Form, als

elegant der Abfassung nach; wir geben sie aber, so wie sie ist, hier als historisches Actenstück.

Ein paar Augenblicke konnte man glauben, die Ermahnung werde pünktlich befolgt werden; an der ganzen Front der Schlachtordnung erscholl, wie gesagt, nur der Ruf: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ doch so wie der König in die Linien eindrang, als nöthigte seine Gegenwart die Herzen, sich zu öffnen, fing an mit dem Rufe: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!“ sich der: „Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit den Ministern!“ zu vermengen.

Bei diesem Rufe hielt der alte König unwillkürlich sein Pferd an. Der Mensch war stätig wie das Thier.

Das Geschrei, das ihm mißfallen hatte, erlosch; das wohlwollende Lächeln, das den Grund seiner Physiognomie bildete, erschien, einen Augenblick abwesend, wieder. Er setzte seinen Marsch durch die Legionen fort; doch zwischen der dritten und vierten Reihe begann das aufrührerische Geschrei wieder, obgleich die Nationalgardisten, ganz schauernd, einander Vorsicht empfahlen; nur entschlüpften, ohne daß sie selbst wußten wie es kam, die Rufe: „Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!“ die sie in ihre Herzen zu verschließen sich anstrengten, unwillkürlich ihren Lippen.

Es war in den Reihen der Nationalgarde etwas wie ein fremdes, unbekanntes, elektrisches Element; das war das Volkselement, welches sich unter dem Einflusse der Carbonarichefs für diesen Tag mit dem bürgerlichen Elemente vermischt hatte.

Der König war aufs Neue verletzt in seinem Stolze durch diese Rufe, die ihm eine Regel politischen Verfahrens vorzuschreiben schienen.

Er hielt zum zweiten Male an: er befand sich einem Nationalgardisten von hoher Gestalt und von einer herculischen Stärke gegenüber; das war wohl der Typus, den Barye für den Löwen-Menschen oder für das Löwen-Volk gewählt hatte.

Dieser Mann war unser Freund Jean Taureau.

Er schwang sein Gewehr, wie er es mit einem Strohhalme gethan hätte, und rief, er, der nicht lesen konnte:

„Es lebe die Preßfreiheit!"

Die Energie dieser Stimme, die Kraft dieser Geberde setzten den alten König in Erstaunen. Er ließ sein Pferd zwei Schritte machen und ritt auf den Mann zu. Dieser seinerseits trat zwei Schritte aus den Reihen vor, — es gibt Organisationen, welche die Gefahr anzieht, und immer sein Gewehr schüttelnd, rief er:

„Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!"

Wie alle Bourbonen, sogar Ludwig XVI., hatte Karl X. zuweilen eine große Würde.

Er winkte, daß er seinerseits etwas zu antworten habe: diese zwanzigtausend Mann schwiegen wie durch Zauber.

„Meine Herren," sagte er, „ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen."

Sodann sich gegen den Marschall Oudinot umwendend:

„Commandiren Sie das Defilé, Marschall!“

Und er setzte sein Pferd in Galopp, verließ die Reihen der Nationalgarde, und nahm Platz auf der Seite, und vor der dichten, stürmischen Masse.

Das Defilé begann.

Jede Compagnie, wenn sie am König vorüberzog, gab einen Ruf von sich: die Mehrzahl dieser Rufe war: „Es lebe der König!“ Das Gesicht von Karl X. heiterte sich wieder auf.

Als das Defilé beendigt war, sagte der König zum Marschall Oudinot:

„Das hätte besser gehen können; es gibt einige unruhige Köpfe, doch die Masse ist gut. Im Ganzen bin ich zufrieden.“

Und man schlug im Galopp wieder den Weg nach den Tuilerien ein.

Ins Schloß zurückgekehrt, näherte sich der Marschall dem König und fragte:

„Sire, darf ich in einem Tagsbefehle der Zufriedenheit Eurer Majestät Erwähnung thun?“

„Ich sehe nichts dagegen einzuwenden,“ erwiederte der König. „Nur möchte ich die Worte kennen, in denen diese Zufriedenheit ausgedrückt sein wird.“

Hienach meldete der Haushofmeister, es sei dem König servirt, Seine Majestät bot den Arm der Frau Herzogin von Orleans, der Herzog von Orleans der Herzogin von Angoulême, der Herzog von Chartres der Herzogin von Berry, und man ging in den Speisesaal.

Mittlerweile kamen die Nationalgarden in ihre Quartiere zurück; doch ehe sie in ihre Quartiere zurückkamen, hatten sie die Antwort von Barthélmy

Lelong: „Ich bin hierher gekommen, um Huldigungen, und nicht um Lectionen zu empfangen," ausgelegt.

Man fand das Wort ein wenig stark aristokratisch für den Ort, wo es gesagt worden war: Karl X., als er dieses Wort sprach, verweilte gerade auf dem Platze, wo sich siebenunddreißig Jahre früher jener Altar des Vaterlands erhob, an welchem Ludwig XVI. der französischen Constitution den Eid leistete. — Es ist wahr, Karl X., damals Graf d'Artois, hatte diesen Eid nicht gehört, weil er schon 1789 nach dem Auslande abgereist war. — Das Resultat war, daß, als der König kaum außer dem Marsfelde, das bis dahin zurückgehaltene Geschrei losbrach und die ganze Arena unter einem allgemeinen Hurrah des Zornes und der Verwünschungen zu zittern schien.

Doch das war nicht Alles: jede Legion als sie den Weg nach ihrem Arrondissement wieder einschlug, nahm eine gewisse Summe Aufregung aus dem allgemeinen Herde geschöpft mit sich und verbreitete sie in Geschrei ihren ganzen Weg entlang. Hätte dieses Geschrei kein Echo in der Bevölkerung gehabt, so wäre es wohl erloschen wie eine Kohlenglut ohne Nahrung, aber es schienen im Gegentheile nur Funken zu sein auf Herde fallend, welche ganz bereit, sich zu entzünden.

Das Geschrei wurde in der Menge zurückgeworfen wie ein verstärktes Echo; die Männer schwangen vor den Thüren ihre Hüte, die Frauen ließen von den Fenstern ihre Sacktücher flattern und schrieen nicht mehr: „Es lebe der König! Es lebe die Charte! Es lebe die Preßfreiheit!" sondern: „Es lebe die Nationalgarde! Nieder mit den Jesuiten! Nieder mit

den Ministern!“ Man war von der Begeisterung zur Protestation übergegangen, und man ging von der Protestation zum Aufstande über.

Das war aber noch viel schlimmer für die Legionen, welche von der Rue de Rivoli und über die Place Vendôme zurückkehrend vor dem Finanzministerium und dem Justizministerium zu passiren hatten. Hier war es nicht mehr Geschrei, sondern Gebrüll. Trotz des von den Obersten gegebenen Befehls, weiter zu marschiren, machten die Legionen Halt, die Gewehrkolben schlugen geräuschvoll auf das Pflaster, und das Gebrüll: „Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet!“ erschütterte die Fensterscheiben der zwei Hotels.

Einige Obersten, nachdem sie den Befehl, weiter zu marschiren, wiederholt hatten, zogen sich, als sie sahen, daß man ihnen nicht gehorchte, protestirend zurück; doch die anderen Officiere waren geblieben. Und weit entfernt, daß sie ihre Soldaten zu besänftigen suchten, schrieen sie vom allgemeinen Schwindel ergriffen wie die Anderen: Einige sogar stärker als die Anderen.

Die Demonstration war ernst; das war keine Volksmasse, kein Vorstädterhaufen, keine Arbeiterversammlung: es war ein constituirtes Corps, eine politische Macht, es war das Bürgerthum, das mit dem ganzen französischen Volke durch den Mund von zwanzigtausend Mann in Waffen protestirte.

Die Minister speisten in diesem Augenblicke beim österreichischen Gesandten, Herrn von Appony. Durch die Polizei benachrichtigt, standen sie von der Tafel auf, verlangten ihre Wagen und hielten Berathung

im Ministerium des Innern. Von hier begaben sie sich insgesammt nach den Tuilerien.

Von den Fenstern seines Cabinets hätte der König, was vorgeht, sehen und sich vom Ernste der Lage Rechenschaft geben können; doch der König, er speiste auch im Dianensaale, und kein Geräusch gelangte bis zu den hohen Gästen.

War König Louis Philipp nicht ebenfalls beschäftigt, zu frühstücken, als man ihm im Jahre 1848 meldete, die Wachposten der Place Louis XVI. seien genommen?

Die Minister erwarteten im Conseilsaale die Befehle des Königs, den man von ihrer Ankunft im Schlosse benachrichtigte.

Karl X. nickte mit dem Kopfe, blieb aber bei Tafel.

Aengstlich befragte die Herzogin von Angoulême mit den Augen den Dauphin und seinen Vater: der Dauphin schob einen Zahnstocher zwischen seinen Schneidezähnen durch, doch er sah nicht und hörte nicht; Karl X. antwortete durch ein Lächeln, das bedeutete, man brauche sich nicht zu beunruhigen.

Das Diner wurde in der That nicht unterbrochen.

Gegen acht Uhr verließ man den Speisesaal und kehrte in die Gemächer zurück.

Der König als ein höflicher Cavalier, was er war, führte die Herzogin von Orleans bis zu ihrem Fauteuil und wandte sich dann nach dem Conseilsaale.

Auf seinem Wege fand er die Herzogin von Angoulême.

„Was gibt es denn?“ fragte sie.

„Ich denke, nichts," antwortete Karl X.

„Die Minister sollen den König im Conseilsaale erwarten."

„Man hat mir während des Diners ihre Anwesenheit im Schlosse gemeldet."

„Sollte Lärm in Paris sein?"

„Ich glaube nicht."

„Wird der König meiner Unruhe vergeben, wenn ich mich bei ihm erkundige, auf welchem Punkte die Dinge stehen?"

„Schicken Sie mir den Dauphin."

„Der König entschuldige meine Beharrlichkeit, ich würde lieber selbst gehen . . ."

„Nun wohl, kommen Sie in einem Augenblicke."

„Der König ist äußerst gnädig."

Die Herzogin verneigte sich, näherte sich Herrn von Damas und zog ihn in eine Fenstervertiefung.

Der Herr Herzog von Chartres und die Frau Herzogin von Berry plauderten mit einander mit der Sorglosigkeit der Jugend: der Herr Herzog von Chartres war sechzehn Jahre alt; die Frau Herzogin von Berry fünfundzwanzig. Der Herr Herzog von Bordeaux, ein fünfjähriges Kind, spielte zu den Füßen seiner Mutter.

An den Kamin angelehnt, scheinbar gleichgültig, horchte der Herzog von Orleans auf das geringste Geräusch und strich von Zeit zu Zeit mit seinem Taschentuche über die Stirne, — durch diese Bewegung allein die innere Aufregung, die ihn verzehrte, verrathend.

Mittlerweile trat König Karl X. in den Conseilsaal ein.

Die Minister standen sehr aufgeregt umher. Diese Aufregung offenbarte sich auf den Gesichtern je nach dem Temperamente; Herr von Villèle war so gelb, als wäre ihm seine Galle ins Blut übergetreten; Herr von Peyronnet war roth, als wäre er von einem Schlagflusse bedroht gewesen; Herr von Corbière war aschfarbig.

„Sire . . .“ sagte Herr von Villèle.

„Mein Herr,“ unterbrach der König, der dem Minister hiedurch bemerkbar machte, er vergesse die Etiquette dergestalt, daß er zuerst spreche, „Sie lassen mir nicht einmal Zeit, mich nach Ihrer Gesundheit und der von Frau von Villèle zu erkundigen.“

„Das ist wahr, Sire; doch das rührt davon her, daß für mich die Interessen Eurer Majestät vor denen ihres unterthänigen Dieners kommen.“

„Sie wollen also von meinen Interessen mit mir sprechen, Herr von Villèle?“

„Allerdings, Sire.“

„Ich höre.“

„Eure Majestät weiß, was vorgeht?“ fragte der Conseilpräsident.

„Es geht also etwas vor?“

„Eure Majestät hat uns neulich eingeladen, das Freudengeschrei des Pariser Volkes zu hören?“

„Ja.“

„Erlaubt uns der König, ihn das Drohungsgeschrei hören zu lassen?“

„Wohin muß ich zu diesem Ende gehen?“

„Oh! nicht weit; man braucht nur dieses Fenster zu öffnen. Gestattet der König . . .?“

„Oeffnen Sie.“

Herr von Villèle ließ das Spaniolett spielen, und das Fenster öffnete sich.

Mit der Abendluft, welche die Lichter flackern machte, drang ein Wirbel von verworrenen Geräuschen herein. Es waren zugleich Freudenschreie und Schreie der Drohung; es waren von jenen Getösen, welche über den in gewaltiger Aufregung begriffenen Städten hinlaufen, deren Absichten man nicht erfassen kann, und die um so erschrecklicher werden, als man einsieht, sie enthalten das Unbekannte.

Sodann, mitten unter Allem dem, losbrechend wie ein Gewitter von Flüchen, die Schreie: „Nieder mit Villèle! Nieder mit Peyronnet! Nieder mit den Jesuiten!"

„Ah! ah!" sagte lächelnd der König, „ich kenne das. Sie waren heute Morgen nicht bei der Revue, meine Herren?"

„Ich war dabei, Sire," antwortete Herr von Peyronnet.

„Es ist wahr, ich glaube Sie zu Pferde mit dem Generalstabe bemerkt zu haben."

Herr von Peyronnet verbeugte sich.

„Nun wohl, das ist die Fortsetzung des Marsfeldes," sagte der König.

„Das ist eine Frechheit, der man Einhalt thun muß, Sire!" rief Herr von Villèle.

„Sie sagen, mein Herr?" fragte kalt der König.

„Sire," fuhr der Finanzminister, zum Gefühle seiner Pflicht zurückgerufen, fort, „ich sage, die Beleidigungen, welche das Ministerium treffen, berühren auch den König; wir wollten also Seine Maje-

stät fragen, was Ihr Belieben in Rücksicht dessen sei, was vorgeht."

„Meine Herren, übertreiben Sie sich nicht die Gefahr, — ich glaube nicht, daß ich eine Gefahr mitten unter meinem Volke laufe, und ich bin fest überzeugt, daß ich mich nur zu zeigen brauchte, um alle diese verschiedenen Rufe in einen einzigen, in den: „„Es lebe der König!"" zu verwandeln."

„Oh! Sire," sagte hinter Karl X. eine Frauenstimme, „ich hoffe, der König wird nicht so unklug sein, sich hinauszubegeben!"

„Ah! Sie da, Frau Dauphine!"

„Hat mir der König nicht erlaubt, zu ihm zu kommen?"

„Das ist wahr . . . Nun wohl, meine Herren, was schlagen Sie mir vor in Betreff dessen, was vorgeht, wie Sie so eben sagten, Herr Finanzminister?"

„Sire, Sie wissen, daß unter dem Geschrei, welches man ausstößt, das ist: „„Nieder mit den Priestern?"" sagte die Herzogin von Angoulême.

„Ah! wahrhaftig? . . . Ich hörte wohl rufen: „„Nieder mit den Jesuiten! . .""

„Nun, Sire?" fragte die Dauphine.

„Das ist nicht ganz dasselbe, meine liebe Tochter . . . fragen Sie nur Monseigneur den Erzbischof. . . . Herr von Frayssinous, sprechen Sie offenherzig: glauben Sie, daß das Geschrei: „„Nieder mit den Jesuiten!"" an die Geistlichkeit gerichtet ist?"

„Ich mache einen Unterschied, Sire," antwortete der Erzbischof, ein Mann von sanftem Charakter und redlichem Geiste.

„Ich," sagte die Dauphine, ihre dünnen Lippen zusammenpressend, „ich mache keinen."

„Meine Herren," rief der König, „nehmen Sie Platz und reden Sie Jeder über die Frage."

Die Minister setzten sich, und die Erörterung begann.

XXI.

Herr von Valsigny.

Während die Erörterung, deren Einzelheiten und Resultate wir später werden kennen lernen, sich um den Tisch mit dem grünen Teppich eröffnete, wo so oft die Geschicke Europas gespielt haben, — während Herr von Marande, gemeiner Voltigeur der 2. Legion, nach Hause zurückkehrend, ohne daß ihm den ganzen Tag ein Zeichen der Billigung oder der Mißbilligung entschlüpft war, an dem man seine politische Meinung hätte erkennen können, seine Uniform mit einer Eile auszog, welche seine geringe Sympathie für den Militärstand verrieth, und, als wäre er in seinem Innern nur mit dem großen Balle beschäftigt, den er geben sollte, selbst alle Anstalten zur Soirée leitete, — beeilten sich unsere jungen Leute, welche Salvator seit den letzten bei der Revue ausgetauschten Ermahnungen nicht gesehen hatten, wie Herr von Marande ihre Uniform abzulegen, und erkundigten sich bei Justin, als einer gemeinschaftlichen Quelle, was sie weiter unter den verschiedenen Eventualitäten, die sich bieten dürften, zu thun haben.

Justin erwartete selbst Salvator.

Der junge Mann kam gegen neun Uhr. Er hatte auch seine Uniform abgelegt und sein Commissionärs-Costume wieder angezogen. Man sah an seiner schweißbedeckten Stirne und an seiner keuchenden Brust, daß er die Zeit seit der Rückkehr von der Revue reichlich benützt hatte.

„Nun?" fragten einstimmig die vier jungen Leute, sobald sie ihn erblickten.

„Es ist Ministerconseil," antwortete Salvator.

„Worüber?"

„Ueber die Strafe, die man der guten Nationalgarde, welche nicht vernünftig gewesen ist, zuzuerkennen gedenkt."

„Und wann wird man das Resultat des Conseil erfahren?"

„Sobald ein Resultat da sein wird."

„Sie haben also Ihre Entrées in den Tuilerien?"

„Ich habe überall meine Entrées."

„Teufel!" rief Jean Robert, „ich bedaure, daß ich nicht warten kann: ich habe einen obligaten Ball."

„Ich auch," sagte Petrus.

„Bei Frau von Marande?" fragte Salvator.

„Ja," antworteten die zwei jungen Leute ganz erstaunt. „Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß Alles."

„Doch morgen, bei Tagesanbruch, Neuigkeiten, nicht wahr?"

„Unnöthig! Sie werden heute Nacht erhalten."

„Petrus und ich, wir gehen aber zu Frau von Marande . . ."

„Nun wohl, Sie werden sie bei Frau von Marande erhalten.“

„Wer wird sie uns geben?“

„Ich.“

„Wie! Sie gehen zu Frau von Marande?“

Salvator lächelte fein.

„Nicht zu Frau von Marande, sondern zu Herrn von Marande,“ erwiederte er.

Dann sagte er mit demselben Lächeln, das eines der besonderen Merkmale seiner Physiognomie war:

„Es ist mein Banquier.“

„Ah! alle Wetter!“ rief Ludovic, „nun ärgere ich mich, daß ich die Einladung, die Du mir angeboten, Jean Robert, nicht angenommen habe.“

„Wenn es nicht so spät wäre!“ versetzte der Letztere.

Und seine Uhr ziehend, fuhr er fort:

„Halb zehn Uhr: unmöglich!“

„Sie wünschen auf den Ball von Frau von Marande zu gehen?“ fragte Salvator.

„Ja,“ antwortete Ludovic; „ich hätte gern meine Freunde heute Nacht nicht verlassen mögen... Kann nicht jeden Augenblick etwas geschehen?“

„Wahrscheinlich wird nichts geschehen,“ sagte Salvator; „verlassen Sie aber darum Ihre Freunde doch nicht.“

„Ich muß sie wohl verlassen, da ich keine Einladung habe.“

Salvator ließ auf seinem Gesichte das Lächeln umherirren, das bei ihm Gewohnheit war.

„Bitten Sie unsern Dichter, Sie vorzustellen,“ sagte er.

„Oh!" erwiederte lebhaft Jean Robert, „ich bin nicht frei genug im Hause."

Und eine leichte Röthe zog über seine Wangen.

„Dann," sprach Salvator, sich gegen Ludovic umwendend, „dann bitten Sie Herrn Jean Robert, Ihren Namen auf diese Karte zu setzen."

Und er zog aus seiner Tasche eine gedruckte Karte, worauf die Worte standen:

„Herr und Frau von Marande haben die Ehre, Herrn .... zu der Soirée einzuladen, die sie in ihrem Hotel in der Rue d'Artois am Sonntag den 29. April geben werden. Man tanzt.

Paris den 20. April 1827.

Jean Robert schaute Salvator mit tiefem Erstaunen an.

„Ah!" sagte Salvator, „Sie befürchten, man könnte Ihre Handschrift erkennen? ... Geben Sie mir eine Feder, Justin."

Justin reichte Salvator eine Feder; dieser schrieb den Namen Ludovic auf die Karte, indem er seine feine, aristokratische Handschrift zwang, die Verhältnisse einer gewöhnlichen Handschrift anzunehmen; dann gab er die Karte dem jungen Doctor.

„Mein lieber Salvator," fragte Jean Robert, „Sie haben gesagt, Sie gehen nicht zu Frau von Marande, sondern zu Herrn von Marande."

„Das habe ich wirklich gesagt."

„Wie werden wir uns sehen?"

„Es ist wahr," erwiederte Salvator, „denn Sie, Sie gehen zu Madame!"

„Ich gehe auf den Ball eines Freundes, und ich denke, man wird auf diesem Balle nicht von Politik sprechen."

„Nein . . . doch um halb zwölf Uhr, wenn unsere arme Freundin Carmelite gesungen hat, wird man tanzen, und auf den Schlag zwölf Uhr wird man, am Ende der Gallerie, welche ein Gewächshaus bildet, das Cabinet von Herrn von Marande öffnen; hier werden alle diejenigen eingelassen, welche die zwei Worte: Charte und Chartres sagen. Nicht wahr, sie sind nicht schwer zu behalten?"

„Nein."

„So sind alle Dinge verabredet. Wenn Sie sich nun umkleiden und um halb elf Uhr im blauen Boudoir sein wollen, so ist keine Zeit zu verlieren."

„Ich habe einen Platz für Einen in meinem Coupé," sagte Petrus.

„Nimm Ludovic mit: Ihr seid Nachbarn; ich, ich werde meinerseits gehen."

„Gut!"

„Um halb elf Uhr also im Boudoir von Madame, um Carmelite zu hören," sagte Petrus, „und um Mitternacht im Cabinet des Herrn, um zu erfahren, was in den Tuilerien vorgefallen ist."

Und die drei jungen Leute, nachdem sie Salvator und Justin die Hand gedrückt hatten, entfernten sich und ließen die zwei Carbonari beisammen.

Um elf Uhr waren, wie wir gesehen haben, Petrus, Jean Robert und Ludovic bei Frau von Marande versammelt und klatschten Carmelite Beifall; um halb zwölf Uhr, indeß Frau von Marande und Regina eifrigst um die ohnmächtige Car-

melite besorgt waren, gaben sie Camille die von uns erwähnte Lection; um Mitternacht endlich, während Herr von Marande, der zurückgeblieben war, um sich nach Carmelite zu erkundigen, galanter Weise seiner Frau die Hand küßte und es sich von ihr als eine Gunst erbat, sie, sobald der Ball beendigt wäre, in ihrem Schlafzimmer begrüßen zu dürfen, traten sie, das verabredete Einlaßwort: Charte und Chartres sprechend, in das Cabinet des Banquier ein.

Hier waren versammelt alle Veteranen der Verschwörungen von Grenoble, von Belfort, von Saumur und von la Rochelle; alle die Menschen, welche ihren Kopf durch ein Wunder des Gleichgewichts auf ihren Schultern behalten hatten: die Lafayette, die Köchlin, die Pajol, die Dermoncourt, die Carrel, die Guinard, die Arago, die Cavaignac, Jeder eine abgesonderte Meinung oder eine Meinungsnuance vertretend, Alle Männer von einer anerkannten Ehrenhaftigkeit.

Man aß Gefrorenes, man trank Punsch, und man sprach von Theater, Kunst und Literatur ... Politik, — davor hütete man sich wohl!

Die drei jungen Leute traten mit einander ein und suchten mit den Augen Salvator.

Salvator war noch nicht angekommen.

Alle drei schloßen sich nun, je nach ihren Sympathien, an eine der Celebritäten an, welche da waren: Jean Robert an Lafayette, der für ihn eine beinahe väterliche Freundschaft hegte; Ludovic an François Arago, diesen schönen Kopf, dieses große Herz, diesen bezaubernden Geist; Petrus endlich an Herrn Vernet, dessen Bilder alle im Salon zurück-

gewiesen worden waren, und der bei sich eine Privatausstellung gemacht hatte, zu der ganz Paris strömte.

Das Cabinet von Herrn von Marande bot eine seltsame Musterkarte der Unzufriedenen aller Parteien. Alle diese Unzufriedenen, während sie, wie gesagt, von Dingen der Kunst, der Wissenschaft, des Krieges sprachen, wandten indessen den Kopf nach der Thüre, sobald ein Neuer ankam. Sie schienen Jemand zu erwarten.

Und sie erwarteten in der That den noch unbekannten Boten, der ihnen die Nachrichten aus dem Schlosse bringen sollte.

Endlich öffnete sich die Thüre, und ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit vollkommener Eleganz gekleidet, trat ein.

Petrus, Jean Robert und Ludovic unterdrückten einen Schrei des Erstaunens: dieser junge Mann war Salvator.

Der Ankommende suchte mit den Augen, erblickte Herrn von Marande, und ging auf ihn zu.

Herr von Marande reichte ihm die Hand.

„Sie kommen spät, Herr von Valsigny," sagte der Banquier.

„Ja, mein Herr," antwortete der junge Mann mit einer Stimme und mit Geberden, welche vollkommen verschieden von seiner gewöhnlichen Stimme und seinen gewöhnlichen Geberden, und ein Lorgnon an sein rechtes Auge haltend, als bedürfte er dieses Appendix, um Jean Robert, Petrus und Ludovic zu erkennen; „ja, es ist wahr, ich komme spät; doch ich wurde bei meiner Tante, einer alten Witwe, einer

Freundin der Frau Herzogin von Angoulême, die mir Neuigkeiten aus dem Schlosse gab, zurückgehalten."

Alle Anwesende verdoppelten ihre Aufmerksamkeit. Salvator wechselte einige Grüße mit den Personen, die sich um ihn drängten, wobei er in genauem Maße den Grad von Freundschaft, von Ehrfurcht oder Vertraulichkeit beobachtete, welchen der elegante Herr von Valsigny Jedem gewähren zu müssen glaubte.

„Neuigkeiten aus dem Schlosse?" wiederholte Herr von Marande; „es gibt also Neuigkeiten aus dem Schlosse."

„Oh! Sie wissen nicht? . . . Ja, es hat Conseil stattgefunden."

„Dies, mein lieber Herr von Valsigny," erwiederte Herr von Marande, „dies ist nichts Neues."

„Dies kann aber machen und hat gemacht."

„Wahrhaftig?"

„Ja."

Man trat näher zusammen.

„Auf den Antrag der Herren von Villèle, von Corbière, von Peyronnet, von Damas, von Clermont-Tonnerre; auf das Andrängen der Frau Dauphine, die der Ruf: „„Nieder mit den Jesuiten!"" tief verletzt hat; trotz der Opposition der Herren von Frayssinous und Chabrol, welche für die theilweise Verabschiedung stimmten, — ist die Nationalgarde aufgelöst!"

„Aufgelöst?"

„Von Grunde aus! so-daß ich, der ich einen sehr schönen Grad hatte, — ich war Fourier, — nun ohne Amt bin und mich mit etwas Anderem beschäftigen muß!"

„Aufgelöst!" wiederholten die Zuhörer, als könnten sie nicht an diese Nachricht glauben.

„Das ist ja sehr ernst, was Sie da sagen, mein Herr!" rief der General Pajol.

„Finden Sie, General?"

„Allerdings... Das ist ganz einfach ein Staatsstreich!"

„Ja? . . . Nun wohl, Seine Majestät König Karl X. hat einen Staatsstreich gemacht."

„Sie sind dessen, was Sie sagen, sicher?" fragte Lafayette.

„Ah! Herr Marquis, (Salvator nahm es nicht im Ernste, daß die Herren von Lafayette und von Montmorency ihre Titel in der Nacht vom 4. August 1789 verbrannt hatten). Ah! Herr Marquis, ich würde nichts sagen, was nicht die strenge Wahrheit wäre."

Sodann mit fester Stimme:

„Ich glaubte Ihnen genug bekannt zu sein, daß Sie nicht an meinem Worte zweifeln würden."

Der Greis reichte dem jungen Manne die Hand.

Und er sagte lächelnd und leise:

„Gewöhnen Sie sich doch ab, mich Marquis zu nennen."

„Entschuldigen Sie," erwiederte lachend Salvator, „Sie sind dergestalt Marquis für mich . . ."

„Nun wohl, es sei! für Sie, der Sie ein Mann von Geist sind, werde ich bleiben, was Sie wollen; doch für die Anderen machen Sie mich nur zum General."

Dann zur ursprünglichen Conversation zurückkehrend, fragte Lafayette:

„Und wann erläßt man diese schöne Ordonnanz?"

„Sie ist erlassen.“

„Wie, erlassen?“ rief Herr von Marande; „und ich weiß es noch nicht!“

„Sie werden es wahrscheinlich sogleich erfahren. Sie dürfen es Ihrem Neuigkeitengeber nicht verargen, daß er noch im Verzuge ist: ich habe eigene Mittel, durch die Mauern zu sehen, eine Art von hinkendem Teufel, der die Dächer aufhebt, daß ich in die Staatsconseils schaue.“

„Und durch die Mauern der Tuilerien schauend, haben Sie die Ordonnanz abfassen sehen?“ fragte der Banquier.

„Mehr noch, ich habe sie über die Schulter von demjenigen, der die Feder hielt, gelesen. Oh! es sind keine Phrasen . . . oder es ist vielmehr nur eine Phrase: „„Karl X., von Gottes Gnaden, u. s. w. auf den Bericht unseres Staatssecretärs, Ministers des Innern, u. s. w. ist die Nationalgarde von Paris aufgelöst.““ Das ist das Ganze.“

„Und diese Ordonnanz.“

„Ist an den Moniteur und an den Marschall Oudinot geschickt worden.“

„Und sie wird morgen im Moniteur stehen?“

„Sie steht schon darin; nur ist der Moniteur noch nicht erschienen.“

Die Anwesenden schauten sich an.

Salvator fuhr fort:

„Morgen oder vielmehr heute, — denn wir haben Mitternacht überschritten, — heute Morgen um sieben Uhr werden die Nationalgarden auf ihren Posten von der Königlichen Garde und den Linientruppen abgelöst werden.“

„Ja," sprach eine Stimme, „bis die Nationalgarden auf ihren Posten die Linientruppen und die Königliche Garde wieder ablösen."

„Das könnte wohl eines Tags geschehen," erwiederte Salvator, dessen Auge einen Blitz schleuderte, „doch das wird nicht auf eine Ordonnanz von König Karl X. geschehen."

„Es ist eine unglaubliche Verblendung!" sagte Arago.

„Ah! Herr Arago," rief Salvator, „Sie, ein Astronom, der Sie auf Stunde und Minute die Finsternisse vorhersehen können, sehen Sie nicht besser am Himmel des Königthums?"

„Was wollen Sie?" erwiederte der berühmte Gelehrte; „ich bin ein positiver Mensch und folglich voller Zweifel."

„Das heißt, Sie wollen einen Beweis?" sagte Salvator; „gut! man wird Ihnen einen geben."

Er zog aus seiner Tasche ein noch feuchtes kleines Papier.

„Sehen Sie," sprach er, „hier ist ein Abdruck der Ordonnanz, welche im Moniteur stehen wird. Ei! er ist ein wenig verwischt: er wurde ganz besonders für mich mit der Bürste abgezogen."

Und er fügte mit einem Lächeln bei:

„Das hat mich ein wenig aufgehalten: ich wartete darauf."

Hierauf gab er den Abdruck Arago, aus dessen Händen er in alle Hände überging; sodann, wie ein Schauspieler, der mit seinen Effecten haushälterisch umgeht, sagte Salvator, als er gesehen hatte, der Effect des Abdrucks sei hervorgebracht:

„Das ist nicht Alles."

„Wie! was gibt es denn noch?" fragten alle Stimmen.

„Der Herr Herzog von Doudeauville, Minister des königlichen Hauses, hat seine Entlassung genommen."

„Ah!" sagte Lafayette, „ich wußte, daß er, seitdem dem Leichname seines Verwandten die Beschimpfung widerfahren ist, nur auf eine Gelegenheit wartete."

„Nun wohl," erwiederte Salvator, „bei der Nationalgarde hat sich die Gelegenheit geboten."

„Und die Entlassung ist bewilligt worden?"

„Mit Eifer."

„Vom König?"

„Der König ließ sich wohl ein wenig nöthigen; doch die Frau Herzogin von Angoulême bemerkte ihm, das sei ein ganz gefundener Platz für den Herrn Fürsten von Polignac."

„Wie für den Herrn Fürsten von Polignac?"

„Für den Herrn Fürsten Anatole Jules von Polignac, 1804 zum Tode verurtheilt, durch die Vermittlung der Kaiserin Josephine gerettet, 1814 zum römischen Fürsten gemacht, 1816 zum Pair und 1823 zum Botschafter in London."

„Da er aber Botschafter in London ist . . ."

„Ah! was liegt daran, General: man wird ihn zurückberufen."

„Und Herr von Villèle," fragte Herr von Marande, „er hat die Zurückberufung gebilligt?"

„Er hat sich wohl ein wenig widersetzt," antwortete Salvator, der mit einer Erstaunen erregenden

Beharrlichkeit seine leichtsinnige Miene beibehielt; „denn er ist ein feiner Fuchs, dieser Herr von Villèle, wenigstens wie man sagt! In seiner Eigenschaft als feiner Fuchs nun begreift er, obschon nach den Worten von Barthélemy und Méry

Depuis cinq ans entiers, l'impassible Villèle
Cimente sur le roc sa fortune eternelle*),

er begreift, daß es keinen Felsen gibt, so stark er sein mag, den man nicht untergraben kann, — hievon zeugt Hannibal, der nach Titus Livius die Kette der Alpen mit Essig durchbrochen hat, und er befürchtet, Herr von Polignac werde der Essig sein, der seinen Felsen in Staub verwandle."

„Wie!" rief der General Pajol, „Herr von Polignac ins Ministerium?"

„Es bliebe uns, das Gesicht zu verhüllen!" fügte Dupont (de l'Eure) bei.

„Mein Herr," erwiederte Salvator, „es bliebe uns im Gegentheile übrig, uns zu zeigen."

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdrucke, der so verschieden von dem war, welchen er bis dahin angenommen hatte, daß sich Aller Augen auf ihn hefteten.

Da erst erkannten ihn seine drei Freunde; es war wohl ihr Salvator, und nicht mehr der Valsigny von Herrn von Marande.

In diesem Augenblicke trat ein Lackei ein und übergab dem Herrn des Hauses einen Brief.

---

*) Seit fünf vollen Jahren kittet der unempfindliche Villèle sein ewiges Glück an den Felsen.

„Pressant!“ sprach er.

„Ich weiß, was es ist,“ sagte der Banquier.

Und er nahm rasch den Brief, zog ihn aus einem Umschlage ohne Siegel und las folgende drei Zeilen von grober Hand geschrieben:

„Die Nationalgarde aufgelöst.

„Die Entlassung des Herzogs von Doudeauville angenommen.

„Herr von Polignac von London zurückberufen.“

„Wahrhaftig,“ rief Salvator, „man sollte glauben, ich sei es, der Seine Königliche Hoheit Monseigneur den Herzog von Orleans unterrichte.“

Jedermann schauerte.

„Ei! wer sagt Ihnen denn, dieses Billet sei von Seiner Königlichen Hoheit?“ fragte Herr von Marande.

„Ich habe seine Handschrift erkannt,“ antwortete einfach Salvator.

„Seine Handschrift?“

„Ja . . . darüber darf man sich nicht wundern, ich habe denselben Notar wie er: Herrn Baratteau.“

Man meldete, das Souper sei servirt.

Salvator ließ sein Lorgnon fallen und schaute seinen Hut an wie ein Mensch, der sich anschickt, wegzugehen.

„Sie bleiben nicht bei uns beim Souper, Herr von Valsigny?“ fragte Herr von Marande.

„Unmöglich, mein Herr, ich bedaure es sehr.“

„Warum denn?“

„Meine Nacht ist noch nicht beendigt, und ich werde sie vollends im Assisenhofe zubringen.“

„Im Assisenhofe? zu dieser Stunde?“

„Ja; man hat Eile, ein Ende mit einem armen Teufel zu machen, dessen Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt ist.“

„Ah! Sarranti . . . dieser Elende, der zwei Kinder umgebracht und eine Summe von hunderttausend Thalern seinem Wohlthäter gestohlen hat,“ sagte eine Stimme.

„Und der sich für einen Bonapartisten ausgibt,“ sagte eine andere Stimme. „Ich hoffe wohl, er wird zum Tode verurtheilt werden.“

„Ah! zum Tode verurtheilt, — da können Sie sicher sein, mein Herr,“ erwiederte Salvator.

„Und hingerichtet!“

„Ei! hingerichtet, das ist weniger sicher.“

„Wie! Sie glauben, Seine Majestät werde einen solchen Missethäter begnadigen?“

„Nein; doch dieser Missethäter könnte unschuldig sein, und dann käme seine Begnadigung nicht vom König, sondern von Gott,“ erwiederte Salvator.

Und er sprach diese letzten Worte mit einem Ausdrucke, der ihn von Zeit zu Zeit für seine drei Freunde unter dem frivolen Anscheine, mit dem er sich bekleidet hatte, erkennbar machte.

„Meine Herren,“ sagte Herr von Marande, „Sie haben gehört? Das Abendbrod ist servirt.“

Während die Personen, an die sich Herr von Marande wandte, ihren Weg nach dem Speisesaale nahmen, näherten sich die drei jungen Leute Salvator.

„Sagen Sie mir, mein lieber Salvator,“ fragte ihn Jean Robert, „wäre es möglich, daß wir Sie morgen zu sehen nöthig hätten . . .“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Wo werden wir Sie dann finden?"

„Ei! an meinem gewöhnlichen Platze, in der Rue aux Fers, vor der Thüre meiner Schenke, an meinem Weichsteine; Sie vergessen immer, daß ich Commissionär bin, mein Lieber . . . Oh! die Dichter! die Dichter!"

Und er ging ab durch die Thüre der entgegengesetzt, welche in den Speisesaal führte, ohne Zögern, wie ein Mensch, der mit allen Passagen des Hauses vertraut ist, und ließ seine drei Freunde in einem Erstaunen zurück, das an die Betäubung gränzte.

XXII.

Das Taubennest.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht, daß mit einem Ausdrucke reizender Galanterie Herr von Marande, ehe er in sein Cabinet zurückkehrte, wo ihn die von Salvator mitgetheilten Neuigkeiten aus den Tuilerien erwarteten, seine Frau um Erlaubniß gebeten hatte, ihr nach dem Schlusse des Balles einen Besuch in ihrem Schlafzimmer machen zu dürfen.

Es ist Morgens um sechs Uhr; der Tag graut; die letzten Wagen haben aufgehört, auf dem Pflaster des Hofes vom Hotel zu rasseln; die letzten Lichter erlöschen in den Gemächern; die ersten Geräusche von Paris erwachen. Frau von Marande hat sich seit einer Viertelstunde in ihr Schlafzimmer zurückgezogen; es sind fünf Minuten, daß Herr von Marande die letzten Worte mit einem Manne ausgetauscht hat, dessen militärische Haltung sich unter seinem bürgerlichen Kleide verräth.

Die letzten Worte waren:

„Seine Königliche Hoheit mag ruhig sein! sie weiß, daß sie auf mich zählen kann wie auf sich selbst . . .“

Hinter diesem Manne, der rasch in einem Wagen ohne Wappen, bespannt mit zwei kräftigen Rossen, die ein Kutscher ohne Livree führt, abgegangen und mit seiner Equipage an der Ecke der Rue Richelieu verschwunden ist, haben sich die Thore des Hotels geschlossen.

Unsere Leser mögen sich nun nicht zu viel um die eisernen und eichenen Scheidewände bekümmern, die sich zwischen sie und die Gebieter dieses glänzenden Hauses stellen, von dem wir einige Theile beleuchtet haben: unser Romanendichter-Stab braucht sich nur zu erheben, und die bestgeschlossenen Thüren werden sich wieder vor uns öffnen. Benützen wir also dieses Privilegium und drehen wir mit dem Ende dieses Stabes die Thüre des Boudoir von Frau Lydie von Marande. Sesam, öffne dich!

Sie sehen, die Thüre ist geöffnet in das reizende himmelblaue Cabinet, wo Sie vor ein paar Stunden Carmelite die Romanze von der Weide haben singen hören.

Sogleich werden wir vor Ihnen eine erschrecklichere Thüre zu öffnen haben, die des Assisenhofes; mit Ihrer Erlaubniß wollen wir aber, ehe wir den Fuß in diese Hölle des Verbrechens setzen, um einen Augenblick auszuruhen und Kräfte zu sammeln, in das Liebesparadies eintreten, welches man das Zimmer von Frau von Marande nennt.

Diesem Zimmer, um sich nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Boudoir zu finden, ging eine

Art von Vestibule vorher, das die Form eines ungeheuren Prachthimmels hatte; dieses Vestibule, das zugleich ein Badecabinet bildete, war vom Plafond mit farbigen Gläsern, arabische Zeichnungen bildend, beleuchtet; seine Wände und sein Plafond, — mit Ausnahme der Oeffnung, welche bestimmt war, ein Licht eindringen zu lassen, das nie über ein Halbdunkel gehen durfte, — waren mit einem ganz eigenthümlichen Stoffe, von einem neutralen, zwischen dem Perlgrau und dem Orangegelb schwebenden Tone, ausgeschlagen; das Gewebe schien aus jenen asiatischen Pflanzen gemacht, deren spinnbare Fäden die Indianer ausziehen, um den bei uns unter dem Namen Nankin bekannten Stoff daraus zu fabriciren. Die Teppiche waren chinesische Matten, weich wie der geschmeidigste Stoff, und harmonirten in der Farbe bewunderungswürdig mit den Tapeten; die Meubles waren von chinesischem Lack mit einfachen Goldfädchen. Die Marmorarbeiten waren weiß wie Milch, und die Porzellangefässe, welche sie trugen, von jenem ganz eigenthümlichen zarten Türkißblau, durch das sich altes Sèvres auszeichnet.

Den Fuß in diesen süßen, geheimnißvoll durch eine am Plafond hängende Lampe von böhmischem Glase beleuchteten Winkel setzend, hätte man sich hundert Meilen von der Erde geglaubt, und es hätte einem geschienen, man reise in einer von den orangefarbigen, aus Azur und Gold gekneteten Wolken, mit denen Marilhat seine orientalischen Landschaften befranste.

Hatte man einmal diese Wolke erreicht, so war

es ganz einfach, daß man in das Paradies eintrat, und es war in der That wohl das Paradies, dieses Zimmer, in das wir den Leser führen.

Sobald die Thüre geöffnet war, oder, um genauer zu sprechen, sobald der Thürvorhang aufgehoben war, — denn wenn es hier Thüren gab, so hatte sie die Kunst des Tapezirers unsichtbar gemacht, — sobald der Thürvorhang aufgehoben war, war der erste Gegenstand, der in die Augen fiel, die schöne Lydie, träumerisch in dem Bette ausgestreckt, das die rechte Seite des Zimmers einnahm, einen Ellenbogen in ein Kopfkissen vertieft, das von Gaze zu sein schien, und in der andern Hand einen kleinen Band Gedichte in Saffian haltend, ein Buch, das zu lesen sie vielleicht die größte Lust hatte, welches sie aber nicht las, so sehr schien sie von einem andern Gedanken, als dem der Lecture erfüllt zu sein.

Eine Lampe von chinesischem Porzellan brannte über einem Tischchen von Boule und beleuchtete durch eine Kugel von rothem böhmischem Glase die Betttücher mit einer rosenfarbigen Tinte ähnlich der, welche sich bei Sonnenaufgang über den jungfräulichen Schnee des Montblanc verbreitet.

Das ist es, was die Augen zuerst anzog; und wir werden es vielleicht sogleich versuchen, so keusch, als es uns möglich sein wird, den durch dieses bezaubernde Gemälde hervorgebrachten Eindruck wiederzugeben; vorher aber fühlen wir uns wie unwillkürlich hingerissen, die übrige Wohnung zu beschreiben.

Zuerst den Olymp; dann die Göttin, die ihn bewohnte.

Man stelle sich ein Zimmer vor, — oder vielmehr ein Taubennest, gerade groß genug, um zu schlafen, gerade hoch genug, um zu athmen. Es war am Plafond und an der Wand mit nacaratrothem Sammet tapezirt, der Reflexe von Granat, Karfunkel und Rubin an den Stellen hatte, die ihr Vorsprung ins Licht setzte.

Das Bett nahm fast die ganze Länge ein, und kaum hatte an jedem Ende des Bettes eine Etagère von Rosenholz beladen mit dem köstlichsten Tande von Sachsen, Sèvres und China Platz.

Dem Bette gegenüber war der Kamin, wie das übrige Zimmer ganz mit Sammet bekleidet; auf den beiden Seiten dieses Kamins standen zwei Causeuses, welche mit den Federn vom Halse eines Colibri überzogen zu sein schienen, und über jeder von diesen Causeuses ein Spiegel, dessen Rahmen vergoldete Maisblätter bildeten.

Setzen wir uns auf eine von diesen Causeuses und werfen wir einen Blick auf das Bett.

Das Bett war von nacaratrothem Sammet und ohne irgend eine Zierrath; seine reiche Nuance trat nur durch die Umrahmung hervor, unter der es erschien; diese Umrahmung war ein Meisterwerk von Einfachheit, und man wunderte sich, daß es einen Tapezirer gab, der Dichter genug, oder einen Dichter, der Tapezirer genug, um zu einem solchen Resultate zu gelangen. Es bestand aus jenen großen Stücken orientalischen Stoffes, welche die arabischen Frauen Haiks nennen; diese Haiks waren von Seide mit abwechselnd blauen und weißen Streifen; ihre Fransen waren von demselben Gewebe.

An den zwei Extremitäten des Bettes fielen zwei Stücke von diesem Stoffe senkrecht, und konnten sich längs der Wand mittelst aus Gold und Seide geflochtener algerischer Vorhanghalter mit Ringen von Türkissen drapiren.

Der Fond des Bettes war ein ungeheurer Spiegel in einen Rahmen von Sammet dem Bette ähnlich gefaßt, und ruhend nicht auf der Wand, sondern auf einem dritten Haik. Beim oberen Niveau des Spiegels sprang der Stoff, in tausend Falten gelegt, hervor und verband sich in einem sanften Abhange mit einem großen goldenen Pfeile, um den er sich in zwei dicken Bouillons rollte.

Doch das Wunder des Zimmers war das, was der Spiegel dieses Bettes reflectirte, der offenbar bestimmt war, die Gränzen des Gemaches verschwinden zu machen.

Wir haben gesagt, dem Spiegel gegenüber sei der Kamin gewesen. Ueber diesem, mit jenen tausend köstlichen Kleinigkeiten, welche die Welt einer Frau bilden, beladenen Kamine dehnte sich ein Gewächshaus aus, von dem man nur durch ein Spiegelglas ohne Folie getrennt war, das im Nothfalle in die Wand zurücktreten und so das Zimmer der Frau mit dem Zimmer der Blumen in Verbindung setzen konnte. Mitten in diesem Gewächshause, ein Bassin überragend, in welchem chinesische Fische von allen Farben spielten, und wo sich Vögel von Purpur und Azur so groß wie Bienen tränkten, erhob sich eine Marmorstatue von Pradier.

Dieses kleine Gewächshaus war gewiß kaum von der Größe des Zimmers; doch durch ein Wunder von

Anordnung erschien es wie ein herrlicher, ungeheurer Garten Indiens oder der Antillen, so durchschlangen einander die Tropenpflanzen, die es enthielt, als wollten sie den Blicken, die sich auf sie hefteten, das Schauspiel einer ganzen exotischen Flora geben.

Es war in der That ein ganzer Continent von zehn Quadratfuß, ein ganzes Taschen-Asien.

Der Baum, den man den König der Vegetabilien nennt, der Baum der Wissenschaft des Guten und des Bösen, der im irdischen Paradiese geborene Baum, — dessen Ursprung unbestreitbar ist, da das Blatt dazu gedient hat, die Blöße unserer ersten Voreltern zu bedecken, und da er aus diesem Grunde den Namen Adamsfeigenbaum erhalten hat, war repräsentirt durch seine fünf Hauptspecies: den Paradies-Bananenbaum, den Bananenbaum mit kurzen Früchten, den chinesischen Bananenbaum mit rosenfarbiger Sparte, den Bananenbaum mit rother Sparte. Neben ihm wuchs die Heliconia, die sich ihm durch die Länge und die Breite der Blätter nähert; sodann die Ravelania von Madagascar, in Miniatur den berühmten Baum des Reisenden vertretend, wo der durstige Neger das frische Wasser findet, das ihm der ausgetrocknete Bach verweigert; die Strelitzia Regina, deren Blüthe der Kopf einer Schlange mit Griffel und Federkrone von Feuer zu sein scheint; das Blumenrohr von Ostindien, aus dem man in Delhi Gewebe so geschmeidig als der feinste Seidenstoff fabricirt; der Costus, wegen seines Wohlgeruchs von den Alten bei allen religiösen Feierlichkeiten angewendet; der wohlriechende Baumschmarotzer von der Isle de la Réunion; der Zingiber von China,

was nichts Anderes ist, als die Pflanze, die der Ingwer gibt; kurz, eine Sammlung im Auszuge der vegetabilischen Reichthümer der ganzen Welt.

Das Bassin und der Sockel der Statue waren verloren in Farnkraut mit Blättern gerändert wie mit dem Durchschlage und in Lykopoden, die mit dem Bärlapp der feinsten Teppiche von Smyrna und Constantinopel wetteifern konnten.

In Ermanglung der Sonne, welche erst in ein paar Stunden Königin des Horizonts sein wird, suchen sie nun durch diese Blätter, durch diese Blumen, durch diese Früchte die leuchtende Kugel, welche vom Gewölbe herabkommt und, ihre Strahlen durch ein leicht blau gefärbtes Wasser verbreitend, diesem Urwäldchen die reine melancholische Helle, die sanften, silbernen Reflexen des Mondes gibt.

Vom Bette aus gesehen, ist dieses kleine Gewächshaus ein anbetungswürdiges Schauspiel.

Die Person, welche im Bette lag und, auf den Ellenbogen gestützt, in der andern Hand ein Buch hielt, erhob auch, wie wir vorhin sagten, die Augen über ihr Buch und ließ ihre Blicke auf den lilliputischen Pfaden umherschweifen, welche da und dort das Licht in dem Zauberlande zog, das sie durch ein Spiegelglas wie durch einen Traum sah.

Liebte sie, so mußte sie mit den Augen die verliebt verschlungenen Zweige suchen, wohin sie ihr Nest hätte setzen mögen; liebte sie nicht, so mußte sie vom üppigen Leben dieser herrlichen Vegetation das unaussprechliche Geheimniß der Liebe verlangen, von dem jedes Blatt, jede Blume, jeder Duft keusch und mysteriös die ersten Worte enthüllten.

Und nun, da wir hinreichend dieses unbekannte Eden der Rue d'Artois beschrieben haben, sprechen wir von der Eva, die es bewohnte.

Ja, Eva ist wohl der Name, den Lydie, so träumerisch, mit dem Arme aufgestützt und die Meditationen von Lamartine lesend, verdiente; Lydie bei jeder Strophe, — duftende Strophen! — schauend, wie sich die Knospen der Pflanzen öffneten und so in der Natur den im Buche angefangenen Traum fortsetzend. Ja, es war eine wahre Eva, rosig, frisch und blond; Eva am andern Tage nach der Sünde, mit dem Blicke auf Allem, was sie umgab, umherschweifend; Eva zitternd, unruhig, zuckend, ängstlich das Geheimniß dieses Paradieses suchend, wo man fühlte, daß sie zu zwei gewesen, und wo sie ganz betrübt war, daß sie sich wieder allein fand; rufend, durch die Schläge ihres Herzens, durch die Blitze ihrer Augen, durch das Schauern ihrer Lippen, entweder den Gott, der sie zur Welt kommen gemacht, oder den Menschen, der sie sterben gemacht hatte.

Gehüllt, wie sie war, in Betttücher von feinem Batist, den Hals umgeben von einer Flaumpalatine, die Lippe feucht, das Auge in Feuer, die Wange in Blüthe — hätte ein Bildhauer von Athen oder Korinth kein anderes Modell, keinen vollendeteren Typus für eine Statue von Leda geträumt.

Sie hatte in der That von der vom Schwan umschlungenen Leda die verliebte Röthe und die wollüstige Beschauung. Sie so sehend, würde der Autor der Psyche, dieser heidnischen Eva, Canova ein Meisterwerk aus ihr gemacht haben, das seine Venus

Borghese entthront hatte; Correggio hätte daraus eine träumerische Calypso, mit einem Amor hinter ihr in einen Winkel der Draperie verborgen gemacht. Dante hätte daraus die ältere Schwester von Beatrix gemacht, und von ihr durch die Krümmungen der Erde geführt zu werden verlangt, wie er von der jüngeren Schwester durch die Krümmungen des Himmels geführt worden war.

Sicherlich aber hätten sich Dichter, Maler und Bildhauer vor der bewunderungswürdigen Person verbeugt, in der zugleich, durch eine unbegreifliche Mischung, die Schamhaftigkeit des Mädchens, der Reiz der Frau, die Sinnlichkeit der Göttin residirten; ja, das zehnte, das fünfzehnte, das zwanzigste Jahr, das Kinderjahr, das mannbare Jahr, das Liebesjahr, diese drei Jahre, welche die Trilogie der Jugend bilden, welche, jedes der Reihe nach, dem Kinde, dem Mädchen, der Frau entgegenkommen, und, einmal überschritten, zurückbleiben; diese drei Jahre, wie die drei Gracien von Germain Pilon, schienen dem privilegirten Geschöpfe, dessen Portrait wir zu zeichnen suchen, das Geleite zu geben und auf seine Stirne die Blumen mit den reinsten Wohlgerüchen, mit den frischesten Farben zu entblättern.

Je nach der Art, wie man sie anschaute, erschien sie: ein Engel hätte sie für seine Schwester gehalten, Paul für Virginie, Desprieux für Manon Lescaut.

Woher kam bei ihr diese dreifache, unvergleichliche, seltsame, unerklärbare Schönheit? Das werden wir in der Folge unserer Erzählung, nicht zu erklären, aber begreiflich zu machen suchen, indem

wir dieses Kapitel oder vielmehr das nächste den Unterredungen der Frau von Marande und ihrem Gatten vorbehalten.

Dieser Gatte wird sogleich eintreten; er ist es, den Lydie in einer so tiefen Zerstreuung erwartet; er ist es aber sicherlich nicht, den ihr unbestimmter Blick in den Halbtinten des Zimmers und in dem Halbschatten des Gewächshauses sucht.

Er hat sie indessen auf eine sehr zärtliche Art um diese Erlaubniß gebeten, die er sogleich benützen wird, um die Erlaubniß, einen Augenblick in ihrem Zimmer mit ihr plaudern zu dürfen, ehe er sich in seiner Wohnung einschließen würde.

Wie! so viel Schönheit! so viel Jugend, so viel Frische, Alles, was der Mann, zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre, das heißt zum Culminationspunkte seiner Jugend gelangt, Idealstes träumen kann, und was er nie trifft; wie! so viel Glück, so viel Freude, so viel Trunkenheit, alle diese Schätze gehören einem einzigen Manne, und dieser Mann ist der allerdings frische, blonde, rosenfarbige, zierliche, höfliche und geistreiche, aber trockene, kalte, egoistische, ehrgeizige Banquier, den wir kennen! Alles dies gehört ihm wie sein Hotel, wie seine Bilder, wie seine Kasse!

Welches mysteriöse Abenteuer, welche sociale Macht, welche tyrannische, unerbittliche Autorität konnten mit einander diese zwei, — wenigstens dem Anscheine nach, — so unähnlichen Wesen, diese zwei Stimmen, welche so wenig gemacht, um mit sich zu sprechen, diese zwei Herzen, welche so schlecht gemacht, um sich zu verstehen, verbinden?

Wahrscheinlich werden wir es später erfahren.

Mittlerweile hören wir sie plaudern, und vielleicht wird uns ein Blick, ein Zeichen, ein Wort von einem dieser zwei an einander Gefesselten auf die Spur von Ereignissen bringen, welche für uns noch in der dunklen Nacht der Vergangenheit verborgen sind.

Plötzlich glaubte die schöne Träumerin das dumpfe Rauschen der Teppiche im vorhergehenden Zimmer zu hören; so leicht der Tritt war, der sich näherte, der Boden krachte unter ihm. Frau von Marande ließ ihre Toilette rasch eine letzte Revue passiren; sie kreuzte ihren Schwanenpelz enger auf ihrem Halse; sie zog die Spitze ihres Nachthemdes weiter auf ihr Handgelenke vor, und als sie sah, daß die ganze übrige Person auf eine tadellose Art verschleiert war, so machte sie nicht mehr die geringste Bewegung, um die Anordnung zu verändern.

Nur legte sie ihr offenes Buch auf das Bett zurück und hob ein wenig die Stirne empor, so daß nicht mehr der obere Theil ihres Kopfes, sondern ihr Kinn in ihrer Hand ruhte, und in dieser Stellung, welche noch mehr Gleichgültigkeit, als Coquetterie bezeichnete, erwartete sie ihren Herrn und Meister.

XXIII.

Eheliche Plauderei.

Herr von Marande hob den Vorhang auf, blieb aber auf der Thürschwelle stehen.

„Darf ich eintreten?" fragte er.

„Gewiß . . . Versprachen Sie nicht, Sie werden kommen? . . . Ich erwartete Sie seit einer Viertelstunde."

„Ah! was sagen Sie mir da, Madame? Sie müssen so müde sein! Nicht wahr, ich bin unbescheiden gewesen?"

„Nein; kommen Sie."

Herr von Marande näherte sich, grüßte voll Anmuth, nahm die Hand, die ihm seine Frau reichte, neigte sich auf diese Hand mit dem zarten Gelenke, mit den weißen, schmalen Fingern, mit den rosigen Nägeln, und legte seine Lippen so leicht darauf, daß Frau von Marande mehr die Absicht begriff, als daß sie den Kuß fühlte.

Die junge Frau befragte mit den Augen ihren Gatten.

Es ließ sich leicht sehen, daß nichts ungewöhnlicher war, als ein solcher Besuch von Herrn von Marande; und dennoch ließ sich auch sehen, daß dieser Besuch weder gewünscht, noch gefürchtet war: es war eher der Besuch eines Freundes als der eines Gatten, und Lydie schien sogar mit mehr Neugierde als Besorgniß zu warten.

Herr von Marande lächelte; dann sagte er mit seiner sanftesten Stimme:

„Ich muß mich vor Allem entschuldigen, daß ich Sie so spät oder vielmehr so früh besuche. Glauben Sie mir, hielten mich nicht die wichtigsten Geschäfte den ganzen Tag außer dem Hause, so würde ich eine günstigere Gelegenheit abgewartet haben, um vertraulich mit Ihnen zu reden."

„Welche Stunde Sie auch wählen mögen, mein

Herr, um mit mir zu sprechen," erwiederte Frau von Marande mit liebreichem Tone, „es ist immer eine kostbare Gelegenheit, um so kostbarer, je seltener sie ist."

Herr von Marande verbeugte sich, diesmal aber zum Zeichen des Dankes; dann trat er an eine Bergère, rückte sie hinzu, und lehnte den Arm des Meuble an das Bett von Frau von Marande an, so daß er sich ihr gegenüber befand.

Die junge Frau ließ ihren Kopf wieder auf ihre Hand fallen und wartete.

„Erlauben Sie mir, Madame," sagte Herr von Marande, „daß ich, ehe ich in die Sache selbst eingehe, oder, wenn Sie lieber wollen, um besser in dieselbe einzugehen, Ihnen meine Complimente über Ihre außerordentliche Schönheit wiederhole, welche alle Tage zunimmt und heute Nacht wahrhaft den Culminationspunkt der menschlichen Schönheit erreicht zu haben schien."

„In der That, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich auf eine solche Höflichkeit antworten soll: sie bereitet mir um so mehr Freude, als Sie mir gewöhnlich die Complimente mit einer gewissen Sparsamkeit zumessen. Gestatten Sie, daß ich mich darüber beklage, ohne es Ihnen vorzuwerfen."

„Klagen Sie wegen meines Geizes nur die auf die Arbeit eifersüchtige Liebe an. Meine ganze Zeit ist der Aufgabe gewidmet, die ich mir vorgesetzt habe; würde es mir aber eines Tages erlaubt sein, einen Theil meiner Stunden in der süßen Muße zuzubringen, die Sie mir in diesem Augenblicke gewähren,

glauben Sie mir, dieser Tag wäre einer der schönsten meines Lebens."

Frau von Marande schlug die Augen zu ihrem Gatten auf und schaute ihn, als könnte ihr nichts seltsamer scheinen, als das, was er ihr so eben gesagt hatte, mit Erstaunen an.

„Ei! mich dünkt, mein Herr," antwortete sie mit allem Zauber, den sie ihrer Stimme zu geben vermochte, „mich dünkt, so oft Sie diese Muße zu genießen verlangen, werden Sie nur zu thun haben, was Sie diesen Morgen gethan . . . mich zu benachrichtigen, Sie wünschen mich zu sehen, oder auch," fügte sie lächelnd bei, „sich bei mir einzufinden, ohne mich zu benachrichtigen."

„Sie wissen," sagte Herr von Marande ebenfalls lächelnd, „das liegt nicht in unseren Bedingungen."

„Diese Bedingungen, mein Herr, Sie haben sie dictirt, und nicht ich; ich habe sie einfach angenommen. Es war nicht an der, welche, ohne Ihnen irgend eine Mitgift zu bringen, von Ihnen ihr Vermögen, ihre Stellung . . . und sogar die Ehre ihres Vaters erhielt, Bedingungen zu machen, wie mir scheint."

„Glauben Sie, liebe Lydie, der Augenblick sei gekommen, etwas an diesen Bedingungen zu ändern, und würde ich Ihnen nicht sehr überlästig scheinen, käme ich, zum Beispiel, diesen Morgen und würfe ungeschlachter Weise meinen ehelichen Realismus mitten unter die Träume, die Sie heute Nacht gemacht haben, und vielleicht in diesem Augenblicke, wo ich mit Ihnen spreche, noch machen?"

Frau von Marande fing an zu begreifen, worauf die Conversation abzielte, und fühlte eine Purpur-

wolke über ihr Gesicht ziehen. Der Banquier ließ dieser Wolke Zeit, sich zu zerstreuen, und fragte dann gerade auf den Punkt zurückkommend, wo das Gespräch unterbrochen worden war, mit seinem ewigen Lächeln und seiner unbeugsamen Höflichkeit:

„Diese Bedingungen, Madame, Sie erinnern sich derselben?"

„Vollkommen, mein Herr," antwortete die junge Frau mit einer Stimme, die sie ruhig zu erhalten sich anstrengte.

„Ich habe das Glück, bald drei Jahre Ihr Gatte zu sein, und in drei Jahren vergißt man viele Dinge."

„Ich werde nie vergessen, was ich Ihnen verdanke, mein Herr."

„Hierin, Madame, sind wir verschiedener Ansicht. Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas verdanken; sollten Sie aber das Gegentheil denken und irgend eine Schuld mir gegenüber eingegangen zu haben meinen, so würde ich Sie bitten, gerade diese Schuld zu vergessen."

„Man vergißt nicht, wann man will, und wie man will, mein Herr; und es gibt gewisse Leute, für die der Undank nicht nur ein Verbrechen, sondern auch eine Unmöglichkeit ist! Mein Vater, ein in den Geschäften ungeschickter alter Soldat, steckte sein ganzes Vermögen, das er zu verdoppeln hoffte, in eine industrielle Speculation und wurde zu Grunde gerichtet. Er hatte Verbindlichkeiten bei dem Banquehause übernommen, bei welchem Sie Nachfolger wurden, und diese Verbindlichkeiten konnten zur Verfallzeit nicht gehalten werden. Ein junger Mann..."

„Madame ...“ versuchte Herr von Marande zu unterbrechen.

„Ich will über nichts weggehen,“ sagte Lydie: „Sie würden glauben, ich habe vergessen. Ein junger Mann, der meinen Vater für reich hielt, bat um meine Hand; ein instinctartiger Widerwille gegen diesen jungen Mann machte, daß mein Vater von Anfang sein Gesuch zurückwies. Doch besiegt durch meine Bitten, — dieser junge Mann hatte mir gesagt, er liebe mich, und ich glaubte ihn zu lieben...“

„Sie glaubten?“ fragte Herr von Marande.

„Ja, mein Herr, ich glaubte. Ist man mit sechzehn Jahren seiner Gefühle ganz sicher, besonders, wenn man aus der Pension kommt und die Welt ganz und gar nicht kennt? . . . Ich wiederhole also, besiegt durch meine Bitten, empfing am Ende mein Vater Herrn von Bedmar. Alles wurde festgesetzt, selbst meine Mitgift: dreimal hunderttausend Franken. Doch es verbreitete sich das Gerücht vom Ruine meines Vaters, mein Bräutigam stellte plötzseine Besuche ein und verschwand! nur empfing mein Vater einige Zeit nachher von ihm einen Brief datirt von Mailand, in welchem er ihm sagte, da er seinen ersten Widerwillen, ihn zum Schwiegersohne anzunehmen, erfahren habe, so wolle er seinen Sympathien keine Gewalt anthun. Meine Mitgift war abgesondert deponirt und vor jedem Angriffe geschützt worden; es war ungefähr die Hälfte von dem, was mein Vater Ihrem Banquehause schuldete. Drei Tage vor der Verfallzeit seiner Verbindlichkeiten erschien er bei Ihnen, bot Ihnen die dreimal hunderttausend Franken an und bat Sie um Frist für das Uebrige.

Sie antworteten ihm, er möge sich vor Allem beruhigen, und fügten bei, da Sie ihm ein Geschäft vorzuschlagen haben, so bitten Sie ihn um ein Rendezvous in seinem Hause am andern Tage . . . Ist das so?"

„Ja, Madame . . . Nur muß ich gegen das Wort Geschäft Einsprache thun."

„Ich glaube, es ist das, dessen Sie sich bedienten."

„Ich brauchte einen Vorwand, um Eintritt in Ihr Haus zu erlangen, Madame: das Wort Geschäft war keine Bezeichnung, sondern ein Vorwand."

„Ich verlasse das Wort, mein Herr: bei solchen Umständen ist das Wort nichts, die Sache ist Alles. Sie kamen und machten meinem Vater den unerwarteten Antrag, mein Gatte zu werden, als meine Mitgift die von ihm Ihrem Hause gegenüber contrahirten sechsmal hunderttausend Franken Schulden zu nehmen, und ihm die hunderttausend Thaler zu lassen, die er Ihnen angeboten hatte."

„Ihrem Vater mehr antragend, Madame, hätte ich befürchtet, er würde es ausschlagen."

„Ich kenne Ihr ganzes Zartgefühl, mein Herr. Mein Vater, so sehr er von dem Vorschlage betäubt war, nahm an, mit Vorbehalt meiner Einwilligung, und diese Einwilligung ließ, wie Sie wissen, nicht auf sich warten."

„Ah! Sie haben ein frommes, kindliches Herz, Madame."

„Erinnern Sie sich unserer Zusammenkunft mein Herr? Meine ersten Worte waren, daß ich von der Vergangenheit sprach, daß ich Ihnen gestand . . ."

„Eines von den Mädchengeheimnissen, welche zu

vollenden ein delicater Mann seiner Braut nie die Zeit lassen darf. Uebrigens fügte ich bei: „„Nehmen Sie meinen Antrag aus welchem Gesichtspunkte es Ihnen beliebt, mein Fräulein, „entweder als ein Geschäft, das ich mache . . .““

„Sie sehen wohl, daß dies das Wort war, dessen Sie sich bedienten!“

„Ich bin Banquier,“ sagte Herr von Marande, „man muß der Gewohnheit verzeihen . . . „„entweder als ein Geschäft, das ich mache, und dessen Resultate, obgleich unbekannt, für mich vortheilhaft sein müssen, oder als eine Schuld, die ich im Namen meines Vaters bezahle.““

„Ganz richtig, mein Herr! ich erinnere mich Alles dessen. Es handelte sich um einen von meinem Vater dem Ihrigen während des Kaiserreichs, oder am Anfange der Restauration geleisteten Dienst.“

„Ja, Madame . . . Dann fügte ich bei, da ich nicht glaube, daß dieser doppelte Titel, unter dem ich Ihr Gatte werde, Sie zu irgend einem Danke verpflichte, so lasse ich Ihnen vollkommene Freiheit hinsichtlich Ihrer Gefühle für mich; ich selbst, obschon ich Verbindlichkeiten übernommen habe, behalte mir meine Unabhängigkeit vor; nie, so verführerisch Gott Sie geschaffen habe, sollen Sie durch meine ehelichen Ansprüche belästigt werden. Ich setzte endlich hinzu, schön, jung und zur Liebe fähig, wie Sie es seien, glaube ich sogar dieser angebotenen Freiheit keine andere Gränze geben zu müssen, als das Maß, das sie derselben, sie nach den gesellschaftlichen Convenienzen regelnd, würden setzen wollen. Nur nahm ich mir vor, über Sie zu wachen, wie es ein nach-

sichtiger Vater bei seiner Tochter thut, und, — immer als ein Vater, unter dem Titel Wächter Ihres Rufes, der der meinige wurde, — den ungebührlichen Versuchen zu steuern, welche gewisse Menschen, durch Ihre Schönheit angezogen und geblendet, zu machen nicht verfehlen würden."

„Mein Herr . . ."

„Ach! dieser Vatertitel, ich hatte bald das Recht, ihn anzunehmen: der Oberste starb plötzlich auf einer Reise, die er in Italien machte; mein Correspondent in Rom sandte mir diese traurige Nachricht zu. Ihr Schmerz, als Sie es erfuhren, war groß; die ersten Monate unserer Ehe sahen uns in Trauer gekleidet."

„Oh! von Herzen, wie von Körper, das schwöre ich Ihnen, mein Herr."

„Kann ich daran zweifeln, Madame, ich, der ich so viel Mühe hatte, nicht Sie dieses Unglück vergessen zu machen, sondern von Ihnen zu erlangen, daß Sie Ihre Verzweiflung in die Gränzen der Vernunft einschließen. Sie hatten die Güte, mir Gehör zu schenken; Sie legten am Ende die düstern Kleider ab, oder vielmehr die düstern Kleider verließen Sie am Ende; man sah Sie aus dieser Trauer hervortreten, wie in den ersten Frühlingstagen eine Blume aus der grauen Winterhülle hervortritt. Der Sammet der Jugend, die Frische der Schönheit waren nie von Ihren Wangen verschwunden, doch das Lächeln hatte sich von Ihren Lippen verbannt. Allmälig . . . ah! machen Sie sich keinen Vorwurf daraus, Madame, das ist ein Gesetz der Natur . . . allmälig kam das verbannte Lächeln wieder, die verdüsterte Stirne

klärte sich auf, die durch Seufzer beengte Brust fing an sich in freudigem Aufathmen zu erweitern; Sie kehrten zum Leben, zum Vergnügen, zur Coquetterie zurück; Sie wurden wieder Frau, und, lassen Sie mir diese Gerechtigkeit widerfahren, ich diente Ihnen als Führer und Stütze auf diesem schwierigen Wege, — schwieriger, als man glaubt, — der von den Thränen zum Lächeln, vom Schmerze zur Freude zurückbringt."

„Ja," sagte Frau von Marande, die Hand ihres Gatten ergreifend, „und lassen Sie mich diese redliche Hand drücken, die mich so geduldig, so liebreich, so brüderlich geführt hat."

„Sie danken mir für eine Gunst, die Sie mir erwiesen haben! das ist wahrhaftig zu viel Güte von Ihnen."

„Aber, mein Herr," fragte Frau von Marande, ganz bewegt, — sei es nun von der Scene, welche stattfand, sei es von den Erinnerungen, die diese Scene in ihr zurückrief, „werden Sie wohl die Güte haben, mir zu erklären, worauf Sie abzielen?"

„Ah! verzeihen Sie Madame! ich vergaß sowohl die Stunde, die es ist, als den Ort, wo ich mich befinde, und die Müdigkeit, die Sie fühlen müssen."

„Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie sich ewig in meinen Intentionen irren."

„Ich fasse mich kurz, Madame. Ich sagte also, Ihre Rückkehr in die Welt nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahre habe eine lebhafte Sensation hervorgebracht. Sie hatten die Welt schön verlassen, sie sah Sie bezaubernd wieder: nichts

verschönert so sehr, als der Succeß: von reizend wie Sie waren, machten Sie Ihre Successe anbetungswürdig."

„Nun kommen Sie wieder auf Ihre Complimente zurück."

„Nun kommen wir wieder auf die Wahrheiten zurück: dahin muß man immer zurückkommen, Madame. Lassen Sie mich Ihnen nun sagen, und ich werde mit ein paar Worten geendigt haben."

„Ich höre."

„Nun wohl, Madame, indem ich Sie aus der Dunkelheit hervorzog, die Ihre Trauerkleider auf Sie warfen, that ich, was Pygmalion that, als er seine Galatea aus dem Marmorblocke zog, wo sie vor Aller Augen verborgen war. Denken Sie sich nun Pygmalion als unsern Zeitgenossen, denken Sie sich, er führe seine Galatea in die Welt unter dem Namen ... Lydie; denken Sie, statt Pygmalion zu lieben, liebe Galatea ... nichts; — stellen Sie sich die Herzensangst des armen Pygmalion vor, die Leiden, ich sage nicht einmal seiner Liebe, sondern seines Stolzes, wenn er wird sagen hören: „„Nicht für sich hat der arme Bildhauer den Marmor belebt, sondern ... für ...""

„Mein Herr, die Vergleichung ..."

„Ja, ich kenne das Sprüchwort: „„Vergleich ist nicht Vernunft*);"" das ist wahr. Kommen wir also auf die Wirklichkeit zurück, rein ohne Metapher. Nun wohl, Madame, diese erstaunliche Schönheit, die

*) Comparaison n'est pas raison.

Ihnen tausend Freunde erobert, und **mir** tausend Neider schafft; diese wunderbare Anmuth, welche um Sie, wie Bienen um einen Rosenstrauch, die Blüthe der Elegants summen macht; diese Gewalt, die Sie über Alles üben, was Sie umgibt, und die unwiderstehlich Alles anzieht, was in Ihre Sphäre kommt; diese zauberische Schönheit endlich erschreckt mich und macht mich zittern, wie mich würde der Anblick eines Absturzes zittern machen, über dem ich in Ihrer theuren Gesellschaft spazieren ginge . . . Verstehen Sie mich, Madame?"

„Ich versichere Sie, nein, mein Herr," antwortete Lydie.

Und mit einem reizenden Lächeln fügte sie bei:

„Was Ihnen, beiläufig bemerkt, beweist, daß ich nicht so viel Geist habe, als Sie manchmal zu sagen mir die Ehre erweisen."

„Es ist mit dem Geiste wie mit der Sonne, Madame: er hat seine Stunden der Zurückgezogenheit und der Sammlung. Ich will also zugleich wie zu Ihrem Geiste, so zu Ihren Augen zu sprechen suchen. Erinnern Sie sich, daß Sie eines Tags, auf unserer Reise nach Savoyen, als wir von Entremont kommend, von der Höhe des Berges herab die Rhone erblickten, welche in der Sonne schimmerte wie ein Fluß von Silber, im Schatten wie ein Fluß von Azur, erinnern Sie sich, daß Sie plötzlich meinen Arm verließen, auf das Plateau liefen und dann ganz erschrocken stehen blieben, da Sie, durch die einen schwachen Teppich bildenden Blumen und Kräuter, einen vor Ihren Schritten geöffneten Abgrund er-

schauten, der nur sichtbar war, wenn man den Rand erreicht hatte?"

„Oh! ja, ich erinnere mich dessen," erwiederte die Augen schließend und leicht erbleichend Frau von Marande, „und es freut mich, daß ich mich erinnere, denn hätten Sie mich nicht festgehalten und zurückgezogen, so hätte ich wahrscheinlich nicht das Glück, Ihnen meinen Dank zu erneuern."

„Ich begehrte ihn nicht, Madame; nur wünschte ich Ihnen durch ein Bild, und Ihre Erinnerungen erweckend, deutlicher, als ich es noch gethan, das zu erklären, was ich vorhin einen Abgrund nannte. Nun wohl, ich wiederhole, Ihre Schönheit erschreckt mich wie jene Schlucht von sechshundert Fuß Tiefe, welche Blumen und Kräuter bedeckten, und ich befürchte, wir werden eines Tags Beide davon verschlungen werden! . . . Diesmal verstehen Sie, Madame?"

„Ja, mein Herr, ich glaube, daß ich zu begreifen anfange," antwortete die junge Frau die Augen niederschlagend.

„Fangen Sie an zu begreifen, so bin ich ganz ruhig," erwiederte lächelnd Herr von Marande. „Sie werden sogleich völlig begreifen! . . . Ich sagte also, Madame, für Sie einen Vater ersetzend, — Sie wissen, daß ich nie andere Rechte, als diese in Anspruch nahm? — müsse ich die Augen mit einer gewissen Besorgniß auf die Schaaren von Schönen, Elegants, Dandys werfen, welche meine Tochter umgeben . . . Bemerken Sie wohl, Madame, daß meine Tochter jede Freiheit hat: in dieser funkelnden, geputzten Schaar kann sie ihre Wahl treffen; aus

dieser Wahl wird nie ein Unglück entstehen; nur halte ich es, nicht für mein Recht, sondern für meine Pflicht, ihr, immer als Vater, zu sagen: „„Gut gewählt, mein Kind . . . Schlecht gewählt, meine Tochter!““

„Mein Herr!“

„Doch, nein! ich irre mich, ich werde ihr das nicht sagen: ich lasse die Männer, die sich besonders mit ihr beschäftigen, die Revue passiren, und ich werde ihr meine Ansicht über diese Männer sagen... Wollen Sie meine Ansicht über Einige von denjenigen wissen, die sich gestern am meisten mit Ihnen beschäftigt haben?“

„Reden Sie, mein Herr.“

„Lassen Sie uns mit Monseigneur Coletti anfangen.“

„Oh! mein Herr!“

„Ich nenne Ihnen ihn nur der Erinnerung wegen und als passende Eröffnung der Liste; übrigens, Madame, ist Monseigneur Coletti ein reizender Prälat!“

„Ein Priester!“

„Sie haben Recht; auch bringen Sie mich sogleich auf Ihr Gefühl: ein Priester ist nicht gefährlich für eine Frau wie Sie . . . schön, jung, reich, frei . . . oder beinahe frei; und Monseigneur Coletti kann sich öffentlich oder insgeheim mit Ihnen beschäftigen, beim hellen Tage oder in der tiefsten Finsterniß kommen, Niemand wird es einfallen, zu sagen, Frau von Marande sei die Geliebte von Monseigneur Coletti.“

„Und dennoch, mein Herr . . ." sagte die junge Frau, ihren Satz mit einem Lächeln abschneidend.

„Dennoch liebt er Sie, oder er ist vielmehr verliebt in Sie: Monseigneur Coletti liebt nur sich selbst; — das ist es, was Sie sagen wollen, nicht wahr?"

Das in Permanenz auf den Lippen von Frau von Marande gebliebene Lächeln war eine stillschweigende Beipflichtung zur Meinung ihres Mannes.

„Nun wohl," fuhr der Banquier fort, „ein Anbeter in den hohen Würden der Kirche steht einer hübschen jungen Frau ziemlich wohl an, besonders wenn diese hübsche junge Frau weder spröd, noch devot ist, und einen andern Liebhaber hat."

„Einen andern Liebhaber!" rief Lydie.

„Bemerken Sie wohl, daß ich nicht gerade von Ihnen rede; ich generalisire, ich sage eine hübsche junge Frau . . . Sie sind jung unter den Jungen, hübsch unter den Hübschen; doch Sie sind nicht die einzige junge, die einzige hübsche Frau von Paris, nicht wahr?"

„Oh! ich hege diese Anmaßung durchaus nicht, mein Herr."

„Monseigneur Coletti mag also gelten! Er läßt für Sie die beste Loge des Conservatoire aufbewahren, wenn die Oratorien kommen; er reservirt Ihnen die beste Tribune von Saint-Roch, um das Magnificat und das Dies irae zu hören, und er hat meinem Haushofmeister Recepte von Wildpretpurée gegeben, welche die Bewunderung Ihrer zwei alten Cicisbei, der Herrn von Courchamp und Montrond,

erregten. Sodann ist da ein reizender Junge, den ich von ganzem Herzen liebe . . ."

Frau von Marande befragte ihren Gatten mit dem Blicke; dieser Blick bedeutete klar: „Wer das?"

„Lassen Sie mich auch sein Lob gegen Sie aussprechen, nicht als Dichter, nicht als dramatischer Schriftsteller, — Sie wissen, es ist abgemacht, daß die Banquiers nichts von der Poesie oder dem Theater verstehen, — sondern als Mensch . . ."

„Sie meinen Herrn . . .?"

Frau von Marande zögerte.

„Ich meine Herrn Jean Robert, bei Gott!"

Eine zweite Purpurwolke, noch viel intensiver und tiefer gefärbt als die erste, zog über das Gesicht von Frau von Marande; ihr Gatte verlor nicht die kleinste Nuance hievon; er hatte jedoch den Anschein, als gäbe er nicht darauf Acht.

„Sie lieben Herrn Jean Robert?" fragte die junge Frau.

„Warum nicht? Er ist von gutem Hause; sein Vater nahm bei den republikanischen Heeren einen Grad ein, der über dem war, welchen der Ihrige bei den kaiserlichen Heeren einnahm; hätte er sich mit der Familie Napoleon vereinigen wollen, so wäre er als Marschall von Frankreich gestorben, statt sterbend seine Familie im Elend oder beinahe im Elend zurückzulassen. Der junge Mann hat Alles das in die Hand genommen; er ist muthig durch die Schwierigkeiten des Lebens gegangen; das ist ein offenes, redliches Herz, das vielleicht seine Liebe, aber durchaus nicht seine Antipathien zu verbergen weiß. Sehen Sie, mich, zum Beispiel, mich liebt er nicht . . ."

„Wie, er liebt Sie nicht?“ rief Frau von Marande, die sich hinreißen ließ; „ich habe ihm doch gesagt . . .“

„Er soll sich den Anschein geben, als liebte er mich . . . Nun wohl, der arme Junge, obschon er, ich bezweifle es nicht, die größte Rücksicht für Ihre Ermahnungen hat, vermöchte doch bei diesem Punkte nicht dazu zu gelangen, daß er Ihnen gehorchen würde. Nein, er liebt mich nicht! sieht er mich auf einer Seite der Straße kommen, und er kann ohne Unhöflichkeit auf die andere gehen, so thut er es; begegne ich ihm, und er ist, unversehens erfaßt, genöthigt, mich zu grüßen, so geschieht es mit einer Kälte, von der jeder Andere als ich verletzt wäre, der ich diese Pflicht der Höflichkeit erfülle, um ihn eine Einladung bei Ihnen annehmen zu machen. Gestern habe ich ihn gezwungen, buchstäblich gezwungen, mir die Hand zu geben, und wenn Sie wüßten, was der arme Junge während der ganzen Zeit, die seine Hand in der meinigen blieb, gelitten hat! Das hat mich gerührt, und je mehr er mich haßt, desto mehr liebe ich ihn . . . Sie begreifen das, nicht wahr, Madame? Das ist ein undankbarer Mensch, aber ein redlicher Mensch.“

„Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß nicht, wie ich das, was Sie mir sagen, nehmen soll!“

„Wie man Alles nehmen muß, was ich sage: als die Wahrheit. Der arme Junge glaubt sich im Unrechte gegen mich, und das macht ihn befangen.“

„Mein Herr, in welchem Unrechte?“

„Ich sage Ihnen nicht, er sei kein Geisterseher; er ist Dichter, und jeder Dichter ist es mehr oder

weniger . . . Ah! eine Empfehlung: nicht wahr, er macht Ihnen Verse?"

„Mein Herr . . ."

„Er hat gemacht; ich habe sie gesehen."

„Er läßt sie aber nicht drucken!"

„Er hat Recht, wenn sie schlecht sind; er hat Unrecht, wenn sie gut sind. Er thue sich meinetwegen keinen Zwang an. Ich setze indessen eine Bedingung."

„Welche, wenn ich fragen darf? Daß mein Name nicht dabei stehe?"

„Im Gegentheile, im Gegentheile! Teufel! Geheimnisse gegen uns, seine Freunde! Nein! . . . Ihr Name mag mit allen Buchstaben dabei stehen! Wer Henkers wird Schlimmes in Versen gemacht von einem Dichter an eine hübsche Frau finden? Wenn Herr Jean Robert Verse an eine Blume, an den Mond, an die Sonne macht, setzt er einen Anfangsbuchstaben dazu? Nicht wahr, nein? er setzt ihren ganzen Namen. Wie die Blume, wie der Mond, wie die Sonne, sind Sie eine von den sanften, schönen, wohlthätigen Schöpfungen der Natur: er behandle Sie also wie die Sonne, wie den Mond, wie die Blumen."

„Ah! mein Herr, wenn Sie im Ernste sprechen . . ."

„Ja, ich verstehe, das macht Ihnen die Brust ein wenig leicht."

„Mein Herr . . ."

„Das ist also abgethan; Herr Jean Robert bleibt, er mag wollen oder nicht, unter der Zahl unserer Freunde; und wundert man sich über seine

unausgesetzten Aufmerksamkeiten, so sagen Sie, — was wahr ist, — weder Sie, noch er haben diese beharrlichen Aufmerksamkeiten gewünscht, sondern ich, der ich dem Talente, dem Zartgefühle und der Discretion von Herrn Jean Robert volle Gerechtigkeit widerfahren lasse."

„Was für ein sonderbarer Mann sind Sie doch, mein Herr!" rief Frau von Marande, „und wer wird mir das Geheimniß Ihrer seltsamen Zuneigung für mich sagen?"

„Belästigt sie Sie?" fragte Herr von Marande mit einem Lächeln, das nicht ganz von Melancholie frei war.

„Oh! nein, Gott sei Dank! . . . nur läßt sie mich befürchten, daß . . ."

„Nun, was läßt sie Sie befürchten?"

„Daß an einem schönen Tage . . . Doch nein, es ist unnöthig, daß ich Ihnen sage, was mir durch den Geist, oder vielmehr durch das Herz geht."

„Reden Sie, Madame, wenn das, was Sie zu sagen haben, einem Freunde gesagt werden kann."

„Nein, das hätte beinahe das Ansehen einer Erklärung."

Herr von Marande schaute seine Frau fest an.

„Aber, mein Herr," sagte sie, „ist Ihnen nicht auch manchmal Eines eingefallen?"

Herr von Marande schaute fortwährend seine Frau an.

„Was? Lassen Sie hören, Madame!" fragte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte.

„Daß sich . . . so lächerlich das sein mag, eine Frau in ihren Mann verlieben kann."

Eine Wolke zog rasch über das Gesicht von Herrn von Marande; er schloß die Augen, und die Dunkelheit bildete sich, so zu sagen, auf seiner Physiognomie.

Alsdann erwiederte er den Kopf schüttelnd und als erwachte er aus einem Traume:

„Ja, so lächerlich es sein mag, das kann geschehen. Bitten Sie Gott, Madame, daß ein solches Phänomen nicht zwischen uns eintrete!"

Und die Stirne faltend, fügte er mit leiser Stimme bei:

„Das wäre ein zu großes Unglück für Sie und besonders für mich!"

Dann stand er auf und machte ein paar Gänge im Zimmer, wobei er sich bemühte, in dem Theile zu bleiben, der am Kopfe des Bettes von Frau von Marande war, und wohin ihm daher die Blicke von dieser nicht folgen konnten.

Aber, Dank sei es einem in ihrer Nähe befindlichen Spiegel, Lydie bemerkte, daß sich ihr Gatte die Stirne und vielleicht sogar die Augen mit einem Taschentuche abwischte.

Ohne Zweifel entging es Herrn von Marande nicht, seine Aufregung, was auch die Ursache davon sein mochte, verrathe ihn in den Augen seiner Frau; denn, sein Gesicht erheiternd und seine Lippen und seine Augen zum Lächeln zwingend, setzte er sich wieder in den ein paar Minuten leer gebliebenen Lehnstuhl.

Sodann, nachdem er noch einen Augenblick geschwiegen hatte, sagte er mit seiner sanftesten Stimme:

„Nun, Madame, nachdem ich die Ehre gehabt habe, Ihnen meine Meinung über Monseigneur Coletti und Herrn Jean Robert zu sagen, habe ich

Sie noch um die Ihrige über Herrn Lorédan von Valgeneuse zu bitten."

Frau von Marande schaute ihren Gatten mit einem gewissen Erstaunen an.

„Mein Herr," antwortete sie, „meine Meinung über ihn ist die der ganzen Welt."

„So sagen Sie mir die der ganzen Welt, Madame."

„Herr von Valgeneuse . . ."

Sie schwieg, verlegen, weiter zu gehen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte sie, „Sie scheinen mir Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuse zu haben."

„Vorurtheile, ich? Gott behüte mich, daß ich Vorurtheile gegen Herrn von Valgeneuse habe! nein, ich höre nur, was man sagt . . . Sie wissen, nicht wahr, was man von Herrn von Valgeneuse sagt?"

„Er ist reich, er hat Succeſſe, er ist bei Hof sehr wohl gelitten: das ist mehr als es braucht, daß man viel Schlimmes von ihm sagt."

„Wissen Sie, was man von ihm Schlimmes sagt?"

„Wie ich das Schlimme weiß, mein Herr; sehr mittelmäßig."

„Nun, so hören Sie, was man sagt . . . Sprechen wir zuerst von seinem Reichthum."

„Er ist unbestritten."

„Gewiß, in der Thatsache seiner Existenz; doch bestreitbar, wie es scheint, in der Art, wie er ihn erlangt hat."

„Hat nicht der Vater von Herrn von Valgeneuse das Vermögen eines älteren Bruders geerbt?"

„Ja; nur ist über diese Erbschaft eine düstere

Geschichte im Umlaufe; es handelt sich um etwas wie um ein Testament, das beim Tode dieses älteren Bruders verschwunden wäre, der in dem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartete, von einem Schlage getroffen worden sein soll. Es war ein Sohn da. ... Haben Sie hievon sprechen hören, Madame?"

„Unbestimmt: die Gesellschaft, die mein Vater sah, war nicht die von Herrn von Valgeneuse."

„Ihr Vater war ein redlicher Mann, Madame, und es gibt ein Sprüchwort über die Gesellschaft, die man sieht. Nun wohl, es war ein Sohn da, ein reizender junger Mann, den die Erben, die, welche man anklagt, — sage ich, welche man anklagt, so handelt es sich, wohlverstanden, nicht um eine Anklage vor dem Assisenhofe, — den die Erben, aus dem Hause seines Vaters gejagt haben; denn er war notorisch der Sohn des Marquis von Valgeneuse, der Neffe des Grafen und folglich der Vetter von Herrn Lorédan und Fräulein Susanne. An eine großartige Existenz gewöhnt, soll sich dieser junge Mann, der sich plötzlich von allen Mitteln entblößt sah, sodann erschossen haben."

„Das ist in der That eine düstere Geschichte!"

„Ja, die aber, statt die Familie zu verdüstern, dieselbe sehr erfreut hat. Lebte der junge Mann, so konnte sich jeden Augenblick das Testament wiederfinden und der wahre Erbe mit diesem Testamente bewaffnet wiedererscheinen; war aber der Erbe todt, so gab es keine Chance, daß das Testament allein wiedererschien. Dies, was den Reichthum betrifft. — Was die Succeſſe von Herrn von Valgeneuse in

der Welt betrifft, so nehme ich an, Sie verstehen unter dem Worte Succeß Liebesglück."

„Nennt man das nicht so?" sagte lächelnd Frau von Marande.

„Nun, was seine Successe betrifft, so scheint es, daß sie sich auf Frauen von der großen Welt beschränken, und daß, wenn er sich an das wendet, was man Mädchen aus dem Volke nennt, trotz des edelmüthigen Beistands, den ihm bei solchen Gelegenheiten seine Schwester Fräulein Susanne von Valgeneuse leistet, der junge Mann zuweilen genöthigt ist, Gewalt anzuwenden."

„Ah! mein Herr, was höre ich da?"

„Etwas was Ihnen Herr Coletti wahrscheinlich besser sagen würde, als ich; denn ist Herr von Valgeneuse gut bei Hofe, so ist dies so durch die Kirche."

„Und Sie sagen," fragte Frau von Marande, welche ein gewisses Interesse an diesen, wahren oder falschen, Anschuldigungen nahm; „und Sie sagen, Fräulein Susanne unterstütze ihren Bruder bei seinen Liebesunternehmungen?"

„Ah! das, das ist bekannt, und wahrhaftig, die Personen, welche die leidenschaftliche Freundschaft kennen, welche Fräulein Susanne für ihren Bruder hegt, tragen ihr Rechnung dafür. Fräulein Susanne unterscheidet sich dadurch von ihrem Bruder, daß sie das Familienleben liebt, und daß sie alle Vergnügungen, beinahe alle wenigstens, in ihrem Hause sucht."

„Ah! mein Herr, und Sie glauben an solche Verleumdungen?"

„Ich, Madame, ich glaube an nichts, außer an

den Curs der Rente, und ich muß diesen noch im Moniteur gedruckt sehen. Doch das, an was ich, zum Beispiel, glaube, ah! das ist an die Geckenhaftigkeit und an die Indiscretion von Herrn von Valgeneuse. Er ist wie die Schnecke in dieser Hinsicht: er beschmutzt die Reputationen, die er nicht frißt."

„Ah! Sie lieben Herrn von Valgeneuse nicht mein Herr!" sagte Frau von Marande.

„Nein, ich gestehe es . . . Sollten Sie ihn zufällig lieben, Madame?"

„Ich! Sie fragen mich, ob ich Herrn Lorédan liebe?"

„Mein Gott! ich frage Sie das, wie ich Sie etwas Anderes fragen würde; nur habe ich mich eines schlechten Ausdruckes bedient; ich weiß wohl, daß Sie Niemand im absoluten Sinne des Wortes lieben. Ich hätte Sie fragen müssen: „„Gefällt Ihnen Herr Lorédan?""

„Er ist mir gleichgültig?"

„Wahrhaftig, Madame?"

„Oh! ich betheure es Ihnen; nur möchte ich eben so wenig ihm, als einem Andern ein Unglück widerfahren sehen, das er nicht verdient hätte."

„Ei! wer kann solche Dinge wünschen? Ich versichere Ihnen auch, Madame, daß — wenigstens von meiner Seite, — Herrn von Valgeneuse nur verdientes Unglück widerfahren wird."

„Welches Unglück kann denn Herr von Valgeneuse verdienen, und wie könnte ihn dieses Unglück von Ihnen aus treffen?"

„Ei! Madame, das ist ganz einfach! So, zum

Beispiel, hat Ihnen heute Nacht Herr von Valgeneuse sehr beharrlich den Hof gemacht . . ."

„Mir?"

„Ihnen, ja, Madame . . . es war nichts Ungebührliches dabei, es geschah bei Ihnen, und man konnte diese Bestrebungen von Herrn von Valgeneuse, unabläßig auf Ihrer Ferse zu sein, als ein . . . vielleicht übertriebenes, jedoch entschuldbares Zeichen von Höflichkeit gegen seine Wirthin betrachten. Sie gehen indessen, wie Sie wohl begreifen? noch zu andern Soiréen als den Ihrigen; Sie werden Herrn von Valgeneuse in der Welt begegnen: nun wohl, wenn er nur in acht Soiréen anderswo thut, was er hier gethan hat, so sind Sie eine compromittirte Frau. Ei! mein Gott, ich will Sie nicht erschrecken, Madame; doch an dem Tage, wo Sie eine compromittirte Frau sein werden, ist Herr von Valgeneuse ein todter Mann!"

Frau von Marande stieß einen Schrei aus.

„Ah! mein Herr," sagte sie, „ein todter Mann meinetwegen! getödtet für mich! das wird der Gewissensbiß meines ganzen Lebens sein."

„Ei! wer sagt Ihnen denn, daß ich Herrn Lorédan für Sie und Ihretwegen tödten würde?"

„Sie selbst, mein Herr."

„Ich habe nicht ein Wort hievon gesagt. Tödtete ich Herrn Lorédan für Sie oder Ihretwegen, so wären Sie noch viel mehr nach als vor seinem Tode compromittirt; nein, ich würde ihn tödten wegen . . . des Preßgesetzes oder wegen der letzten Revue der Nationalgarde, wie ich Herrn von Bedmar getödtet habe."

„Herrn von Bedmar?“ rief Lydie furchtbar erbleichend.

„Nun wohl,“ fuhr Herr von Marande fort, „hat man je erfahren, daß es für Sie oder Ihretwegen geschehen ist?“

„Sie haben Herrn von Bedmar getödtet?“ wiederholte Frau von Marande.

„Ja; wußten Sie denn das nicht?“

„Ah! mein Gott!“

„Ich gestehe Ihnen indessen, daß ich einen Augenblick zögerte. Sie wissen oder Sie wissen nicht, daß ich Gründe hatte, Herrn von Bedmar zu verachten; bei einem Umstande hatte ich die Ueberzeugung erlangt, sein Benehmen sei nicht das eines redlichen Mannes gewesen. Man schrieb mir, — einer meiner Correspondenten aus Italien, — am 20. November 1824 werde Herr von Bedmar in Livorno sein. Ich erinnerte mich, daß ich ein wichtiges Geschäft in Livorno hatte; ich traf am 19. November dort ein; Herr von Bedmar traf ebenfalls ein. Dann bekamen wir, ich weiß nicht, wie das zuging, im Hafen von Livorno, in dem Augenblicke, wo er hier landete, einen Streit wegen einer ganz geringfügigen Sache, wegen eines Commissionärs: der Streit erbitterte sich; kurz ich fand mich beleidigt, und forderte von ihm Genugthuung wegen dieser Beleidigung, wobei ich ihm, wie das meine Gewohnheit ist, die Wahl der Waffen ließ: er hatte Unrecht, die Pistole zu wählen, eine ungeschlachte Waffe, welche zerreißt, zerschmettert, tödtet. Auf der Stelle gaben wir uns Rendez-vous in den Cascine von Pisa. Auf dem Kampfplatze angekommen, stellten uns unsere

Zeugen zwanzig Schritte aus einander; ich warf einen Louis d'or in die Luft, um zu wissen, wer zuerst schießen sollte: das Loos fiel ihm zu; er schoß . . . ein wenig tief; die Kugel durchbohrte mir den Schenkel."

„Durchbohrte Ihnen den Schenkel?" rief Frau von Marande.

„Ja, Madame, glücklicher Weise, ohne den Knochen anzugreifen."

„Ich habe aber nie erfahren, daß Sie verwundet worden sind."

„Wozu Sie mit einer Wunde plagen, die in vierzehn Tagen geheilt war."

„Und verwundet, wie Sie waren, mein Herr ...?"

„Legte ich auf ihn an . . . In diesem Augenblicke geschah es, wie ich erwähnte, daß ich zögerte: es war ein sehr hübscher Junge, im Genre von Herrn von Valgeneuse; ich sagte mir: „„Vielleicht wird er, wie Herr von Valgeneuse, von einer Mutter, von einer Schwester geliebt!"" ich zögerte... Hielt ich um eine Linie rechts oder links, so fehlte ich ihn, und da ich verwundet war, so endigte sich das Duell hiemit. Doch ich erinnerte mich, daß Herr von Bedmar ein junges Mädchen schändlich betrogen hatte; daß er auch am Ende seiner Pistole den Vater dieses Mädchens gehabt hatte, der herbeigekommen war, um von ihm Genugthuung für diesen Schimpf zu verlangen, und daß er, der Elende! den Vater dieses Mädchens getödtet hatte. Da zielte ich gerade auf die Brust, die Kugel durchbohrte ihm das Herz, und er fiel, ohne einen Seufzer von sich zu geben."

„Mein Herr," rief Frau von Marande, „mein Herr . . . Sie sagen, mein Vater . . .?"

„Sei von Herrn von Bedmar im Duell getödtet worden; das ist die Wahrheit. Sie sehen, daß ich Recht gehabt habe, ihm eben so wenig Gnade zu gewähren, als ich bei einem ähnlichen Umstande Herrn von Valgeneuse gewähren würde."

Und seine Frau mit einem Gesichte so ruhig wie bei seinem Eintritte grüßend, ging Herr von Marande hinaus, gefolgt von dem erschrockenen Blicke von Frau von Marande.

„Ah!" murmelte Lydie, indem sie ihren Kopf wieder auf ihr Kissen fallen ließ, „Gott verzeihe mir! es gibt Augenblicke, wo ich glaube, daß dieser Mann mich liebt . . . und daß ich ihn liebe!"

C. F. Ridderstad,

Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Der Trabant. Geschichtlicher Roman.	21	Bändchen.
Der Fürst. „ „	14	„
Das Gewissen oder Geheimnisse von Stockholm.	28	„
Vater und Sohn	16	„

Wir glauben uns ein wirkliches Verdienst um die deutsche Lesewelt erworben zu haben, indem wir Ridderstad, diesen neuen glänzenden Stern an dem schönen literarischen Himmel Skandinaviens, bei ihr einführten.

In den bis jetzt erschienenen Romanen hat der Verfasser sich einen ehrenvollen Platz zur Rechten Walter Scotts errungen und seine Ebenbürtigkeit mit diesem unübertroffenen Dichter unverkennbar dargethan.

Thaddäus Kosciuszko.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

3 Bde. eleg. geh. Thlr. 1. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Es ist wohl unbestritten, daß der Verfasser dieses Romans einer unserer beliebtesten Schriftsteller ist. Haben doch seine Romane wie seine wissenschaftlichen Werke in ganz Deutschland, ja sogar in Amerika großes Aufsehen gemacht, sowie mehrere der letzteren in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Unter diesen zeichnet sich vor allen das oben genannte Werk aus. Nicht nur daß die Wahl des Helden eine sehr glückliche genannt werden darf, da schon bei dem Namen Kosciuszko alle edleren Herzen diesseits und jenseits des Oceans höher schlagen — es ist dem Verfasser auch gelungen, die Schicksale desselben mit einer solchen Treue und doch zugleich poetischen Verklärung darzustellen, daß sie uns bis zum letzten Momente fesseln und zum innigsten Mitgefühle hinreißen.

In unserem Verlage erscheinen seit Beginn dieses Jahres:

Emilie Flygare-Carlén's
Sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

In Lieferungen à 10 Ngr. = 30 kr. rhein.

Flygare-Carlén's Romane und Erzählungen gehören zu dem Vorzüglichsten, was irgend eine Nation an Unterhaltungs-Literatur besitzt; sie sind in fast alle lebende Sprachen übersetzt und nehmen unter der ohnehin sehr spärlichen Auswahl gediegener und tief moralischer Lektüre für Damen jedes Alters eine der ersten Stellen ein. —

Diese Ausgabe erscheint in Classikerformat in 14tägigen Lieferungen à 10 Ngr. oder 30 kr. rhein. auf schönem Papier mit großer Schrift gedruckt und wird

jeder Roman, jede Lieferung einzeln abgegeben,

weßhalb sich Niemand durch den Ankauf einzelner Lieferungen zur Abnahme der ganzen Sammlung verbindlich macht.

Die ersten Lieferungen liegen in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig.

Stuttgart, 1856.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

I.

Assisenhof der Seine.

Sitzung vom 29. April.

Affaire Sarranti.

Der Leser, als er aus dem Munde von Salvator erfuhr, dieser begebe sich in den Justizpalast, um dort den letzten Debatten der Affaire Sarranti beizuwohnen, mußte begreifen, es brauche nicht weniger, als die absolute Nothwendigkeit, in der wir uns befinden, Herrn von Marande in das Zimmer seiner Frau zu folgen, daß wir ihn nicht auf der Stelle in den großen, erschrecklichen Saal des Justizpalastes führten, wo das Verbrechen seine Strafe holt, und leider auch zuweilen durch einen unseligen Irrthum die Unschuld ihre Verurtheilung.

Drei Statuen müßten in drei Winkel dieses großen Saales gestellt werden, in Erwartung einer vierten, welche vielleicht ewig abwesend bliebe: die von Calas, von la Barre und von Lesurques!

Gegen elf Uhr Abends, in dem Augenblicke, wo Karl X. seinen Conseil hielt, in dem Momente, wo

Hunderte von Equipagen das Pflaster der Rue d'Artois erschallen machten, boten die Zugänge des Justizpalastes ein Schauspiel, welches noch viel interessanter, als das des Boulevard des Italiens.

In der That, von der Place du Chatelet, — wenn man von Norden nach Süden bis zur Place du Pont-Saint-Michel ging, — waren der Pont du Change, die Rue de la Barillerie, der Pont Saint-Michel und alle benachbarte Straßen; und, — wenn man von Westen nach Osten ging, von der Place Dauphine bis zum Pont de la Cité, — die Quais de l'Horloge, Desaix, de la Cité, de l'Archevêché, des Orfévres bedeckt von einer so compacten, so gedrängten, so unruhigen Menge, daß man hätte glauben sollen, die alte Insel des Palastes schwanke, schwimmend geworden, mitten in der Seine und mache eine äußerste Anstrengung, um dem Orkane, der sie gegen das Meer treibe, zu widerstehen. Was viel dazu beitrug, dieser Menge eine große Aehnlichkeit mit einem stürmischen Ocean zu geben, das war das dumpfe, tiefe, monotone Tosen, von dem sie alle Straßen der Umgegend wiederhallen machte, und das wie eine wüthende Fluth bis zu den Gewölben des alten Palastes vom heiligen Ludwig emporstieg.

An diesem Abend oder vielmehr in dieser Nacht, denn der Abend war schon weit vorgerückt, sollten sich die Debatten des Processes Sarranti schließen, der sehr mit Recht in einem so hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit seit dem Tage, wo der Moniteur die Anklageacte veröffentlicht hatte, in Anspruch nahm.

Die Leser werden sich also nicht wundern, daß

ein Proceß, der in den Annalen der Criminaljustiz Epoche zu machen bestimmt war, in die Umgebung des Palastes einen so großen Volkszusammenlauf und in den Saal eine viel beträchtlichere Menge zog, als der Saal fassen konnte. Um die Verwirrung, die Unruhe und, wer weiß? die Unordnungen zu vermeiden, welche ein solcher Zustrom hätte veranlassen können, hatte es der Herr Präsident für nöthig erachtet, zum Voraus Eintrittskarten an die Personen, oder wenigstens an einen Theil der Personen, die darum nachgesucht, auszutheilen. Selbst die Advocaten hatten eine gewisse Anzahl für jeden Sitzungstag erhalten.

Es war unmöglich gewesen, den zahlreichen Gesuchen der Einen und der Andern zu entsprechen: mehr als zehntausend Bitten um Billets waren an den Herrn Präsidenten seit dem Tage, an welchem man die Anklageacte veröffentlicht hatte, gerichtet worden. Die Diplomatie, die beiden Legislaturen, der Adel, der Richterstand, die Armee und der reiche Handelstand hatten sich um diese Gunst beworben; wenige von diesen Bewerbungen waren erhört worden.

In Folge hievon waren alle Plätze dergestalt besetzt, daß man hätte glauben sollen, die Zuschauer seien an einander gelöthet und bilden nur noch einen einzigen Körper; man hörte auch von Zeit zu Zeit vor der Thüre und in den Gängen die Stimme eines Unglücklichen, den man erstickte. Der Schweif der Zuschauer verlängerte sich nicht nur bis ans Ende der Gallerie und versperrte die zahlreichen Treppen, welche nach den verschiedenen Eingangsthüren mündeten, sondern diese ungeheure Reihe von Zuschauern

hatte sogar, — wie eine Riesenschlange, — ihren Schweif auf der Place du Pont-Saint-Michel und ihren Kopf auf der Place du Châtelet.

Mehrere Bänke waren speciell für die Advocatenzunft vorbehalten worden, doch bald hatte sich derselben eine große Anzahl von Damen bemächtigt, welche nicht Platz auf den Bänken hatten finden können, die für sie in der inneren Umschließung, der Advocatenbank gegenüber, bereit standen.

Die Debatten waren erst seit zwei Tagen eröffnet, und obschon man bis jetzt keinen Beweis für das Verbrechen hatte, dessen Herr Sarranti angeklagt war, sagte man doch im Justizpalaste, und man wiederholte in der Menge, der Wahrspruch sollte noch an demselben Tage gegeben werden.

Man erwartete jeden Augenblick ihn bekannt machen zu hören; wir reden wenigstens von denjenigen, welche von fern der Sitzung beiwohnten; und, obschon es elf Uhr geschlagen hatte, obschon in der Menge ein, wahres oder falsches, Gerücht im Umlaufe, nach welchem der förmliche Befehl zugeschickt worden war, daß noch im Verlaufe der Sitzung das Verbrechen abgeurtheilt und der Spruch erlassen sein müsse, kam keine Nachricht nach außen, und die Ungeduldigsten fingen an die energischen Schreie auszustoßen, welche die da und dort unter der Menge zerstreuten Gendarmen nicht ganz zurückzuhalten vermochten.

Für diejenigen, welche den Debatten beiwohnten, nahm im Gegentheile das Interesse immer mehr zu, und dreizehn Stunden Audienz an einem Tage, — die Sitzung hatte um zehn Uhr Morgens begonnen, —

hatten die Aufmerksamkeit der Einen nicht vermindert, die Neugierde der Andern nicht geschwächt.

Uebrigens waren, außer der Theilnahme, die der Angeklagte im Herzen von Jedem erregte, diese schon so ergreifenden Debatten noch viel interessanter durch das merkwürdige Talent, mit welchem denselben präsidirt wurde, und zugleich durch die Energie und den guten Tact des Advocaten, der Herrn Sarranti vertheidigte, gemacht worden.

Was das Talent des Präsidenten betrifft, es war unvergleichlich. Es ließ sich unmöglich, bei so ernsten und so peinlichen Functionen, ein schärferer, präciserer Geist der Analyse, ein eleganterer und leichterer Vortrag, ein erhabeneres Gefühl für den Wohlanstand und eine ängstlichere Unparteilichkeit zur Anwendung bringen. Denn, sagen wir es beiläufig, da wir eine Gelegenheit hiezu finden, wir, die wir uns etwas auf diese ängstliche Unparteilichkeit, die wir an dem Herrn Präsidenten des Assisenhofes loben, zu Gute thun, das Talent des Präsidenten, seine Gewandtheit und seine Billigkeit üben auf den Gang der Debatten und sogar auf die Haltung des Publicums einen außerordentlichen Einfluß; man kann nicht glauben, wie sehr sie ihnen Größe und Würde einflößt und den Sitzungen der Gerichtshöfe den ihnen eigenthümlichen imposanten Charakter gibt.

Die Feierlichkeit dieses Abends hatte gerade zugleich den imposanten Charakter, von dem wir sprechen, und einen düstern, traurig fantastischen Charakter, den man hinreichend begreifen wird, wenn wir mit ein paar Worten die Inscenirung dieser Sitzung gemacht haben.

Jedermann oder beinahe Jedermann kennt den Sitzungssaal des Assisenhofes von Paris. Es ist ein ungeheures Rechteck, mehr lang, als breit, düster, tief und hoch wie eine Kirche.

Wir sagen düster, obschon dieser Saal das Licht durch fünf ungeheure Fenster und zwei Glasthüren empfängt, welche alle auf einer Seite des Saales, der linken vom Eintritte aus, angebracht sind; aber, mag nun die rechte Seite, durch welche kein Licht eindringt, außer wenn sich die kleine Thüre öffnet, durch die der Angeklagte aus und eingeht, — mag nun, sagen wir, diese düstere Wand, welche vergebens Füllungen von blauem Papier aufzuhellen suchen, an die Wand, die sie anschaut, ihre Dunkelheit werfen, oder mag der Tempel der Gerechtigkeit einen Reflex von dem häßlichen Kothe bewahren, mit welchem das Verbrechen sein Pflaster befleckt hat, man wird plötzlich, in den Saal des Assisenhofes eintretend, von einer schwarzen Traurigkeit, von einem Schauer des Ekels, von einem Eindrucke ähnlich dem erfaßt, welchen man empfände, setzte man in den Wald eintretend den Fuß auf ein Schlangennest.

Doch an diesem Abend, — statt der düsteren Tinte, in die er sich gewöhnlich kleidet, — glänzte der Assisenhof von Lichtern, welche vielleicht noch trauriger als seine Dunkelheit.

Man denke sich diese ganze Menge seltsam beleuchtet durch die schwankenden Scheine von hundert Lichtern, durch den Reflex von Lampen, welche, mit Dämpfern bedeckt, den Geschworenen ein sonderbares Aussehen, eine traurige Blässe verliehen, wie sie den

von den spanischen Meistern gemalten Inquisitoren eigenthümlich ist.

Trat man in den Saal ein, so wurde man durch dieses leuchtende Halbdunkel oder, besser gesagt, diese düstere Halbhelle unwillkürlich an die geheimnißvollen Sitzungen des Rathes der Zehn oder der Inquisition erinnert. Alle Gehennen und Torturen des Mittelalters fielen einem ein, und man suchte im finstersten Winkel des Saales die leichenbleiche Maske des Folterers.

In dem Augenblicke, wo wir in das Innere eindringen, schickt sich der Herr Staatsanwalt an, sein Requisitorium zu sprechen.

Er steht.

Es ist ein Mann von hoher Gestalt, bleich von Gesicht, knochig und dürr wie ein altes Pergament, ein lebendiger Leichnam, der vom Leben nur noch die Stimme und den Blick hat; denn von Geberde, von Bewegung ist keine Rede, und auch diese Stimme ist schwach wie ein Hauch; auch dieser Blick ist unbestimmt, ohne entschiedenen Ausdruck. Dieser Mensch, um Alles zu sagen, scheint die Verkörperung der Criminalprocedur zu sein; es ist ein Requisitorium in Fleisch und Knochen: in Knochen besonders!

Ehe wir aber die Hauptpersonen dieses Dramas hörbar machen, sagen wir, welchen Platz sie im Sitzungssaale einnahmen.

Im Fond des Saales, am Mittelpunkte des kreisförmigen Bureau, ist der Präsident, assistirt von den Richtern, welche den Hof bilden.

Zur Rechten vom Eintretenden oder zur Linken vom Präsidenten, unter zwei von den hohen Fenstern,

sind die vierzehn Geschworenen. Wir sagen vierzehn statt zwölf, der Herr Staatsanwalt hat, in Betracht der muthmaßlichen Länge der Debatten, die Beifügung von zwei Supplementargeschworenen und einem Ersatzrichter verlangt.

In der kreisförmigen Einfriedung, welche das Bureau des Hofes begränzt, ist der ehrliche Herr Gérard als Civilpartie.

Es war wohl derselbe Mann, beinahe kahl, mit grauen, kleinen, tiefliegenden, trüben Augen, mit dichten, ergrauenden Augenbrauen, aus deren Mitte, wie starre Wildschweinsborsten, lange Haare hervorstanden, welche sich in der Linie einer geierschnabelartig gebogenen Nase verbindend über den Augen einen Bogen von einer übertriebenen, ganz unverhältnißmäßigen Krümmung bildeten; es war endlich diese feige, gemeine Physiognomie, welche einen so seltsamen Eindruck auf den Abbé Dominique bei seinem Eintritte in das Schlafzimmer des Sterbenden gemacht hatte.

Das Gesicht eines Mannes, der von der Gerechtigkeit verlangt, daß sie ihn an einem Mörder räche, ist in der Regel, was auch seine gewöhnliche Häßlichkeit sein mag, rührend, im höchsten Grade interessant, während das Gesicht des Angeklagten Verachtung und Ekel erregt; hier aber war es das Gegentheil, und hätte man das Publikum, das die Versammlung bildete, gefragt, so würde es, — rechts das schöne, redliche Gesicht von Herrn Sarranti und das unschuldvolle, rechtschaffene Antlitz des Abbé Dominique sehend, — das Publikum würde einstimmig gesagt haben, die Rollen seien verkehrt, der Mörder sei

das Opfer, und derjenige, welcher für das Opfer gelte, sei der Mörder. Ohne einen andern Grund, ohne einen andern Beweis, als die rasche Beschauung der zwei Männer, war es unmöglich, sich hierin zu täuschen.

Haben wir noch bemerkt, daß Herr Sarranti, escortirt von zwei Gendarmen, von Zeit zu Zeit, auf das Geländer gestützt, mit seinem Sohne und seinem Advocaten sprach, so werden wir in allen ihren Details die Scenirung dieser traurigen Feierlichkeit auseinandergesetzt haben.

Wir haben gesagt, die Debatten seien seit zwei Tagen eröffnet gewesen. Die Sitzung, der wir den Leser beiwohnen lassen, war also die dritte und wahrscheinlich die letzte Sitzung.

Sagen wir rasch, was in den zwei ersten Sitzungen vorgefallen war.

Nach den präliminaren Förmlichkeiten verlas man die Anklageacte, welche wir nicht mittheilen werden, die aber Personen, die sich für dergleichen Stücke besonders interessiren, in den Journalen jener Zeit finden können.

Aus dieser Acte ging hervor, daß Herr Gaëtano Sarranti, ehemaliger Militär, geboren in Ajaccio, auf Corsica, achtundvierzig Jahre alt, Officier der Ehrenlegion, angeklagt war, am Abend des 20. August 1820 mit Einbruch eine Summe von dreimalhunderttausend Franken aus dem Secretär von Herrn Gérard gestohlen, eine Frau im Dienste von Herrn Gérard ermordet, und die zwei Neffen von Herrn Gérard entführt oder getödtet zu haben, ohne daß

man je die Spur ihrer Person oder ihrer Leichname hätte auffinden können.

Verbrechen vorhergesehen durch die Artikel 293, 296, 302, 304, 345 und 354 des Strafcodex.

Nach Verlesung der Anklageacte befragte man, in der gewöhnlichen Form, den Angeklagten: er antwortete Nein auf alle Fragen, die man an ihn machte, ohne andere Zeichen einer Gemüthsbewegung von sich zu geben als den Schmerz, den er zu fühlen schien, als er den Tod oder das Verschwinden der zwei Kinder erfuhr.

Der Advocat von Herrn Gérard glaubte Herrn Sarranti ungeheuer dadurch in Verlegenheit zu bringen, daß er ihn fragte, warum er so plötzlich das Haus verlassen habe, wo er mit so viel Wohlwollen aufgenommen worden sei; doch Herr Sarranti antwortete einfach, da die Verschwörung, deren Hauptchefs er einer gewesen, der Polizei denuncirt worden sei, so habe er sich nach den Instructionen des Kaisers zu Herrn Lebastard de Prémont, französischem General im Dienste von Rundschit Sing, begeben.

Dann erzählte er, wie er, um seinem Projecte Folge zu geben, in Begleitung des Generals nach Europa zurückgekehrt sei und in Genossenschaft mit ihm den König von Rom aus dem Palaste von Schönbrunn zu entführen versucht habe, ein Versuch, der, wie er seit seiner Verhaftung erfahren, zu seinem großen Bedauern, — gestand er, — gescheitert sei.

So, während er die Bezüchtigung des Diebstahls und des Mordes zurückwies, nahm er die des Majestätsverbrechens in Anspruch und verwarf nur das

bürgerliche Schaffot, um mit lauter Stimme das politische zu reclamiren.

Das war aber nicht die Sache derjenigen, welche ihn verurtheilen wollten. Was man in Herrn Sarranti zu finden wünschte, das war der gemeine Dieb, der abscheuliche Mörder, der sich das blutige Vermögen von zwei unglücklichen Kindern anzueignen trachtet und nicht der politische Verschwörer, der, mit Gefahr seines Lebens, eine Dynastie an die Stelle einer andern setzen und mit gewaffneter Hand die Form einer Regierung ändern will.

Der Präsident war genöthigt, Herrn Sarranti mitten unter den von ihm gegebenen Erklärungen zurückzuhalten.

Bei diesen Erklärungen durchlief das ganze Auditorium ein sympathetischer Schauer, der auch ihn, den Beamten, unwillkürlich und wie die Andern ergriff.

Dann kam die Angabe von Herrn Gérard.

Unsere Leser erinnern sich seiner vor dem Maire von Viry gemachten ersten Angabe am Tage, nachdem das Verbrechen begangen worden. Die zweite war identisch dieselbe. Es ist also unnöthig, daß wir sie hier mittheilen, da sie der Leser schon kennt.

Das Ende der ersten Sitzung nahm die Zeugenaussage ein. Diese Aussage war, ganz wider Sarranti, ein langer Panegyricus von Herrn Gérard, gegen den, wenn man den Zeugen glauben durfte, der heilige Vincenz de Paula nur ein elender Egoist war.

Diese Zeugen waren keine andere, als der Maire von Viry. Der Leser kennt schon den guten Mann.

Bethört durch die Unruhe, durch die an Verwirrung gränzende Befangenheit, in der sich Herr Gérard in dem Augenblicke befand, wo er die Katastrophe dem Maire anzeigte, hatte dieser die Betäubung des Verbrechers für den Schrecken des Opfers genommen. Man hörte auch das Zeugniß von fünf bis sechs Bauern, Pächtern und Grundeigenthümern von Viry, welche, da sie zu Herrn Gérard nur in landwirthlichen Beziehungen, bei Gelegenheit von Ankäufen und Verkäufen von Gütern, gestanden hatten, erklärten, bei allen diesen Verträgen habe sich Herr Gérard als ein Mann von einer strengen Pünktlichkeit und Redlichkeit gezeigt.

Man hörte noch zwanzig bis fünfundzwanzig Zeugen von Vanvres und vom Bas-Maudon, das heißt alle diejenigen, welche von Herrn Gérard, seitdem er unter ihnen wohnte, zahlreiche Zeichen seiner Wohlthätigkeit und seines Edelmuths empfangen hatten.

Diejenigen von unseren Lesern, die sich des Kapitels betitelt: „Ein Dorfphilantrop," erinnern, werden begreifen, welche Wirkung auf die Jury die Erzählung der guten Handlungen des redlichen Herrn Gérard und vorzüglich die Erzählung der letzten, das heißt der, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte, hervorbringen mußte.

Selbst über Herrn Gérard befragt, antwortete Herr Sarranti mit seiner ganz militärischen Treuherzigkeit, er halte ihn für einen vollkommen redlichen Mann, und er müsse durch sehr ernste Anscheine getäuscht worden sein, um gegen ihn, Herrn Sarranti, eine so grausame Anklage zu erheben.

Worauf ihn der Präsident fragte:

„Was sagen Sie aber zu Ihrer Rechtfertigung, und wie erklären Sie sich den Diebstahl der hunderttausend Thaler, den Tod von Madame Gérard und das Verschwinden der Kinder?"

„Die hunderttausend Thaler gehörten mir," erwiederte Herr Sarranti, „oder, besser gesagt, es war ein Depot, das mir der Kaiser Napoleon anvertraut hatte. Sie sind mir von der Hand von Herrn Gérard selbst wiedergegeben worden. Was die Ermordung von Madame Gérard und das Verschwinden der Kinder betrifft, so kann ich nichts hierüber bemerken, da Madame Gérard vollkommen gesund war, und die Kinder in dem Augenblicke, wo ich das Schloß verließ, nämlich Nachmittags um drei Uhr, auf der Wiese spielten."

Alles dies war so wenig wahrscheinlich, daß der Präsident die Geschworenen anschaute, — und diese schüttelten den Kopf mit einer höchst bezeichnenden Miene.

Was Dominique betrifft, so blieb sein Anblick während des Laufes der Debatten der eines Menschen, welcher von einem bis zum Delirium gehenden Fieber befallen ist. Er stand auf, er setzte sich wieder, zog seinen Vater am Schooße seines Ueberrocks, öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, stieß dann plötzlich einen Seufzer aus, zog sein Sacktuch aus der Tasche, wischte seine schweißbedeckte Stirne ab, ließ seinen Kopf in seine Hände fallen und blieb Stunden lang wie vernichtet.

Etwas Aehnliches ging übrigens auf Seiten von Herrn Gérard vor; denn, — für die Anwesenden unerklärliche Befangenheit, — es war nicht Herr

Sarranti, sondern vielmehr Dominique, dem Herr Gérard mit den Augen folgte.

Stand Dominique auf, so stand er, wie durch eine Feder emporgehoben, auch auf; öffnete Dominique den Mund, um zu sprechen, so floß der Schweiß von der Stirne des Anklägers, der einer Ohnmacht nahe zu sein schien.

Diese zwei Bläßen rangen mit einander, welche zuerst die Leichenfarbe erreichen würde.

Mitten unter diesen mysteriösen Scenen, deren Geheimniß nur die zwei Schauspieler besaßen, warf ein unerwarteter Zwischenfall sein heiseres, mißstimmiges Geschrei in das Concert von Lobeserhebungen, das sich um Herrn Gérard erhob.

Ein achtzigjähriger Greis, bleich, abgezehrt, mager wie der aufgeweckte Lazarus, antwortete auf den Ruf, der an ihn erging, und trat mit langsamem, aber gleichmäßigem, wie der der Statue des Gouverneurs, festem und sonorem Schritte vor.

Es war jener alte Gärtner von Viry, Vater und Großvater einer ganzen Welt von Kindern, der die Gärten des Schlosses seit dreißig bis vierzig Jahren cultivirte, als sich das Ereigniß zutrug; es war jener treue Diener, dessen Entlassung, wie man sich erinnert, Orsola verlangt hatte, um sich ihrer Herrschaft über Herrn Gérard zu versichern.

„Ich weiß nicht, wer den Mord begangen hat,“ sagte er; „doch ich weiß, daß die ermordete Frau eine böse Frau war: sie hatte sich des Geistes von diesem Manne bemächtigt, der nicht ihr Gatte war, und dessen Frau sie werden wollte, (und er deutete auf Herrn Gérard). Sie hatte ihn behext, und

sie übte eine gränzenlose Gewalt über ihn. Meine Ueberzeugung ist, daß sie die Kinder haßte, und daß sie mit diesem Manne Alles machen konnte, was sie wollte."

„Habt Ihr eine Thatsache zu erzählen?" fragte der Präsident.

„Nein," antwortete der Greis; „nur habe ich so eben vom Charakter von Herrn Gérard reden hören, und ich halte es für die Pflicht von mir, der ich seit achtzig Jahren so viele Menschen gesehen, zu sagen, was ich von diesem denke. Die Magd wollte Herrin werden; vielleicht thaten ihr die Kinder hiebei Zwang an. Ich war ihr wohl ein Hinderniß!"

Während der Greis sprach, schien Dominique zu triumphiren, indeß im Gegentheile Herr Gérard bleich war wie ein Todter. Seine zitternden Kinnbacken machten seine Zähne an einander klappern.

Diese Erklärung brachte eine tiefe Erregung im Publikum hervor.

Der Präsident war genöthigt, zur Stille aufzufordern, und als er den Greis entließ, sagte er zu ihm:

„Geht, mein Freund; die Herren Geschworenen werden Eurer Angabe Rechnung tragen."

Der Advocat von Herrn Gérard wand nun ein, man habe den Gärtner, dessen Dienste wegen seines hohen Alters beinahe unnütz geworden seien, entlassen wollen, und in diesem Augenblicke habe Orsola, welche dieser Mensch anzugreifen so undankbar sei, seine Begnadigung erbeten.

Der Greis, der mit einer Hand auf seinen Stab, mit der andern auf einen seiner Söhne gestützt, nach

seiner Bank zurückkehrte, blieb plötzlich stehen, als ob ihn, durch das hohe Gras des Parkes gehend, eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Dann kehrte er um und sprach mit fester Stimme:

„Was dieser Herr so eben gesagt hat, ist, abgesehen vom Undanke, dessen er mich beschuldigt, die reine Wahrheit. Orsola hatte Anfangs meine Entlassung verlangt, und Herr Gérard hatte ihr dieselbe bewilligt; sodann verlangte sie meine Begnadigung, und Herr Gérard bewilligte sie ihr auch. Die Magd wollte ihre Gewalt über den Herrn versuchen, vielleicht um sich dessen zu versichern, was sie bei einem wichtigeren Umstande thun könnte. Fragen Sie Herrn Gérard, ob das wahr ist."

„Ist das, was dieser Mensch sagt, wahr, mein Herr?" fragte der Präsident Herrn Gérard.

Gérard wollte antworten, es sei falsch; doch emporschauend begegnete er den Augen des Gärtners, welche die seinigen suchten.

Geblendet durch sie wie durch Blitze seines Gewissens, hatte er nicht den Muth zu leugnen, und er stammelte:

„Es ist wahr!"

Dieser Zwischenfall ausgenommen waren, wie gesagt, alle Zeugnisse zu Gunsten von Herrn Gérard.

Was die Zeugnisse zu Gunsten von Herrn Sarranti betrifft, — der Angeklagte hatte nicht um ein einziges angesucht; er wähnte sich bonapartistischer Verschwörung beschuldigt, und da er die ganze Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen gedachte, so hatte er keine Entlastungszeugen nöthig zu haben geglaubt.

So hatte sich die Anklage wie auf einem Zapfen

gedreht, und Herr Sarranti befand sich einem Diebstahle, einer doppelten Entführung und einem Morde gegenüber. Die Anschuldigung dünkte ihm alsdann so wahnsinnig, daß er sich auf die Instruction selbst verließ, sie werde seine Unschuld zur Kenntniß bringen.

Nur zu spät bemerkte er, in welche Falle er gerathen war, und bei diesem Factum des Diebstahls, der Entführung und des Mordes widerstrebte es ihm, ein Zeugniß anzurufen. Seiner Ansicht nach mußte sein Ableugnen genügen.

Doch allmälig drang durch diese Bresche, die er offen gelassen, der Verdacht, dann die Wahrscheinlichkeit, dann, wenn nicht in den Geist des Publikums, wenigstens in den der Geschworenen eine Beinahe-Gewißheit ein.

Herr Sarranti war wie ein Mensch, der von einem zu raschen Laufe gegen einen Abgrund fortgerissen wird: er sah den Abgrund, er ermaß ihn; doch es war zu spät! keine Stütze schien sich zu bieten, an der er sich hätte zurückhalten können. Er mußte unfehlbar hinabstürzen. Der Abgrund war tief, erschrecklich, häßlich: er sollte dabei nicht nur das Leben, sondern auch die Ehre verlieren.

Und dennoch sagte ihm Dominique unabläßig leise:

„Haben Sie Muth, mein Vater! ich weiß, daß Sie unschuldig sind!"

Man war zu dem Punkte der Debatten gelangt, wo, da die Sache hinreichend durch das Anhören der Zeugen erhellt war, die gesetzliche Discussion den Advocaten zukommt.

Der Advocat der Civilpartei nahm das Wort.

Ich weiß nicht, ob die Gesetzgebung, als sie bestimmte, die Parteien sollten, statt selbst zu plaidiren, durch das Organ eines Dritten plaidiren, sah, begriff, errieth, — abgesehen von den Vortheilen, die sie bei der Anklage oder der Vertheidigung durch Procuration fand, — ich weiß nicht, ob sie sah, begriff, errieth, zu welchen Stufen der Treulosigkeit, der Unverschämtheit und der Spitzfindigkeit sie den Menschen hinabzusteigen zwinge.

Es gibt auch im Justizpalaste Advocaten der schlimmen Sachen. Diese Menschen wissen vollkommen, daß die Sache, die sie vertheidigen, eine schlechte ist; schaut sie aber an, höret sie, studirt sie: würdet Ihr nach ihrer Stimme, nach ihren Geberden, nach ihrem Accente nicht sagen, sie seien überzeugt?

Was ist nun der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln? Ich setze die Frage des Geldes, der Belohnung, des Salaire ganz beiseit; was ist der Zweck dieser falschen Ueberzeugung, die sie heucheln und die Anderen wollen theilen machen?

Nicht der, einen Schuldigen zu retten und einen Unschuldigen zur Verurtheilung zu bringen?

Sollte das Gesetz, statt diese seltsame Abirrung des Geistes zu beschützen, dieselbe nicht vielmehr bestrafen?

Man wird mir vielleicht sagen, es sei mit dem Advocaten wie mit dem Arzte. Der Arzt wird gerufen, um einen Mörder zu behandeln, der, in der Ausübung seiner Functionen, einen Messerstich oder eine Pistolenkugel bekommen hat; um ins Leben einen Verurtheilten zurückzurufen, der nach seiner

Verurtheilung, in Folge eines wohl erwiesenen Verbrechens, sich zu entleiben versucht hat; der Arzt kommt und findet den Verwundeten fast im Zustande einer Leiche; er braucht die Wunde nur machen zu lassen: sie wird ganz sachte und von selbst den Menschen zum Tode führen. Der Arzt glaubt eine völlig entgegengesetzte Mission empfangen zu haben; der Arzt ist der Kämpfer für das Leben, der Gegner des Todes.

Ueberall, wo er das Leben trifft, unterstützt er es, überall, wo er den Tod trifft, bekämpft er ihn.

Er kommt in dem Augenblicke an, wo das Leben des Mörders oder wenigstens des Verurtheilten verscheidet, wo der Tod die Hand ausstreckt, um sich des Verurtheilten oder des Mörders zu bemächtigen; wer auch der Sterbende sein mag, der Arzt ist sein Secundant, er wirft den Handschuh der Wissenschaft dem Tode hin und spricht: „Nun ist es an uns Beiden!"

Von diesem Augenblicke an beginnt der Kampf zwischen dem Arzte und dem Tode. Schritt für Schritt weicht der Tod vor dem Arzte zurück. Der Tod tritt am Ende aus dem Kreise hinaus, der Arzt bleibt Herr des Schlachtfeldes; der Verurtheilte, der sich entleiben wollte, der Mörder, der eine Wunde bekommen hat, sind gerettet; ja, doch gerettet, um den Händen der menschlichen Gerechtigkeit übergeben zu werden, die an ihnen ihr Zerstörungswerk übt, wie der Arzt sein Rettungswerk geübt hat.

So ist es mit dem Advocaten, wird man sagen: man gibt ihm einen Schuldigen, das heißt einen schwer verwundeten Menschen; er macht daraus einen

Unschuldigen, das heißt einen Menschen, der sich wohl befindet.

Derjenige, welcher mir diese Antwort gibt, vergißt nur Eines: daß der Arzt Niemand das Leben nimmt, welches er dem Kranken wiedergibt, während der Advocat manchmal dem Unschuldigen das Leben nimmt, das er dem Schuldigen gibt.

Es war so bei dem erschrecklichen Ereignisse, wo Herr Gérard und Herr Sarranti einander gegenüberstanden.

Vielleicht glaubte der Advocat von Herrn Gérard an die Unschuld von diesem; sicherlich glaubte er aber nicht an die Schuldhaftigkeit von Herrn Sarranti.

Das hielt diesen Mann nicht ab, die Anderen glauben zu machen, was er selbst nicht glaubte.

Er drängte in einem emphatischen Eingange alle rednerische Gemeinplätze, alle die abgedroschenen Phrasen zusammen, die sich in den Journalen jener Zeit gegen die Bonapartisten herumschleppten; er zog eine Parallele zwischen Karl X. und dem Usurpator; er tischte den Geschworenen alle die Beigerichte auf, die ihren Appetit in Betreff des Hauptstückes reizen sollten. Das Hauptstück war Herr Sarranti, das heißt einer von jenen Ruchlosen, vor denen die Schöpfung einen Abscheu hat; eines von jenen Ungeheuern, welche die Gesellschaft zurückstößt, einer von jenen Verbrechern, fähig zu den schwärzesten Attentaten, deren Tod als ein Beispiel von ihren Zeitgenossen verlangt wird, welche entrüstet sind, daß sie dieselbe Luft mit ihnen athmen sollen.

Er schloß also, ohne das erschreckliche Wort auszusprechen, auf die Todesstrafe.

Doch, wir müssen es sagen, er nahm zugleich seinen Platz unter einem eisigen Stillschweigen wieder ein.

Dieses Stillschweigen des Auditoriums, eine augenscheinliche Mißbilligung der Masse, mußte im Herzen des Advocaten des redlichen Herrn Gérard ein schmerzliches Gefühl der Wuth und der Scham zurücklassen. Keine Stirne lächelte ihm zu, kein Mund beglückwünschte ihn, keine Hand streckte sich gegen seine Hand aus, und als das Plaidoyer beendigt war, bildete sich ein leerer Raum um ihn.

Er wischte seine in Schweiß gebadete Stirne ab und erwartete mit Bangigkeit das Plaidoyer seines Gegners.

Derjenige, welcher für Herrn Sarranti plaidirte, war ein der republikanischen Partei angehörender junger Advocat; er hatte kaum vor einem Jahre auf der Laufbahn des Advocatenstandes debutirt, und sein Debut war ein äußerst glänzendes gewesen.

Er war der Sohn von einem unserer berühmtesten Gelehrten und hieß Emanuel Richard.

Herr Sarranti hatte mit seinem Vater in Verbindung gestanden; der junge Mann hatte sich im Namen seines Vaters angeboten; Herr Sarranti hatte angenommen.

Der junge Mann stand auf, legte seine Toque auf die Bank, warf seine langen schwarzen Haare zurück und begann bleich vor innerer Erregung.

Ein tiefes Stillschweigen herrschte im Auditorium von dem Augenblicke, wo es bemerkte, er werde sogleich anfangen zu reden.

„Meine Herren," sprach er, den Geschworenen

ins Gesicht schauend, „erstaunen Sie nicht, daß mein erstes Wort ein Schrei der Entrüstung und des Schmerzes ist. Seit dem Augenblicke, wo ich die monstruose Anklage habe hervortreten sehen, welche hoffentlich auf eine Fehlgeburt auslaufen wird, und auf die zu antworten mir Herr Sarranti in jedem Falle verbietet, bewältige ich mich nur mit großer Mühe, und mein verwundetes Herz blutet und seufzt tief in meinem Innern.

„Ich wohne in der That einer erschrecklichen Sache bei.

„Ein ehrenwerther und geehrter Mann, ein alter Soldat, dessen Blut auf allen unsern großen Schlachtfeldern für denjenigen geflossen ist, der zugleich sein Landsmann, sein Herr und sein Freund war; ein Mann, dessen Herz nie ein böser Gedanke beschmutzt, dessen Hand nie eine schmähliche Handlung befleckt hat; dieser Mann, der mit hoher Stirne hierher gekommen ist, um auf eine der Anklagen zu antworten, die zuweilen ein Ruhm für diejenigen sind, welche sie treffen; dieser Mann sagt Ihnen: „„Ich habe um meinen Kopf in dem großen Spiele der Verschwörungen gespielt, das die Throne niederwirft, die Dynastien verändert, die Reiche umstürzt; ich habe verloren: nehmen Sie ihn!““ Dieser Mann hört sich zurufen: „„Schweigen Sie! Sie sind kein Verschwörer; Sie sind ein Dieb, Sie sind ein Entführer, Sie sind ein Mörder!““

„Ah! meine Herren, Sie werden zugeben, man muß sehr stark sein, um vor dieser dreifachen Anklage den Kopf hoch tragend zu bleiben. In der That, wir sind stark; denn auf diese dreifache An-

klage antworten wir ganz einfach: „„Wären wir das, was Sie sagen, so hätte uns der Mann mit den Adleraugen und den Flammenblicken, der so gut in den Herzen zu lesen wußte, nicht die Hand gedrückt, er hätte uns nicht seine Freunde genannt, er hätte uns nicht gesagt: Geh!! . . .““

„Entschuldigen Sie, Maitre Emanuel Richard," fragte der Präsident, „von welchem Manne sprechen Sie denn so?"

„Ich spreche von Seiner Majestät Napoleon I., gesalbt 1804 in Paris zum Kaiser der Franzosen; gekrönt 1805 in Mailand zum König von Italien, und gestorben als Gefangener auf St. Helena, am 5. Mai 1821," antwortete der junge Mann mit lauter, verständlicher Stimme.

Es läßt sich nicht sagen, welch ein seltsamer Schauer die Versammlung durchlief.

Damals nannte man Napoleon den Usurpator, den Tyrannen, den Wehrwolf von Corsica, und seit dreizehn Jahren, das heißt seit dem Tage seines Sturzes, hatte sicherlich Niemand vor seinem besten, vertrautesten Freunde ausgesprochen, was Emanuel Richard im Angesichte des Gerichtshofes, der Geschworenen und des Auditoriums ausgesprochen.

Die Gendarmen, welche zur Rechten und zur Linken von Herrn Sarranti saßen, standen auf und befragten mit den Augen und mit den Geberden den Präsidenten, was zu thun sei, und ob sie nicht noch im Laufe der Sitzung den vermessenen Advocaten in Verhaft nehmen sollten.

Gerade das Uebermaß seiner Kühnheit rettete ihn; das Tribunal blieb niedergeschmettert.

Herr Sarranti ergriff die Hand des jungen Mannes und sprach zu ihm:

„Genug! genug! im Namen Ihres Vaters, gefährden Sie sich nicht!"

„Im Namen Ihres Vaters und des meinigen, fahren Sie fort!" rief Dominique.

„Meine Herren," fuhr Emanuel fort, „Sie haben Processe gesehen, bei welchen die Angeklagten die Zeugen Lügen straften, die augenscheinlichsten Beweise leugneten, dem Staatsanwalte ihr Leben streitig machten, Sie haben Alles dies zuweilen, oft, fast immer gesehen . . . Nun wohl, meine Herren, wir, wir behalten Ihnen ein viel interessanteres Schauspiel vor.

„Wir sagen Ihnen:

„„Ja, wir sind schuldig, und hier sind die Beweise; ja, wir haben gegen die innere Sicherheit des Staats conspirirt, und hier sind die Beweise; ja, wir wollten die Form der Regierung ändern, und hier sind die Beweise; ja, wir haben ein Complott gegen den König und seine Familie angezettelt, und hier sind die Beweise; ja, wir sind Majestätsverbrecher, und hier sind die Beweise; ja, ja, wir haben die Strafe der Vatermörder verdient, und hier ist der Beweis; ja, wir verlangen barfuß und den schwarzen Schleier auf dem Kopfe nach dem Schaffot zu gehen, wie es unser Recht ist, wie es unser Wunsch ist, wie es unser Wille ist . . ."

Ein Schreckensschrei drang aus Aller Munde hervor.

„Schweigen Sie! schweigen Sie!" rief man von

allen Seiten dem jungen Fanatiker zu, „Sie stürzen ihn ins Verderben."

„Reden Sie, reden Sie!" rief Sarranti, „so will ich vertheidigt sein."

Beifallklatschen erscholl auf allen Punkten des Auditoriums.

„Gendarmen, räumen Sie den Saal!" rief der Präsident.

Dann wandte er sich gegen den Advocaten und sagte zu ihm:

„Maitre Emanuel Richard, ich entziehe Ihnen das Wort."

„Wenig liegt mir zu dieser Stunde hieran," antwortete der Advocat, „ich habe das Mandat, mit dem ich betraut worden bin, erfüllt, ich habe Alles gesagt, was ich zu sagen hatte."

Sodann sich gegen Herrn Sarranti umdrehend:

„Sind Sie zufrieden, mein Herr, und sind es wirklich Ihre Worte, die ich wiederholt habe?"

Statt jeder Antwort warf sich Herr Sarranti in die Arme seines Vertheidigers.

Die Gendarmen hielten sich bereit, den Befehl des Präsidenten zu vollziehen; doch es durchlief sogleich ein solches Gebrüll die Menge, daß der Präsident einsah, er unternehme ein nicht nur schwieriges, sondern sogar gefährliches Werk. Ein Aufruhr konnte zum Ausbruche kommen, und während des Aufruhrs konnte Herr Sarranti entführt werden.

Einer von den Richtern neigte sich gegen den Präsidenten und sprach ihm leise ein paar Worte ins Ohr.

„Gendarmen," sagte dieser, „nehmen Sie Ihre

Plätze wieder ein. Der Gerichtshof appellirt an die Würde des Auditoriums."

„Stille!" rief eine Stimme mitten aus der Menge.

Und die Menge, als wäre sie gewohnt, dieser Stimme zu gehorchen, schwieg.

Von da an war die Frage scharf herausgestellt; einerseits die Verschwörung, die sich, in ihren kaiserlichen Glauben, in die Religion ihres Eides verschanzt, nicht einen Schild, sondern eine Palme aus ihrem Verbrechen machte; andererseits die öffentliche Behörde*) entschlossen, in Herrn Sarranti nicht den Verbrecher des Hochverraths, den Schuldigen der Majestätsbeleidigung, sondern den Dieb von hunderttausend Thalern, den Entführer der Kinder, den Mörder von Orsola zu verfolgen.

Sich wegen dieser Anklagen vertheidigen hieß sie zugeben; sie Schritt für Schritt, eine um die andere, zurückweisen hieß ihre Existenz zugeben.

Auf Befehl von Herrn Sarranti hatte sich also Emanuel Richard nicht einen Augenblick der dreifachen Anklage, die der Staatsanwalt verfolgte, entgegengestellt; er ließ das Publikum Richter dieser seltsamen Lage eines Angeklagten sein, der ein Verbrechen gestand, welches man ihn nicht wollte gestehen machen, und das nicht eine Erleichterung, sondern eine Erschwerung der Strafe für das, dessen er angeklagt war, nach sich zog.

Das Urtheil war auch im Publikum gesprochen.

Bei jedem anderen Umstande wäre nach dem

*) Der Staatsanwalt.

Plaidoyer des Advocaten vom Angeklagten die Sitzung unterbrochen worden, um den Richtern und den Geschworenen einen Augenblick Ruhe zu gewähren; doch nach dem, was im Auditorium vorgegangen, war jeder Halt auf dem Abhange, den man hinabstieg, gefährlich, und die öffentliche Behörde dachte, es sei besser ein Ende zu machen, und müßte man auch unter einem Sturme endigen.

Der Herr Staatsanwalt erhob sich also; unter der tiefen Stille, die sich über das Meer zwischen zwei Sturmwinden verbreitet, nahm er das Wort.

Von den ersten Worten an begriff das ganze Publikum, daß man von den poetischen, blitzenden Höhen eines politischen Sinai wieder in die Niederungen einer Criminalchicane hinabgefallen war.

Als ob der erschreckliche Ausfall des Advocaten von Herrn Sarranti nicht stattgefunden hätte; als ob dieser halb niedergeschmetterte Titan nicht auf seinem Throne den Jupiter der Tuilerien wanken gemacht hätte; als ob der Blick nicht noch geblendet wäre von den Blitzen, die der kaiserliche Adler, durch den höchsten Aether hinziehend, über der Menge flammen gemacht hatte, drückte sich der Herr Staatsanwalt also aus:

„Meine Herren, seit einigen Monaten haben mehrere Verbrechen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, während sie zugleich die thätige Sorgfalt und die Ueberwachung der Behörden rege machten. Aus der Anhäufung einer stets zunehmender Bevölkerung, vielleicht auch aus der Unterbrechung einer Arbeit oder aus der Theurung der Le-

bensmittel entstehend, waren diese Verbrechen sicherlich nicht zahlreicher, als die, über welche wir gewöhnlich zu seufzen haben, und die der kretische Tribut sind, den die Gesellschaft jedes Jahr dem Müßiggange und den Lastern bezahlt, welche, wie der Minotaurus des Alterthums, eine gewisse Anzahl von Opfern haben wollen."

Offenbar hegte der Staatsanwalt eine Werthschätzung für diese Periode, denn er machte eine Pause und schaute im Kreise auf dieser Menge umher, welche in ihren Abgründen vielleicht um so mehr aufgeregt, als sie an ihrer Oberfläche stumm war.

Das Publikum blieb unempfindlich.

„Meine Herren," fuhr der Staatsanwalt fort, „es hatte sich indessen die Frechheit mehrerer Schuldigen eine neue Laufbahn eröffnet, auf welcher sie zu treffen und zu verfolgen man weniger gewohnt war, und sie beunruhigte mehr durch die Neuheit und die Vermessenheit ihrer Attentate; doch ich sage es mit Freude, meine Herren, das Uebel, über das wir zu seufzen haben, ist nicht so groß, als man glauben will; man hat sich nur darin gefallen, zu übertreiben. Tausend lügenhafte Gerüchte sind absichtlich verbreitet worden; die Böswilligkeit schuf sie selbst; kaum von ihr geschaffen, empfing man sie mit Gierde, und jeden Tag brachte die Erzählung von den angeblichen Verbrechen der Nacht den Schrecken in die einfältigen Gemüther, die Bestürzung in die leichtgläubigen Geister . . ."

Das Auditorium schaute sich an, da es nicht wußte, worauf der Staatsanwalt abzielte . . . Nur die Stammgäste der Assisenhöfe, diejenigen, welche

hier holen, was ihnen im Winter fehlt, nämlich eine warme Atmosphäre und ein Schauspiel, welches wegen der Gewohnheit für sie neu und erregend zu sein aufhört, das aber gerade der Gewohnheit wegen für dieselben nothwendig ist; diese Stammgäste allein, gewohnt an die Phraseologien der Herren Bérard und Marchangy, bekümmerten sich wenig darum, welchen Weg der Staatsanwalt einschlug, da sie wußten, daß man, wie man im Volksstyle sagt: „Jeder Weg führt nach Rom," unter gewissen Regierungen und in gewissen Epochen im Style des Justizpalastes sagen kann: „Jeder Weg führt zur Todesstrafe!"

Hatte man nicht diesen Weg Didien in Grenoble; Pleignies, Cotteron und Carbonea in Paris, Bérton in Saumur, Raoulx, Bories, Goubin und Pommier in la Rochelle geführt?"

Der Staatsanwalt fuhr mit einer majestätischen Miene und einer erhabenen Protection fort:

„Beruhigen Sie sich, meine Herren, die gerichtliche Polizei hat die hundert Augen des Argus; sie wachte, sie holte die modernen Cacus aus ihren verborgensten Zufluchtsorten, aus ihren tiefsten Höhlen; denn nichts ist für sie undurchdringlich, und die Behörden antworteten auf das lügnerische Geschrei, das im Umlaufe war, dadurch, daß sie ihre Pflicht strenger als je übten.

„Ja, — wir sind weit davon entfernt, es zu leugnen, große Verbrechen sind begangen worden, und, das unbeugsame Organ des Gesetzes, haben wir gegen diese verschiedenen Verbrechen die verschiedenen Strafen gefordert, die sie verdient hatten; denn Niemand, meine Herren, seien sie hievon überzeugt, entgeht dem

rächenden Schwerte des Gesetzes. Es beruhige sich also fortan die Gesellschaft; die verwegensten Ruhestörer sind schon in den Händen der Justiz, und diejenigen, welche sie noch nicht festhält, werden bald vor ihr die Strafe ihrer Attentate finden.

„So versuchen es diejenigen, welche, in der Gegend des Saint-Martin-Canals verborgen, seine öden Ufer zum Schauplatze ihrer nächtlichen Angriffe gemacht hatten, zu dieser Stunde in die Kerker geworfen, vergebens die Beweise zu entkräften, die die Untersuchung gegen sie gesammelt hat.

„Der Sieur Ferrantes, ein Spanier; der Sieur Aristolos, ein Grieche; der Sieur Walter, ein Baier; der Sieur Coquerillat, ein Auvergnat, sind vorgestern in der Dunkelheit der Nacht verhaftet worden. Es offenbarte indessen keine Spur ihre Gegenwart; doch kein Obdach konnte sie vor den wachsamen Augen der Justiz schützen, und die Macht der Wahrheit hat diesen erschrockenen Gewissen schon Geständnisse entrissen . . .“

Die Zuhörer schauten sich fortwährend an und fragten sich leise, was der Sieur Ferrantes, der Sieur Aristolos, der Sieur Walter und der Sieur Coquerillat mit Herrn Sarranti gemein haben.

Die Stammgäste aber schüttelten fortwährend den Kopf mit einer Miene des Vertrauens, welche bedeutete: „Ihr werdet sehen! Ihr werdet sehen!“

Der Staatsanwalt fuhr fort:

„Drei von noch strafbareren Händen ausgegangene Verbrechen haben den Abscheu und die öffentliche Entrüstung erregt. Ein Leichnam wurde bei der Briche gefunden: es war der eines unglücklichen

Soldaten, der seinen Abschied erhalten hatte. Zur selben Zeit fiel ein armer Arbeiter unter mörderischen Streichen auf den Feldern von la Villette. Ein Fuhrmann von Poissy endlich wurde ein paar Tage nachher auf der Landstraße von Paris nach Saint-Germain getödtet.

„In kurzer Zeit, meine Herren, hat der Arm der Gerechtigkeit die Urheber dieser letzten Attentate an den äußersten Grenzen Frankreichs erreicht.

„Doch man hat sich nicht auf diese Geschichten beschränkt; man hat hundert andere Verbrechen erzählt; man hat von einem Unglücklichen gesprochen, der in der Rue Charles X. den Streichen der Mörder erlag; ein Kutscher wurde, der Sage nach, in seinem Blute gebadet hinter dem Luxembourg gefunden; ein schändliches Attentat war an einer unglücklichen Frau in der Rue du Cadran verübt worden; ein königlicher Postwagen soll vor zwei Tagen mit bewaffneter Hand von dem nur zu berühmten Gibassier geplündert worden sein, dessen Name, mehr als einmal in diesem Saale ausgesprochen, sicherlich bis zu Ihnen gelangt ist.

„Nun wohl, meine Herren, während man die Bürger so zu beunruhigen sich bestrebte, constatirte die gerichtliche Polizei, daß der in der Rue Charles X. aufgefundene Unglückliche an einer Blutergießung in der Lunge gestorben war; daß der Kutscher, sich gegen seine Pferde erhitzend, an einem Schlagflusse gestorben war; und daß die unglückliche Frau, für die man ein so rührendes Interesse in Anspruch nahm, einfach das Opfer von einer jener stürmischen Scenen war, welche die Schwelgerei her-

vorruft; und was den nur zu berühmten Gibassier betrifft, meine Herren, so will ich, indem ich Ihnen einen unzweideutigen Beweis gebe, daß er das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigt, nicht begangen hatte, Ihnen das Maß des Vertrauens geben, das Sie zu solchen verleumderischen Erfindungen haben können.

„Als ich sagen hörte, Gibassier habe den Postwagen zwischen Angoulême und Poitiers angehalten, ließ ich Herrn Jackal kommen.

„Herr Jackal versicherte mir, Gibassier sei in Toulon, wo er seine Strafzeit unter der Nummer 171 ausstehe, und wo seine Reue ein solches Beispiel gebe, daß man in diesem Augenblicke im Begriffe sei, bei Seiner Majestät König Karl X. um Erlassung der sieben bis acht Jahre Bagno, die er noch durchzumachen habe, nachzusuchen.

„Nach diesem unglaublichen Beispiele, das mich der Mühe, andere zu wählen, überhebt, beurtheilen Sie das Uebrige, meine Herren, und sehen Sie, mit welchen plumpen Lügen man die Neugierde, besser gesagt, die öffentliche Böswilligkeit unterhält.

„Seufzen wir, meine Herren, daß wir diese Gerüchte im Umlaufe sehen, und daß die Uebel, über die man sich beklagt, gewisser Maßen auf diejenigen zurückfallen, welche sie verbreitet haben!

„Der öffentliche Friede ist gestört worden, sagt man; man schließt sich in seinem Hause ein und zittert; die Fremden sind aus einer von Verbrechen heimgesuchten Stadt geflohen; der Handel ist ruinirt, zu Grunde gerichtet, vernichtet!

„Meine Herren, was würden Sie sagen, wenn

der böswillige Geist der Menschen, die ihre bonapartistische oder republikanische Gesinnung unter dem Titel von Liberalen verbergen, allein diese Mißgeschicke durch Verleumdungen hervorgerufen hätte?

„Sie wären entrüstet, nicht wahr?

„Doch ein anderes Uebel ist durch die unseligen Manoeuvres eben dieser Menschen erzeugt worden, welche die Gesellschaft bedrohen, während sich sich das Ansehen geben, als nähmen sie dieselbe unter ihren Schutz, jeden Tag unbestrafte Frevelthaten verkündigen und wiederholen, unachtsame Behörden lassen das Verbrechen ruhig die Straflosigkeit genießen.

„So konnte sich ein Sarranti, über dessen Loos Sie zu dieser Stunde zu entscheiden haben, seit sieben Jahren schmeicheln, er werde für immer vor den Verfolgungen der Gerichte geschützt sein.

„Meine Herren, die Gerechtigkeit hinkt, sie kommt mit langsamen Schritten, sagt Horaz. Das mag sein! doch sie kommt unfehlbar.

„So begeht ein Mensch! — ich meine den Verbrecher, den Sie vor den Augen haben, — ein Mensch begeht ein dreifaches Verbrechen, Diebstahl, Entführung, Mord. Nachdem das Attentat begangen ist, verläßt er die Stadt, in der er wohnt, er verläßt das Land, wo er geboren worden, er durchschifft die Meere, er flieht ans Ende der Welt, und verlangt von einem andern Continent, von einem jener im Herzen Indiens verlorenen Reiche, ihn wie einen königlichen Gast aufzunehmen; doch jener andere Continent stößt ihn zurück, jenes Reich stößt ihn zurück, und Indien sagt zu ihm: „„Was willst Du unter

meinen unschuldigen Kindern, Du Schuldiger? Entferne Dich von hier! fort! Zurück, Dämon! Retro, Satanas! . . .""

Bis dahin zurückgehalten, kam plötzlich, zum großen Aergernisse der Herren Geschworenen, einiges Gelächter zum Ausbruch.

Der Staatsanwalt aber, mochte er die Heiterkeit der Menge nicht begreifen, mochte er im Gegentheile, sie begreifend, diese Heiterkeit zurückdrängen oder ihr eine Wendung zu seinen Gunsten geben wollen, — der Staatsanwalt rief:

„Meine Herren, der Schauer des Auditoriums ist bezeichnend; es ist ein verächtlicher Tadel von der Menge dem Verbrecher zugeworfen, und die strengste Verurtheilung wird für ihn nicht grausamer sein, als dieses Lächeln der Verachtung . . ."

Ein Gemurre empfing diese Verdrehung der Meinung des Auditoriums.

„Meine Herren," sprach der Präsident, sich an das Auditorium wendend, „erinnern Sie sich, daß das Stillschweigen die erste Pflicht des Publicums ist."

Das Publicum, das die größte Ehrfurcht für die unparteiische Stimme des Präsidenten hatte, trug seiner Ermahnung sogleich Rechnung, und die Stille war alsbald wiederhergestellt.

Ein Lächeln auf den Lippen, die Stirne hoch und ruhig, hielt Herr Sarranti seine Hand in der des schönen Mönches; und dieser, der sich frommer Weise schon unter dem Spruche beugte, den sein Vater nicht vermeiden konnte, erinnerte an jene heiligen Sebastian, deren Typus die spanischen Maler uns vermacht haben, und die, den Leib von Pfeilen durch-

bohrt, die erhabenste Milde, die engelischste Resignation athmen.

Wir werden dem Staatsanwalte nicht weiter in seinem Plaidoyer folgen; wir sagen nur, daß er, sobald einmal der Gegenstand in Angriff genommen war, so lange als er konnte die aus den Anschuldigungen der Zeugen von Herrn Gérard hervorgehenden Inzichten gleichsam ausmalte, und dabei alle abgedroschene Mittel, alle classische Blumen der Rhetorik des Justizpalastes erschöpfte. Er schloß endlich sein Plaidoyer, indem er auf die Anwendung der Artikel 293, 296, 302 und 304 des Strafcodex antrug.

Ein Gemurmel des Schmerzes und ein Schauer des Schreckens durchliefen die ganze Menge; die Erregung hatte den höchsten Grad erreicht.

Der Präsident fragte Herrn Sarranti:

„Angeklagter, haben Sie etwas zu sagen?"

„Nicht einmal, daß ich unschuldig bin, dergestalt verachte ich die gegen mich erhobene Anklage," antwortete Herr Sarranti.

„Und Sie, Maitre Emanuel Richard, haben Sie etwas zu Gunsten Ihres Clienten vorzubringen?"

„Nein, mein Herr," antwortete der Advocat.

„Dann sind die Debatten geschlossen," sagte der Präsident.

Es fand im ganzen Auditorium eine ungeheure Bewegung der Theilnahme, gefolgt von einer tiefen Stille, statt.

Das Resumé des Präsidenten trennte allein den Angeklagten vom Spruche. Es war vier Uhr Morgens. Man begriff, das Resumé werde kurz sein,

und an der Art, wie der ehrenwerthe Herr Präsident die Debatten geleitet hatte, erkannte man, er werde unparteiisch sein.

Sobald er den Mund aufthat, hatten die Huissiers auch nicht nöthig, Stillschweigen aufzuerlegen: die Menge schwieg von selbst.

„Meine Herren Geschworenen," sprach der Präsident mit einer Stimme, aus der er die Aufregung zu verbannen nicht im Stande gewesen war, „ich habe so eben die Debatten geschlossen, deren Länge zugleich peinlich für Ihr Herz, ermüdend für Ihren Geist ist.

„Ermüdend für Ihren Geist; denn sie dauern seit sechzig Stunden.

„Peinlich für Ihr Herz; denn wer wäre nicht bewegt, wenn er als klagende Partei einen Greis sieht, ein Muster der Tugend und der Menschenliebe, die Ehre seiner Mitbürger, und ihm gegenüber, von ihm eines dreifachen Verbrechens angeklagt, einen Mann, den seine Erziehung dazu berief, eine ehrenhafte und sogar glänzende Laufbahn zu verfolgen, und der durch seine Stimme und durch die seines Sohnes, eines würdigen Mönches, gegen die dreifache Anklage, deren Gegenstand er ist, protestirt.

„Mein Herren Geschworenen, Sie sind noch wie ich unter dem Eindrucke der Plaidoyers, die Sie gehört haben. Wir müssen uns also Gewalt anthun, in die Tiefe von uns selbst hinabsteigen, uns mit Ruhe in diesem feierlichen Augenblicke sammeln, und mit kaltem Blute das Ganze dieser langen Debatten wiederaufnehmen."

Dieser Eingang brachte eine tiefe Bewegung im Gemüthe der Zuhörer hervor, und die Menge folgte,

stumm und keuchend, mit einer glühenden Aufmerksamkeit der Analyse des Präsidenten.

Nachdem er mit gewissenhafter Treue alle Mittel der Anklage hatte die Revue passiren lassen, nachdem er hervorgehoben, was der Mangel der Vertheidigung Nachtheiliges für den Angeklagten hatte, schloß der ehrenwerthe Gerichtsbeamte seine Rede mit folgenden Worten:

„Meine Herren Geschworenen, ich habe vor Ihnen so gewissenhaft und so rasch, als es mir möglich war, das Ganze der Sache auseinandergesetzt. Es kommt nun Ihnen, es kommt Ihrem hohen Scharfsinne, Ihrer erhabenen Weisheit zu, das Gerechte vom Ungerechten zu unterscheiden und zu beschließen.

„Während Sie diese Prüfung vollführen, werden Sie jeden Augenblick erschüttert sein durch die tiefen, heftigen Gemüthsbewegungen, welche das Herz des redlichen Mannes in dem Augenblicke ergreifen, wo er ein Urtheil über seines Gleichen fällen und eine entsetzliche Wahrheit verkündigen soll; doch es wird Ihnen weder an der Erleuchtung, noch am Muthe fehlen, und was auch Ihr Urtheil sein mag, es wird der souverainen Gerechtigkeit entfließen, besonders wenn Sie zum Führer den einzigen unfehlbaren Führer nehmen: das Gewissen!

„Im Vertrauen auf dieses Gewissen, an dem sich alle Leidenschaften gebrochen haben, — denn es ist taub für Worte, taub für die Freundschaft, taub für den Haß, — bekleidet Sie das Gesetz mit Ihren furchtbaren Functionen, überträgt Ihnen die Gesellschaft ihre Vollmachten, und beauftragt Sie mit ihren gewichtigsten und theuersten Interessen. Die Fa-

milien mögen, Ihnen wie Gott selbst vertrauend, sich unter Ihren Schutz stellen, und die Angeklagten, welche das Gefühl ihrer Unschuld haben, mögen in Ihre Hände ihr Leben mit voller Sicherheit legen und Sie, ohne zu zittern, als Richter annehmen."

Dieses scharfe, präcise, kurze Resumé, das vom ersten bis zum letzten Worte das Gepräge der gewissenhaftesten Unparteilichkeit an sich trug, wurde beständig mit der religiösesten Stille angehört.

Kaum hatte der Präsident zu sprechen aufgehört, als sich das ganze Auditorium aus innerem Antriebe wie ein einziger Mensch erhob und die lebhaftesten Zeichen von Billigung von sich gab, in die sich der laute Beifall der Advocaten mischte.

Herr Gérard hatte den Präsidenten, die Blässe der Angst auf der Stirne, angehört: er fühlte, daß in der Seele des gerechten Mannes, der gesprochen hatte, nicht die Anklage, sondern der Zweifel war.

Es war beinahe vier Uhr, als sich die Jury in den Berathungssaal zurückzog.

Man führte den Angeklagten weg, und, — unerhörtes Factum in den gerichtlichen Annalen! — nicht eine von den seit dem Morgen anwesenden Personen dachte daran, ihren Platz zu verlassen, welche Zeit auch die Berathschlagung sich verlängern sollte.

Es war also von diesem Augenblicke an im Saale ein ungeheures, äußerst belebtes Gespräch, das sich über die verschiedenen Umstände der Debatten entwickelte, während sich zugleich eine entsetzliche Bangigkeit aller Herzen bemächtigte.

Herr Gérard hatte gefragt, ob er sich entfernen könne. Seine Kraft reichte aus, um die Todesstrafe

beantragen zu hören; sie ging aber nicht so weit, daß er diese Strafe aussprechen zu hören vermochte.

Er stand auf, um wegzugehen.

Die Menge war, wie gesagt, sehr gedrängt, und dennoch bildete sich sogleich eine Passage auf seinem Wege; Jeder trat auf die Seite, als wollte er einem unreinen oder giftigen Thiere Platz machen; der Zerlumpteste, der Aermste, der Schmutzigste der Zuhörer hätte sich durch die Berührung dieses Menschen befleckt geglaubt.

Gegen halb fünf Uhr hörte man den Ton einer Klingel.

Vom Inneren des Saales ausgegangen, theilte sich ein Schauer beim Klange dieses Glöckchens nach außen mit. Sogleich, wie eine steigende Fluth, schlug die Woge den Saal, und Jeder beeilte sich, sich niederzusetzen. Doch das war eine vergebliche Aufregung: der Chef der Jury ließ ein Actenstück vom Processe verlangen.

Indessen drangen die ersten Strahlen eines bleichen, grauen Tages durch die Fenster ein und fingen an das Licht der Kerzen und der Lampen zu verwischen. Das war die Stunde, wo die stärksten Organisationen die Müdigkeit fühlen; es war die Stunde, wo die heitersten Geister die Traurigkeit begreifen; es war die Stunde, wo man friert.

Gegen sechs Uhr wurde das Glöckchen aufs Neue hörbar.

Diesmal konnte keine Täuschung mehr stattfinden: es war wohl die Freisprechung oder das Todesur-

theil, was nach einer zweistündigen Berathung verkündigt werden sollte.

Eine elektrische Bewegung theilte sich der ganzen Versammlung mit, deren Schauer man, so zu sagen, auf der Oberfläche sah. Die Stille trat wie durch einen Zauber bei diesem eine Secunde vorher so geräuschvollen und so bewegten Auditorium wieder ein.

Die Verbindungsthüre zwischen dem Audienzsaale und dem Berathungssaale öffnete sich, die Mitglieder der Jury erschienen, und Jeder strengte sich an, zum Voraus auf ihrem Gesichte den Spruch, der verkündigt werden sollte, zu lesen: die Züge von einigen derselben deuteten die lebhafteste Gemüthsbewegung an.

Der Gerichtshof kam einige Augenblicke nachher.

Der Chef der Jury trat vor, und, die Hand auf der Brust, aber mit schwacher Stimme, begann er die Lesung des Wahrspruches.

Fünf Fragen waren der Entscheidung der Jury unterworfen worden.

Sie waren also abgefaßt:

„1. Ist Herr Sarranti schuldig, mit Vorbedacht einen Mord an Orsola begangen zu haben?

„2. Ist dieses Verbrechen anderen hienach specificirten Verbrechen vorangegangen?

„3. War der Zweck desselben, die Vollbringung dieser Verbrechen zu erleichtern oder vorzubereiten?

„4. Hat Herr Sarranti am Tage des 19. August oder in der Nacht vom 19. auf den 20. einen Diebstahl mit Einbruch in der Wohnung von Herrn Gérard begangen?

„5. Hat er die zwei Neffen des genannten Herrn Gérard verschwinden gemacht?“

Es trat eine Pause von einem Augenblicke ein.

Keine Feder vermöchte die Bangigkeit dieses Augenblicks wiederzugeben, der, obgleich schnell wie der Gedanke, dem Abbé Dominique, welcher mit dem Advocaten bei der leeren Bank des Angeklagten geblieben war, ein Jahrhundert scheinen mußte.

Der Chef der Jury sprach folgende Worte:

„Bei meiner Ehre und bei meinem Gewissen, vor Gott und vor den Menschen ist die Erklärung der Jury:

„„Ja, mit Stimmenmehrheit bei allen Fragen, der Angeklagte ist schuldig!““

Aller Augen waren auf Dominique geheftet: er stand wie die Anderen.

Durch die graue Atmosphäre des Morgens sah man seine Blässe sich in Leichenfarbe verwandeln; er schloß die Augen und hielt sich am Geländer fest, um nicht zu fallen.

Das ganze Auditorium erstickte einen Seufzer des Schmerzes.

Es wurde der Befehl gegeben, den Angeklagten hereinzuführen.

Aller Augen wandten sich nach der kleinen Thüre.

Herr Sarranti erschien wieder.

Dominique reichte ihm die Hand und sprach nur die Worte:

„Mein Vater!“

Doch er hörte den Todesspruch an, wie er die Anklageacte gehört hatte, — ohne ein Zeichen von Aufregung von sich zu geben.

Weniger unempfindlich, stieß Dominique eine Art

von Seufzer aus, schaute mit glühendem Auge den Platz an, den Herr Gérard inne gehabt hatte, und zog mit einer krampfhaften Bewegung eine Papierrolle aus seiner Tasche; dann schob er mit einer äußersten Anstrengung diese Rolle wieder in seinen Rock zurück.

Während des kurzen Augenblicks, der so viele verschiedenartige Empfindungen in sich schloß, beantragte der Herr Staatsanwalt mit einer mehr erschütterten Stimme, als man von einem Manne hätte erwarten sollen, der diesen strengen Spruch hervorgerufen hatte, gegen Herrn Sarranti die Anwendung der Artikel 293, 296, 302 und 304 des Strafcodex.

Der Hof begann die Berathung.

Das Gerücht verbreitete sich nun im Saale, wenn Herr Sarranti ein paar Secunden im Saale wiederzuerscheinen gesäumt habe, so sei dies der Fall gewesen, weil er, während man seinen Todesspruch ausgearbeitet, tief eingeschlafen sei. Zugleich sagte man, der Wahrspruch der Schuldhaftigkeit habe nur die streng nothwendige Majorität für sich gehabt.

Nach einer Berathung von fünf Minuten setzte sich der Hof wieder, und der Präsident verkündigte mit tiefer Bewegung und einer erstickten Stimme den Spruch, der Herrn Sarranti zur Todesstrafe verurtheilte.

Dann sagte er, sich an Herrn Sarranti wendend, der ruhig und unempfindlich gehört hatte:

„Angeklagter Sarranti, Sie haben drei Tage, um ein Cassationsgesuch einzureichen.“

Sarranti verbeugte sich.

„Ich danke, Herr Präsident,“ erwiederte er; „doch es ist nicht meine Absicht, dies zu thun.“

Dominique schien bei diesen Worten mit Gewalt aus seiner Betäubung gerissen zu werden.

„Doch, doch, meine Herren,“ rief er, „mein Vater wird um Cassation nachsuchen, denn er ist unschuldig.“

„Mein Herr,“ sagte der Präsident, „das Gesetz verbietet, solche Worte auszusprechen, wenn das Urtheil verkündigt ist.“

„Dem Advocaten des Angeklagten, Herr Präsident, doch nicht seinem Sohne,“ rief Emanuel. „Wehe dem Sohne, der nicht immer an die Unschuld seines Vaters glaubt!“

Der Präsident schien einer Ohnmacht nahe.

„Mein Herr,“ sagte er zu Sarranti, dem er diesen Titel gegen alle Gewohnheit gab, „haben Sie eine Bitte an den Hof zu richten?“

„Ich bitte, frei meinen Sohn sehen zu dürfen, der sich hoffentlich nicht weigern wird, mir als Priester auf dem Schaffot beizustehen.“

„Oh! mein Vater, mein Vater,“ rief Dominique, „Sie werden es nie besteigen, das schwöre ich Ihnen!“

Mit leiser Stimme fügte er dann bei:

„Und wenn es Jemand besteigt, so werde ich es sein.“

II.

Die Liebenden der Rue Macon.

Wir haben gesagt, welche Wirkung der Urtheilspruch im Inneren des Saales hervorbrachte; die Wirkung war außen nicht minder groß.

Kaum waren die Worte: „Zur Todesstrafe!" von den Lippen des Präsidenten gefallen, da war es wie ein langer Seufzer, wie ein ungeheurer Angstschrei, der, vom Innern des Sitzungssaales ausgegangen, durch die Brust von Tausenden bis auf dem Platze des Chatelet wiederhallte und die Zuschauer schauern machte, als ob die Sturmglocke, welche vor der Revolution die viereckige Tour de l'Horloge enthielt, — wie sie es im Chore mit der Glocke von Saint-Germain-l'Auxerrois in der Nacht vom 24. August 1572 that, — das Signal zu Metzeleien einer neuen St. Bartholomäus-Nacht geben würde.

Diese ganze Menge zog sich düster und traurig zurück; sie verlief sich langsam und niedergeschlagen, das Herz gepreßt von dem entsetzlichen Urtheile, das gesprochen worden war.

Jeder, der unwissend hinsichtlich dessen, was vorging, diese so bestürzte Menge gesehen hätte; Jeder, der diesem stillen Abgange, dieser stummen Desertion beigewohnt hätte, würde kein anderes Motiv für diesen langsamen, düsteren Rückzug gefunden haben, als eine außerordentliche Katastrophe, wie der Ausbruch eines Vulcans, die Ankunft der Pest, oder die ersten Gerüchte von einem Bürgerkriege.

Doch auch derjenige, welcher, nachdem er die ganze Nacht diesen entsetzlichen Debatten beigewohnt, derjenige, welcher in diesem ungeheuren Saale beim zitternden Scheine der, vor den ersten Strahlen des Tages erbleichenden, Lampen und Kerzen hatte das Todesurtheil aussprechen hören und diese drohende Menge sich verlaufen sehen, plötzlich, ohne Uebergang, in das reizende Nest, das Salvator und Fragola bewohnten, versetzt worden wäre, würde einen sehr süßen Eindruck empfunden haben, ein Gefühl ähnlich dem, das die frische Luft eines Maimorgens dem Liederlichen, der die Nacht bei einer Orgie zugebracht hat, geben muß.

Er hätte vor Allem das kleine Speisezimmer gesehen, dessen vier Füllungen mit Bildern von Pompeji geschmückt waren; sodann Salvator und Fragola auf jeder Seite eines lackirten Tisches sitzend, auf welchem ein Theeservice in weißem Porzellan von glänzender Feinheit, wenn auch nicht von großem Werthe stand.

Mit dem ersten Blicke hätte man sogleich zwei Verliebte, oder zwei Liebende erkannt, — oder vielmehr zwei Geschöpfe, die sich lieben.

Aber, fand nicht etwa ein Streit zwischen ihnen statt, — was nach der Art, wie das reizende Kind den jungen Mann anschaute, unmöglich schien, — so würde man begriffen haben, daß eine sorgenvolle, melancholische Träumerei über dem Haupte und dem Herzen von Beiden schwebte.

Und in der That, das unschuldige Gesicht von Fragola, das eine in der Aprilsonne sich öffnende Frühlingsblume zu sein schien, trug unter dem keu-

schen, zärtlichen auf ihren Geliebten gehefteten Blicke das Gepräge einer Gemüthsbewegung so tief, daß sie beinahe an den Schmerz gränzte, an sich, und dies, während an ihrer Seite Salvator einem so großen Kummer preisgegeben schien, daß es ihm nicht einmal einfiel, das Mädchen zu trösten.

Und diese Traurigkeit war sehr natürlich auf beiden Seiten.

Die ganze Nacht abwesend, war Salvator seit einer halben Stunde nach Hause zurückgekommen, und er hatte Fragola in ihren tief erregenden Einzelheiten alle Abenteuer dieser Nacht erzählt: die Erscheinuug von Camille von Rozan bei Frau von Marande, die Ohnmacht von Carmelite, und das Todesurtheil von Herrn Sarranti.

Das Herz von Fragola schauerte mehr als einmal, während sie diese grauenvolle Erzählung hörte, deren Einzelheiten fast eben so traurig in den vergoldeten Salons des Banquier, als im düsteren Saale des Assisenhofes. In der That, war der Leib von Herrn Sarranti durch den Präsidenten des Gerichtes zum Tode verurtheilt worden, war das Herz von Carmelite nicht auch zum Tode verurtheilt durch den Tod von Colombau?

Den Kopf auf die Brust geneigt, träumte sie.

Den Kopf auf seine Hände gestützt, meditirte er; denn es öffnete sich ein ganzer Horizont vor ihm.

Er erinnerte sich jener Nacht, wo er mit Roland über die Mauern des Schlosses Viry gestiegen war; er erinnerte sich des Laufes von Roland durch die Wiesen, durch den Wald, welcher Lauf am Fuße der Eiche sein Ziel gefunden hatte; er erinnerte sich endlich der

Wuth, mit der der Hund die Erde aufgekratzt hatte, und des entsetzlichen Eindrucks, der ihn, Salvator, ergriffen, als das Ende seiner gekrümmten Finger die seidenen Haare des Kindes berührte.

Welchen Zusammenhang konnte dieser unter einer Eiche begrabene Leichnam mit der Sache von Herrn Sarranti haben? Wäre es, statt ein Beweis zu seinen Gunsten zu sein, vielmehr ein Beweis gegen ihn? . . . Und dann Mina, hieß das nicht sie ins Verderben stürzen?

Oh! wenn Gott die Gnade haben wollte, einen Strahl seines Lichtes in das Gehirn von Salvator herabsteigen zu lassen!

Vielleicht auch durch Rose-de-Noël . . .

Hieß es aber nicht das nervöse Kind tödten, es auf das blutige Kapitel seiner Kindheit zurückbringen?

Welche Mission hatte er übrigens erhalten, in allen diesen finstern Tiefen zu wühlen?

Und dennoch, — hatte er nicht den Namen Salvator angenommen, und schien nicht Gott in seine Hand den Faden zu legen, mittelst dessen er sich in diesem Labyrinthe von Verbrechen ausfinden konnte?

Er würde Dominique aufsuchen, — war er nicht verbunden gegen diesen Priester, dem er das Leben verdankte? — Er würde zu seiner Verfügung alle diese Halbscheine von Wahrheit stellen, welche wie Blitze blenden müßten.

Sobald dieser Entschluß gefaßt war, stand er auf, um ihn in Ausführung zu bringen, als das Geräusch der Klingel ertönte.

Roland, der, bei seinem Herrn liegend, langsam seinen verständigen Kopf emporgehoben hatte, richtete

sich auf seinen Pfoten auf, als er den Ton des Glöckchens hörte.

„Wer kommt, Roland?" fragte Salvator. „Ist es ein Freund?"

Der Hund hörte seinen Herrn, und, als hätte er ihn verstanden, ging er langsam auf die Thüre mit dem Schwanze wedelnd zu, was ein untrügliches Zeichen von Sympathie war.

Salvator lächelte und öffnete die Thüre.

Dominique erschien bleich, traurig und ernst auf der Schwelle.

Salvator gab einen Freudenschrei von sich.

„Seien Sie willkommen in meinem armen Hause! Ich dachte an Sie; ich war im Begriffe, zu Ihnen zu gehen."

„Ich danke," sagte der Priester; „Sie sehen, daß ich Ihnen die Mühe des Weges erspart habe."

Fragola war aufgestanden beim Anblicke dieses schönen Mönches, den sie nur ein einziges Mal, beim Bette von Carmelite, gesehen hatte.

Dominique schickte sich an, zu sprechen. Salvator machte eine Geberde der Bitte, daß der Mönch, statt zu sprechen, höre.

Der Mönch drückte seine halbgeöffneten Lippen wieder zusammen und hörte.

„Fragola," sagte Salvator, „theures Kind meines Herzens, komm hierher!"

Das Mädchen näherte sich und stützte ihren Arm auf den Arm ihres Geliebten.

„Fragola," fuhr Salvator fort, „glaubst Du, daß mein Leben seit sieben Jahren von einigem Nutzen für die Menschen gewesen ist, glaubst Du, daß ich

einiges Gute auf Erden gethan habe, so kniee vor diesem Märtyrer nieder, küsse den Saum seines Kleides und danke ihm; denn ihm verdanke ich es, daß ich nicht seit sieben Jahren eine Leiche bin!"

„Oh! mein Vater!" rief Fragola, sich auf die Kniee werfend.

Dominique reichte ihr die Hand und sprach:

„Stehen Sie auf, mein Kind; danken Sie Gott: Gott allein gibt und nimmt das Leben."

„Es war also der Abbé Dominique, der in Saint-Roche an dem Tage predigte, wo Du Dich tödten wolltest?" fragte Fragola.

„Ich hatte die geladene Pistole in meiner Tasche; mein Entschluß war gefaßt; noch eine Stunde, und ich sollte zu existiren aufhören. Das Wort dieses Mannes hat mich vom Rande des Abgrundes zurückgehalten: ich habe gelebt."

„Und Sie danken Gott, daß Sie leben?"

„Oh! ja, von ganzer Seele!" erwiederte Salvator, Fragola anschauend. „Darum sagte ich Ihnen: „„Mein Vater, welche Sache Sie auch wünschen mögen, und sollte Ihnen diese Sache unmöglich scheinen, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es sein mag, ehe Sie an eine andere Thüre klopfen, klopfen Sie an die meine!""

„Und Sie sehen, ich bin gekommen!"

„Was wünschen Sie, daß ich thun soll? Befehlen Sie!"

„Halten Sie meinen Vater für unschuldig?"

„Ja, bei meiner Seele, das ist meine Ueberzeugung; und ich kann Ihnen vielleicht den Beweis seiner Unschuld erlangen helfen."

„Ich habe ihn!" antwortete der Mönch.

„Hoffen Sie Ihren Vater zu retten?"

„Ich bin dessen sicher!"

„Bedürfen Sie der Mitwirkung meines Armes oder meines Verstandes?"

„Niemand außer mir selbst kann mir bei Verfolgung meines Werkes helfen."

„Was verlangen Sie dann von mir?"

„Etwas, was mir unmöglich scheint, daß ich es durch Ihre Vermittlung erlange; doch Sie hießen mich zu Ihnen kommen, um welcher Sache willen es auch sein möge, und ich hätte nicht kommend zum Verräther an meiner Pflicht zu werden geglaubt."

„Sagen Sie mir Ihren Wunsch."

„Ich muß heute, spätestens morgen eine Audienz beim König erhalten . . . Sie sehen, mein Freund, daß das unmöglich ist . . . wenigstens durch Sie."

Salvator wandte sich lächelnd gegen Fragola um und sagte:

„Taube, fliege aus der Arche und komm nur mit dem Oelzweige zurück."

Fragola ging, ohne zu antworten, in das Nebenzimmer, setzte einen Hut mit einem Schleier auf, warf auf ihre Schultern eine Mantille von englischem Stoffe, kam wieder zurück, reichte Salvator ihre Stirne zum Kusse und entfernte sich.

„Setzen Sie sich, mein Vater," sagte der junge Mann. „In einer Stunde werden Sie Ihre Audienz für heute oder für morgen spätestens haben."

Der Priester setzte sich und schaute Salvator mit einem Erstaunen an, das an die Betäubung gränzte.

„Aber wer sind Sie denn," fragte er Salvator,

„Sie, der Sie unter einem so demüthigen Anscheine über eine so große Macht verfügen?"

„Mein Vater," antwortete Salvator, „ich bin wie Sie: ich muß allein auf dem Wege gehen, den ich mir vorgezeichnet habe; erzähle ich aber je einem Menschen mein Leben, so verspreche ich Ihnen, daß Sie es sein werden."

III.

Die Quadrupel-Allianz.

Das Atelier, oder vielmehr das Gewächshaus von Regina, bot in der Stunde, wo der Abbé Dominique bei Salvator eintrat, das heißt gegen zehn Uhr Morgens, das anmuthige Schauspiel von drei auf demselben Sopha gruppirten Frauen mit einem zu ihren Füßen liegenden Kinde.

Diese drei Frauen, welche unsere Leser schon erkannt haben, waren die Gräfin Rappt, Frau von Marande und Carmelite; das Kind war die kleine Abeille.

Beunruhigt über die Art, wie Carmelite die Nacht zugebracht, hatte Regina, frühzeitig aufgestanden, Nanon abgeschickt, um sich nach ihrer Freundin erkundigen zu lassen, und zugleich mit dem Auftrage, sie in ihrem Wagen zurückzubringen, sollte sie sich wohl genug fühlen, um den Morgen im Hotel Lamothe-Houdan zuzubringen.

Carmelite besaß die unbezwinglichste von allen Kräften: die Willenskraft; sie verlangte von Nanon

nur die Zeit, um einen Shawl über ihre Schultern zu werfen, stieg in den Wagen und kam zu Regina.

Sie hatte Regina für alle ihre Bemühungen am vorhergehenden Tage zu danken; das war das erste Bedürfniß ihrer Seele; die Beschwerden ihres Leibes kamen erst nachher.

Man höre nun, was geschehen war.

Als Herr von Marande gegen sieben Uhr Morgens das Zimmer seiner Frau verließ, suchte Frau von Marande zu schlafen, doch vergebens: es war ihr unmöglich.

Um acht Uhr stand sie auf; sie nahm ein Bad, und ließ dann Herrn von Marande um Erlaubniß bitten, sich nach Carmelite erkundigen zu dürfen.

Herr von Marande, der auch nicht geschlafen hatte und schon bei der Arbeit war, klingelte, und ließ, statt jeder Antwort, dem Kutscher sagen, er solle anspannen und sich Madame für den ganzen Morgen zur Verfügung stellen.

Um zehn Uhr stieg Frau von Marande in den Wagen und gab Befehl, nach der Rue de Tournon zu fahren.

Sie kam gerade in dem Augenblicke an, wo sich Carmelite von Hause entfernt hatte; doch die Kammerfrau wußte zum Glücke, wohin Carmelite gegangen war; der Kutscher erhielt also Befehl, seine Gebieterin nach dem Boulevard des Invalides zur Gräfin Rappt zu fahren.

Frau von Marande traf hier zehn Minuten nach Carmelite ein.

Carmelite hatte die kleine Abeille auf den Knieen auf einem Tabouret vor Regina gefunden; sie ließ

sich als wahre Coquette, was sie schon war, die Einzelheiten der Soirée am vorhergehenden Abend erzählen.

In dem Augenblicke, wo Regina dem Kinde die Ohnmacht von Carmelite erzählte, welche Ohnmacht sie durch die erstickende Hitze, die in den Salons herrschte, zu erklären suchte, trat Carmelite ein, und das Kind warf sich ihr um den Hals, küßte sie zärtlich und fragte, wie sie sich befinde.

Regina hatte zwei Gründe gehabt, um zu Carmelite zu schicken: einmal wollte sie Kunde über ihre Gesundheit haben; und dann, wenn Carmelite käme, um sie selbst zu geben, gedachte sie ihr zu sagen, es sei am Abend große Fête im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und ihr einen Einladungsbrief zuzustellen: das Mädchen könnte, nach ihrem Belieben, auf diesen Ball als Eingeladene oder als Künstlerin gehen, singen oder nicht singen.

Carmelite nahm die Einladung im Namen der Künstlerin an; sie hatte am Tage vorher eine so harte, zu gleicher Zeit aber so heilsame Prüfung durchgemacht, daß sie fortan nichts mehr zu fürchten brauchte. Kein Publikum, selbst das eines Ministeriums, war zu fürchten, so fremd es der Kunst sein mochte; kein Mensch konnte mehr diejenige erschrecken, welche vor dem unheilvollen Gespenste, das ihr erschienen war, gesungen hatte.

Es wurde also verabredet, Carmelite sollte auf diesen Ball als Künstlerin gehen, — von Regina vorgestellt und patronisirt.

Man war so weit, als Frau von Marande eintrat.

Es war ein Freudenschrei, zugleich von den zwei Freundinnen und von der kleinen Abeille ausgestoßen, welche Frau von Marande ungemein liebte.

„Ah! die Fee Türkis!" rief Abeille.

Frau von Marande hatte die schönsten Türkise von Paris, und darum nannte sie Abeille so, wie sie ihre Schwester die Fee Carita nannte, wegen ihres Abenteuers mit Rose-de-Noël; wie sie Carmelite die Fee Grasmücke nannte, wegen ihrer bewunderungswürdigen Stimme, und Fragola die Fee Mignonne, wegen ihrer zarten Taille und ihres graziösen Halses. Waren die vier jungen Frauen beisammen, so behauptete Abeille, das Reich der Feen sei vollständig.

Das Reich der Feen sollte an diesem Tage vollständig sein; denn kaum hatte Frau von Marande einen Kuß mit ihren zwei Freundinnen ausgetauscht, als die Thüre sich öffnete und man Fragola meldete.

Die drei jungen Frauen stürzten der vierten Freundin entgegen, derjenigen von Allen, welche man am seltensten sah, und umarmten sie nach und nach, während Abeille, welche eiligst ihren Theil an den Liebkosungen haben wollte, um die Gruppe hüpfte und rief:

„Und ich! und ich! liebst Du mich nicht mehr, Fee Mignonne?"

Fragola wandte sich endlich gegen Abeille um, hob sie in ihren Händen wie einen Vogel auf und bedeckte das Gesicht des kleinen Mädchens mit Küssen.

„Man sieht Dich nicht mehr, Liebe!" sagten gleichzeitig Regina und Frau von Marande, indeß sich Carmelite, der Fragola während ihrer Wiedergenesung treue Gesellschaft geleistet hatte, da sie ihr keinen

ähnlichen Vorwurf machen konnte, darauf beschränkte, daß sie ihr die Hand drückte.

„Es ist wahr, meine Schwestern," erwiederte Fragola, „Ihr seid die Prinzessinnen, und ich bin die arme Cendrillon *), muß beim Herde bleiben . . ."

„Ah! nicht wie Cendrillon," sagte Abeille, „wie Trilby."

Das Kind hatte das reizende Mährchen von Charles Nodier gelesen.

„Außer bei großen Veranlassungen," fuhr Fragola fort, „außer bei ernsten Dingen . . . Dann wage ich es, und ich komme, um Euch zu fragen, theure Schwestern, ob Ihr mich immer noch liebet?"

Eine dreifache Umarmung beantwortete diese Frage.

„Große Veranlassungen . . . ernste Dinge . . ." wiederholte Regina; „in der That, Dein hübsches Gesicht ist traurig."

„Sollte Dir ein Unglück widerfahren sein?" fragte Frau von Marande.

„Dir . . . oder ihm?" fragte Carmelite, welche begriff, daß die größten Mißgeschicke nicht immer diejenigen sind, welche uns treffen.

„Oh! nein, Gott sei gelobt!" rief Fragola; „weder ihm, noch mir, sondern einem Freunde."

„Welchem Freunde?" fragte Regina.

„Dem Abbé Dominique."

„Ah! es ist wahr," rief Carmelite, „sein Vater . . .!"

---

*) Aschenbrödel.

„Verurtheilt!"

„Zum Tode?"

„Zum Tode!"

Die jungen Frauen stießen einen schwachen Schrei aus.

Dominique war der Freund von Colombau gewesen. Dominique war ihr Freund.

„Was kann man für ihn thun?" fragte Carmelite.

„Soll man um die Begnadigung von Herrn Sarranti bitten?" sagte Regina. „Mein Vater ist beim König wohl gelitten."

„Nein," erwiederte Fragola, „man muß um etwas minder Schwieriges bitten, meine geliebte Regina, und Du bist es, die darum bitten wird."

„Was ist es? Sprich!"

„Man muß den König um einen Audienzbrief bitten."

„Für wen?"

„Für den Abbé Dominique."

„Für welchen Tag?"

„Für heute."

„Ist es nur das?"

„Ja . . . es ist wenigstens Alles, was er für den Augenblick verlangt."

„Klingle, mein Kind," sagte Regina zu Abeille.

Abeille klingelte.

Sodann zu Regina zurückkommend, fragte sie:

„Oh! meine Schwester, wird man ihn tödten?"

„Wir werden thun, was nur immer möglich ist, damit ein solches Unglück nicht geschieht," erwiederte Regina.

In diesem Augenblicke erschien Nanon.

„Lassen Sie sogleich einspannen," sagte Regina, „ohne eine Minute zu verlieren, und melden Sie meinem Vater, ich begebe mich wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit in die Tuilerien."

Nanon entfernte sich.

„Zu wem gehst Du in den Tuilerien?" fragte Frau von Marande.

„Zu wem soll ich gehen, wenn nicht zur vortrefflichen Herzogin von Berry?"

„Ah! Du gehst zu Madame?" sagte die kleine Abeille. „Ich will mit Dir gehen. Mademoiselle hat mir gesagt, ich soll jedes Mal kommen, so oft mein Vater oder Du Madame die Aufwartung machen."

„Wohl, es sei; komm!"

„Oh! welch ein Glück! welch ein Glück!" rief Abeille.

„Liebes Kind!" sprach Fragola, das Mädchen umarmend.

„Ja, und während meine Schwester Madame sagt, der Abbé Dominique müsse den König sehen, werde ich Mademoiselle sagen, wir kennen den Abbé, und man dürfe seinem Vater nichts zu Leide thun."

Die vier Frauen weinten, als sie das naive Versprechen des Kindes hörten, das, ohne genau zu wissen, was das Leben ist, schon gegen den Tod kämpfte.

Nanon kam wieder und meldete, da der Marschall so eben selbst von den Tuilerien zurückkehre, so stehe ein Wagen im Hofe angespannt.

„Vorwärts!" rief Regina; „verlieren wir kei-

nen Augenblick. Komm, Abeille, und thu', was Du sagtest; das kann Dir nur Glück bringen."

Dann schaute sie auf die Pendeluhr, wandte sich an ihre drei Freundinnen und sagte:

„Es ist elf Uhr; um Mittag werde ich mit dem Audienzbriefe zurücksein. Erwarte mich, Fragola."

Hienach ging Regina ab und ließ ihre Freundinnen beisammen, — voll Vertrauen zum Einflusse von Regina, besonders aber zur wohlbekannten Güte von derjenigen, deren erhabene Protection sie anflehen wollte.

Wir haben schon einmal, wie man sich erinnert, die vier Hauptheldinnen unseres Romans am Fuße des Bettes von Carmelite getroffen; wir finden sie diesmal am Fuße des Schaffots von Herrn Sarranti versammelt. Wir haben ein paar Worte von ihrer gemeinschaftlichen Erziehung gesagt; schauen wir weiter vor in diesen ersten Jahren der ganz von Blumen und Wohlgerüchen erfüllten Jugend, und sehen wir das Band, das sie vereinigte. Wir haben Zeit, einen Schritt rückwärts zu machen: Regina hat selbst gesagt, sie werde nicht vor Mittag zurücksein.

Dieses Band war mächtig; es mußte so sein, um aus vier, den Neigungen, dem Range, dem Temperamente, der Laune nach so verschiedenen, Mädchen eine und dieselbe Neigung, eine und dieselbe Laune, einen einzigen Willen zu machen.

Alle Vier, Regina, Tochter des noch lebenden Generals von Lamothe-Houdan; Lydie, die Tochter des, wie wir gesehen, gestorbenen Obersten Laclos; Carmelite, die Tochter des bei Champaubert getödteten Kapitäns Gervais; und Fragola, die Tochter des

bei Waterloo gefallenen Trompeters Ponroy, waren Töchter von Legionären und hatten ihre Erziehung im kaiserlichen Hause zu Saint-Denis erhalten.

Beantworten wir aber vor Allem eine Frage, die diejenigen, welche uns auf der Fährte folgen, um uns auf einem Versehen zu ertappen, unfehlbar an uns machen würden.

Wie war Fragola, die Tochter eines einfachen Trompeters, eines gemeinen Reiters, in Saint-Denis zugelassen worden, wo nur den Töchtern von Officieren der Eintritt gewährt wird?

Wir werden es in ein paar Zeilen sagen.

Bei Waterloo, in dem Augenblicke, wo Napoleon, fühlend, daß die Schlacht unter seinen Händen eine Wendung zum Weichen nahm, Befehle über Befehle an seine verschiedenen Divisionen sandte, mußte er nothwendig eine Ordre an den General Grafen von Lobau, Commandanten der jungen Garde, schicken. Er schaute umher: keine Adjutanten mehr; Alle waren abgegangen, das Schlachtfeld in jeder Richtung durchfurchend.

Er erblickte einen Trompeter und rief ihm.

Der Trompeter eilte herbei.

„Höre," sagte er zu ihm, „bringe diesen Befehl dem General Lobau und suche auf dem kürzesten Wege zu ihm zu gelangen. Es hat Eile."

Der Trompeter schaute auf den Weg, welcher zu durchreiten war, und schüttelte den Kopf.

„Es geht heiß auf diesem Wege zu!" sagte er.

„Hast Du Angst?"

„Ah! ja wohl, ein Ritter der Ehrenlegion!"

„Nun wohl, so geh' also ab! hier ist der Befehl!"

„Und wenn ich getödtet werde, wird mir der Kaiser eine Gnade bewilligen?"

„Ja, sprich geschwinde . . . Was willst Du?"

„Ich wünsche, daß, wenn mich der Tod trifft, meine Tochter Athenais Ponroy, welche mit ihrer Mutter in der Rue des Amandiers Nr. 17 wohnt, in Saint=Denis wie eine Officierstochter erzogen werde."

„Das wird geschehen: gehe ruhig."

„Es lebe der Kaiser!" rief der Trompeter.

Und er ging im Galopp ab.

Er durchritt die ganze Front der Schlacht und kam bis zum Grafen Lobau; nun, als er ankam, fiel er, dem General das Papier reichend, das den Befehl enthielt, vom Pferde. Ein Wort auszusprechen, war ihm unmöglich: er hatte den Schenkel gebrochen, eine Kugel im Bauche und eine andere in der Brust.

Niemand hörte mehr etwas vom Trompeter Ponroy.

Doch der Kaiser erinnerte sich seines Versprechens; bei seiner Ankunft in Paris gab er Befehl, die Kleine sogleich nach Saint=Denis zu führen und dort aufzunehmen.

So war die demüthige Athenais Ponroy, — deren ein wenig anspruchsvoller Taufname Salvator in den Fragola verwandelt hatte, — so war die demüthige Athenais Ponroy in Saint=Denis mit den Töchtern der Obersten und der Marschälle aufgenommen worden.

Diese vier Mädchen von so verschiedenen Lebenslagen und Glücksumständen fanden sich eines Tags

eng verbunden durch eine Herzensverschwisterung, welche dieselben, sie von der Kindheit an vereinigend, erst beim Tode trennen sollte. Für sich allein, so zu sagen, die ganze französische Gesellschaft repräsentirend, hätte man sie für die Verkörperung der Aristokratie, des Adels aus dem Kaiserreiche, des Bürgerthums und des Volkes gehalten.

Alle Vier von demselben Alter, mit einem Unterschiede von ein paar Monaten, hatten sie von den ersten Tagen ihres Eintrittes in das Pensionnat an für einander eine lebhafte Sympathie gefühlt, welche gewöhnlich in den Colléges oder den Pensionnats die Zöglinge von so verschiedenen Ständen und Lebenslagen nicht hegen; unter diesen vier Mädchen hatte der Rang, das Vermögen, der Name keine Bedeutung: die Tochter des Capitäns Gervais hieß Carmelite für Lydie, die Tochter des Trompeters Ponroy hieß Athenais für Regina. Keine Erinnerung an die Größe der Einen oder die geringen Herkunft der Andern störte diese reine Zuneigung, welche allmälig eine innige und tiefe Freundschaft wurde.

Der Kindeskummer, der Eine treffen mochte, fand einen Wiederhall im Herzen der drei Anderen, und wie sie ihr Leid theilten, so theilten sie auch ihre Freuden, ihre Hoffnungen, ihre Träume, kurz ihr Leben; denn ist in dieser Zeit das Leben etwas Anderes, als ein Traum?

Es war die Verschwisterung in der vollen Bedeutung des Wortes, die Verschwisterung wachsend und sich immer enger schließend, nach Maßgabe der Tage, der Monate, der Jahre, und im letzten Jahre solche Verhältnisse annehmend, daß ihre Quadrupel-

Allianz in Saint-Denis sprüchwörtlich geworden war.

Doch es sollte der letzte Tag dieses gemeinschaftlichen Lebens kommen. Noch einige Monate, und Jede sollte, aus Saint-Denis austretend, einen andern Weg einschlagen, um nach dem väterlichen Hause zurückzukehren: die Eine nach dem Faubourg Saint-Germain, die Andere nach dem Faubourg Saint-Honoré, Diese nach dem Faubourg Saint-Jacques, Jene nach dem Faubourg Saint-Antoine. Ebenso sollten sie vier verschiedenen Wegen im Leben folgen, und Jede sollte in eine Welt eintreten, wo ihr die drei Anderen nur noch durch Zufall begegnen könnten.

Es war also vorbei mit dieser reizenden Vertraulichkeit, mit diesem süßen Leben zu Vier, wobei Keine verloren und Jede gewonnen hatte! es war geschehen um dieses seit vier Jahren von denselben Gemüthsbewegungen schlagende Quadrupel-Herz! es war geschehen um diese friedliche, lächelnde Kindheit! Alles dies sollte verschwinden ohne Hoffnung auf Wiederkehr. Dieser zu Vier begonnene Traum, Jede sollte ihn allein fortsetzen; der Kummer der Einen würde der Andern unbekannt sein. Das Pensionsleben war ein langer, köstlicher Traum; das wirkliche Leben sollte anfangen.

Ohne Zweifel war es der Zufall, oder vielmehr — lassen wir dieser grausamen Gottheit ihren wahren Namen, — das Geschick, das sie unter seinem Hauche zerstreute und wie Blumen in den vier Winden des Lebens verzettelte. Doch sie widerstanden muthig, bogen sich wie die Rohre, brachen aber nicht.

Sie legten ihre vier weißen Hände in einander und schworen sich feierlich, sich gegenseitig zu unterstützen, beizustehen, zu lieben, mit einem Worte, wie im Pensionnat, und dies bis zum letzten Tage ihres Lebens.

Sie machten also unter sich den Vertrag, dessen Hauptclausel war, Jede sollte sich erheben auf den Ruf der Andern, zu jeder Stunde des Tages, zu jeder Stunde der Nacht, in welchem Momente des Lebens es wäre, in welcher freien oder dornigen, freudigen oder traurigen, gefährlichen oder verzweifelten Lage, die Eine von ihnen die Andere oder sogar die drei Anderen zu Hülfe rufen würde.

Wir haben sie, diesem Vertrage treu, auf den Ruf der sterbenden Carmelite erscheinen sehen; wir werden sie nicht minder pünktlich bei nicht minder ernster Veranlassung wiederfinden.

Wir haben gesagt, wie es verabredet war, alle Jahre am Aschermittwoch bei der Mittagsmesse in Notre-Dame zusammenzukommen.

In den zwei bis drei Jahren, welche seit ihrem Austritte aus der Pension verlaufen waren, hatten Carmelite und Fragola ihre Freundinnen fast nur bei diesem jährlichen Rendez-vous gesehen.

Fragola hatte hiebei auch ein Jahr gefehlt. Erzählen wir je ihre Geschichte, so werden wir sagen, bei welcher Gelegenheit.

Regina und Lydie hatten sich etwas öfter gesehen.

Doch diese Seltenheit des Zusammenseins der vier Mädchen hatte ihre Freundschaft nur wachsen gemacht, statt sie zu schwächen, und sie Vier hätten

vielleicht, sich auf einander stützend, erreicht, was ein Congreß von Diplomaten nicht hätte erreichen können.

Und, in der That, sie Vier hielten, auf die vier aufsteigenden und absteigenden Sprossen der Gesellschaft gestellt, die Schlüssel des ganzen socialen Gebäudes: den Hof, die Aristokratie, die Armee, die Wissenschaft, die Geistlichkeit, die Sorbonne, die Universität, die Academie, das Volk, was weiß ich? Ihre Schlüssel paßten in alle Schlösser, öffneten alle Thüren; sie Vier repräsentirten die absolute, unbegrenzte Macht.

Nur gegen den Tod, wie wir gesehen haben, vermochten sie nichts.

Mit denselben Tugenden begabt, von denselben Grundsätzen erfüllt, von denselben Gefühlen durchdrungen, zu denselben Opfern, zu derselben Hingebung fähig, schienen sie geboren für das Gute, und vereinzelt oder mit einander, um welchen Preis es sein mochte, strengte sich, war die Gelegenheit geboten, Jede an, es zu vollbringen.

Wir werden ohne Zweifel in der Folge unserer Erzählung Gelegenheit haben, sie im Kampfe mit Leidenschaften aller Art zu beobachten, und wir werden dann vielleicht sehen, wie aus den furchtbarsten Kämpfen die wohlgestählten Seelen siegreich hervorgehen können.

Hören wir nun.

Es hat zwölf Uhr geschlagen, Regina muß bald zurückkommen.

Einige Minuten nach zwölf Uhr wird das Rollen eines Wagens hörbar.

Die drei jungen Frauen, welche mit einander

sprachen . . . worüber? Carmelite gewiß von Todten; die zwei Anderen vielleicht von Lebenden, — die drei jungen Frauen erhoben sich gleichzeitig.

Die Herzen schlugen gleichstimmig; das von Fragola aber sicherlich lebhafter, als die der zwei Anderen.

Plötzlich hörte man die Stimme der kleinen Abeille, welche, ein köstlicher Vorläufer, entsprungen war, rufen:

„Hier sind wir! hier sind wir! hier sind wir! Meine Schwester Rina hat die Audienz."

Und so rufend erschien sie im Gewächshause.

Regina trat wirklich hinter ihr lächelnd wie eine Siegerin ein: sie hielt den Audienzbrief in der Hand.

Die Audienz war in dem Briefe auf denselben Tag um halb drei Uhr bestimmt; es war also keine Minute zu verlieren.

Die zwei jungen Frauen umarmten sich, ihre Freundschaftsschwüre erneuernd. Fragola ging rasch die Treppe hinab, sprang in den Wagen, der schneller zu fahren versprach, als ihr Fiacre, und der mit Wappen geschmückte Wagen brachte das schöne, reizende Kind nach seiner bescheidenen Wohnung und hielt vor der Thüre des Ganges der Rue Macon an.

Die zwei Männer standen am Fenster.

„Sie ist es!" sagten sie gleichzeitig.

„In einem mit Wappen geschmückten Wagen?" fragte der Mönch Salvator.

„Ja; doch das ist nicht die Frage. Hat sie den Audienzbrief oder hat sie ihn nicht?"

„Sie hält ein Papier in der Hand!" rief der Mönch.

„Dann geht Alles gut," sagte Salvator.

Dominique eilte nach dem Ruheplatze.

Fragola hörte die Thüre sich öffnen und rief:

„Ich bin es . . . ich habe den Brief!"

„Für welchen Tag?" fragte Dominique.

„Für heute, in zwei Stunden!"

„Ah!" rief der Mönch, „seien Sie gesegnet, mein theures Kind!"

„Und Gott sei gelobt, mein Vater!" sprach Fragola, indem sie ehrerbietig mit ihrer kleinen weißen Hand dem Mönche den Audienzbrief des Königs überreichte.

IV.

Der Aufschub.

Der König war an diesem Tage nicht gerade von einer tollen Heiterkeit.

Die Auflösung der Nationalgarde, welche im Moniteur von Morgen laconisch angekündigt worden war, hatte die ganze handeltreibende Partei in Aufruhr gebracht. Die Herren Krämer, wie die Herren von Hofe sie nannten, waren nie zufrieden: sie murrten, wie wir schon gesagt haben, wenn man sie die Wache beziehen ließ und sie murrten, wenn man ihnen verbot, sie zu beziehen.

Was wollten sie denn?

Die Juli-Revolution zeigte, was sie wollten.

Fügen wir diesem bei, daß die Verurtheilung von Herrn Sarranti, welche sich durch die ganze

Stadt verbreitet hatte, als eine unheilvolle Kunde, nicht wenig dazu beitrug, die Gährung bei einer ansehnlichen Partei zu vermehren.

Und, obschon Seine Majestät die Messe in Gesellschaft Ihrer Königlichen Hoheiten des Dauphin, der Frau Herzogin von Berry gehört; obschon Sie Seine Herrlichkeit den Kanzler, Ihre Excellenzen die Minister, die Staatsräthe, die Cardinäle, den Herrn Fürsten von Talleyrand, den Nuntius des Papstes, den Gesandten von Sardinien, den Gesandten von Neapel, den Großreferendär der Pairskammer, eine große Anzahl von Deputirten und Generalen empfangen; obschon Sie den Heirathsvertrag von Herrn Tassin de la Vallière, General-Einnehmer der Finanzen der Ober-Pyrenäen, mit Fräulein Charlet unterzeichnet hatte, hatten doch diese verschiedenen Uebungen nicht den Einfluß gehabt, die Stirne des sorgenvollen Monarchen zu entrunzeln, und wir wiederholen, Seine Majestät war auf tausend Meilen davon entfernt, von einer tollen Heiterkeit zwischen ein und zwei Uhr des Nachmittags am 30. April 1827 zu sein.

Seine Stirne drückte im Gegentheile eine düstere Unruhe aus, die ihm gewöhnlich fremd. Es war in dem königlichen Greise, der gut und einfältigen Herzens, ein wenig von der Sorglosigkeit des Kindes; überdies war er überzeugt, er gehe auf dem guten, auf dem wahren Wege, und der Letzte von dem Geschlechte, dessen Schutzdach die Falten der weißen Fahne bildeten, hatte er zum Wahlspruche die Devise der alten Tapfern genommen; Thue, was Du sollst, komme, was da will!

Er trug nach seiner Gewohnheit jene Uniform, — blau mit Silber, — mit der Vernet ihn, eine Revue passirend, gemalt hat; er hatte auf der Brust das große Band und den Stern vom heiligen Geiste, mit welcher Decoration er ein Jahr später Victor Hugo empfangen und ihm die Aufführung von Marion Delorme verweigern sollte. — Die Verse des Dichters über diese Zusammenkunft leben noch; Marion Delorme wird immer leben. Wo bist Du, guter König Karl X., der Du den Kopf der Väter den Kindern und die Aufführung der Stücke den Dichtern verweigertest?

Als er den Huissier vom Dienste den Besuch melden hörte, für welchen ihn seine Schwiegertochter um eine Audienz gebeten hatte, hob der König sein gebeugtes Haupt empor.

„Der Abbé Dominique Sarranti?" wiederholte er maschinenmäßig; „ja, das ist es!"

Doch ehe er antwortete, nahm er von seinem Schreibtische ein Blatt Papier, und als er es mit den Augen durchlaufen hatte, sagte er:

„Man lasse den Abbé Dominique eintreten."

Der Abbé Dominique erschien auf der Thürschwelle; hier blieb er, die Hände auf seiner Brust gekreuzt, stehen und verbeugte sich tief.

Der König verbeugte sich auch, nicht vor dem Menschen, sondern vor dem Priester.

„Treten Sie ein, mein Herr," sagte er.

Der Abbé machte ein paar Schritte vorwärts und blieb abermals stehen.

„Herr Abbé," sprach der König, „die Schnelligkeit, mit der ich Ihnen diese Audienz bewilligt habe,

muß Ihnen beweisen, wie ich alle Diener Gottes besonders hochschätze."

„Das ist eine von den Eigenschaften Eurer Majestät, welche ihr zum Ruhme gereicht, und zugleich eines ihrer schönsten Anrechte auf die Liebe ihrer Unterthanen."

„Ich höre Sie, Herr Abbé," sagte der König, indem er die den Fürsten, wenn sie Audienz geben, eigenthümliche Haltung annahm.

„Sire," sprach Dominique, „mein Vater ist heute Nacht zum Tode verurtheilt worden."

„Ich weiß es, mein Herr, und ich habe tief hierüber für Sie geseufzt."

„Mein Vater war unschuldig an den Verbrechen, wegen deren er verurtheilt worden ist . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Abbé," unterbrach Karl X., „das war nicht die Meinung der Herren Geschworenen."

„Sire, die Geschworenen sind Menschen, und wie diese können sie durch den Anschein getäuscht sein."

„Ich gebe Ihnen das zu, Herr Abbé, eher als einen Kindestrost, denn als ein Axiom des menschlichen Rechts; so weit aber Gerechtigkeit von den Menschen geübt werden kann, ist Gerechtigkeit gegen Ihren Vater von den Herren Geschworenen geübt worden."

„Sire, ich habe den Beweis der Unschuld meines Vaters!"

„Sie haben den Beweis der Unschuld Ihres Vaters?" wiederholte Karl X. mit Erstaunen.

„Ich habe ihn, Sire!"

„Und warum haben Sie ihn nicht früher gegeben?"

„Ich konnte nicht."

„Nun wohl, mein Herr, da es glücklicher Weise noch Zeit ist, so geben Sie ihn mir."

„Ihnen den Beweis geben, Sire?" sagte der Abbé Dominique, indem er sein Haupt neigte; „leider ist das unmöglich."

„Unmöglich?"

„Ach! ja, Sire."

„Und welches Motiv kann einen Menschen abhalten, die Unschuld eines Verurtheilten laut zu erklären, wenn besonders dieser Mensch ein Sohn, und dieser Verurtheilte sein Vater ist?"

„Sire, ich kann Eurer Majestät nicht antworten, doch der König weiß, ob derjenige, welcher bei den Andern die Lüge bekämpft, derjenige, welcher sein Leben mit Erforschung der Wahrheit zubringt, wo immer sie auch sein mag, kurz einer der Diener des Herrn, — der König weiß, ob dieser lügen könnte und besonders möchte. Nun wohl, Sire, unter der Rechten des Herrn, des Herrn, den ich anflehe, mich zu bestrafen, wenn ich lüge, erkläre ich laut zu den Füßen Eurer Majestät die Unschuld meines Vaters; ich versichere mit allen Kräften meines Gewissens und schwöre Eurer Majestät, daß ich Ihr den Beweis hievon früher oder später geben werde."

„Herr Abbé," erwiederte der König mit einer majestätischen Sanftmuth, „Sie sprechen als Sohn, und ich ehre das Gefühl, das Ihnen Ihre Worte eingibt; erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen als König antworte."

„Oh! Sire, ich höre mit gefalteten Händen."

„Ginge das Verbrechen, dessen Ihr Vater be-

schuldigt ist, nur mich an, griffe es unmittelbar nur mich an; wäre es mit einem Worte ein politisches Verbrechen, ein Attentat gegen die Ruhe des Staates, ein Verbrechen der Majestätsbeleidigung, oder sogar ein Attentat gegen mein eigenes Leben, hätte der Streich getroffen, wäre ich verwundet, tödtlich verwundet, wie es meinem armen Sohne durch Louvel geschehen ist, ich thäte, was mein sterbender Sohn gethan hat, mein Herr, zu Gunsten Ihres Kleides, das ich achte, Ihrer Frömmigkeit, die ich ehre: mein letzter Act wäre die Begnadigung Ihres Vaters."

„Oh! Sire, wie gut sind Sie!"

„Doch es ist nicht so: die politische Anklage ist vom Staatsanwalte beseitigt worden, und die des Diebstahls, der Entführung, des Mordes . . .!"

„Sire! Sire!"

„Ah! ich weiß, daß das grausam zu hören ist; da ich aber verweigere, so muß ich wenigstens die Ursachen meiner Weigerung sagen . . . Die Beschuldigung des Diebstahls, der Entführung und des Mordes ist also stehen geblieben. Durch diese Anklage ist aber nicht der König bedroht, ist nicht der Staat in Gefahr, ist weder die Majestät, noch die königliche Macht compromittirt; die Gesellschaft ist angegriffen, und die Moralität schreit um Rache."

„Ah! wenn ich sprechen könnte, Sire!" rief Dominique, die Hände ringend.

„Diese drei Verbrechen, deren Ihr Vater nicht nur angeklagt, sondern überwiesen ist, — überwiesen, da die Jury geurtheilt hat und die, von der Charte den Franzosen zugestandene, Jury ein unfehlbares Tribunal ist, — diese drei Verbrechen sind die ge-

meinsten, die niederträchtigsten, die am Gerechtesten strafbaren: das geringste von den dreien verdient die Galeeren."

„Sire! Sire! Erbarmen! sprechen Sie dieses erschreckliche Wort nicht aus!"

Der Abbé Dominique sank auf seine Kniee.

Der König fuhr fort:

„Sie wollen, daß, während es sich um diese drei entsetzlichen Verbrechen handelt, ich, der Vater meiner Unterthanen, den Schuldigen die Ermunterung gebe, mein Begnadigungsrecht zu benützen, während ich, wenn ich es hätte, und zum Glück habe ich es nicht, von meinem Rechte über Leben und Tod Gebrauch machen müßte? . . . Wahrhaftig, Herr Abbé, Sie, der Sie Großjusticiar beim Tribunal der Buße sind, fragen Sie sich selbst und sagen Sie, ob Sie einem so großen Verbrecher, wie es Ihr Vater ist, andere Worte zu sagen hätten, als die, die einzigen, welche mir mein Herz eingibt: „„Ich rufe auf den Todten die ganze göttliche Barmherzigkeit herab, doch ich muß den Lebenden bestrafend Gerechtigkeit üben.""

„Sire," rief der Abbé die ehrerbietigen Formeln, die officielle Etiquette vergessend, die der Abkömmling von Ludwig XIV. so streng beobachten ließ, „Sire, enttäuschen Sie sich: es ist nicht der Sohn, der zu Ihnen spricht, es ist nicht der Sohn, der Sie bittet, es ist nicht der Sohn, der Sie anfleht; es ist ein ehrlicher Mensch, der, die Unschuld eines andern Menschen kennend, Ihnen zuruft: Nicht zum ersten Male irrt sich die menschliche Gerechtigkeit, Sire! Sire, erinnern Sie sich an Calas; Sire, erinnern Sie sich an Labarre; Sire, erinnern Sie sich

an Lesurques! Ludwig XV., Ihr erhabener Ahn, hat gesagt, er gäbe eine von seinen Provinzen, wenn Calas nicht unter seiner Regierung hingerichtet worden wäre; Sire, ohne es zu wissen, sind Sie im Begriffe, das Beil auf den Hals eines Gerechten fallen zu lassen; Sire, im Namen des lebendigen Gottes sage ich Ihnen, der Schuldige wird gerettet sein, und der Unschuldige wird sterben!"

„Ei! mein Herr," erwiedert der König bewegt, „dann sprechen Sie! so sprechen Sie doch! Kennen Sie den Schuldigen, so nennen Sie ihn mir, oder, ein entarteter Sohn, sind Sie der Henker; ein Vatermörder, sind Sie es, der Ihren Vater tödtet!... Auf, sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie! das ist nicht nur Ihr Recht, sondern Ihre Pflicht!"

„Sire, es ist meine Pflicht, zu schweigen," antwortete der Abbé, dem die Thränen, — die ersten, die er vergossen hatte, — die Augen überflutheten.

„Ist es so, Herr Abbé," fügte der König, der die Wirkung sah, ohne die Ursache zu begreifen, und sich durch das, was er als eine Halsstarrigkeit des Mönches betrachtete, verletzt zu fühlen anfing; „ist es so, dann erlauben Sie mir, mich dem Spruche der Herren Geschworenen zu unterwerfen."

Und er machte ein Zeichen, das dem Mönche bedeutete, die Audienz sei beendigt.

Doch so gebietend auch die Geberde des Königs war, Dominique gehorchte nicht; er stand nur auf und sprach mit einer ehrerbietigen, aber festen Stimme:

„Sire, Eure Majestät hat sich getäuscht: ich verlange nicht oder verlange nicht mehr die Begnadigung meines Vaters."

„Was verlangen Sie denn?“

„Sire, ich bitte Eure Majestät um einen Aufschub.“

„Um einen Aufschub?“

„Ja, Sire.“

„Von wie viel Tagen?“

Dominique berechnete in seinem Geiste und sprach dann laut:

„Von fünfzig Tagen.“

„Ei!“ sagte der König, „das Gesetz bewilligt drei Tage dem Angeklagten, um ein Cassationsgesuch einzureichen, und die Cassation ist immer eine Sache von vierzig Tagen.“

„Je nachdem, Sire; der Cassationshof kann, wenn man ihn drängt, sein Urtheil in zwei Tagen, in einem sogar eben so gut sprechen, als in vierzig, und überdies . . .“

Dominique zögerte.

„Und überdies?“ wiederholte der König. „Vollenden Sie Ihren Gedanken.“

„Ueberdies, Sire, wird mein Vater kein Cassationsgesuch einreichen.“

„Wie, das wird Ihr Vater nicht thun?“

Dominique schüttelte den Kopf.

„So will also Ihr Vater sterben?“ rief der König.

„Er wird wenigstens nichts thun, um dem Tode zu entkommen.“

„Dann, mein Herr, wird die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.“

„Sire,“ sprach Dominique, „im Namen Gottes

bewilligen Sie einem seiner Diener die Gnade, um die er Sie bittet!"

„Nun wohl, ja, mein Herr, ich werde sie ihm vielleicht bewilligen, doch vor Allem unter einer Bedingung: daß der Verurtheilte nicht der Justiz trotzt. Er reiche sein Cassationsgesuch ein, und ich werde sehen, ob er außer den drei Tagen Frist, die ihm das Gesetz bewilligt, die vierzig Tage Aufschub bekommen soll, die ihm meine Gnade gewähren wird."

„Es ist mit dreiundvierzig Tagen nicht genug, Sire," erwiederte Dominique entschlossen; „ich brauche fünfzig."

„Fünfzig, mein Herr, und wozu?"

„Um eine lange, mühsame Reise zu machen, Sire; um eine Audienz zu erhalten, die ich vielleicht nur schwer erlangen werde; um endlich einen Mann zu überzeugen, der, wie Sie, Sire, vielleicht nicht wird überzeugt sein wollen."

„Sie machen eine lange Reise?"

„Eine Reise von dreihundert fünfzig Meilen, Sire!"

„Und Sie machen sie zu Fuße?"

„Ich mache sie zu Fuße, ja, Sire."

„Warum zu Fuße? Sprechen Sie!"

„Weil so die Pilger reisen, welche eine höchste Gnade von Gott zu erbitten haben."

„Wenn ich aber die Reisekosten tragen würde, wenn ich Ihnen das nöthige Geld gäbe . . .?"

„Sire, Eure Majestät bewahre das Geld, das sie mir geben würde, für ein frommes Almosen. Ich habe ein Gelübde gethan, zu Fuße und zwar barfuß zu gehen, ich werde zu Fuße und barfuß gehen."

„Und Sie machen sich anheischig, in fünfzig Tagen die Unschuld Ihres Vaters zu beweisen?"

„Nein, Sire, ich mache mich nicht anheischig, und ich schwöre, daß kein Anderer an meiner Stelle sich hiezu anheischig machen könnte; doch ich versichere, daß ich nach der Reise, die ich unternehme, wenn ich nicht die Mittel habe, die Unschuld meines Vaters zu proclamiren, ich versichere, daß ich den Spruch der menschlichen Gerechtigkeit annehme, und mich darauf beschränke, dem Verurtheilten die Worte des Königs: „„Ich rufe auf Dich die göttliche Barmherzigkeit herab!"" zu wiederholen."

Eine neue Gemüthsbewegung erfaßte Karl X. Er schaute den Abbé Dominique an, und als er sein offenes, redliches Gesicht sah, drang eine Halbüberzeugung in sein Herz ein.

Unwillkürlich indessen, trotz dieser unwiderstehlichen Sympathie, welche das Gesicht des edlen Mönches einflößte, ein Gesicht, das nur der Reflex seines Herzens war, nahm König Karl X., als wollte er Kräfte gegen das gute Gefühl schöpfen, das sich seiner zu bemächtigen drohte, zum zweiten Male das auf seinem Tische liegende Blatt Papier, auf das er seine Augen geworfen, als ihm der Huissier den Abbé Dominique gemeldet hatte; er richtete rasch wieder einen Blick darauf, und dieser Blick, so rasch er war, genügte, um in ihm den guten Willen zurückzudrängen, der so nur einen ephemeren Ausdruck hatte: von gerührt, wie er war, während er den Abbé Dominique anhörte, wurde er kalt, sorgenvoll, verdrießlich.

Es war wohl Grund vorhanden, verdrießlich,

kalt und sorgenvoll zu sein: die Note, welche der König vor Augen hatte, war die kurze Geschichte von Herrn Sarranti und dem Abbé Dominique, zwei Portraits skizzirt von Meisterhand, wie sie die Congregation zu skizziren wußte; — die Biographie von zwei wüthenden Revolutionären.

Die erste war die von Herrn Sarranti. Sie nahm ihn bei seinem Abgange von Paris; sie folgte ihm nach Indien an den Hof von Rundschit Sing, bei seinen Verbindungen mit dem General Lebastard de Prémont, der selbst als entsetzlich gefährlicher Mensch bezeichnet war; sodann von Indien ging sie mit ihm nach Schönbrunn, sie detaillirte die durch die guten Bemühungen von Herrn Jackal gescheiterte Verschwörung, und während sie den General Lebastard jenseits der Wien-Brücke verlor, nahm sie Herrn Sarranti allein wieder auf, um ihn nach Paris zurückzuführen und erst am Tage seiner Verhaftung zu verlassen. Am Rande standen die Worte: „Ueberdies angeklagt und überwiesen der Verbrechen der Entführung, des Diebstahls und des Mordes, wegen welcher Verbrechen er verurtheilt worden ist."

Was den Abbé Dominique betrifft, — seine Biographie war nicht minder detaillirt. Man nahm ihn beim Austritte aus dem Seminar; man erklärte ihn für einen Schüler des Abbé Lamenais, dessen Dissidenz Aufsehen zu erregen anfing; sodann machte man aus ihm einen Mansardenbesucher, der nicht das Wort Gottes verbreite, sondern für die revolutionäre Propaganda arbeite; man führte eine Predigt von ihm an, die ihm würde ernstliche Ermahnungen von Seiten seiner Obern zugezogen haben, hätte er nicht

einem spanischen, in Frankreich noch nicht wiederhergestellten Orden angehört. Man trug endlich darauf an, ihn nach dem Auslande znrückzuschicken, da seine Anwesenheit in Paris, nach der Aussage der Congregation, gefährlich war.

Kurz, nach der Note, die der arme König vor Augen hatte, waren die Herren Sarranti, Vater und Sohn, Blutsäufer und hielten in der Hand: der Eine das Schwert, das den Thron umstürzen sollte; der Andere die Fackel, welche die Kirche niederbrennen sollte.

Es genügte also, hatte man sich einmal mit all diesem Jesuitengifte angeschwängert, die Blicke wieder auf das Blatt Papier zu werfen, um zum politischen Hasse, der sich einen Augenblick beugen konnte, zurückzukehren und gleichsam mit einem Schlage aufs Neue alle die Gespenster der Revolution hervortreten zu sehen.

Der König schauerte und warf dem Abbé Dominique einen schlimmen Blick zu.

Dieser täuschte sich nicht im Blicke von Karl X. und fühlte sich wie von einem glühenden Eisen getroffen. Er hob indessen das Haupt stolz empor, verbeugte sich, machte zwei Schritte rückwärts und schickte sich an, wegzugehen.

Eine erhabene Geringschätzung für diesen König, der die Instincte seines Herzens zurückstieß, um an ihre Stelle den Haß Anderer zu setzen, die niederschmetternde Verachtung des Starken gegen den Schwachen schweiften wider den Willen des Abbé Dominique in seinen Augen und auf seinen Lippen.

Karl X. sah dieses Gefühl wie eine Flamme

glänzen, und, im Ganzen Bourbon, das heißt schnell für die Gnade, hatte er einen von den Gewissensbissen, welche zu gewissen Stunden, Agrippa d'Aubigné anschauend, sein Ahnherr Heinrich IV. haben mußte.

Die Wahrheit oder wenigstens der Zweifel erschien ihm in der Halbtinte; er wagte es nicht, zu verweigern, was dieser redliche Mann von ihm verlangte, und rief den Abbé Dominique in dem Augenblicke zurück, wo er sich entfernen wollte.

„Herr Abbé," sagte er zu ihm, „ich habe bis jetzt weder bejahend, noch verneinend auf Ihre Bitte geantwortet; wenn ich es aber nicht gethan habe, so ist dies so, weil ich vor meinen Augen, oder vielmehr in meinem Geiste die Schatten der ungerecht geopferten Gerechten vorüberziehen sah."

„Sire," rief der Abbé, indem er zwei Schritte rückwärts machte, „es ist noch Zeit, und der König braucht nur ein Wort zu sprechen."

„Ich bewillige Ihnen zwei Monate, Herr Abbé," sagte der König, indem er seinen gewöhnlichen Stolz wieder annahm, als bereute er es und als erröthete er darüber, daß er die geringste Gemüthsbewegung hatte durchscheinen lassen; „doch hören Sie wohl? Ihr Vater gebe sein Cassationsgesuch ein! Ich verzeihe zuweilen die Rebellion gegen das Königthum; ich würde nie die Rebellion gegen die Justiz verzeihen."

„Sire, werden Sie die Gnade haben, mir das Mittel zu geben, bei meiner Ankunft zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu Ihnen zu gelangen?"

„Gern," antwortete der König.

Und er klingelte.

„Sie sehen diesen Herrn," sagte Karl X. zum eintretenden Huissier. „Schauen Sie ihn genau an, und man führe ihn bei mir ein, zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht er auch hier erscheinen mag. Unterrichten Sie hievon die Leute vom Dienste."

Der Abbé verbeugte sich und ging ab, das Herz voll Freude, wenn nicht voll Dankbarkeit.

V.

Der Vater und der Sohn.

Alle die Blüthen der Hoffnung, welche langsam im Schooße des Menschen keimen und ihre Früchte nur zu gewissen Stunden geben, erschlossen sich im Herzen des Abbé Dominique, so wie er den Fuß auf eine Stufe setzte, die ihn von der königlichen Majestät entfernte und seinen Mitbürgern näherte.

Indem er sich der Schwächen des unglücklichen Monarchen erinnerte, dünkte es ihm unmöglich, daß dieser, unter den Jahren gebeugte, Mann, mit dem guten Herzen, aber dem trägen Geiste, ein ernstes Hinderniß beim Werke der großen Göttin sein sollte, welche vorwärts schreitet, seitdem der menschliche Genius seine Fackel angezündet hat, der Göttin, die man die Freiheit nennt.

Dann kehrte, — seltsamer Weise, und was bewies, daß ohne Zweifel sein Plan für die Zukunft sehr entschieden festgesetzt war, — dann kehrte seine ganze Vergangenheit plötzlich in sein Gedächtniß zu-

rück. Er erinnerte sich der geringsten Einzelheiten seines Priesterlebens, seiner unsäglichen Unschlüssigkeiten in dem Augenblicke, wo er sein Gelübde ablegen sollte, seiner innern Kämpfe in dem Augenblicke, wo er die Weihe empfangen sollte; Alles war aber besiegt worden durch jene Hoffnung, welche, der Feuersäule von Moses ähnlich, ihm seinen Weg durch die Gesellschaft bezeichnete und ihm sagte, die Laufbahn, auf der er seinem Vaterlande am Nützlichsten sein könne, sei die geistliche Laufbahn.

Wie der Stern der Weisen strahlte sein Gewissen und zeigte ihm die wahre Straße. Einen einzigen Augenblick hatte der Sturm seinen Himmel verdunkelt, und er hatte aufgehört, seinen Weg zu erkennen; doch er fing wieder an darauf zu sehen und er setzte sich wieder in Marsch, wenn nicht mit einem vollen Vertrauen, doch wenigstens mit dem festesten Entschlusse.

Er stieg die letzte Stufe des Palastes mit einem Lächeln auf den Lippen hinab.

Welchem geheimen Gedanken entsprach, in einer solchen Lage, sein Lächeln?

Doch kaum hatte er den Fuß in den Hof der Tuilerien gesetzt, als er das sympathetische Gesicht von Salvator erblickte, der, unruhig über das Resultat des Schrittes des Abbé Dominique, seinen Abgang in einer fieberhaften Angst erwartete.

Salvator begriff, als er nur das Gesicht des armen Mönches sah, den Erfolg des Besuches.

„Gut!“ sagte er, „der König hat Ihnen den Aufschub bewilligt, um den Sie ihn gebeten.“

„Ja,“ erwiederte der Abbé; „es ist im Grunde ein vortrefflicher Mensch.“

„Nun wohl,“ sprach Salvator, „das söhnt mich wieder ein wenig mit ihm aus; das bringt Seine Majestät König Karl X. wieder ein wenig in Gnade bei mir. Ich vergebe ihm seine Schwächen in Erinnerung an seine angeborenen Tugenden. Man muß nachsichtig gegen diejenigen sein, welche nie die Wahrheit hören.“

Dann plötzlich den Ton verändernd, sagte er zum Abbé:

„Nicht wahr, wir kehren in die Conciergerie zurück?“

„Ja,“ antwortete einfach Dominique, indem er seinem Freunde die Hand drückte.

Sie nahmen einen Wagen, der leer über den Quai fuhr, und kamen rasch an den Ort ihrer Bestimmung.

Vor der Thüre des düsteren Gefängnisses reichte Salvator Dominique die Hand und fragte ihn, was er, aus demselben weggehend, zu thun gedenke.

„Ich werde auf der Stelle Paris verlassen.“

„Kann ich Ihnen in dem Lande, in das Sie sich begeben, nützlich sein?“

„Können Sie die Förmlichkeiten abkürzen, welche die Ausfertigungen eines Passes begleiten?“

„Ich kann Ihnen einen solchen ohne Förmlichkeit verschaffen.“

„Dann erwarten Sie mich in Ihrer Wohnung: ich werde Sie dort abholen.“

„Ich werde Sie in einer Stunde hier erwarten; Sie werden mich an der Ecke des Quai finden. Sie

können im Innern des Gefängnisses nun bis um vier Uhr bleiben, und es ist drei Uhr."

„In einer Stunde also," sagte der Abbé Dominique, dem jungen Manne aufs Neue die Hand drückend.

Und er verschwand unter dem düstern Eingange.

Der Gefangene war in die Zelle gebracht worden, welche Louvel in sich geschlossen hatte und Fieschi in sich schließen sollte. Dominique wurde ohne Schwierigkeit bei ihm eingeführt.

Herr Sarranti, der auf einem Schemel saß, stand auf und ging seinem Sohne entgegen; dieser verbeugte sich vor ihm mit der Ehrfurcht, mit der man die Märtyrer empfängt.

„Ich erwartete Dich, mein Sohn," sprach Herr Sarranti.

Und es lag in seiner Stimme etwas wie ein Ausdruck von Vorwurf.

„Mein Vater," erwiederte der Abbé, „es ist nicht meine Schuld, daß ich nicht früher gekommen bin."

„Ich glaube es," sagte der Gefangene, seinem Sohne beide Hände drückend.

„Ich komme von den Tuilerien," fuhr Dominique fort.

„Du kommst von den Tuilerien?"

„Ja, ich bin beim König gewesen."

„Du bist beim König gewesen?" fragte Herr Sarranti erstaunt, indem er seinen Sohn starr anschaute.

„Ja, mein Vater."

„Und warum bist Du beim König gewesen? Gewiß nicht, um ihn um meine Begnadigung zu bitten."

„Nein, mein Vater," erwiederte rasch der Abbé.

„Was hattest Du denn von ihm zu verlangen?"

„Einen Aufschub."

„Einen Aufschub! und warum einen Aufschub?"

„Das Gesetz bewilligt Ihnen drei Tage, um ein Cassationsgesuch einzureichen; drängt nichts den Spruch des Hofes, so ist dies eine Sache von vierzig bis zweiundvierzig Tagen."

„Nun?"

„Ich habe den König um zwei Monate gebeten."

„Den König?"

„Den König."

„Und warum zwei Monate?"

„Weil ich zwei Monate nöthig habe, um mir die Beweise Ihrer Unschuld zu verschaffen."

„Ich werde kein Cassationsgesuch einreichen," antwortete Herr Sarranti entschlossen.

„Mein Vater!"

„Ich werde es nicht thun, ... das ist ein fester Entschluß, und ich habe Emanuel verboten, es in meinem Namen zu thun."

„Mein Vater, was sagen Sie mir?"

„Ich sage, daß ich jede Art von Aufschub ausschlage; ich bin verurtheilt worden, ich will hingerichtet werden; ich habe meine Richter verworfen, nicht den Henker."

„Mein Vater, hören Sie mich an."

„Ich will hingerichtet sein ... es drängt mich, mit den Qualen des Lebens und der Ungerechtigkeit der Menschen ein Ende zu machen."

„Mein Vater!“ murmelte traurig der Abbé.

„Ich weiß, Dominique, was Du mir Alles in dieser Hinsicht sagen kannst, ich kenne die Vorwürfe, die Du mir zu machen berechtigt bist.“

„Oh! mein verehrter Vater!“ sagte erröthend der Abbé Dominique, „wenn ich Sie auf den Knieen anflehen würde. . .“

„Dominique!“

„Wenn ich Ihnen sagte, diese Unschuld, die ich Ihnen verspreche, werde ich in den Augen der Menschen so rein hervorstellen, als das Tageslicht Gottes, das durch das Gitter dieses Gefängnisses bis zu uns gelangt . . .“

„Nun wohl, mein Sohn, diese Unschuld wird nach meinem Tode nur um so glänzender und leuchtender hervortreten; ich werde um keinen Aufschub bitten, ich werde keine Gnade annehmen!“

„Mein Vater! mein Vater!“ rief Dominique in Verzweiflung, „beharren Sie nicht bei diesem Entschlusse, der Ihr Tod ist, der die Verzweiflung meines Lebens und vielleicht das unnütze Verderben meiner Seele sein wird.“

„Genug!“ sprach Sarranti.

„Nein, nicht genug, mein Vater!“ entgegnete Dominique, indem er wirklich auf seine Kniee sank, in seinen Händen die Hände seines Vaters preßte und sie mit Thränen und Küssen bedeckte.

Sarranti versuchte es, den Kopf abzuwenden, und zog seine Hände zurück.

„Mein Vater!“ fuhr Dominique fort, „Sie weigern sich, weil Sie nicht an meine Worte glauben; Sie weigern sich, weil Ihnen der schlimme Gedanke

kommt, ich gebrauche eine Ausflucht, um Sie dem Tode streitig zu machen und zwei Monate Ihrem so edlen und so gut ausgefüllten Dasein beizufügen, weil Sie fühlen, Sie können, zu welcher Stunde und in welchem Alter es auch sein möge, sterben, und Sie werden in den Augen des höchsten Richters voll der Tage und der Ehre sterben."

Ein schwermüthiges Lächeln, das bewies, Dominique habe richtig getroffen, schwebte über die Lippen von Herrn Sarranti.

„Nun wohl, mein Vater," fuhr Dominique fort, „ich schwöre Ihnen, daß die Worte Ihres Sohnes keine leeren Worte sind; ich schwöre Ihnen, daß ich hier," Dominique legte die Hand auf seine Brust, — „daß ich hier die Beweise Ihrer Unschuld habe."

„Und Du hast sie nicht vorgebracht?" rief Herr Sarranti, indem er einen Schritt zurückwich und seinen Sohn mit einem Erstaunen, das an Mißtrauen gränzte, ansah; „und Du hast gegen Deinen Vater ein Urtheil fällen lassen; Du hast Deinen Vater zu einem entehrenden Tode verurtheilen lassen, während Du hier," — und Herr Sarranti streckte den Finger gegen die Brust des Mönches aus, — „während Du hier die Beweise der Unschuld Deines Vaters hattest?"

Dominique hob die Hand empor.

„Mein Vater! so wahr als Sie ein Ehrenmann sind; so wahr als ich Ihr Sohn bin, wenn ich von diesen Beweisen Gebrauch gemacht, wenn ich Ihnen das Leben, die Ehre mit Hülfe dieser Beweise gerettet hätte, Sie würden mich verachtet haben, und wären grausamer an Ihrer Verachtung gestorben,

als Sie je durch das Eisen des Henkers sterben werden."

„Wenn Du aber diese Beweise heute nicht geben konntest, wie wirst Du sie eines Tages geben können?"

„Mein Vater, das ist ein zweites Geheimniß, das ich Ihnen nicht enthüllen darf, ein Geheimniß, das zwischen mir und Gott ist."

„Mein Sohn," sprach der Verurtheilte mit kurzem Tone, „es ist in Allem dem zu viel Geheimniß für mich. Ich nehme nur an, was ich begreifen kann; ich begreife nicht: folglich schlage ich aus."

Und einen Schritt zurückweichend, winkte er dem Mönche, aufzustehen.

„Genug, Dominique," sagte er; „erspare mir jeden Streit, und laß uns die letzten Stunden, die wir noch auf Erden beisammen zu bleiben haben, so sanft als möglich zubringen."

Der Mönch stieß einen Seufzer aus; er wußte, daß, sobald einmal diese Worte von seinem Vater ausgesprochen waren, sich nichts mehr hoffen ließ.

Und dennoch, während er aufstand, sann er darüber nach, durch welche Wendung er von dem unbeugsamen Manne, den er seinen Vater nannte, eine Aenderung seines Entschlusses erlangen könnte.

Herr Sarranti bezeichnete Dominique einen Schemel, machte mit einem Reste von Aufregung drei bis vier Gänge in der engen Zelle, stellte dann einen Schemel zu seinem Sohne, setzte sich selbst, sammelte sein Gemüth und sprach also zu dem armen Mönche, der ihn mit gesenktem Haupte und gepreßtem Herzen anhörte:

„Bei dem Bedauern, daß wir uns trennen müs-

sen, bleibt mir in dem Augenblicke, wo ich sterben soll, eine Art von Reue, oder vielmehr eine Furcht, ich habe mein Leben schlecht angewandt."

„Oh! mein Vater!" rief Dominique, indem er das Haupt erhob und die Hände seines Vaters zu nehmen suchte, die dieser zurückzog, weniger in einer Bewegung der Kälte, als im Gegentheile, um seinem Sohne nicht diese magnetische Gewalt über sich zu geben.

Sarranti fuhr fort:

„Und, in der That, höre mich wohl an, mein Sohn, und sprich Dein Urtheil über mich."

„Mein Vater!"

„Sprich Dein Urtheil über mich, ich wiederhole es . . . Habe ich nach Deiner Ansicht, — denn es macht mir Freude, es zu sagen, mein Sohn, Du bist ein Mann von hoher Moral, — habe ich nach Deiner Ansicht den Verstand, den mir Gott gegeben, um Anderen nützlich zu sein, gut oder schlecht angewendet? . . . Zuweilen zweifle ich . . . höre mich wohl an . . . und mir scheint, dieser Verstand habe ihnen zu nichts gedient. Etwas Anderes ist es, so viel als man vermag zum Werke der Civilisation beizutragen, welches zu fördern wir, die Einen und die Anderen, berufen sind; etwas Anderes, sein Leben einer einzigen Idee zu weihen, oder vielmehr einem einzigen Menschen, so groß dieser Mensch auch sein mag."

„Oh! mein Vater!" rief der Mönch, einen glühenden Blick auf Herrn Sarranti heftend.

„Höre mich an, mein Sohn," wiederholte der Gefangene. „. . . Nun wohl, es ergreift mich, wie

ich Dir sagte, ein Augenblick des Zweifels, und ich befürchte, mich im Wege geirrt zu haben. Auf dem Punkte, diese Welt zu verlassen, mache ich meine Gewissensprüfung, und es ist ein Glück für mich, daß ich sie vor Dir mache. Glaubst Du, die Energie, die ich in mir habe, hätte können besser angewendet werden? Habe ich von den Fähigkeiten, mit denen mich Gott begabt, den besten Gebrauch gemacht, den ich davon machen konnte, und wenn ich mir eine Aufgabe vorgesetzt, habe ich sie auch gut vollbracht? Antworte mir, mein Dominique."

Zum zweiten Male sank Dominique vor seinem Vater auf die Kniee.

„Mein edler Vater," sagte er, „ich kenne keinen Menschen unter dem Himmel, der redlicher und edelmüthiger, als Sie es gethan, seine Kräfte im Dienste einer Sache verwendet hat, die ihm gerecht und gut schien; ich kenne keine höhere Rechtlichkeit, als Ihre Rechtlichkeit, keine uneigennützigere Ergebenheit, als Ihre Ergebenheit. Ja, mein edler Vater, Sie haben Ihre Aufgabe aus dem Gesichtspunkte erfüllt, aus dem Sie sich dieselbe auferlegt hatten, und die Zelle, in der wir zu dieser Stunde sind, ist das materielle Zeugniß Ihrer Seelengröße und Ihrer erhabenen Selbstverleugnung."

„Meinen Dank, Dominique," antwortete Sarranti; „und tröstet mich etwas über den Tod, so ist es der Gedanke, daß mein Sohn das Recht hat, stolz auf mein Leben zu sein. Ich werde Dich also, mein einziges Kind, ohne Gewissensbisse, ohne Bedauern verlassen. Und ich hatte doch noch Kräfte im Dienste des Vaterlands; ich war kaum, — mir scheint das

wenigstens heute so, — ich war kaum bei der Hälfte meiner Aufgabe, und ich glaubte, — in einer dunklen Ferne, welche zu erreichen mir aber möglich gewesen wäre, — den leuchtenden Strahl eines besseren Lebens, etwas wie die Befreiung meines Vaterlands, und, wer weiß? vielleicht in Folge der Befreiung meines Vaterlands die Befreiung der Nationen zu erschauen!"

„Ah! mein Vater!" rief der Abbé, „ich flehe Sie an, verlieren Sie diesen leuchtenden Strahl nicht aus dem Blicke; denn das ist die Feuersäule, welche Frankreich nach dem gelobten Lande führen soll. Mein Vater, hören Sie mich an, und Gott lege die Ueberredung in den Mund seines demüthigen Dieners."

Herr Sarranti strich mit der Hand über seine feuchte Stirne, als wollte er sie von den materiellen Wolken befreien, welche seine Gedanken verdunkeln und das Wort seines Sohnes bis in seinen Geist zu gelangen verhindern konnten.

„Hören Sie also nun mich an, mein Vater; Sie haben so eben mit einem einzigen Worte die sociale Frage erleuchtet, der die edlen Menschen, wer sie auch sein mögen, ihr Leben weihen: der Mensch und die Idee."

Die Augen auf seinen Sohn geheftet, machte Herr Sarranti ein Zeichen der Beistimmung.

„Der Mensch und die Idee, Alles liegt hierin, mein Vater. Der Mensch, in seiner Hoffart, glaubt der Herr der Ideen zu sein, während im Gegentheile die Idee Gebieterin des Menschen ist. Die Idee, o mein Vater, ist die Tochter Gottes, und Gott hat ihr, um ihr ungeheures Werk zu vollbrin-

gen, die Menschen als Werkzeuge gegeben . . . hören Sie das wohl, mein Vater; ich werde manchmal dunkel.

„Durch die Periode der Zeiten strahlt die Idee wie eine Sonne, die Menschen verblendend, die ihren Gott daraus gemacht haben. Sehen Sie dieselbe geboren werden, wo der Tag geboren wird; da, wo die Idee ist, ist das Licht; in allem Uebrigen ist die Nacht.

„Als die Idee über dem Ganges erschien und hinter der Kette des Himalaya aufging, jene Urcivilisation, von der wir nur noch Traditionen bewahrt haben, jene Ahnstädte erleuchtend, von denen wir nur noch die Trümmer kennen, da strahlten ihre Flammen um sie und beleuchteten zugleich mit Indien alle benachbarten Nationen; nur war die Intensität des Lichtes da, wo die Idee war. Aegypten, Persien, Arabien waren in der Halbtinte; die übrige Welt in der Dunkelheit: Athen, Rom, Carthago, Cordova, Florenz und Paris, diese zukünftigen Herde, diese zukünftigen Leuchtthürme waren noch nicht aus der Erde hervorgegangen, und man wußte noch nicht einmal etwas von ihrem Namen.

„Indien vollbrachte sein Werk der patriarchalischen Civilisation. Diese Mutter des Menschengeschlechts, welche als Symbol die Kuh mit den unversiegbaren Eutern angenommen hatte, reichte den Scepter Aegypten, seinen dreihundert Namen, seinen dreihundert und dreißig Königen und seinen sechsundzwanzig Dynastien. Man weiß nicht, wie lange Indien gedauert hat; Aegypten dauerte dreitausend Jahre. Es erzeugte Griechenland; nach der

patriarchalischen Regierung und der theokratischen Regierung die republikanische Regierung. Die antike Gesellschaft hatte die heidnische Vollkommenheit erreicht.

„Dann kam Rom, Rom, die privilegirte Stadt, wo die Idee Mensch werden und über die Zukunft herrschen sollte . . . — Mein Vater, verbeugen wir uns Beide: ich will den Namen des Gerechten aussprechen, der nicht nur für die Gerechten starb, die man nach ihm opfern sollte, sondern auch für die Schuldigen; mein Vater, ich spreche den Namen Christi aus."

Sarranti neigte das Haupt; Dominique bekreuzte sich.

„Mein Vater, in dem Augenblicke, wo der Gerechte seinen letzten Ausruf von sich gab, rollte der Donner, zerriß der Vorhang im Tempel, öffnete sich die Erde . . . Dieser Spalt, der von einem Pole zum andern ging, war der Abgrund, der die alte Welt von der neuen trennte. Alles war wiederanzufangen, Alles war neu zu machen; man hätte glauben sollen, Gott, der Unfehlbare, habe sich getäuscht, hätte man nicht, von Stelle zu Stelle, wie an seinem eigenen Lichte angezündete Leuchtthürme, die großen Vorläufer erkannt, die man Moses, Aeschylos, Plato, Sokrates, Virgil und Seneca nennt.

„Die Idee hatte vor Jesus Christus ihren antiken Namen: Civilisation, gehabt; sie hatte nach Jesus Christus ihren modernen Namen: Freiheit. In der heidnischen Welt war die Freiheit nicht nöthig für die Civilisation; sehen Sie Indien, sehen Sie Aegypten, sehen Sie Arabien, sehen Sie Persien,

sehen Sie Griechenland, sehen Sie Rom. In der christlichen Welt gibt es keine Civilisation ohne Freiheit; sehen Sie Rom, Carthago, Granada fallen, sehen Sie den Vatican geboren werden . . ."

„Mein Sohn," fragte Sarranti mit einer Art von Zweifel, „ist der Vatican wirklich der Tempel der Freiheit?"

„Er war es wenigstens bis zu Gregor VII. . . . Ah! mein Vater, hier muß man abermals den Menschen von der Idee trennen! Die Idee, die den Händen des Papstes entwischt, geht in die Hände von König Ludwig dem Dicken über, welcher vollendet, was Gregor VII. begonnen hat. Frankreich wird Rom fortsetzen; in diesem Frankreich, das kaum das Wort Gemeinde stammelt; in diesem Frankreich, dessen Sprache sich bildet, bei welchem die Leibeigenschaft aufgehoben werden wird, in diesem Frankreich werden sich fortan die Geschicke der Welt debattiren. Rom hat nur noch den Leichnam Christi: Frankreich hat sein Wort, seine Seele, — die Idee!... Seht sie sich erheben unter dem Namen Gemeinde. Gemeinde, das heißt Volksrechte, Demokratie, Freiheit!

„O mein Vater, die Menschen glauben, sie benützen die Ideen, während im Gegentheile es die Idee ist, welche die Menschen benützt.

„Hören Sie, mein Vater, denn in dem Augenblicke, wo Sie Ihr Leben Ihrem Glauben opfern, muß man Licht machen um diesen Glauben, damit Sie wohl sehen, ob die von Ihnen angezündete Fackel Sie dahin geführt hat, wohin Sie gehen wollten."

„Ich höre," erwiederte der Verurtheilte, indem

er seine Hand an seine Stirne drückte, als wollte er sie verhindern, vor der Minerva zu zerspringen, die er ganz gerüstet unter dem Gewölbe seines Gehirnes sich bewegen fühlte.

„Die Ereignisse sind verschieden," fuhr der Mönch fort, „doch die Idee ist dieselbe. Nach der Gemeinde kommen die Pastoureaux; nach den Pastoureaux kommt die Jacquerie; nach der Jacquerie kommen die Maillotins; nach den Maillotins kommt der Krieg des öffentlichen Wohls; nach dem Kriege des öffentlichen Wohls die Ligue; nach der Ligue die Fronde; nach der Fronde die französische Revolution. Nun, mein Vater, alle die Empörungen, — mögen sie Gemeinde, Pastoureaux, Jacquerie, Maillotin, Krieg des öffentlichen Wohls, Ligue, Fronde, Revolution heißen, — das ist immer die Idee, die Idee, die sich verwandelt, bei jeder Verwandlung aber wächst.

„Der Blutstropfen, der von der Zunge des ersten Menschen fällt, welcher auf dem öffentlichen Platze von Cambrai: Gemeinde, ruft, und dem man die Zunge als einem Gotteslästerer ausschneidet, ist die Quelle der Demokratie; zuerst Quelle, dann Bach, dann Fluß, dann Strom, dann See, dann Ocean.

„Sehen wir nun, mein Vater, auf diesem Ocean den vom Herrn erwählten Steuermann schiffen, den man Napoleon den Großen nennt . . ."

Der Verurtheilte, der nie solche Worte gehört hatte, sammelte sich und hörte.

Der Mönch fuhr in folgenden Ausdrücken fort:

„Drei Männer waren zu allen Zeiten im Geiste des Herrn erwählt gewesen, um die Werkzeuge der

Idee zu sein und das Gebäude der christlichen Welt zu behauen, wie er es verstand. Diese drei Männer sind Cäsar, Karl der Große, Napoleon. Und bemerken Sie wohl, mein Vater, Jeder von diesen drei Männern weiß nicht, was er thut, und scheint gerade das Gegentheil von dem zu träumen, was er vollbringt: Cäsar, ein Heide, bereitet das Christenthum vor; Karl der Große, ein Barbar, bereitet die Civilisation vor; Napoleon, ein Despot, bereitet die Freiheit vor.

„Diese drei Männer kommen in einer Entfernung von achthundert Jahren von einander. Mein Vater, es sind drei verschiedene menschliche Anblicke, doch es ist dieselbe Seele, die sie belebt, — die Idee.

„Cäsar, ein Heide, vereinigt durch die Eroberung die Völker in einen einzigen Bündel, damit auf dieser Menschengarbe Christus aufstehe, eine befruchtende Sonne der modernen Welt, und damit unter dem Nachfolger Cäsars sich Christus erhebe.

„Karl der Große, ein Barbar, gründet die Feudalherrschaft, diese Mutter der Civilisation, und bricht an den Schranken seines ungeheuren Reiches die Wanderung der Völker, welche noch barbarischer als er.

„Napoleon . . . Erlauben Sie, mein Vater, daß ich in Beziehung auf Napoleon meine Theorie weiter entwickle. Es sind nicht leere Worte, die ich Ihnen sage, und ich hoffe, sie führen mich im Gegentheile zu dem Ziele, nach dem ich strebe.

„Als Napoleon, oder vielmehr Bonaparte, — denn der Riese hat zwei Namen, wie er zwei Gesichter hat, — als Bonaparte erschien, war Frankreich dergestalt durch die Revolution aus den andern

Völkern hinausgeschleudert, daß es das Gleichgewicht der Nationen gestört hatte. Dieser Bucephalus brauchte einen Alexander, dieser Löwe einen Androklos. Bonaparte erschien mit seiner doppelten volksthümlichen und aristokratischen Natur im Angesichte dieser wahnsinnigen Freiheit, die man fesseln mußte, um sie zu heilen. Bonaparte war hinter der Idee in Frankreich, aber vor den Ideen anderer Völker.

„Die Könige sahen nicht in ihm, was in ihm war; die Könige sind manchmal blind: die Tollen führten Krieg gegen ihn.

„Da nahm Bonaparte, — der Mann der Idee, — was in Frankreich Reinstes, Verständigstes, Progressivstes unter seinen Kindern war; er bildete Bataillons daraus, heilige Bataillons, die er über Europa verbreitete. — Ueberall bringen diese Bataillons der Idee den Tod den Königen und das Leben den Völkern; überall, wo der Geist Frankreichs durchzieht, macht die Freiheit in seinem Gefolge einen Riesenschritt und wirft die Revolutionen in den Wind, wie ein Säemann das Korn auswirft.

„Napoleon fällt 1815, und schon ist die Ernte, die er vorbereitet hat, auf gewissen Boden gut zu machen. So verlangen im Jahre 1818, — erinnern Sie sich der Data, mein Vater, — das Großherzogthum Baden und das Königreich Baiern eine Constitution und erhalten sie; 1819 verlangt Württemberg eine Constitution und erhält sie; 1820 Revolution und Constitution der Cortes in Spanien; 1821 Empörung der Griechen gegen die Türkei.

„Der Mensch ist Gefangener; der Mensch ist an den Felsen von St. Helena gefesselt; der Mensch ist

todt; der Mensch ist begraben; der Mensch ruht unter seinem namenlosen Steine; doch die Idee ist frei, doch die Idee überlebt ihn, doch die Idee ist unsterblich!

„Eine einzige Nation, eine einzige, war durch ihre topographische Lage dem progressiven Einflusse Frankreichs entgangen, weil sie zu weit entfernt war, als daß wir je daran gedacht hätten, den Fuß auf ihr Gebiet zu setzen. Napoleon träumt die Vernichtung der Engländer in Indien durch seine Verbindung mit Rußland ... Dadurch, daß er die Augen immer auf Moskau geheftet hält, gewöhnt er sich an die Entfernung; die Entfernung verschwindet allmälig durch einen zugleich erhabenen und wahnsinnigen optischen Effect. Einen Vorwand, und wir erobern Rußland, wie wir Italien, Aegypten, Deutschland, Oesterreich und Spanien erobert haben. Der Vorwand wird eben so wenig fehlen, als er zur Zeit der Kreuzzüge fehlte, wo wir die Civilisation vom Orient entlehnten. Gott will es: wir werden die Freiheit dem Norden bringen. Ein englisches Schiff läuft in den Hafen irgend einer Stadt am Baltischen Meere ein, und der Krieg ist von Napoleon dem Manne erklärt, der zwei Jahre vorher, sich vor ihm verbeugend, folgenden Vers vom Voltaire auf sich anwandte:

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux *)!

---

*) Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Wohlthat der Götter.

„Und vor Allem scheint es, auf den ersten Blick, die Vorhersehung Gottes scheitere an dem despotischen Instincte eines Menschen. Frankreich dringt in Rußland ein, Rußland weicht aber vor Frankreich zurück; die Freiheit und die Sklaverei werden nicht in Berührung kommen. Kein Samen wird in dieser eisigen Erde keimen; denn vor unseren Heeren werden nicht nur die feindlichen Heere, sondern auch die feindlichen Völkerschaften zurückweichen. Es ist ein wüstes Land, dessen wir uns bemächtigen, es ist eine in Brand gesteckte Hauptstadt, welche in unsere Hände fällt, und wenn wir in Moskau einziehen, ist Moskau leer, steht Moskau in Flammen!

„Da ist die Sendung Napoleons erfüllt, und der Augenblick seines Sturzes ist gekommen; denn der Sturz von Napoleon wird der Freiheit so ersprießlich sein, als es die Erhebung von Napoleon gewesen ist. So klug vor dem siegenden Feinde, wird der Czaar vielleicht unklug vor dem besiegten Feinde sein: er war vor dem Eroberer zurückgewichen, — sehen Sie, mein Vater, sehen Sie, er schickt sich an, dem Flüchtling zu folgen . . .

„Gott zieht seine Hand von Napoleon zurück... Ist nicht seit drei Jahren sein guter Genius, Josephine, von ihm entfernt, um Marie Louise, der Incarnation des Despotismus, Platz zu machen? Gott zieht also seine Hand von Napoleon zurück; und damit das himmlische Dazwischentreten sehr sichtbar sei, sind es diesmal bei den menschlichen Dingen nicht mehr Menschen, welche gegen Menschen kämpfen; die Ordnung der Jahreszeiten ist verkehrt, der Schnee

und die Kälte kommen in Eilmärschen; es sind die Elemente, welche eine Armee tödten.

„Und so treffen die von der Weisheit des Herrn vorhergesehenen Dinge ein. Paris konnte seine Civilisation nicht nach Moskau tragen: Moskau kommt und verlangt sie in Paris.

„Zwei Jahre nach dem Brande seiner Hauptstadt wird Alexander in der unsern einziehen; doch sein Aufenthalt hier wird von zu kurzer Dauer sein: seine Soldaten werden kaum den Boden Frankreichs berührt haben; unsere Sonne, die sie erleuchten sollte, hat sie nur geblendet.

„Gott ruft seinen Auserwählten zurück; Napoleon erscheint wieder; der Gladiator betritt wieder die Arena, kämpft, fällt und streckt bei Waterloo den Hals hin.

„Da öffnet Paris dem Czaar und seinem wilden Heere wieder die Thore. Diesmal wird die Occupation drei Jahre an den Ufern der Seine diese Menschen von der Newa, von der Wolga und vom Don zurückhalten; ganz angefüllt von neuen und fremden Ideen, die unbekannten Namen Civilisation, Befreiung und Freiheit stammelnd, werden sie in ihr wildes Land zurückkehren, und acht Jahre nachher wird eine republikanische Verschwörung in Petersburg ausbrechen . . . Wenden Sie die Augen gegen Rußland, mein Vater, und Sie werden den Herd dieses Brandes noch rauchend auf dem Senats-Platze sehen.

„Mein Vater, Sie haben Ihr Leben dem Menschen-Idee geweiht; der Mensch ist todt, die Idee lebt. Leben Sie auch für die Idee!“

„Was sagst Du, mein Sohn?" rief Herr Sarranti, seinen Sohn mit Augen anschauend, in denen sich zugleich das Erstaunen und die Freude, die Ueberraschung und der Stolz malten.

„Mein Vater, ich sage, nachdem Sie so muthig gekämpft, werden Sie nicht das Leben verlassen wollen, ehe Sie die Stunden der zukünftigen Unabhängigkeiten haben schlagen hören. Mein Vater, die Welt rührt sich; Frankreich ist in Arbeit wie ein vulcanischer Berg; noch ein paar Jahre, ein paar Monate vielleicht, und die Lava wird aus dem Krater hervorbrechen, auf ihrem Wege, wie verfluchte Städte, alle Knechtschaften, alle Erniedrigungen einer Gesellschaft verschlingend, welche verurtheilt ist, einer neuen Gesellschaft Platz zu machen."

„Wiederhole die Worte, Dominique!" rief der enthusiastische Corse, dessen Augen vor Freude funkelten, da er aus dem Munde seines Sohnes diese prophetischen und tröstlichen, für ihn wie ein Diamantenthau kostbaren Worte hervorkommen hörte; „wiederhole diese Worte . . . Du gehörst zu einer geheimen Gesellschaft, nicht wahr, und Du kennst das Auflösungswort der Zukunft?"

„Ich gehöre zu keiner geheimen Gesellschaft, mein Vater, und kenne ich das Auflösungswort der Zukunft, so habe ich es in der Vergangenheit gelesen. Ich weiß nicht, ob sich ein Complott in der Dunkelheit anzettelt; doch ich weiß, daß eine allmächtige Verschwörung im Angesichte Aller im vollen Sonnenscheine aufgegangen ist: das ist die Verschwörung des Guten gegen das Böse, und die zwei Streiter stehen

einander gegenüber; die Welt wartet... Leben Sie, mein Vater, leben Sie!"

„Ja, Dominique," rief Sarranti, seinem Sohne die Hand reichend, „Du hast Recht: ich wünsche nun zu leben; doch wie leben, da ich verurtheilt bin?"

„Mein Vater, das ist meine Sache."

„Keine Gnade, hörst Du wohl, Dominique? Ich will nichts von den Menschen empfangen, welche zwanzig Jahre gegen Frankreich gekämpft haben."

„Nein, mein Vater; verlassen Sie sich auf mich, daß ich die Ehre der Familie wahre. Man verlangt nur Eines von Ihnen: daß Sie ein Cassationsgesuch einreichen; ein Unschuldiger hat keine Gnade zu verlangen."

„Was ist denn Dein Plan, Dominique?"

„Mein Vater, gegen Sie, wie gegen Andere muß ich ihn verschweigen."

„Es ist ein Geheimniß?"

„Tief, unverletzlich."

„Selbst für Deinen Vater, Dominique?"

Dominique nahm die Hand seines Vaters, küßte sie ehrfurchtsvoll und erwiederte:

„Selbst für meinen Vater!"

„Sprechen wir nicht mehr davon, mein Sohn... Wann werde ich Dich wiedersehen?"

„In fünfzig Tagen ... vielleicht früher, doch nicht später."

„Ich werde Dich fünfzig Tage lang nicht sehen?" rief Herr Sarranti erschrocken.

Er fing an zu befürchten, er werde sterben.

„Ich unternehme zu Fuße eine lange Pilgerfahrt. ... Empfangen Sie mein Lebewohl. Ich reise schon

diesen Abend, in einer Stunde, ab, um bis zu meiner Rückkehr nicht mehr zu rasten. Segnen Sie mich, mein Vater!"

Ein Gefühl erhabener Größe verbreitete sich über das Antlitz von Herrn Sarranti.

„Gott begleite Dich auf Deiner schmerzlichen Pilgerfahrt, edles Herz!" sagte er, die Hände über das Haupt seines Sohnes erhebend; „er bewahre Dich vor Hinterhalten und Verrathen, und führe Dich zurück, um die Thüre meines Gefängnisses zu öffnen, mag diese Thüre auf das Leben oder auf den Tod gehen."

Dann nahm er zwischen seine zwei Hände den Kopf des knieenden Mönches, schaute ihn mit stolzer Zärtlichkeit an, küßte ihn auf die Stirne, und winkte ihm wegzugehen, ohne Zweifel aus Furcht, es könnte sich seine Gemüthsbewegung in Schluchzen Luft machen.

Der Mönch seinerseits, der seine Kräfte entschwinden fühlte, wandte sich ab, um seinem Vater den Anblick der Thränen zu entziehen, welche aus seinen Augen hervorstürzten, und ging hastig hinaus.

VI.

Der Paß.

Es schlug vier Uhr in dem Augenblicke, wo der Abbé Dominique den Fuß aus der Conciergerie setzte.

Vor der Thüre fand der Mönch Salvator wieder.

Der junge Mann sah, in welcher Unruhe der

Abbé war, errieth, was in seiner Seele vorging, und begriff, daß mit ihm von seinem Vater sprechen seine Wunde wiederbeleben hieß. Er sagte ihm auch nichts Anderes als die Worte:

„Und was gedenken Sie nun zu thun?"

„Ich reise nach Rom ab."

„Wann?"

„So bald als möglich."

„Brauchen Sie einen Paß?"

„Vielleicht könnte mein Rock mir denselben ersetzen; doch gleichviel, um keinen Verzug zu erleiden, ziehe ich es vor, einen zu haben."

„Holen wir einen Paß; wir sind nur zwei Schritte von der Präfectur, und mit meinem Beistande werden Sie, glaube ich, nicht lange zu warten haben."

Fünf Minuten nachher traten Sie in den Hof der Präfectur ein.

In dem Augenblicke, wo sie über die Thürschwelle des Paßbureau schritten, stieß in dem finstern Gange ein Mann an sie.

Salvator erkannte Herrn Jackal.

„Empfangen Sie meine Entschuldigungen, Herr Salvator," sagte der Polizeimann, als er den jungen Mann erkannte; „ich frage Sie diesmal nicht, durch welchen Zufall ich das Glück habe, Ihnen zu begegnen."

„Und warum fragen Sie das nicht, Herr Jackal?"

„Ei! weil ich es weiß."

„Sie wissen, was mich hierher führt?"

„Ist es nicht mein Handwerk, Alles zu wissen?"

„Ich komme also hierher, lieber Herr Jackal...?"

„Um einen Paß zu holen, lieber Herr Salvator."

„Für mich?" fragte lachend Salvator.

„Nein, sondern für diesen Herrn," antwortete Herr Jackal, mit dem Finger auf den Mönch deutend.

„Wir sind vor der Thüre des Bureau; Bruder Dominique ist bei mir; Sie wissen, daß mich mein Gewerbe in Paris zurückhält; es ist also nicht schwer, zu errathen, lieber Herr Jackal, daß ich einen Paß hole, und daß der Paß für diesen Herrn ist."

„Ja, schwieriger aber war es, Ihren Wunsch vorherzusehen."

„Ah! ah... Und Sie haben ihn vorhergesehen?"

„So weit es meinem armen kleinen Scharfsinne erlaubt war, dies zu thun."

„Ich begreife nicht."

„Wollen Sie mir die Freundschaft erweisen, mir mit dem Herrn Abbé zu folgen, lieber Herr Salvator? Dann werden Sie vielleicht begreifen?"

„Und wohin soll ich Ihnen folgen?"

„Ei! in den Saal, wo man die Pässe abgibt. Sie werden den des Herrn Abbé ganz ausgefertigt finden!"

„Ganz ausgefertigt?" sagte Salvator mit einer Miene des Zweifels.

„Ah! mein Gott, ja," erwiederte Herr Jackal mit jener Treuherzigkeit, die er so gut auf seinem Gesichte auszubreiten wußte.

„Selbst mit dem Signalement?"

„Selbst mit dem Signalement. Es muß nur die Unterschrift des Herrn Abbé dabei fehlen."

Sie waren vor dem mittleren Bureau der Thüre gegenüber angelangt.

„Den Paß von Herrn Dominique Sarranti,"

sagte Herr Jackal zu dem, in seinem kleinen hölzernen Käfig eingeschlossenen, Bureauchef.

„Hier, mein Herr," erwiederte der Bureauchef, indem er den Paß Herrn Jackal reichte, der ihn sodann dem Mönche übergab.

„Das ist es wohl, nicht wahr?" fuhr Herr Jackal fort, während Dominique einen erstaunten Blick auf das officielle Papier warf.

„Ja, mein Herr," antwortete der Abbé; „in der That, das ist es."

„Nun wohl," sprach Salvator, „wir haben nun nichts mehr zu thun, als den Paß von Monseigneur dem Nuntius visiren zu lassen."

„Das ist etwas Leichtes," erwiederte Herr Jackal, indem er tief aus seiner Tabatière schöpfte und mit Wollust eine Prise Tabak schlürfte.

„Sie leisten mir da einen wahren Dienst, lieber Herr Jackal," sagte Salvator, „und ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen soll."

„Reden wir nicht hievon; sind die Freunde unserer Freunde nicht unsere Freunde?"

Herr Jackal sprach diese Worte mit einer solchen Schulternbewegung, mit einem solchen Ausdrucke von Treuherzigkeit, daß ihn Salvator voll Zweifel anschaute.

Es gab Augenblicke, wo er nahe daran war, Herrn Jackal für einen Philosophen zu halten, der sein Handwerk als Polizeimann aus Liebe für die Menschheit treibe.

Doch gerade in diesem Momente warf ihm Herr Jackal von unten einen von jenen Blicken zu, welche

von seiner Verwandtschaft mit dem Thiere zeugten, an das sein Name erinnerte.

Dann winkte er Dominique, ihn zu erwarten, und sagte:

„Zwei Worte, lieber Herr Jackal."

„Vier, Herr Salvator . . . sechs, ein ganzes Wörterbuch; es ist ein so großes Vergnügen für mich, mit Ihnen zu plaudern, daß ich, wenn ich dieses Vergnügen habe, wünschte, die Conversation würde gar nie endigen."

„Sie sind sehr gut," sagte Salvator.

Und trotz seines inneren Widerstrebens gegen diese Art von Genossenschaft, nahm er den Arm des Polizeimannes.

„Mein lieber Herr Jackal, sagen Sie mir zwei Dinge . . ."

„Mit großem Vergnügen, lieber Herr Salvator."

„In welcher Absicht haben Sie diesen Paß vorbereitet?"

„Das ist das erste von den zwei Dingen, die Sie mich zu fragen haben?"

„Ja."

„Ei! in der Absicht, Ihnen angenehm zu sein."

„Ich danke . . . Wie haben Sie nun gewußt, Sie werden mir angenehm sein, wenn Sie einen Paß auf den Namen von Herrn Dominique Sarranti ausfertigen lassen?"

„Weil Herr Dominique Sarranti Ihr Freund ist, so weit ich es an dem Tage, wo Sie ihn am Bette von Herrn Colombau trafen, beurtheilen konnte."

„Sehr gut! Doch wie haben Sie errathen, er sei im Begriffe, eine Reise zu machen?"

„Ich habe es nicht errathen: er hat es selbst Seiner Majestät gesagt, als er sie um einen Aufschub von fünfzig Tagen bat."

„Er hat Seiner Majestät aber nicht gesagt, wohin er gehe."

„Oh! ein schöner Witz, lieber Herr Salvator! Herr Dominique Sarranti verlangt einen Aufschub von fünfzig Tagen vom König, um eine Reise von dreihundert fünfzig Meilen zu machen. Wie weit ist es nun von Paris nach Rom? Dreizehnhundert Kilometer auf der Straße von Siena, vierzehnhundert dreißig Kilometer auf der Straße von Perugia; die mittlere Summe ist also dreihundert fünfzig Meilen. Mit wem kann es Herr Sarranti unter den Umständen, in denen er sich befindet, zu thun haben? Mit dem Papste, denn er ist Mönch: der Papst ist der König der Mönche; und Ihr Freund will es in Rom versuchen, den König der Mönche für seinen Vater zu interessiren, damit er den König von Frankreich um seine Begnadigung bitte; das ist das Ganze, lieber Herr Salvator. Ich könnte Sie glauben lassen, ich sei ein Zauberer; ich will Ihnen lieber ganz einfach die Wahrheit sagen. Sie sehen nun, der Erste der Beste hätte, von Deduction zu Deduction fortschreitend, die Sache so geschickt als ich zu ihrem Ziele geführt. Herr Dominique hat mir also nur noch in Ihrem und in seinem Namen zu danken und nach Rom abzureisen."

„Nun wohl," sagte Salvator, „das wird er sogleich thun."

Sodann den Mönch rufend:

„Mein lieber Dominique, hier ist Herr Jackal bereit, Ihre Danksagungen zu empfangen.“

Der Mönch näherte sich, dankte Herrn Jackal, und dieser nahm die Complimente von Dominique mit derselben Treuherzigkeit und Einfachheit hin, die er während der ganzen Scene zur Schau gestellt hatte.

Die zwei Freunde verließen die Präfectur.

Sie machten stillschweigend ein Hundert Schritte.

Nach hundert Schritten blieb der Abbé Dominique stehen, legte seine Hand auf den Arm seines nachdenkenden Begleiters und sagte:

„Ich bin unruhig, mein Freund.“

„Ich auch,“ erwiederte Salvator.

„Die Zuvorkommenheit dieses Polizeimannes scheint mir nicht natürlich.“

„Mir auch nicht . . . Doch lassen Sie uns weiter gehen; ohne Zweifel folgt man uns und bespäht uns.“

„Welches Interesse glauben Sie, daß er gehabt hat, um so meine Reise zu erleichtern?“ fragte der Abbé der Ermahnung von Salvator gehorchend.

„Ich weiß es nicht, doch ich glaube wie Sie, daß er eines gehabt hat.“

„Glauben Sie an das, was er Ihnen von seinem Wunsche, Ihnen angenehm zu sein, gesagt hat?“

„Ei! mein Gott, das ist streng genommen möglich: es ist ein seltsamer Mensch, der zuweilen, man weiß nicht warum, noch wie, von Gefühlen erfaßt wird, die seinem Stande nicht anzugehören scheinen. In einer Nacht, als ich durch die verlorenen Quartiere der Stadt zurückkehrte, hörte ich in einer von

jenen Straßen, welche keinen oder vielmehr einen sehr unglücklichen Namen haben, — ich hörte am Ende der Rue de la Tuerie*), in der Nähe der Rue de la Vieille-Lanterne, dumpfe Schreie. Ich bin immer bewaffnet, — Sie müssen begreifen, warum, Dominique; ich eilte nach der Seite, wo ich das Geschrei hörte. Ich sah von der schmutzigen Treppe herab, welche von der Rue de la Tuerie nach der Rue de la Vieille-Lanterne führt, einen Mann, der sich mit Händen und Füßen zwischen drei Männern wehrte, die ihn durch die offene Thüre einer Abzucht nach der Seine zu schleppen suchten. Ich nahm mir nicht die Zeit, die Treppe hinabzusteigen: ich schlüpfte unter dem Geländer durch und ließ mich auf die Straße fallen. Ich war zwei Schritte von der Gruppe; Einer von denen, welche sie bildeten, machte sich davon los und sprang mit aufgehobenem Stocke auf mich zu. Er rollte in demselben Augenblicke von einem Pistolenschusse getödtet in die Gosse. Bei diesem Anblicke, beim Lärmen des Schusses entflohen die zwei anderen Männer, und ich befand mich allein mit dem, welchem mich die Vorsehung auf eine so wunderbare Weise zu Hülfe geschickt hatte. Es war Herr Jackal. Ich kannte ihn damals nur dem Namen nach, — wie ihn Jedermann kennt. Er sagte mir, wer er sei, und wie er sich hier befinde: er sollte eine Haussuchung in einem schlechten Garni vornehmen, das in der Rue de la Vieille-Lanterne ein paar Schritte von der Treppe, liegt; da er eine

---

*) Metzelei-Straße.

Viertelstunde vor seinen Agenten ankam, so hielt er sich am Gitter der Abzucht verborgen, als sich plötzlich das Gitter öffnete und drei Männer über ihn herfielen. Diese drei Männer waren gleichsam die Abgeordneten aller Diebe und aller Mörder von Paris, welche geschworen hatten, sich des Herrn Jackal zu entledigen, dessen Beaufsichtigung eine Geißel für sie war. Und in der That, sie waren im Begriffe, ihr Versprechen zu halten und sich von ihm zu befreien, als ich zu ihrem Unglücke, und besonders zum Unglücke von dem, welcher zu meinen Füßen röchelte, Herrn Jackal zu Hülfe kam . . . Seit jenem Tage hat Herr Jackal eine gewisse Dankbarkeit für mich und leistet mir, mir und meinen Freunden, alle die kleinen Dienste, die er mir leisten kann, ohne seine Pflicht als Chef der Sicherheitspolizei zu verletzen."

„Es ist also in der That möglich, daß er die Absicht gehabt hat, Ihnen angenehm zu sein," sagte der Abbé Dominique.

„Das ist möglich; doch lassen Sie uns in mein Haus gehen; Sehen Sie jenen trunkenen Menschen; er folgt uns von der Rue de Jerusalem an; sobald wir jenseits der Thüre sind, wird er seinen Rausch verloren haben."

Salvator zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Gangthüre, ließ Dominique vorangehen, und schloß die Thüre wieder hinter sich.

Roland hatte seinen Herrn gerochen; die zwei jungen Leute fanden auch den Hund im ersten Stocke und Fragola Salvator vor der Thüre ihrer Wohnung erwartend.

Das Mittagsbrod stand bereit, denn die Zeit war unter diesen verschiedenen Ereignissen verlaufen, und es hatte sechs Uhr geschlagen.

Obschon ernst, war das Gesicht der beiden Männer doch ruhig. Es war also nichts wirklich Aergerliches vorgefallen.

Fragola befragte Salvator mit dem Blicke.

„Alles geht gut," erwiederte dieser mit einem Halblächeln.

„Der Herr Abbé erweist uns die Ehre, unser Mahl zu theilen?" sagte Fragola.

„Ja."

Und Fragola verschwand.

„Geben Sie mir nun Ihren Paß, mein Bruder," sprach Salvator.

Der Mönch zog aus seiner Brust den zusammengefalteten Paß.

Salvator entfaltete den Paß, untersuchte ihn sorgfältig, drehte ihn hin und her, jedoch ohne etwas Verdächtiges zu bemerken.

Endlich hielt er ihn an eine Fensterscheibe.

In der Durchsichtigkeit des Papiers erschien ein Buchstabe, der in jeder andern Lage, als in der, in welche Salvator das Papier gebracht hatte, unsichtbar gewesen wäre.

„Sehen Sie?" sagte Salvator.

„Was?" fragte der Abbé.

„Dieser Buchstabe."

Und er deutete mit dem Finger auf den Buchstaben.

„Ein S?"

„Ja, ein S; begreifen Sie?"

„Nein.“

„Ein S ist der erste Buchstabe des Wortes surveillance“ *).

„Nun?“

„Nun, das bedeutet: „„Im Namen des Königs von Frankreich, empfehle ich, Jackal, Vertrauter des Herrn Polizeipräfecten, allen französischen Agenten, im Interesse Seiner Majestät, und allen auswärtigen Agenten, im Interesse ihrer respectiven Regierungen, dem Inhaber dieses Passes auf der Spur zu folgen, ihn zu überwachen, ihn auf der Landstraße anzuhalten, und im Nothfalle gefänglich einzuziehen;““ mit einem Worte, mein Freund, Sie stehen, ohne es zu wissen, unter der Aufsicht der hohen Polizei.“

„Was liegt mir im Ganzen daran?“ sagte der Abbé.

„Oh! geben wir wohl Acht,“ erwiederte ernst Salvator; „die Art, wie der Proceß Ihres Vaters geführt worden ist, beweist, daß man sich nicht ungern seiner entledigen würde, und ich will das Verdienst von Fragola nicht hervorheben,“ fügte Salvator mit einem unmerklichen Lächeln bei, „doch es hat nicht weniger gebraucht, als die hohen Einflüsse, über die sie verfügt, daß Sie Ihre Audienz erhielten, und in Folge Ihrer Audienz die zwei Monate Aufschub, die Ihnen der König bewilligt hat.“

„Glauben Sie, der König würde sein Versprechen nicht halten?“

„Nein; doch Sie haben nur zwei Monate.“

„Das ist mehr, als ich brauche, um nach Rom zu gehen und von dort zurückzukehren.“

---

* Ueberwachung.

„Wenn man Ihnen keine Verlegenheiten bereitet, keine Hindernisse in den Weg legt, Sie nicht verhaftet; wenn man Sie endlich, sind Sie dort angekommen, nicht durch tausend verborgene Intriguen verhindert, denjenigen zu sehen, welchen Sie sehen wollen."

„Ich glaubte, jeder Mönch, der, eine Pilgerfahrt von vierhundert Meilen vollendend, in Rom baarfuß und mit einem Stabe in der Hand ankomme, brauche nur vor der Pforte des Vaticans zu erscheinen, und die Treppe, welche nach der Wohnung desjenigen führt, welcher einst selbst ein einfacher Mönch war, werde ihm geöffnet sein."

„Mein Bruder, Sie glauben noch an viele Dinge, an welche Sie nach und nach zu glauben aufhören werden . . . Der Mensch, so wie er ins Leben eintritt, ist wie ein Baum, dessen Blüthen der Wind Anfangs zerstreut, dessen Blätter er sodann abreißt, dessen Aeste er hernach bricht, bis der Sturm, der auf den Wind folgt, an einem schönen Tage ihn selbst zerbricht ... Mein Bruder, sie haben ein Interesse dabei, daß Herr Sarranti stirbt, und sie wenden alle mögliche Mittel an, um das Wort, das Sie dem König abgelistet haben, unnütz zu machen!"

„Abgelistet!" rief Dominique, Salvator mit Erstaunen anschauend.

„Abgelistet aus ihrem Gesichtspunkte . . . Wie denken Sie, daß Sie den Einfluß erklären, der gemacht hat, daß die Frau Herzogin von Berry, die vielgeliebte Tochter des Königs, deren Gemahl unter dem Streiche eines Fanatikers gestorben ist, sich für den Sohn eines andern Revolutionärs interessirte, der selbst Revolutionär und Fanatiker?"

„Das ist wahr," sagte Dominique erbleichend; „doch was thun?"

„Darauf werden wir bedacht sein."

„Aber wie?"

„Indem wir diesen Paß verbrennen, der Ihnen nicht nützlich sein kann."

Und Salvator zerriß den Paß und warf die Stücke davon in den Ofen.

Dominique schaute ihm mit Bangigkeit zu.

„Doch nun," sagte er, „ohne Paß, wie wird es mir ergehen?"

„Vor Allem glauben Sie mir, es ist besser, ohne Paß zu reisen, als mit diesem zu reisen; Sie werden indessen nicht ohne Paß reisen."

„Wer wird mir einen geben?"

„Ich!" antwortete Salvator.

Und er öffnete einen kleinen Secretär, ließ eine geheime Schublade spielen und nahm unter mehreren in derselben verborgenen Papieren einen Paß, der völlig unterzeichnet, auf dem aber Name und Signalement nicht ausgefüllt waren.

Er füllte die Namen und das Signalement aus: die Namen mit dem Namen von Bruder Salvator; das Signalement nach dem Signalement von Sarranti.

„Doch das Visa?" fragte Dominique.

„Er ist visirt von der sardinischen Gesandtschaft für Turin. Ich glaubte nach Italien, und zwar, wohl verstanden, incognito dahin zu gehen, und darum hatte ich mich mit diesem Passe versehen; er wird Ihnen dienen."

„Doch in Turin?"

„In Turin sagen Sie, Ihre Geschäfte nöthigen Sie, bis Rom zu gehen, und man wird Ihren Paß ohne Schwierigkeit visiren."

Der Mönch ergriff und drückte die Hände von Salvator.

„Oh! mein Bruder! oh! mein Freund!" rief er, „wie vermag ich je für Alles, was ich Ihnen schuldig bin, erkenntlich zu sein?"

„Ich habe Ihnen gesagt, mein Bruder," erwiederte lächelnd Salvator, „was ich auch für Sie thun mag, ich werde immer Ihr Schuldner bleiben."

Fragola kam zurück; sie hörte diese letzten Worte.

„Wiederhole unserem Freunde, was ich ihm sage, mein Kind," sprach Salvator, dem Mädchen die Hand reichend.

„Er verdankt Ihnen das Leben, mein Vater; ich verdanke ihm mein Glück; Frankreich wird ihm nach Maßgabe dessen, was ein Mensch thun kann, vielleicht seine Befreiung verdanken. Sie sehen wohl, die Schuld ist ungeheuer. Verfügen Sie also über uns."

Der Mönch schaute die zwei jungen Leute an.

„Sie thun das Gute: seien Sie glücklich!" sagte er mit einer Geberde väterlicher und barmherziger Nachsicht.

Fragola deutete auf den servirten Tisch.

Der Mönch setzte sich zwischen die zwei jungen Leute und sprach ernst das Benedicite, das sie mit einem Lächeln reiner Seelen anhörten, welche überzeugt sind, das Gebet steige zu Gott auf.

Man aß rasch und stillschweigend.

Ehe das Mahl beendigt war, stand Salvator, der die Ungeduld in den Augen des Mönches las, auf.

„Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Vater, doch ehe wir gehen, lassen Sie mich Ihnen einen Talisman geben . . . Fragola, hole die Briefcassette."

Fragola ging hinaus.

„Einen Talisman!" wiederholte der Mönch.

„Ah! seien Sie ruhig, mein Freund, es ist nichts Abgöttisches; doch Sie wissen, was ich Ihnen in Betracht der Schwierigkeiten gesagt habe, die Sie erfahren dürften, um bis zum heiligen Vater zu gelangen."

„Ja; Sie vermögen also etwas für mich dort?"

„Vielleicht!" erwiederte Salvator lächelnd.

Sodann, als Fragola mit der verlangten Cassette zurückkam:

„Eine Kerze, Siegellack und das Wappenpetschaft."

Das Mädchen stellte die Cassette auf den Tisch und ging abermals hinab.

Salvator öffnete die Cassette mit einem vergoldeten Schlüsselchen, das er an einer Kette hängend an seinem Halse trug.

Sie enthielt etwa zwanzig Briefe; von diesen zwanzig Briefen nahm er einen aufs Gerathewohl.

Fragola kehrte in diesem Augenblicke mit der Kerze, dem Siegellack und dem Petschaft zurück.

Salvator legte den Brief in einen Umschlag, siegelte ihn mit dem Wappenpetschaft und schrieb folgende Adresse darauf:

An den Herrn Vicomte von Chateaubriand
in Rom.

„Hören Sie," sagte er zu Dominique, „es sind drei Tage, daß derjenige, an welchen dieser Brief

adressirt ist, müde der Art, wie die Dinge in Frankreich gehen, nach Rom abgereist ist."

„An den Herrn Vicomte von Chateaubriand?" wiederholte der Mönch.

„Ja; vor einem Namen wie der seinige öffnen sich alle Thüren. Halten Sie die Schwierigkeiten für unüberwindlich, so überreichen Sie ihm diesen Brief, sagen Sie ihm, er sei Ihnen vom Sohne desjenigen übergeben worden, welcher ihn geschrieben hat, und rufen Sie im Namen dieses Briefes Emigrationserinnerungen an. Er wird Ihnen vorangehen, und Sie werden ihm nur zu folgen haben. Wenden Sie übrigens dieses Mittel nur im äußersten Nothfalle an; denn es wird ein Geheimniß enthüllen, das sodann unter drei Personen sein wird: Sie, Herr von Chateaubriand und wir, Fragola und ich, die wir nur Eins bilden."

„Ich werde blindlings Ihre Instructionen befolgen, mein Bruder."

„Nun wohl, das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte. Küsse dem frommen Manne die Hand, Fragola; ich, ich begleite ihn bis zum letzten Hause der Stadt."

Fragola näherte sich und küßte die Hand dem Mönche, der ihr mit einem sanften Lächeln zuschaute.

„Ich erneure meinen Segen," sprach er; „seien Sie so glücklich, als Sie keusch, gut und schön sind."

Sodann, als ob alle lebendige Wesen des Hauses ein Recht auf seinen Segen hätten, strich er mit der Hand über den Kopf des Hundes und ging ab.

Salvator, der zurückgeblieben war, drückte sanft seine Lippen auf die von Fragola und murmelte:

„Ah! ja, keusch, gut und schön!"
Und er folgte dem Mönche.

VII.

Der Pilger.

Ehe er abreiste, mußte der Abbé noch in seine Wohnung gehen; die zwei jungen Leute schlugen also den Weg nach der Rue du Pot-de-Fer ein.

Kaum hatten sie zehn Schritte gemacht, als ein Commissionär, dem ein in einen Mantel gehüllter Mann einen Brief übergeben, sich von der Mauer trennte und ihnen folgte.

„Hören Sie," sagte Salvator zum Mönche, „ich wette, das ist ein Commissionär, der auf derselben Seite zu thun hat wie wir!"

„Wir werden also bespäht?"

„Bei Gott!"

In der That, die jungen Leute wandten sich dreimal um, einmal an der Ecke der Rue de l'Eperon, einmal an der Ecke der Rue Saint-Sulpice, und einmal vor der Thüre des Abbé: der Commissionär hatte, wie es schien, an demselben Orte wie sie zu thun.

„Ah!" murmelte Salvator, „das ist ein geschickter Mann, dieser Herr Jackal, da wir aber Gott für uns haben, und er nur den Teufel für sich hat, so werden wir vielleicht noch geschickter sein als er."

Sie traten ein; der Abbé nahm seinen Schlüssel. Ein Mann plauderte mit der Portière und streichelte ihre Katze.

„Sehen Sie diesen Mann recht an, wenn wir weggehen," sagte Salvator, während er die Treppe hinaufstieg.

„Welchen Mann?"

„Den, welcher mit Ihrer Portière plaudert."

„Nun?"

„Nun, er wird sie bis an die Barrière begleiten, und vielleicht noch viel weiter."

Man trat in das Zimmer von Dominique ein.

Es war eine Oase, dieses Zimmer, wenn man von der Conciergerie oder der Präfectur kam. Die untergehende Sonne beleuchtete es zu dieser Stunde mit ihren sanften Strahlen; die Vögel des Luxembourg sangen in den blühenden Kastanienbäumen; die Luft war rein, und man fühlte sich glücklich, wenn man nur in diesen Winkel eintrat.

Salvator aber fühlte sein Herz beklommen bei dem Gedanken, der arme Mönch sollte diese heitere Atmosphäre verlassen, um auf den Landstraßen von Land zu Land, unter der glühenden Sonne des Süden, unter dem eisigen Winde der Nacht umherzuirren.

Der Abbé blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen und schaute rings umher.

„Ich bin glücklich hier gewesen!" sagte er, durch Worte den Gedanken seines Geistes formelnd; „ich habe die süßesten Stunden meines Lebens in dieser friedlichen Einsamkeit zugebracht, wo ich Vergnügen nur vom Studium, Trost nur von Gott verlangte. Jenen Mönchen ähnlich, welche den Thabor oder den Sinai bewohnen, kamen dann wie Erinnerungen aus einem vergangenen Leben, wie Offenbarungen eines zukünftigen Lebens zu mir. Ich habe hier, wie

lebendige Wesen, die blühendsten Träume meiner Jugend, die zauberhaftesten Glückseligkeiten meiner Jünglingszeit vorüberziehen sehen; ich verlangte nur einen Freund: Gott gab mir diesen Freund in Colombau, Gott hat ihn mir genommen! doch er hat Sie mir gegeben, Salvator. Der Wille Gottes geschehe!"

Und nachdem er diese Worte gesprochen, nahm der Mönch ein Buch, das er in seine Rocktasche steckte, und knüpfte eine einfache Schnur um seinen weißen Rock; dann holte er aus einer Ecke des Zimmers einen langen Dornenstock und zeigte ihn seinem Freunde.

„Ich habe ihn von einer traurigen Pilgerfahrt zurückgebracht," sagte er; „es ist das einzige materielle Andenken, das mir von Colombau bleibt."

Sodann, als befürchtete er, weich zu werden und auszubrechen, sprach er:

„Wollen wir gehen, mein Freund?"

„Gehen wir!" erwiederte Salvator, indem er aufstand.

Sie stiegen die Treppe hinab; der Mann war nicht mehr bei der Portière, doch er war an der Ecke der Straße.

Die zwei jungen Leute durchschritten den Luxembourg; der Mann folgte ihnen. Sie erreichten die Allee de l'Observatoire, nahmen ihren Weg durch die Rue Cassini, den Faubourg Saint-Jaques, und gelangten so, mehr stumm als sprechend, durch die äußeren Boulevards bis zur Barrière Fontainebleau; sie gingen durch die Barrière, verfolgt von den neugierigen Blicken der Douaniers und der Leute aus

dem Volke, welche an den Anblick des mönchischen Gewandes wenig gewohnt waren; die zwei Freunde setzten ihren Marsch fort; der Mann folgte ihnen immer.

Allmälig trennten sich die Häuser, dann wurden sie die Straße entlang seltener; endlich sah man rechts und links nichts mehr als die Ebene, wo die Aehren sich zu schaukeln anfingen.

„Wo werden Sie heute übernachten?“ fragte Salvator.

„In dem ersten Hause, wo man so gut sein will, mir Gastfreundschaft zu geben,“ antwortete der Mönch.

„Diese Gastfreundschaft, mein Bruder, dulden Sie, daß ich sie Ihnen gebe?“

Der Mönch nickte mit dem Kopfe zum Zeichen der Beistimmung.

„Fünf Meilen von hier, etwas vor der Cour de France, finden Sie links einen kleinen Fußpfad, den Sie an einem Pfosten erkennen, auf welchem Sie ein weißes Kreuz sehen, das die Form von dem hat, was man in der Heraldik ein Pfotenkreuz nennt.“

Dominique nickte zum zweiten Male.

„Sie folgen diesem Fußpfade, der Sie ans Ufer des Flusses führt. Sodann, hundert Schritte von da, mitten unter einer Gruppe von Erlen, Pappelbäumen und Weiden, werden Sie bei den Strahlen des Mondes ein weißes Häuschen sehen. Ueber der Thüre dieses Hauses werden Sie ein Kreuz ähnlich dem des Pfostens erkennen.“

Dominique nickte zum dritten Male.

„Ganz nahe dabei ist eine hohle Weide,“ fuhr

Salvator fort; „Sie werden in der Höhlung dieser Weide suchen und einen Schlüssel finden: das ist der Schlüssel der Thüre. Sie nehmen ihn und öffnen. Für diese Nacht, und für so viel Nächte als Sie wollen, gehört die Hütte Ihnen."

Es fiel dem Mönch nicht einmal ein, Salvator zu fragen, zu welchem Zwecke er ein Haus am Ufer des Flusses habe; er öffnete seine Arme seinem Freunde.

Das Herz angeschwollen von tiefer Erregung, preßten sich die jungen Leute an einander.

Man mußte sich trennen.

Der Abbé ging ab.

Salvator blieb unbeweglich an dem Platze stehen, wo er seinen Freund verlassen hatte, und folgte ihm mit den Augen so weit, als seine Augen seine Form in der wachsenden Dunkelheit unterscheiden konnten.

Jeder, der diesen schönen Mönch friedlich und ernst, seinen Dornenstock in der Hand, mit seinem von Weiße glänzenden Rocke und seinem hinter ihm flatternden Mantel hätte hinwandeln sehen; Jeder, sagen wir, der so zu Fuße auf seine lange, fromme Pilgerfahrt diesen schönen Mönch mit dem festen Gange, mit dem gleichen Schritte hätte abgehen sehen, würde sich zugleich von Mitleid und von Traurigkeit, von Ehrfurcht und von Bewunderung ergriffen gefühlt haben.

Endlich verlor ihn Salvator aus dem Gesichte; er machte ein Zeichen, welches bedeutete: „Gott behüte Dich!" und stieg gegen die rauchige, kothige Stadt hinab, — mit einem Kummer mehr und einem Freunde weniger.

VIII.

Der Urwald der Rue d'Enfer.

Lassen wir den Abbé auf der Straße nach Italien, seine traurige, lange Pilgerfahrt von dreihundert fünfzig Meilen vollbringend, das Herz erfüllt von schmerzlichen Bangigkeiten, die Füße gequetscht durch die harten Kieselsteine des Weges, und sehen wir, was, ungefähr drei Wochen nach seiner Abreise, das heißt am Montag dem 21. Mai, um Mitternacht, in einem Hause, oder vielmehr im Parke eines öden Hauses von einer der volkreichsten Vorstädte von Paris vorging.

Unsere Leser erinnern sich vielleicht des nächtlichen Besuches, den Carmelite und Colombau, zur Zeit ihres so schnell verlaufenen Glückes, in einer Frühlingsnacht dem Grabe von la Vallière machten. In jener Nacht, wie man sich auch erinnert, gingen sie, nachdem sie die Rue Saint-Jacques und die Rue du Val-de-Grace durchschritten hatten, gegen links und kamen in der Rue d'Enfer vor eine kleine hölzerne Gitterthüre, welche dem ehemaligen Garten der Carmeliterinnen als Eingang dient.

Nun wohl, jenseits der Straße, — folglich rechts, wenn man nach dem Observatoire geht, diesem Garten der Carmeliterinnen beinahe gegenüber, war eine gewölbte Thüre mit eisernem Gitter und durch eine eiserne Kette geschlossen.

Schaut im Vorübergehen durch die Gitterstangen dieser Thüre, und Ihr werdet erstaunt sein, wenn

Ihr die üppigste Vegetation seht, die Ihr je vor den Augen gehabt, die Ihr je in einem Traume erschaut habt.

In der That, man denke sich einen Wald von Platanen, Adamsfeigenbäumen, Kastanienbäumen, Sumachs, Fichten, Tulpenbäumen mit einander wie Lianen verschlungen und verbunden durch tausendarmigen Epheu, in einem unentwirrbaren Durcheinander, in einer unglaublichen Verwirrung; ein für den Menschen undurchdringlicher Wald, ein Urwald Indiens oder Americas, und man wird kaum einen Begriff von der Zauberwirkung haben, die auf den erstaunten Vorübergehenden der Anblick dieses vereinzelten, mehr als vereinzelten, geheimnißvollen Parkwinkels hervorbringt.

Doch der Zauber, den der Anblick eines Urlandes und einer üppigen Vegetation verursacht, verschwand sehr bald und machte einer Art von Schrecken Platz, wenn, statt diesen Wald am hellen Tage zu sehen, der Vorübergehende seinen Blick durch die Gitterstangen in der Abenddämmerung oder in der Finsterniß tauchte, welche der Mitternachtsmond sichtbar machte.

Da erblickte er, beim bleichen Scheine der Königin mit dem silbernen Diadem, in der Ferne die Trümmer eines eingestürzten Hauses und einen ungeheuren gähnenden Brunnen in einem Dickicht von hohem Grase; da hörte er unter der tiefen Stille jene tausend seltsamen Geräusche, die um Mitternacht aus den Kirchhöfen, den verfallenen Thürmen und den unbewohnten Schlössern hervorkommen; dann, wenn, — statt von jenem dreifachen Erze umschlos-

sen zu sein, von dem Horaz in Beziehung auf den ersten Schiffer spricht, — die Einbildungskraft des verspäteten Wanderers, eines Schülers von Göthe oder Lesers von Hoffmann, auch nur ein wenig von der Lecture dieser zwei Dichter erfüllt wäre, würden ihm die Erinnerung an die Burgen des Rheins, wohin die Gespenster der Feudalbaronen zurückkehren, die Geister der böhmischen Wälder, alle Mährchen, alle Legenden, alle schlimmen Geschichten des alten Deutschlands wieder in den Kopf kommen, und er würde von diesen schweigsamen Bäumen, von diesem offenen Brunnen, von diesem eingestürzten Hause ihre Geschichte, ihr Mährchen oder ihre Legende verlangen.

Was wäre es dann bei dem, welcher, nachdem er die Trödlerin, — eine gute, brave Frau Namens Thomas, die gerade gegenüber, auf der andern Seite der Straße, wohnt, — was wäre es dann, sagen wir, wenn er, nachdem er diese brave Frau über die Legende oder die Geschichte des geheimnißvollen Parkes befragt hätte, durch Vergünstigung, durch Gewalt oder durch List das Mittel, ihn zu besichtigen, erhielte! Er würde sicherlich schauern, sähe er nur durch das Gitter diesen seltsamen, düstern, unbeschreiblichen Wirrwarr von alten Bäumen, hohen Gräsern, Farnkräutern, Nesseln und kriechendem Epheu.

Ein Kind würde es nicht wagen, die Schwelle dieser Thüre zu überschreiten; eine Frau würde beim Anblicke dieses Parkes ohnmächtig werden.

Mitten in diesem Quartier, das schon so voll von Legenden, — mit der vom Teufel von Vauvert

anzufangen, — ist dieser Park eine Art von Nest, wo tausend Legenden entstehen, die Euch der erste der Beste von der Barrière bis zur Porte Saint-Jacques, vom Observatoire bis zur Place Saint-Michel erzählen wird.

Welche ist die wahrste von allen diesen sich widersprechenden Legenden? Wir vermöchten es nicht zu sagen; doch wir wollen, ohne sie als ein evangelisches Wort zu geben, diejenige mittheilen, welche uns persönlich ist, und man wird begreifen, warum die Erinnerung an dieses düstere, fantastische Haus bei uns so tief in den Geist eingedrungen ist, daß sie nach Verlauf von dreißig Jahren noch darin bleibt.

Ich war kurz zuvor in Paris angekommen; ich zählte zwanzig Jahre, wohnte im Faubourg Saint-Denis und hatte eine Geliebte in der Grande-Rue-d'Enfer.

Sie fragen mich, warum ich, im Faubourg Saint-Denis wohnend, eine Geliebte in diesem abgelegenen Quartier, das so fern von dem meinigen, gewählt habe. Darauf antworte ich Ihnen, daß man mit zwanzig Jahren, wenn man von Villers-Coterets ankommt und nur zwölfhundert Franken Gehalt hat, seine Geliebte nicht wählt, sondern von ihr gewählt wird.

Ich war also von einer hübschen jungen Person gewählt worden, welche, wie gesagt, in der Grande-Rue-d'Enfer wohnte.

Ich machte dreimal in der Woche, zur großen Angst meiner armen Mutter, dieser schönen jungen Person einen nächtlichen Besuch; ich ging um zehn

Uhr Abends von Hause weg und kam gegen drei Uhr Morgens zurück.

Nach meiner Gewohnheit als noctambuler Tourist trug ich, auf meine hohe Gestalt und meine Stärke mich verlassend, weder Stock, noch Pistolen, noch Dolch bei mir.

Der Weg, den ich machte, war sehr einfach; wäre er auf der Karte von Paris mit einem Lineal und einem Bleistift gezogen worden, er hätte keine geradere Linie verfolgt: ich ging vom Faubourg Saint-Denis Nr. 53 aus; ich wanderte über den Pont-au-Change, durch die Rue de la Barillerie, über den Pont Saint-Michel; ich durchschritt die Rue de la Harpe; sie führte mich nach der Rue d'Enfer, die Rue d'Enfer nach der Rue de l'Est, die Rue de l'Est nach der Place de l'Observatoire; dann zog ich mich am Hospice des Enfants-Trouvés hin und trat durch die Barrière, und zwischen der Rue de la Pépinière und der Rue de la Rochefoucauld öffnete ich die kleine Thüre eines Gartens, der nach einem Hause führte, das heute verschwunden ist und vielleicht nur noch in meiner Erinnerung lebt. Ich kam auf demselben Wege zurück, das heißt, ich machte ungefähr zwei Meilen in meiner Nacht.

Meine arme Mutter, die sich schon sehr ängstigte, ohne zu wissen, wohin ich ging, würde sich wohl noch viel mehr geängstigt haben, hätte sie mir folgen und sehen können, durch welche finstere Wüste mein Gang von dem aus, was man die Ecole des Mines nennt, vollführt wurde.

Doch der ödeste und düsterste Ort von dieser ganzen Marschlinie waren unstreitig die fünfhundert

Schritte, die ich von der Rue de l'Abbé=de=l'Epée nach der Rue de Port=Royal gehend und von der Rue de Port=Royal nach der Rue de l'Abbé=de=l'Epée zurückkehrend machte. Diese fünfhundert Schritte gingen längs den Mauern des verfluchten Hauses hin.

Ich gestehe, daß in mondlosen Nächten diese fünfhundert Schritte mich beklommen machten.

Es gibt einen Gott für die Trunkenen und die Verliebten, sagt man. Gott sei Dank, ich vermöchte, was die Trunkenen betrifft, nicht zu urtheilen; was aber die Verliebten betrifft, da wäre ich versucht, es zu glauben: ich hatte nie ein schlimmes Zusammentreffen.

Gequält von der Wuth, Alles zu ergründen, die mich beständig anstachelte, hatte ich allerdings den Entschluß gefaßt, wie man sagt, den Stier bei den Hörnern zu packen, das heißt, in das Innere dieser geheimnißvollen Einsamkeit einzudringen.

Ich fing damit an, daß ich mich nach der betreffenden Legende bei der Person erkundigte, welche mich, von zwei Nächten eine, die so eben von mir erzählte Unklugheit begehen ließ. Sie versprach, ihren Bruder, einen der unbändigsten Studenten des Quartier Latin, darüber zu fragen; ihr Bruder bekümmerte sich wenig um Legenden; um jedoch die Neugierde seiner Schwester zu befriedigen, erkundigte er sich, und Folgendes sind die Details, die er sammelte.

Die Einen sagten, dieses Haus sei das Eigenthum eines reichen Nabobs, der, nachdem er seine Söhne und seine Töchter, seine Enkel und seine Enkelinnen, sowie auch seine Urenkel hatte sterben sehen, — denn der Indier zählte fast anderthalb Jahrhun=

derte, — geschworen habe, Niemand mehr zu sehen, nur Wasser aus seiner Cisterne zu trinken, nur Gras von seinem Garten zu essen, seinen Leib nur auf der kahlen Erde, seinen Kopf nur auf einem steinernen Kissen ruhen zu lassen.

Andere behaupteten, dieses Haus diene als Schlupfwinkel für eine Falschmünzerbande, und alle falsche Geldstücke, welche in Paris im Umlaufe seien, werden zwischen der Allée de l'Observatoire und der Rue de l'Est verfertigt.

Die frommen Personen sagten ganz leise, diese Wohnung werde zu unregelmäßigen Zeiten vom Jesuitengeneral besucht, der sich, nachdem er den Brüdern von Montrouge Besuch gemacht, nach diesem seltsamen Orte durch einen unterirdischen Gang begebe, welcher nicht weniger als anderthalb Meilen Länge habe.

Die schwachen Geister sprachen unbestimmt von Ketten schleppenden Gespenstern, von Seelen im Fegefeuer, welche um Gebete flehen, von unerklärlichen, außerordentlichen, übermenschlichen Geräuschen, die man zur Mitternachtsstunde, an gewissen Tagen des Monats, bei gewissen Mondsgestalten höre.

Diejenigen, welche sich mit Politik beschäftigten, erzählten Jedem, der es hören wollte, da dieser Park zu den Grundstücken gehöre, auf denen man seitdem die Chartreuse erbaut hat, und vor denen der Marschall Ney erschossen wurde, so habe die Familie Ney, als eine Art von düsterer Weihung, das Haus und die in der Nähe des unseligen Platzes liegenden Grundstücke gekauft, und sich, nachdem sie den Schlüssel des Hauses in den Brunnen und den der Park-

thüre über die Mauer geworfen, entfernt, ohne es zu wagen, rückwärts zu schauen.

Kurz, dieses Haus, wo man nie Jemand eintreten sah, diese eisengeharnischte Thüre, die Geschichten von Diebstählen, Morden, Entführungen und Selbstmorden, welche über diesem trostlosen Parke wie eine Schaar Nachtvögel schwebten; die wahren oder falschen Geschichten, die man im Quartier zum Besten gab, der Sycomorenast, wo sich ein Mann Namens Georges erhenkt hatte, und den man (den Ast) den Vorübergehenden zeigte, wenn sie vor dem Gitter stehen blieben und fragten, — Alles trug dazu bei, in mir das lebhafteste Verlangen zu erregen, bei Tage in diesen öden Garten und in dieses verlassene Haus einzutreten, woran ich dreimal in der Woche bei Nacht schauernd vorbeiging.

Das Gitter des Gartens lag in der Rue d'Enfer, doch der Eingang des Hauses war und ist noch in der Rue de l'Est Numero 37, das heißt das letzte Haus, ehe man zur Chartreuse kommt.

Unglücklicher Weise war ich damals nicht reich; — wohlverstanden, ich will nicht sagen, ich sei es heute viel mehr; — ich war damals nicht reich: ich konnte es also nicht mit dem Zauberschlüssel versuchen, der alle Thüren, Gitter und Schlupfpforten öffnen soll; doch außer diesem setzte ich Bitten, Kniffe und Intriguen, Alles in Bewegung, um in diesen undurchdringlichen Ort einzudringen. Nichts glückte.

Es war wohl die Ersteigung da; doch die Ersteigung ist etwas Ernstes, vom Gesetze Vorhergesehenes, und wäre ich bei der nächtlichen Erforschung meines Urwaldes und meines unbewohnten oder bewohnten, —

das wußte man nicht, — Hauses ertappt worden, so hätte ich große Mühe gehabt, meine Richter zu überzeugen, ich sei aus einem Motiv reiner Neugierde hierhergekommen.

Ich hatte mich übrigens dergestalt daran gewöhnt, an dieser Mauer vorüberzugehen, welche von großen Bäumen überragt wurde, deren Aeste sich wie ein dunkles Wetterdach auf die Straße vorstreckten, daß ich den Schritt, statt ihn zu beschleunigen, wie in den ersten Zeiten, hemmte, manchmal stehen blieb und mich dabei überraschte, wie ich, wäre die Sache möglich gewesen, ganz bereit war, mein Liebesrendez-vous gegen einen Besuch in diesem fantastischen Garten zu vertauschen.

Und fantastisch war das rechte Wort, wie Sie sogleich sehen werden.

Eines Abends im Monat Juli 1826, das heißt ungefähr ein Jahr vor den Ereignissen, die wir erzählen wollen, — als ich, um ganz für mein Rendez-vous geeiget zu sein, im Quartier Latin zu Mittag gegessen hatte, und gegen neun Uhr Abends nach der Rue de l'Est wandelte, schlug ich nach meiner Gewohnheit die Augen zu dem geheimnißvollen Hause auf, und ich sah in der Höhe des ersten Stockes einen ungeheuren Aushängezettel, auf welchem in großen schwarzen Buchstaben die drei Worte geschrieben standen:

Haus zu verkaufen.

Ich blieb stehen, da ich schlecht gesehen zu haben glaubte; ich rieb mir die Augen: es war kein Irrthum; es waren wirklich die drei Worte: „Haus zu

verkaufen" in Form eines Anschlagezettels an die Façade geschrieben.

„Ah! bei Gott!" sagte ich zu mir selbst, „das ist die Gelegenheit, die ich schon seit so langer Zeit suchte: hüten wir uns wohl, sie entschlüpfen zu lassen."

Ich stürzte nach der Thüre, und erfreut, daß ich nun eine Antwort zu geben hatte, wenn man mich fragen würde, was ich wollte, klopfte ich gewaltig an . . . Niemand antwortete.

Ich klopfte zum zweiten Male . . . Abermals Nichts!

Ein drittes, ein viertes, ein fünftes Mal ließ ich den eisernen Klopfer erschallen; doch ich erhielt kein besseres Resultat als das erste und das zweite Mal.

Ich ließ meine Augen umherlaufen: ein Coiffeur, der auf seiner Thürschwelle stand, schaute mir zu. Ich fragte ihn:

„An wen muß ich mich wenden, um dieses Haus zu besichtigen?"

„Sie wollen dieses Haus besichtigen?" sagte er mit erstaunter Miene.

„Ja . . . Ist es nicht zu verkaufen?"

„In der That, heute Morgen habe ich diesen Anschlagezettel an der Façade gesehen: doch der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wer ihn angenagelt hat."

Man begreift, daß diese Meinung des Coiffeur, die mit der meinen zusammentraf, meine Neugierde vermehrte, statt sie zu vermindern.

„Können Sie mir ein Mittel angeben, in dieses Haus hineinzukommen und es zu sehen?"

„Ei! klopfen Sie an diesen Keller und fragen Sie."

Und so sprechend, deutete der Coiffeur auf eine Art von Aushöhlung, welche auf der Straße gähnte, und in die man auf einer Treppe von fünf bis sechs Stufen hinabstieg.

Auf die letzte Stufe gelangt, wurde ich von einem materiellen Hindernisse aufgehalten: dieses materielle Hinderniß war ein großer Hund, schwarz wie die Nacht; kaum konnte man ihn in der Dunkelheit unterscheiden: seine Augen und seine Zähne glänzten in der Finsterniß, ohne daß man den Leib sah, dem sie angehörten; er schien das Schutzungeheuer dieser Höhle zu sein. Er lag, doch er richtete sich auf, stellte sich quer, knurrte dumpf und wandte den Kopf nach meiner Seite.

Das Knurren schien einen Menschen herbeizurufen... Es war wohl der Herr dieses fantastischen Hundes und der Bewohner dieser geheimnißvollen Höhle!

Das reelle Leben, die menschlichen Personen waren drei Schritte hinter mir; ich berührte sie noch mit der Hand, und dennoch war meine Einbildungskraft so lebhaft ergriffen, daß es mir schien, das Hinabsteigen dieser fünf Stufen habe genügt, um mich mit einer andern Welt als die unsere in Berührung zu setzen.

Der Mensch, wie der Hund, hatten in der That einen eigenthümlichen Charakter. Er war schwarz gekleidet und trug auf dem Kopfe einen schwarzen Filzhut, dessen ungeheure Krämpe sein schwarzes Gesicht umrahmte, in welchem, wie in dem des Hundes, die Augen und die Zähne glänzten.

„Was wollen Sie?“ fragte er mit einer rauhen Stimme, indem er sich mir näherte.

„Das Haus sehen, das zu verkaufen ist,“ antwortete ich.

„Zu dieser Stunde?“ bemerkte der schwarze Mann.

„Ich begreife, welche Störung Ihnen dies verursachen muß . . . doch seien Sie ruhig!“

Und ich ließ majestätisch in meiner Tasche ein paar Geldstücke klingen, die einzigen, die ich besaß.

„Man kommt nicht zu dieser Stunde, um ein Haus zu besichtigen,“ entgegnete der schwarze Mann zwischen seinen Zähnen, indem er den Kopf schüttelte.

„Sie sehen wohl, daß dies doch geschieht, da ich da bin,“ sagte ich.

Ohne Zweifel schien das Argument dem schwarzen Manne unwiderlegbar.

„Gut,“ sprach er, „Sie sollen es sehen.“

Und er drang in die Tiefen der Höhle ein. Ich gestehe, ich hatte einen Augenblick des Zögerns, ehe ich ihm zu folgen mich entschloß; endlich aber entschloß ich mich.

Beim ersten Schritte fühlte ich mich aufgehalten: meine Brust hatte an die flache Hand des schwarzen Mannes gestoßen.

„Man tritt durch die Rue d'Enfer, und nicht hier ein,“ sagte er.

„Die Hausthüre ist aber in der Rue de l'Est,“ wandte ich ein.

„Das ist möglich,“ erwiederte der schwarze Mann; „doch Sie werden nicht durch die Hausthüre eintreten.“

Ein schwarzer Mensch kann seine Fantasien haben

wie ein weißer Mensch: ich beschloß also, die meines Führers zu achten.

Ich verließ den Keller, in dessen Innerem ich übrigens nur ein paar Schritte gemacht hatte, und befand mich wieder auf der Straße.

Der schwarze Mann folgte mir, selbst gefolgt von seinem Hunde und in seiner Hand seinen Stock haltend.

Beim Scheine der Laternen schien es mir, er werfe mir einen schlimmen Blick zu.

Dann sprach er zu mir mit düsterer Stimme, indem er mit dem Ende seines Stockes auf die Rue du Val-de-Grace deutete:

„Gehen Sie rechts."

Und er rief seinen Hund zurück, der, mich mit einer empörenden Indiscretion beriechend, — als ob das beste Stück meiner Person in einem gegebenen Momente ihm gehören sollte, — mir einen Blick zuwarf, welcher das Seitenstück zum Blicke seines Herrn bildete, und sich von mir entfernte; alsdann verschwanden Herr und Hund links, während ich mich gegen rechts wandte.

Vor dem Gitter angelangt, blieb ich stehen.

Durch die Gitterstangen tauchte mein Blick in die mysteriösen Tiefen dieses Gartens, welchen zu besichtigen mir endlich gestattet ward. Es war ein seltsames Schauspiel, melancholisch, anbetungswürdig, allerdings ein wenig düster, aber unaussprechlich ergreifend. Der Mond, der so eben aufgegangen war und in seiner ganzen Pracht glänzte, setzte auf die Stirne der großen Bäume etwas wie eine Krone von Opal, von Perlen und von Diamanten; die

hohen Gräser funkelten Smaragden ähnlich; die Glühwürmer sandten, da und dort in den Tiefen des Waldes zerstreut, den Veilchen, den Moosen und dem Epheu ihre bläulichen Scheine zu; bei jedem Winde kamen endlich, wie aus den Wäldern Asiens, tausend unbekannte Wohlgerüche und tausend geheimnißvolle Geräusche hervor, welche die Bezauberung der Augen durch die Wollust des Gehörs und des Geruchs vervollständigten.

Welche Glückseligkeit mußte es für den Dichter sein, der, Paris mitten in Paris entschlüpfend, das Recht hatte, Tag und Nacht in diesem Zauberlande zu lustwandeln!

Ich war in diese stumme Betrachtung versunken, als sich ein Schatten zwischen mich und das magische Schauspiel, das ich vor den Augen hatte, zu stellen schien.

Es war mein schwarzer Mann, der durch das Innere gegangen war und am Gitter erschien.

„Wollen Sie immer noch herein?" fragte er.

„Mehr als je!" antwortete ich.

Und nun entstand ein Geräusch von Riegeln, die man zog, von eisernen Stangen, die man aufhob, von Ketten, die man entrollte, ein Geklirr von altem Eisenwerk, ziemlich ähnlich dem der eisenbeschlagenen Gefängnißthüren, die man schwerfällig hinter dem Gefangenen niederfallen läßt.

Doch das war nicht Alles: als der schwarze Mann diese verschiedenen Operationen, welche bei ihm ein tiefes Studium der Schlosserei beurkundeten, vollendet hatte; als er die Thüre von allem Geräth, das sie verbarricadirte, befreit hatte, und ich mich,

indem ich mit meinen ungeduldigen Händen an die Gitterstangen drückte, anstemmte, um sie auf ihren Angeln rollen zu machen, da weigerte sich das Gitter völlig, trotz der Anstrengungen, die der schwarze Mann selbst vollbrachte, trotz des Gebells des Hundes, — den man hörte, ohne ihn zu sehen, und der wirklich unsichtbar blieb, so maßlos hoch waren die großen Gräser.

Der schwarze Mann wurde zuerst müde; ich, ich hätte bis zum nächsten Morgen fortgearbeitet.

„Kommen Sie an einem andern Tage," sagte er zu mir.

„Warum dies?"

„Weil ein Berg von Erde vor der Thüre ist, und man diesen vorher wegräumen muß."

„Räumen Sie ihn weg."

„Wie, ich soll ihn heute Abend wegräumen?"

„Allerdings; da Sie früher oder später dieses Geschäft verrichten müssen, so ist es besser, sie thun es sogleich."

„Sie haben also große Eile?"

„Ich reise morgen auf drei Monate ab."

„Dann lassen Sie mir Zeit, eine Haue und einen Spaten zu holen."

Und er verschwand mit seinem Hunde unter dem dichten Schatten, den die Riesenbäume um sich her verbreiteten.

In der That, hatte nun der Westwind seit langen Jahren an die Thüre Staubwolken getrieben und der fallende Regen einen Mörtel daraus gemacht, oder war es eine einfache Aufquellung des Bodens, es hatte sich jenseits des Gitters, auf der

Seite des Gartens, ein Hügelchen von ungefähr achtzehn Zoll Höhe gebildet, das durch das große, an den eisernen Gitterstangen emporsteigende Gras verborgen war.

Nach einem Augenblicke kam der schwarze Mann mit einer Haue zurück. Durch das Gitter und mit den riesigen Verhältnissen, die meine Einbildungskraft, in ihrer Exaltation, den gewöhnlichen Dingen gab, machte er auf mich den Eindruck eines mit seiner Framea bewaffneten Galliers; es war nur die rußschwarze Oberhaut, was der Aehnlichkeit schadete.

Er fing an die Erde aufzuhacken; so oft sein Werkzeug wieder niederfiel, stieß er eine Art von Seufzer aus, ähnlich denen, welche die Bäcker von sich geben, und von denen ihr Name geindres*) herrührt.

Das war die Zeit, wo Löwe Weimars Hoffmann übersetzt hatte; ich hatte den Kopf voll von den Geschichten: das Majorat, Kater Murr, die Cremoneser Geige; ich war überzeugt, ich schwimme mitten in einer Fantasiewelt.

Nach einigen Augenblicken hörte der schwarze Mann zu arbeiten auf, stützte sich auf seine Haue, und sagte zu mir:

„Nun ist es an Ihnen."

„Wie, an mir?"

„Ja . . . Drücken Sie."

Ich gehorchte dieser Aufforderung, und drückte

---

*) Le geindre heißt der Oberbäckerknecht; geindre heißt ächzen, wimmern.

und stieß mit den Händen und den Füßen an die Thüre; sie machte noch einen Augenblick Umstände, endlich aber entschloß sie sich und öffnete sich plötzlich, und zwar so heftig, daß sie den schwarzen Mann an die Stirne schlug und ins Gras niederwarf.

Der Hund, der ohne Zweifel diesen Unfall für eine Kriegserklärung nahm, fing an wüthend zu bellen und war ganz bereit, auf mich loszustürzen.

Ich schickte mich zu einer doppelten Vertheidigung an; denn ich bezweifelte nicht, sobald er aufgestanden, werde der schwarze Mann mich mit allem Ungestüm angreifen. Doch zu meinem großen Erstaunen gebot aus der Tiefe des Grases, wo er begraben lag, mein Führer dem wüthenden Thiere Schweigen, stand murmelnd: „Es ist nichts!" wieder auf und erschien an der Oberfläche des Grases.

Wenn ich sage an der Oberfläche, so sage ich die reine Wahrheit; denn als sich der schwarze Mann, mich einladend, ihm zu folgen, wieder in Marsch setzte, hatten wir das Gras bis am Halse. Der Boden krachte unter meinen Füßen, mir schien, ich gehe auf Kastanienhülsen; es war sicherlich über der Erde eine wenigstens einen Fuß dicke Lage von Moos, dürren Blättern und Epheu.

Ich wollte aufs Gerathewohl in das Dickicht eindringen, als mich mein Führer zurückhielt.

„Einen Augenblick Geduld!" sagte er.

„Was gibt es denn noch?" fragte ich.

„Man muß die Thüre schließen, wie mir scheint."

„Unnöthig, da wir sogleich wieder hinausgehen werden."

„Man geht nicht hier hinaus," antwortete mir

der schwarze Mann, indem er mir einen Blick zuwarf, der mich in meiner Tasche suchen machte, ob ich nicht irgend eine Waffe darin fände.

Natürlich fand ich keine Waffe.

„Und warum geht man nicht hier hinaus?“ fragte ich.

„Weil das die Eingangsthüre ist.“

Dieses Argument, so unbestimmt es war, befriedigte mich; ich war entschlossen, das Abenteuer bis zum Ende zu verfolgen.

Nachdem die Thüre geschlossen war, setzten wir uns wieder in Marsch.

Er schien mir in jenen undurchdringlichen Urwald einzudringen, von dem man den Kupferstich auf den Boulevards sieht: nichts fehlte dabei, nicht einmal der liegende Baum, der als Brücke dient, um über die Schlucht zu passiren. Die Epheu schossen wie Furien vom Fuße der Bäume empor und fielen dann hängend und zerzaust wieder in den Raum. Zwanzig Windepflanzen umschlangen sich, krümmten sich, rollten sich in einander, hielten sich eng umschlossen unter dem Blicke des Mondes, in dieser großen grünen Hängematte, die der Wald bildete.

Hätte mir die Fee der Pflanzen, plötzlich aus einem Blumenkelche oder aus einem Baumstamme hervorkommend, den Vorschlag gemacht, mein Leben mit ihr in diesem anbetungswürdigen Wirrwarr zuzubringen, ich würde es wahrscheinlich angenommen haben, ohne mich darum zu bekümmern, was die andere Fee, die mich in der Grande Rue d'Enfer erwartete, sagen dürfte.

Es war nicht die Fee, die aus ihrem grünen

Palaste hervorkam: es war mein schwarzer Mann, der, während er seinen Stock sich drehen ließ und da und dort alle Köpfe der Pflanzen, die sich in seinem Bereiche fanden, unbarmherzig niederschlug, mich zu einem Gestrüppe führte, das dichter, als eines von denen, durch welche ich noch gedrungen, und mit rauher Stimme zu mir sagte:

„Passiren Sie!"

Der Hund passirte zuerst, ich passirte nach ihm.

Der schwarze Mann folgte mir, und ich war nicht ohne Besorgniß hinsichtlich dieses neuen den Marsch unserer Karavane betreffenden Befehles: ich hatte mich als ein Käufer vorgestellt; ein Käufer ist reich, und ein Stockstreich auf das Hinterhaupt ist so schnell gegeben.

Ich schaute hinter uns: hinter uns war das Gebüsch schon wieder geschlossen.

Plötzlich fühlte ich mich am Kragen meines Ueberrocks gepackt und zurückgezogen ... Ich glaubte, der Augenblick des Kampfes sei gekommen.

Ich drehte mich um.

„Halten Sie doch an!" sagte der schwarze Mann zu mir.

„Und warum soll ich anhalten?"

„Sehen Sie nicht diesen Brunnen vor Ihnen."

Ich schaute nach dem bezeichneten Orte: ich sah einen auf dem Boden gezogenen schwarzen Kreis, und erkannte in der That der Erde gleich die Oeffnung eines Brunnens.

Ein Schritt mehr, und ich verschwand hinabgestürzt!

Ah! ich gestehe; diesmal durchlief ein Schauer meine Adern.

„Ein Brunnen?" wiederholte ich.

„Ja, der in die Katakomben geht, wie es scheint."

Und der schwarze Mann suchte einen Stein, den er in den Schlund warf.

Einige Augenblicke, die mir endlos dünkten . . . zehn Secunden vielleicht . . . verliefen. Endlich hörte ich ein dumpfes Geräusch, ein unterirdisches Echo: der Stein hatte den Boden berührt.

„Es ist schon ein Mensch hinuntergefallen," sprach mein Führer ruhig, „und Sie begreifen wohl, daß man ihn nie wiedergesehen hat . . . Vorwärts!"

Ich umging den Brunnen den weitesten Kreis beschreibend, welchen zu beschreiben mir möglich war.

Fünf Minuten nachher trat ich unversehrt aus dem Gestrüppe hervor; als ich aber an den Saum kam, fühlte ich mich kräftig beim Arme gepackt.

Ich fing übrigens an mich an die seltsamen Manieren meines Führers zu gewöhnen; sodann, statt in voller Finsterniß zu sein, wie ich es fünf Minuten vorher war, befanden wir uns unter einem Mondstrahle.

„Nun?" fragte ich ziemlich ruhig.

„Nun," antwortete der schwarze Mann, indem er mit dem Finger auf einen Maulbeerfeigenbaum deutete, „hier ist der Baum."

„Welcher Baum?"

„Der Maulbeerfeigenbaum, bei Gott!"

„Ich sehe wohl, daß dies ein Maulbeerfeigenbaum ist . . . Doch weiter?"

„Das ist der Ast."

„Welcher Ast?"

„Der Ast, an den er sich gehängt hat."

„Wer denn?"

„Der arme Georges."

Ich erinnerte mich in der That dieser Geschichte eines Gehenkten, von der ich unbestimmt hatte reden hören.

„Ah! ah!" sagte ich. „Und wer war dieser arme Georges?"

„Ein armer Junge, den man so nannte."

„Und warum nannte man ihn so?"

„Weil es ein armer Junge war."

„Und warum war es ein armer Junge?"

„Wenn ich Ihnen sage, daß er sich gehenkt hat!"

„Warum hat er sich aber gehenkt?"

„Weil es ein armer Junge war."

Ich sah, es wäre unnütz, das Verhör weiter zu treiben. Mein fantastischer Führer fing an mir unter seinem wahren Gesichtspunkte zu erscheinen, das heißt als ein Idiot.

Nun packte ich ihn beim Arme, und ich fühlte, daß er zitterte.

Ich richtete ein paar neue Fragen an ihn, und ich bemerkte, daß das Zittern seines Körpers bis in seine Stimme übergegangen war.

Da begriff ich, daß sein Widerwille, mich den Garten und das Haus bei Nacht besichtigen zu lassen, nichts Anderes war als Furcht.

Es blieb mir die dunkle Farbe der Kleider, des Gesichtes und des Hundes zu erklären; ich wollte hierüber eine Erklärung verlangen, doch mein Führer ließ mir nicht Zeit, und als hätte er Eile ge=

habt, sich von dem verdammten Baume zu entfernen, stürzte er wieder in das Gehölze und sagte:

„Lassen Sie uns ein Ende machen: kommen Sie!"

Diesmal ging er voran.

Wir drangen abermals in das Gehölze ein: es war ein Wald von einem Morgen, doch die Bäume waren so dick und dergestalt an einander gedrängt, daß er eine Meile zu haben schien.

Was das Haus betrifft, das war das Ideal von seinem Genre; Alles war hier eingesunken, zerrissen, gespalten, in Trümmern; man stieg dazu auf einer Freitreppe von vier bis fünf Stufen hinauf; sodann gelangte man von dieser Art von Plattform in die auf die Rue de l'Est gehende Pièce auf einer zweiten steinernen Schneckentreppe; nur waren hier die Stufen getrennt, und an zwanzig verschiedenen Stellen mußte man das Licht dadurch sehen.

Ich war im Begriffe, hinaufzusteigen; doch zum dritten Male fühlte ich die Hand meines Führers mich zurückziehen.

„Ei! mein Herr," sagte er, „was machen Sie denn?"

„Ich besichtige das Haus."

„Hüten Sie sich wohl! es hält an nichts, das Haus, und bliese man ein wenig stark darauf, so würde man es einfallen machen."

Und in der That, — mag nun Einer zu stark darauf geblasen haben, — der Nordwind zum Beispiel, — mag es des Daraufblasens gar nicht bedurft haben, ein Theil vom Gebäude ist heute eingestürzt.

Ich eilte nicht nur die zwei Stufen der Schne-

ckentreppe, die ich erstiegen hatte, sondern auch die vier oder fünf Stufen der Freitreppe wieder hinab.

Mein Besuch war beendigt, ich hatte nur noch wegzugehen . . . Doch wo hinaus ging man weg?

Man hätte glauben sollen, mein Führer errathe meinen Wunsch, und er theile ihn lebhaft: denn er wandte sich gegen mich um und sagte:

„Nicht wahr, Sie haben genug?"

„Habe ich Alles gesehen?"

„Durchaus Alles."

„Nun, so lassen Sie uns gehen!"

Er öffnete eine in der Dunkelheit verborgene, wie es unter dem Gewölbe war, unsichtbare kleine Thüre, und wir befanden uns in der Rue de l'Est.

Ich folgte maschinenmäßig meinem Manne bis zu seinem Keller: ich war begierig, Cacus in seine Höhle zurückkehren zu sehen.

In unserer Abwesenheit hatte sich der Keller erleuchtet: ein Licht brannte bei der Thüre. Unten an der Treppe wartete ein Mann, so ähnlich demjenigen, mit welchem ich es zu thun hatte, daß man hätte glauben sollen, es sei sein Schatten: er war schwarz wie der Andere vom Kopfe bis zu den Füßen.

Die zwei Neger kamen einander entgegen und drückten sich die Hand: sie knüpften das Gespräch in einer Sprache an, die mir Anfangs fremd schien, bald aber, Dank sei es der Aufmerksamkeit, die ich darauf verwandte, erkannte ich, daß es auvergnatisch war.

Sobald ich auf der Fährte, war das Uebrige nicht schwer zu finden.

Ich hatte es ganz einfach mit einem Mitgliede

der ehrenwerthen Brüderschaft der Kohlenbrenner zu thun; die Nacht und besonders meine Einbildungskraft hatten die Gegenstände vergrößert und poetisirt.

Ich gab meinem Führer drei Franken für die Mühe, die ich ihm verursacht; er nahm seinen Hut ab, und an der gestreiften Fleischfarbe, welche an dem Platze erschien, wo das Reiben des Filzhutes die Kohle weggenommen hatte, bestätigte ich die Genauigkeit meiner Entdeckung.

Und wenn ich nun mehr als zwanzig Jahre nachher diese Erinnerung in der Tiefe meines Gedächtnisses aufgesucht und auf eine vielleicht etwas ungewöhnliche Art hierher gestellt habe, so geschah dies, weil mir daran lag, den Leser mit der Oertlichkeit bekannt zu machen, in die wir ihn versetzen wollen.

Nach diesem öden Garten der Rue de l'Est, zu diesem einsamen, halb eingestürzten Hause bitten wir ihn also, uns in der Nacht vom 21. Mai 1827 zu folgen.

IX.

Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen.

In der Nacht vom 21. Mai, um Mitternacht, in dem Gehölze, links, wenn man durch die Rue d'Enfer eintritt, — doch wir glauben, man kann heute nicht mehr dort eintreten, denn die Kette des Gitters hat uns, als wir das letzte Mal hier vorbeikamen und einen retrospectiven Blick auf die Ereignisse warfen, deren Schauplatz dieses Gehäge war,

angenietet geschienen, — am Montag den 21. Mai also, in dem Gehölze links, wenn man durch die Rue d'Enfer eintritt, rechts, wenn man durch die Rue de l'Est eintritt, fanden sich (eingeführt durch den Kohlenbrenner, Führer und Wächter, den wir vor den Augen unserer Leser haben passiren lassen, und der kein Anderer war, als unser Freund Toussaint-Louverture) fanden sich, sagen wir, zwanzig verlarvte Carbonari versammelt, das heißt eine besondere Venta.

Wie und warum hatte diese Venta diesen Ort gewählt, um sich zu versammeln? Das können wir leicht erklären.

Man erinnert sich der Nacht, wo Herr Jackal rittlings hinabsteigend, auf einem Seile, in der Rue du Puits-qui-parle das Geheimniß der Versammlungen der Carbonari in den Katakomben entdeckt hatte; man erinnert sich, daß in Folge hievon Herr Jackal nach Wien abgereist war und das Complott, dessen Zweck es war, den Herzog von Reichstadt zu entführen, scheitern gemacht hatte.

Ungeschickte Agenten hatten diese Entdeckung ausgeplaudert, und der nächtliche Besuch von Herrn Jackal war für Keinen der Verschworenen mehr ein Geheimniß.

Dieser Besuch, während er das so mühsam erdachte Project des Generals Lebastard de Prémont umstürzte, hatte für die Verschworenen von Paris nicht die ganze Wichtigkeit gehabt, die er von Anfang zu haben schien. Wären zehn französische Regimenter in die Katakomben hinabgestiegen, sie hätten nicht einen einzigen Carbonaro festnehmen können, dergestalt führten die tausend Fußpfade der unter-

irdischen Grüfte zu unzugänglichen Schlupfwinkeln. Ueberdies waren an fünf bis sechs Orten die Katakomben bewunderungswürdig unterminirt, und es genügte ein auf eine Lunte dieser Minen geschütteter Funke, um das ganze linke Ufer in die Luft zu sprengen.

Allerdings verschlang man sich, indem man Paris verschlang; war aber nicht Simson so gestorben?

Ehe man indessen zu dieser Extremität griff, war es besser, für den Augenblick die Katakomben zu verlassen, entschlossen, in den verzweifelten Fällen wieder dahin zu kommen. Es fehlte nicht an Versammlungsorten, und waren die Katakomben nicht mehr möglich als Vereinigungsplatz, so konnten sie immerhin als Weg dienen, um in der Dunkelheit zu demjenigen von den Freunden zu gehen, der seine Wohnung anbieten würde.

So und bei den Nachforschungen, die man bei dieser Gelegenheit anstellte, geschah es, daß Einer der Verschworenen, der in der Rue d'Enfer wohnte, in einer Nacht wahrnahm, der Keller, durch den er gewöhnlich in die Katakomben gelangte, stehe auf der Ostseite mit einem der Keller des öden Hauses in Verbindung; nur war es gefährlich, sich in einem Keller zu versammeln, und wäre es der eines öden Hauses gewesen.

Man machte also im Keller einen Durchbruch von ungefähr dreißig Fuß, sodann ein Loch, und man befand sich mitten im Walde; die Erde wurde durch Stützbalken festgehalten, weil man Einstürze befürchtete; man ließ am Ende dieses Erdganges eine Passage für einen einzigen Menschen, und man beschloß,

bis auf neuen Befehl sich in dieser Einsamkeit zu versammeln, wobei Jeder den entschiedenen Vorsatz in sich trug, den Ersten, der sie stören würde, niederzuschießen.

Man wundere sich übrigens nicht über alle diese unterirdischen Zustände, die wir ausführlich beschreiben, um unserer Erzählung alle Wahrscheinlichkeit zu geben: über fünfzig Häuser des Quartiers, wo die Ereignisse vorfallen, die wir mittheilen, sind so durchbrochen, und wir könnten eben so viele wie Theaterböden maschinirte Keller anführen. Befragen Sie, zum Beispiel, einen wackern Cafetier der Rue Saint-Jacques, Namens Giverne, dem Val-de-Grace beinahe gegenüber; bitten Sie ihn, Sie seinen Keller besichtigen zu lassen und Ihnen die Legende dieses Kellers zu sagen: er wird Ihnen vorangehen und Ihnen sagen, dieser unterirdische Gang habe einst zum Garten der Carmeliterinnen gehört.

„Wozu ein unterirdischer Gang im Garten der Carmeliterinnen," werden Sie fragen, „und wohin führte er?"

„Ei! zu den Carmeliterinnen, welche gegenüber waren, wo das Val-de-Grace ist! Fragen Sie Giverne."

Man beschuldige uns also nicht, wir setzen Fallthüren und unterirdische Gänge dahin, wo es weder Fallthüren, noch unterirdische Gänge gibt. Das ganze linke Ufer, von der Tour de Nesle, die ihren nach der Seine führenden unterirdischen Gang hatte, bis zur Tombe-Issoire, die ihren Eingang bei Montrouge hat, das ganze linke Ufer ist nur eine Fallthüre von oben bis unten.

Kommen wir auf unsere nächtliche Versammlung zurück.

Diese Versammlung bestand, wie gesagt, aus zwanzig Carbonari; denn, obgleich der Carbonarismus, nachdem er seit 1824 verschiedene successive Niederlagen erlitten, factisch aufgelöst war und keine scheinbare Existenz mehr hatte, so hatten sich seine Hauptmitglieder doch wiedergefunden, und den Carbonarismus, wenn nicht unter demselben Namen, doch auf denselben Basen, reorganisirt.

Der Zweck der Versammlung in dieser Nacht war, den Grund zu der Gesellschaft zu legen, welche bald nachher den Titel Gesellschaft Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen, annehmen sollte; ihre Stifter hatten hauptsächlich zur Absicht, die Wahlen zu leiten und den öffentlichen Geist zu lenken und zu erleuchten.

Man schlug mehrere Arten der Bildung des Ausschusses vor, und man kam überein, diesen Ausschuß mittelst vierteljährlicher Wahlen zu constituiren, welche stattfinden sollten, sobald die Zahl der Gesellschaftsmitglieder hundert erreicht hätte; man kam auch überein, sich streng in den Gränzen der Gesetzlichkeit zu halten, oder vielmehr, sich darein zu verschanzen.

Es genügte indessen nicht, Versammlungen in Paris zu halten und einen Ausschuß zur Leitung der Wahlen zu bilden, man mußte die Departements instruiren und sie zur Höhe der Hauptstadt heranführen. Man sprach also davon, Wahlausschüsse in jedem Arrondissement und so viel als möglich in jedem Canton zu schaffen, und mit diesen Ausschüssen einen

fortwährenden Verkehr zu unterhalten, um sie functioniren zu machen.

Dies war der Zweck dieser nächtlichen Versammlung, in der die ersten Absteckpfähle der furchtbaren Gesellschaft **Hilf Dir, und der Himmel wird Dir helfen** *) gesetzt wurden, welche einen so großen Einfluß auf die nächsten Wahlen üben sollte.

Man war so weit mit der Discussion, und es mochte ein Uhr Morgens sein, als man die dürren Zweige unter den Tritten eines Mannes krachen hörte und einen schwarzen Schatten am Saume des Waldes erscheinen sah.

In einer Secunde hatte jeder Verschworene in seiner Hand den Dolch, den er in seiner Brust verborgen trug.

Der Schatten kam näher: es war Toussaint, der Concierge des öden Hauses, selbst Carbonaro und hierher gesetzt, um als Wächter nicht nur für das Haus, sondern auch für diejenigen zu dienen, welche sich hier versammelten.

„Was gibt es?“ fragte einer der Chefs.

„Es ist ein fremder Bruder da, der eingeführt zu werden verlangt,“ antwortete Toussaint.

„Ist es wirklich ein Bruder?“

„Er hat alle Erkennungszeichen gemacht.“

„Woher kommt er?“

„Von Triest.“

„Ist er allein oder in Begleitung?“

„Er ist allein.“

---

*) Aide toi, le ciel t'aidera.

Die Carbonari berathschlagten, indem sie sich in einer einzigen Gruppe vereinigten, außerhalb welcher Toussaint blieb; nach einem Augenblicke der Berathung öffnete sich die Gruppe wieder, und eine Stimme sprach:

„Führen Sie den fremden Bruder ein, jedoch mit allen üblichen Vorsichtsmaßregeln.“

Toussaint verbeugte sich und verschwand.

Nach einem Momente hörte man die dürren Zweige aufs Neue krachen, und man sah durch die Bäume zwei Schatten statt eines herbeikommen.

Die Carbonari warteten stillschweigend.

Toussaint führte in den Mittelpunkt der von ihnen beschriebenen Linie den fremden und unbekannten Bruder, der sich von ihm geleitet und mit verbundenen Augen näherte; hier ließ er ihn allein und zog sich zurück.

Die Linie der Carbonari schloß sich wieder und bildete einen Kreis um den Ankömmling.

Dann wandte sich dieselbe Stimme, welche schon gesprochen hatte, an ihn und sagte:

„Wer sind Sie? woher kommen Sie? was verlangen Sie?“

„Ich bin der General Graf Lebastard de Prémont,“ antwortete der Ankömmling; „ich lange von Triest an, wo ich mich eingeschifft habe, nachdem ich bei meinem Unternehmen in Wien gescheitert bin, und ich komme nach Paris, um Herrn Sarranti, meinen Freund und Genossen, zu retten.“

Es entstand ein starkes Gemurmel unter den Carbonari.

Dann sprach die Stimme, die sich schon hatte vernehmen lassen, die einfachen Worte:

„Nehmen Sie Ihre Binde ab, General, Sie sind unter Brüdern.“

Der General Graf de Prémont nahm seine Binde ab, und sein edles Gesicht erschien entblößt.

Sogleich streckten sich alle Hände, wie ein freundschaftlicher Bündel, gegen ihn aus; Jeder wollte seine Hand berühren, wie bei einem im Enthusiasmus ausgebrachten Toast Jeder das Glas von demjenigen, welcher ihn ausgebracht hat, berühren will.

Endlich trat wieder Stille ein; der Schauer, der durch die Luft lief, erlosch.

„Brüder,“ sprach der General, „Ihr wißt, wer ich bin. Im Jahre 1812 von Napoleon nach Indien geschickt, sollte ich dort ein militärisches Reich organisiren, das im Stande wäre, uns und den Russen entgegenzukommen, wenn wir, durch das caspische Meer, in Nepaul vordringen würden. Ich habe es organisirt, dieses Königreich, es ist Lahore... Als Napoleon gefallen war, glaubte ich, das Project sei mit ihm gefallen . . . Eines Tags kam Herr Sarranti an; er suchte mich, immer im Namen des Kaisers, auf; doch es handelte sich nicht mehr darum, das Werk Napoleons I. zu verfolgen, sondern Napoleon II. auf den Thron zu setzen. Ich nahm mir nur die Zeit, die ich brauchte, um Verbindungen in Europa anzuknüpfen, und reiste an dem Tage ab, wo ich erfuhr, sie seien angeknüpft; ich kam über Dschedda, Suez und Alexandrien; ich erreichte Triest, wo ich mich mit unsern italienischen Brüdern affiliirte; dann begab ich mich nach Wien . . . Sie wissen, wie

unser Project scheiterte . . . Nach Triest zurückgekehrt, verbarg ich mich bei einem unserer Brüder, und hier erfuhr ich, daß man Herrn Sarranti zum Tode verurtheilt hatte. Ich schiffte mich sogleich nach Frankreich ein auf die Gefahr dessen, was mir widerfahren könnte, und schwor dabei, das Loos meines Freundes zu theilen, das heißt zu leben, wenn er lebte, zu sterben, wenn er sterben würde: Mitschuldige desselben Verbrechens müssen wir dieselbe Strafe erleiden."

Ein tiefes Stillschweigen empfing diese Worte.

Herr Lebastard de Prémont fuhr fort:

„Einer unserer Brüder in Italien gab mir einen Brief an einen unserer Brüder in Frankreich, Herrn von Marande: es war ein Creditbrief, und keine politische Empfehlung. Herr von Marande empfing mich; ich gab mich ihm zu erkennen, nannte ihm den Zweck meiner Reise, sagte ihm von dem Entschlusse, den ich gefaßt, von meinem Wunsche, mit den Hauptmitgliedern einer hohen Venta in Verbindung gebracht zu werden. Herr von Marande theilte mir mit, es sei gerade heute Versammlung, machte mich mit dem Orte der Versammlung bekannt, und bezeichnete mir, durch welches Mittel ich in diesen Garten gelangen und bis zu Ihnen kommen könne. Ich benützte die mir gegebenen Instructionen . . . Ich weiß nicht, ob Herr von Marande unter Ihnen ist; ist er unter Ihnen, so danke ich ihm . . ."

Keine Bewegung ließ vermuthen, Herr von Marande sei unter der Zahl der Anwesenden.

Dieselbe Stille, welche schon einmal geherrscht hatte, entstand abermals.

Der General de Prémont fühlte etwas wie einen Schauer in sich, er fuhr aber nichtsdestoweniger fort:

„Ich weiß, Brüder, daß unsere Ansichten nicht dieselben sind; ich weiß, daß sich unter Euch Republikaner und Orleanisten finden; doch Republikaner und Orleanisten wollen, wie ich, die Befreiung des Vaterlandes, den Ruhm Frankreichs, die Ehre der Nation, nicht wahr, Brüder?"

Die Köpfe neigten sich, doch nicht eine Stimme antwortete.

„Nun wohl," sprach der General, „ich kenne Herrn Sarranti seit sechs Jahren; seit sechs Jahren haben wir uns nicht eine Minute verlassen; ich stehe für seine Tapferkeit, für seine Rechtschaffenheit, für seine Tugend; um Alles zu sagen: ich stehe für Herrn Sarranti wie für mich selbst. Ich komme also in meinem Namen und im Namen des Bruders, der bereit ist, seine Ergebenheit mit seinem Kopfe zu bezahlen, und bitte Euch, mir das thun zu helfen, was ich allein nicht thun kann. Ich fordere Eure Unterstützung, um Einen der Unsern einem schmählichen Tode zu entziehen, um, was es auch kosten mag, Herrn Sarranti aus dem Gefängnisse, wo er eingeschlossen ist, zu entführen. Ich biete als Ausführung vor Allem meine zwei Arme, sodann ein so großes Vermögen, daß es genügen würde, ein Jahr lang das Heer des Königs von Frankreich zu besolden . . . Brüder, nehmt meine Arme, streut meine Millionen aus, und gebt mir meinen Freund zurück! Ich habe es gesagt, und ich erwarte Eure Antwort."

Doch die Stille empfing diesen warmen Aufruf des Generals.

Der Redner schaute umher: statt des Schauers, den er seine Adern durchlaufen gefühlt hatte, war es ein kalter Schweiß, was er von seiner Stirne fließen fühlte.

„Nun," fragte er, „was geht denn vor?"

Kein Hauch antwortete.

„Habe ich," fuhr er fort, „einen unziemlichen Vorschlag, ein ungeschicktes Anerbieten gemacht? Schreibt Ihr mein Verlangen einem rein persönlichen Interesse zu, und glaubt Ihr, es sei hier nur ein Freund, der Euern Schutz zu Gunsten eines Freundes in Anspruch nehme? . . . Meine Brüder, ich habe fünftausend Meilen zurückgelegt, um zu Euch zu kommen; ich kenne von Euch weder die Einen, noch die Andern; ich weiß, daß wir dieselbe Liebe für das Gute, denselben Haß gegen das Böse haben. Wir kennen uns also in Wirklichkeit, obschon wir uns nie gesehen haben und ich zum ersten Male zu Euch spreche. Nun wohl, im Namen der ewigen Gerechtigkeit verlange ich von Euch, daß Ihr einem ungerechten und entehrenden Urtheile, einem entsetzlichen Tode einen der größten Gerechten, den ich gekannt habe, entzieht! . . . Antwortet mir doch, meine Brüder, oder ich müßte Euer Stillschweigen für eine Weigerung halten, und Eure Weigerung für die Bestätigung des ungerechtesten Spruches, der je aus einem menschlichen Munde hervorgegangen ist!"

So förmlich aufgefordert, konnten die Geschworenen nichts Anderes thun als antworten.

Derjenige, welcher schon gesprochen hatte, erhob also die Hand, um anzudeuten, er wolle reden, und er sagte:

„Brüder, jedes Verlangen eines Bruders ist heilig und muß, nach den Statuten, in Berathung gezogen, sodann nach der Stimmenmehrheit angenommen oder verworfen werden. Wir werden berathschlagen."

Der General war vertraut mit diesen düsteren Förmlichkeiten; er verbeugte sich, während die Gruppe, die ihn umgeben hatte, sich zuerst von ihm trennte und sodann weiter entfernt sich wiederbildete.

Nach fünf Minuten ging der Affiliirte, der schon das Wort geführt hatte, ein paar Schritte auf den General zu und sprach mit demselben Tone, mit dem der Chef der Jury die Sentenz verkündigt:

„General, ich bin nicht der Dolmetscher meines Gedankens allein: ich spreche im Namen der Majorität der hier gegenwärtigen Mitglieder, vernehmen Sie, was ich Ihnen in ihrem und in meinem Namen zu antworten beauftragt bin: Cäsar sagte, die Frau von Cäsar dürfe nicht einmal beargwohnt werden. Die Freiheit ist eine Matrone, welche noch viel keuscher, viel unbefleckter bleiben muß, als die Frau von Cäsar! — Bruder, — mit Bedauern gebe ich Ihnen die Antwort, — werden nicht evidente, unverwerfliche, leuchtende Beweise von der Unschuld von Herrn Sarranti geliefert, so vermöchten wir die Hand nicht einem Unternehmen zu bieten, dessen Zweck es ist, dem Gesetze denjenigen zu entziehen, welchen das Gesetz mit Recht verurtheilt hat; ich sage mit Recht, verstehen Sie wohl, General, bis der Beweis vom Gegentheile gegeben wird . . . Glauben Sie, unsere glühendsten Wünsche haben Herrn Sarranti während der ganzen Zeit begleitet, die

dieser schmerzliche Proceß gedauert hat; glauben Sie, wir haben geschauert in dem Augenblicke, wo das Urtheil gesprochen werden sollte; glauben Sie, unser Herz hat geblutet, als das Urtheil gesprochen war... General, beweisen Sie uns die Unschuld von Herrn Sarranti, und es sollen nicht mehr zwei Arme, zehn Arme sein, die Sie zur Unterstützung haben werden: es werden die hunderttausend Arme der Verbindung sein!"

Hierauf machte der Redner noch einen Schritt gegen Herrn Lebastard de Prémont und fügte bei:

„General, bringen Sie uns einen Beweis von der Unschuld von Herrn Sarranti?"

„Ach!" sprach der General, das Haupt neigend, „ich habe keine andere Beweise, als meine eigene Ueberzeugung."

„In diesem Falle," erwiederte der Carbonarichef, „besteht die Berathung in ihrer ganzen Strenge."

Und er grüßte Herrn Lebastard de Prémont, und kehrte zu der Gruppe der anderen Geschworenen zurück, welche wegzugehen sich anschickten.

Doch der General erhob das Haupt, streckte die Hände aus, um einen letzten Versuch zu machen, und sprach:

„Brüder, es ist dies die Antwort der Majorität, und ich unterwerfe mich: doch erlaubt mir nun, daß ich an die Individualitäten appellire . . . Brüder, ist unter Euch ein wie ich von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugtes Herz? dann schließe sich dieses Herz, ein Freund des meinigen, mir an, und ich werde es versuchen, mit ihm das zu vollbringen,

was ich mit Eurer Hülfe zu unternehmen glücklich gewesen wäre."

Der Carbonaro-Redner wandte sich gegen seine Gefährten um und sagte:

„Brüder, ist unter Euch ein von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugter Mann, so steht es ihm frei, sich mit dem General zu verbinden und mit ihm alle Zufälle des Glückes und des Unglücks zu versuchen."

Ein Mann machte sich von der Gruppe los, legte seine linke Hand auf die Schulter des Grafen de Prémont, nahm mit der rechten Hand seine Larve ab und antwortete:

„Ich!"

„Salvator!" wiederholten die neunzehn Anderen.

Es war in der That Salvator, der, von der Unschuld von Herrn Sarranti überzeugt, seine Hülfe dem General anbot.

Die anderen Carbonari vertieften sich Einer nach dem Andern in die Sycomorenallee, welche zum Eingange des unterirdischen Gewölbes führte, und verschwanden.

Salvator blieb allein mit dem Grafen de Prémont.

X.

Was man mit Geld machen kann, und was man mit Geld nicht machen kann.

An den Stamm eines Baumes angelehnt, betrachtete Salvator einen Augenblick den General Lebastard de Prémont.

Das Gesicht von Herrn Sarranti selbst, als er sein Todesurtheil sprechen hörte, war weniger niedergeschlagen und weniger bleich, als es das des Generals war, da er diese grausame Sentenz vom Munde von Freunden aussprechen hörte, von denen er, mit Gefahr seines Lebens, verlangt hatte, daß man ihm das seines Freundes retten helfe.

Salvator näherte sich ihm.

Der General reichte Salvator die Hand.

„Mein Herr," sagte der General zu ihm, „ich kenne Sie nur Ihrem Namen nach; dieser Name, Ihre Freunde haben ihn mit lauter Stimme ausgesprochen, und er scheint mir ein glückliches Vorzeichen zu sein."

„Es ist in der That ein prädestinirter Name," antwortete lachend Salvator.

„Sie kennen Sarranti?"

„Nein, mein Herr; doch ich bin der vertraute, und besonders der ergebene und dankbare Freund seines Sohnes. Damit sage ich Ihnen, General, daß ich die Hälfte Ihres Schmerzes trage, und daß Sie zu Gunsten von Herrn Sarranti mit Leib und Seele über mich verfügen können."

„Sie theilen also die Meinung Ihrer Brüder nicht?" fragte lebhaft der General, den diese guten Worte für den Augenblick wiederbelebt hatten.

„Hören Sie, General," sprach Salvator, „die Bewegung der Massen, welche beinahe immer gerecht ist, weil sie instinctmäßig, ist oft blind, streng und hart. Jeder von diesen Menschen, welche so eben die Verurtheilung von Herrn Sarranti ratificirt haben, hätte, allein zu Rathe gezogen, ein anderes Urtheil

gesprochen, das heißt das, welches ich zu sprechen im Begriffe bin: Nein, aus der Tiefe meines Gewissens, ich halte Herrn Sarranti nicht für schuldig. Derjenige, welcher seit dreißig Jahren bei den blutigen Zufällen des Schlachtfelds, bei den tödtlichen Kämpfen der Parteien um seinen Kopf gespielt hat, vermöchte nicht ein feiges Verbrechen zu begehen, er vermöchte nicht ein elender Dieb, ein gemeiner Mörder zu sein; ich behaupte also moralisch die Unschuld von Herrn Sarranti."

Der General drückte Salvator die Hand.

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie so zu mir sprechen," sagte er zu ihm.

„Doch," fuhr Salvator fort, „sobald ich Ihnen meine Unterstützung angeboten habe, habe ich mich zugleich zu Ihrer Verfügung gestellt."

„Was wollen Sie damit sagen? ich höre mit Bangigkeit."

„Ich will damit sagen, mein Herr, in der gegenwärtigen Lage genüge es nicht, die Unschuld unseres Freundes zu versichern: man muß sie beweisen, unverwerflich beweisen. Bei den Kriegen, welche von den Verschwörern gegen die Regierung und folglich von der Regierung gegen die Verschwörer geführt werden, sind alle Waffen gut, und die, welche zwei loyale Männer oft für ein Duell ausschlagen würden, werden gierig von den Parteien ergriffen."

„Erklären Sie sich."

„Die Regierung will den Tod von Herrn Sarranti; sie will ihn schimpflich, weil sich dieser Schimpf über ihre Gegner verbreiten und man sagen wird, alle Verschwörer seien Elende oder müssen solche sein,

da sie zu ihrem Chef einen Mann, der Dieb und Mörder, angenommen haben."

„Oh!" sagte der General, „darum hat der Staatsanwalt die politische Anklage beseitigt?"

„Und darum lag Herrn Sarranti so viel daran, daß sie wieder aufgenommen werde."

„Nun?"

„Die Regierung wird nur sichtbaren, greifbaren, flagranten Beweisen weichen. Es handelt sich nicht nur darum, ihr zu sagen: „„Herr Sarranti ist des Verbrechens, dessen er angeklagt ist, nicht schuldig;"" man muß ihr sagen: „„Hier ist der des Verbrechens, dessen man Herrn Sarranti angeklagt hat, Schuldige!""

„Und diese Beweise, mein Herr, Sie haben sie?" rief der General; „diesen wahren Schuldigen können Sie beibringen?"

„Ich habe diese Beweise nicht, ich kenne den Schuldigen nicht," antwortete Salvator; „aber..."

„Aber ...?"

„Ich bin vielleicht auf der Spur."

„Sprechen Sie! sprechen Sie! und Sie werden Ihres Namens wahrhaft würdig sein, mein Herr."

„Nun wohl," sagte Salvator, indem er sich dem General näherte, „hören Sie, was ich Niemand gesagt habe, und was ich Ihnen sage."

„Oh! sagen Sie! sagen Sie!" rief der General, indem er sich ebenfalls Salvator näherte.

„In dem Hause, wo Herr Sarranti als Hofmeister eingetreten war, und das Herrn Gérard gehörte; in diesem Hause, aus dem er am 19. oder 20. August 1820 geflohen ist, — denn die ganze Frage kann im genauen Datum der Flucht liegen; — kurz im

Parke von Viry habe ich den Beweis gefunden, daß wenigstens eines von den Kindern ermordet wurde."

„Ah!" erwiederte Herr de Prémont, „glauben Sie nicht, daß dieser Beweis zur Belastung unseres Freundes dienen wird?"

„Mein Herr, wenn man die Wahrheit verfolgt, und es ist die Wahrheit, was wir verfolgen, nicht wahr? — denn wäre Herr Sarranti schuldig, so würden wir ihn verlassen, wie ihn die Anderen verlassen haben; — verfolgt man die Wahrheit, so muß man jeden Beweis ergreifen, und wäre dieser Beweis scheinbar gegen denjenigen, dessen Unschuld man will anerkennen machen. Die Wahrheit trägt ihr Licht in sich selbst; kommen wir zur Wahrheit, und es wird Tag werden."

„Gut ... Wie haben Sie nun diesen Beweis erlangt?"

„Als ich in einer Nacht im Parke von Viry umherschweifte, — aus Ursachen, welche durchaus in keinem Zusammenhange mit der Angelegenheit stehen, die uns in diesem Augenblicke beschäftigt, — fand ich in der Tiefe eines Dickichts, am Fuße einer Eiche, in einem Loche, das mein Hund mit der größten Heftigkeit grub, das Skelett eines Kindes, welches man stehend begraben hatte."

„Und Sie glauben, es sei das von einem der zwei verschwundenen Kinder?"

„Das ist mehr als wahrscheinlich."

„Doch das andere Kind? denn es war ein Knabe und ein Mädchen."

„Das andere Kind glaube ich auch wiedergefunden zu haben.“

„Immer Dank sei es dem Hunde?“

„Ja.“

„Todt oder lebendig?“

„Lebend, denn es war das Mädchen.“

„Nun?“

„Aus diesem doppelten Vorfalle habe ich geschlossen, wenn ich frei handeln könnte, so käme ich vielleicht zur vollständigen Kenntniß des Verbrechens, und diese Kenntniß würde mich unvermeidlich zu der des Verbrechers führen.“

„Ei! in der That, wenn Sie das Mädchen lebend aufgefunden haben!“ rief der General.

„Lebend, ja!“

„Die Kleine mußte schon sechs bis sieben Jahre alt sein zur Zeit, wo das Verbrechen begangen wurde.“

„Sechs Jahre, ja.“

„Sie könnte sich also erinnern?“

„Sie erinnert sich.“

„Nun wohl, also? . . .“

„Nur erinnert sie sich zu sehr.“

„Ich verstehe nicht.“

„Wendet man die Augen des armen Kindes dieser entsetzlichen Katastrophe zu, so verwirrt sich ihr Geist, und sie ist nervösen Krisen preisgegeben, bei denen sie die Vernunft verlieren kann. Von welchem Gewichte soll die Aussage eines Kindes sein, welches man des Irrsinns beschuldigen und mit einem Worte wirklich wahnsinnig machen wird? Ah! ich habe Alles wohl erwogen.“

„Nun wohl, nehmen wir den Todten statt des Lebenden. Wenn der Lebende schweigt, vermöchte nicht der Leichnam zu sprechen?“

„Ja, wenn ich frei handeln könnte.“

„Was hindert Sie daran? Gehen Sie zum Staatsanwalte, zeigen Sie ihm Alles an; übertragen Sie der Justiz die Aufgabe, das Licht zu finden, das Sie anrufen, und . . .“

„Ja, und die Polizei wird in einer Nacht die Spuren verschwinden machen, welche am andern Tage die Gerichte suchen werden? Sagte ich Ihnen nicht, die Polizei habe jedes Interesse, diese Beweise zu entfernen, um Herrn Sarranti in der kothigen Sache des Diebstahls und des Mords zu ertränken.“

„Dann verfolgen Sie diese Angelegenheit durch Sie selbst. Verfolgen wir sie. Sie sagen, Sie könnten zur Wahrheit gelangen, wäre es Ihnen gestattet, frei zu handeln; was hindert Sie, frei zu handeln? Sagen Sie.“

„Ah! das ist eine ganz andere Sache, nicht minder gewichtig, nicht minder ernst, nicht minder schändlich, als die von Herrn Sarranti.“

„Es mag sein! lassen Sie uns aber handeln!“

„Handeln wir! ich verlange nichts Anderes; doch vor Allem . . .“

„Was?“

„Finden wir das Mittel, frei das Haus und den Park zu durchsuchen, wo das Verbrechen, — oder vielmehr, wo die Verbrechen begangen worden sind.“

„Dieses Mittel, ist es möglich, es zu finden?“

„Ja.“

„Um welchen Preis?“

„Um Geld."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, ich sei ungeheuer reich."

„Ja, General, doch das genügt nicht."

„Was braucht es noch mehr?"

„Ein wenig Kühnheit und viel Beharrlichkeit."

„Ich habe Ihnen gesagt, ich biete mein Vermögen an; nicht allein mein Vermögen, sondern auch meinen Arm; nicht allein meinen Arm, sondern auch mein Leben, um zu diesem Ziele zu gelangen."

„Nun wohl, General, ich glaube, wir fangen an uns zu verstehen," sprach Salvator.

Er schaute dann umher und bemerkte, daß der Mond, in seiner Fülle auf den Maulbeerfeigenbaum fallend, an den er angelehnt war, ihn und den General scharf beleuchtete.

„Kommen Sie unter den Schatten der Bäume, General," sagte er, „denn wir haben von Dingen zu sprechen, wobei wir unser Leben nicht nur auf dem Schaffot, sondern am Saume eines Waldes, an der Ecke einer Mauer risquiren. Wir haben es diesmal zugleich mit der Polizei als Verschwörer und mit Elenden als Ehrenmänner zu thun."

Hienach zog Salvator Herrn Lebastard de Prémont wirklich an den Ort des Gehölzes fort, wo der Schatten dichter war.

Der General überließ dem jungen Manne die Sorge, einen forschenden Blick umherzuwerfen; er gab ihm Zeit, auf das geringste Geräusch zu horchen, das zu seinem Ohre gelangte; sodann, als er ihn beinahe beruhigt sah, sagte er:

„Sprechen Sie."

„Nun wohl, General," erwiederte Salvator, „man müßte sich vor Allem vollkommen zum Herrn von Schloß und Park Viry machen."

„Nichts kann leichter sein."

„Wie so?"

„Allerdings: man braucht nur Beides zu kaufen."

„Leider, General, ist es nicht zu verkaufen."

„Gibt es etwas, was nicht zu verkaufen ist?"

„Ah! ja, General: gerade dieser Park und dieses Haus."

„Warum?"

„Weil sie als Windschirm, als Zufluchtsort, als Schutzdach bei einem Verbrechen dienen, das fast eben so monstruos, als das ist, für welches wir den Beweis suchen."

„Dieses Haus ist also bewohnt?"

„Von einem allmächtigen Menschen."

„Allmächtig als politische Stellung?"

„Nein, als religiöse Affiliirung, was noch viel solider ist!"

„Und wie heißt dieser Mensch?"

„Graf Lorédan von Valgeneuse."

„Warten Sie," sagte der General, indem er sein Kinn auf seine Hand stützte, „ich kenne diesen Namen . . ."

„Das ist in der That wahrscheinlich, da dieser Name einer der bekanntesten der französischen Aristokratie ist."

„Doch wenn ich ein gutes Gedächtniß habe," sagte der General, seine Erinnerungen zurückrufend, „so war der Marquis von Valgeneuse, der, welchen ich gekannt habe, ein höchst ehrenwerther Mann."

„Oh! ja, der Marquis," rief Salvator, „das ist das edelste Herz, die redlichste Seele, die ich je gekannt habe!"

„Ah!" fragte der General. „Sie haben ihn auch gekannt, mein Herr?"

„Ja," antwortete einfach Salvator; „doch es ist nicht von ihm die Rede."

„Vom Grafen also ... Ich werde von ihm nicht sagen, was ich von seinem Bruder sagte."

Salvator schwieg, als wollte er seine Meinung in Betreff des Grafen von Valgeneuse nicht ausdrücken.

Der General fuhr fort:

„Was ist aus dem Marquis geworden?"

„Er ist gestorben," antwortete Salvator, schmerzlich das Haupt neigend.

„Er ist gestorben?"

„Ja, General ... plötzlich ... an einem Schlaganfalle."

„Er hatte aber einen Sohn ... einen natürlichen Sohn, glaube ich?"

„So ist es."

„Was ist aus diesem Sohne geworden?"

„Gestorben, ein Jahr nach seinem Vater."

„Gestorben! ... Ich habe ihn als Kind gekannt, nicht größer als so," sagte der General, seine Hand bis zum Niveau des Grases senkend. „Es war ein Knabe von einem Verstande über seinem Alter und von einer außerordentlichen Festigkeit ... Gestorben! ... Und wie?"

„Er hat sich erschossen," antwortete laconisch Salvator.

„Ein großer Schmerz, ohne Zweifel?"

„Ja, wahrscheinlich."

„Also hat der Bruder des Marquis Schloß und Park Viry gekauft?"

„Der Sohn dieses Bruders, der Graf Lorédan, hat den Park und das Schloß nicht gekauft, sondern gemiethet."

„Ich wünsche ihm, er möge nicht seinem Vater gleichen."

„Der Vater ist der Genius der Ehre und der Rechtschaffenheit mit seinem Sohne verglichen."

„Sie loben den Sohn nicht, mein lieber Herr... Abermals ein großes Haus, das hingeht," sprach schwermüthig der General, „und in Staub, oder, was noch schlimmer ist, in Schande zerfallen wird."

Sodann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, fragte der General:

„Und was macht Herr Lorédan von Valgeneuse mit dem Hause, an dem ihm so viel liegt?"

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, das Haus bedecke ein Verbrechen?"

„Darum frage ich Sie gerade, was Herr von Valgeneuse mit diesem Hause mache."

„Er macht daraus das Gefängniß eines Kindes, das er entführt hat."

„Eines Kindes?"

„Ja, eines sechzehnjährigen Mädchens."

„Eines Mädchens . . . Sechzehn Jahre!" murmelte der General. „Gerade das Alter des meinigen."

Sodann fragte er plötzlich:

„Da Sie aber das Verbrechen kennen, mein

Herr, oder vielmehr, da Sie den Verbrecher kennen, warum zeigen Sie ihn nicht beim Gerichte an?"

„Weil in den schlimmen Zeiten, in denen wir leben, General, es nicht nur Verbrechen gibt, über welchen die Justiz die Augen schließt, sondern auch Verbrecher, die sie unter ihren Schutz nimmt."

„Ah!" sprach der General, „und ganz Frankreich erhebt sich nicht, empört sich nicht gegen einen solchen Zustand der Dinge?"

Salvator lächelte.

„Frankreich wartet auf eine Gelegenheit, General."

„Man kann sie entstehen machen, wie mir scheint!"

„Wir versammeln uns nur in dieser Absicht."

„Kommen wir auf das Dringendste zurück; denn Frankreich wird sich nicht ausdrücklich empören, um Herrn Sarranti zu retten, und ich muß ihn retten. . . . Lassen Sie hören, wenn das Haus nicht zu verkaufen ist, durch welche Mittel hoffen Sie sich zum Herrn desselben zu machen?"

„Vor Allem, General, erlauben Sie mir, daß ich Sie von der Lage der Dinge genau unterrichte."

„Ich höre."

„Einer von meinen Freunden hat, schon vor ungefähr neun Jahren, ein verirrtes Mädchen bei sich aufgenommen; er hat es aufgezogen und für seine Erziehung jegliche Sorge getragen; das Kind erreichte, reizend geworden, sein sechzehntes Jahr. Es sollte meinen Freund heirathen, als es mit Gewalt aus dem Pensionnat, wo es in Versailles wohnte, entführt wurde und verschwand, ohne daß man erfuhr, wo es verborgen war. Ich habe Ihnen gesagt,

wie ich, da mich der Zufall zu Verfolgung eines unbekannten Verbrechens führte, mit Hülfe meines Hundes den Leichnam eines Kindes auffand. Während ich vor dem Grabe kniete, während ich erschrocken mit meinen Fingern die Haare des Opfers berührte, hörte ich Tritte und sah eine Art von weißgekleidetem Schatten herbeikommen. Ich wandte mich auf die Seite dieses Schattens, und beim Mondscheine erkannte ich die Braut meines Freundes, diejenige, welche entführt worden war, und deren Aufenthaltsort man nicht kannte. Ich verzichtete auf die Nachforschung nach einem Verbrechen, um mich der Verfolgung eines andern zu widmen. Ich gab mich dem Mädchen zu erkennen und fragte sie, warum sie, stumm und ohne die Flucht zu versuchen, diese Gefangenschaft ertrage. Da erzählte sie mir, sie habe ihrem Entführer gedroht, sie werde schreiben, rufen, fliehen, er aber habe einen Vorführungsbefehl gegen Justin erlangt . . ."

„Wer ist das, Justin?" fragte der General mit einer Lebhaftigkeit, die von dem Interesse zeugte, welches er an der Erzählung von Salvator nahm.

„Justin ist mein Freund; er ist der Bräutigam des Mädchens."

„Wie hatte man sich einen Vorführungsbefehl gegen ihn verschaffen können?"

„Man hatte ihm seine gute Handlung als Verbrechen aufgerechnet. Diese verirrte Kleine, die er aufgenommen, man beschuldigte ihn, er habe sie entführt; die Ergebenheit, mit der er sie seit neun Jahren unablässig behandelte, war Einsperrung; die Heirath, welche statthaben sollte, war Gewalt. Man

muthmaßte, das Mädchen sei reich; für diesen Fall ist im Codex vorhergesehen, der zu drei bis fünf Jahren Galeeren, je nach der Schwere der Umstände, den Mann verurtheilt, welcher überwiesen ist, er habe eine Minderjährige eingesperrt; und Sie begreifen, General, man hätte die Umstände so gewichtig als möglich gemacht; so daß mein Freund zu fünf Jahren Galeeren wegen eines Verbrechens, das er nicht begangen, verurtheilt worden wäre."

„Unmöglich! unmöglich!" rief der General.

„Ist nicht Herr Sarranti als Dieb und Mörder zum Tode verurtheilt?" erwiederte kalt Salvator.

Der General nickte mit dem Kopfe.

„Zeit des Elends!" murmelte er, „Zeit der Schande!"

„Man mußte also warten; und zögere ich im Augenblicke, die Beweise der Unschuld von Herrn Sarranti zu verfolgen, so ist dies der Fall, weil, wenn ich die Gerichte in dieses Schloß und in diesen Park führe, derjenige, welcher droht, glauben wird, es sei dies ein Mittel, ihm seine Beute wegzunehmen, und sich blindlings an Justin rächen wird."

„Man kann aber doch in diesen Park eindringen?"

„Allerdings, da ich es gethan habe."

„Sind Sie eingedrungen, so kann ein Anderer wie Sie eindringen."

„Justin besucht dort von Zeit zu Zeit seine Braut."

„Und Beide bleiben rein?"

„Beide glauben an Gott und sind unfähig zu einem schlimmen Gedanken!"

„Gut! doch warum entführt Justin nicht das Mädchen?"

„Wohin sollte er sie bringen?"

„Aus Frankreich hinaus."

Salvator lächelte.

„Sie nehmen an, Justin sei reich, wie Herr von Valgeneuse, General. Justin ist aber ein armer Schulmeister, der mit großer Mühe fünf Franken täglich verdient und hiemit seine Mutter und seine Schwester ernährt."

„Hat er keine Freunde?"

„Doch, er hat zwei Freunde, die für ihn ihre Existenz geben würden."

„Wer sind sie?"

„Herr Müller und ich."

„Nun?"

„Nun, Herr Müller ist ein alter Professor der Musik, und ich, ich bin ein einfacher Commissionär."

„Verfügen Sie aber nicht als Ventachef über beträchtliche Summen?"

„Ich habe über eine Million unter der Hand."

„Also . . ."

„Diese Million gehört nicht mir, General, und sähe ich das Wesen, das ich am meisten auf der Welt liebe, Hungers sterben, ich würde, um es zu retten, nicht einen Pfennig von dieser Million entwenden."

Der General reichte Salvator die Hand und sprach:

„Das ist richtig!"

Dann fügte er bei:

„Ich stelle hunderttausend Franken zur Verfügung Ihres Freundes; ist das genug?"

„Es ist das Doppelte von dem, was er braucht, General; doch . . ."

„Was doch?"

„Ein letztes Bedenken hält mich zurück: man wird eines Tags ohne Zweifel die Eltern des Mädchens kennen lernen."

„Hernach?"

„Sind ihre Eltern adelig, mächtig, reich, werden sie nicht Anschuldigungen gegen Justin zu erheben haben?"

„Gegen den Mann, der ihre Tochter aufgenommen hat, welche sie verließen? der sie erzogen hat wie das Kind seiner Mutter, der sie von der Schande gerettet hat! . . . Ah! gehen Sie!"

„Also Sie, General, wenn Sie Vater wären, wenn in Ihrer Abwesenheit Ihr Kind die Gefahren gelaufen wäre, welche die Braut von Justin läuft, Sie würden dem Manne vergeben, der, fern von Ihnen, über das Loos Ihrer Tochter verfügt hätte?"

„Ich würde ihm nicht nur die Arme öffnen als Gatten meines Kindes, sondern ich würde ihn auch als ihren Retter segnen."

„Ah! General, dann geht Alles gut, und hätte ich einen letzten Zweifel, Ihre Versicherung benähme ihn mir . . . In acht Tagen werden Justin und seine Braut außer Frankreich sein, und wir werden jede Freiheit haben, Park und Schloß Viry zu besichtigen."

Herr Lebastard de Prémont machte ein paar

Schritte aus dem Gehölze hinaus, um sich unter einem Mondstrahle zu befinden.

Salvator folgte ihm.

An dem Orte angelangt, der ihm günstig schien, zog der General aus seiner Tasche ein kleines Portefeuille, schrieb auf ein Blatt ein paar Worte mit Bleistift, riß das Blatt heraus, reichte es Salvator und sagte:

„Nehmen Sie, mein Herr."

„Was ist das?" fragte Salvator.

„Was ich Ihnen gegeben habe, ist eine Anweisung von hunderttausend Franken auf Herrn von Marande."

„Ich habe Ihnen gesagt, General, fünfzigtausend würden mehr als genügen."

„Sie werden mir über den Rest Rechenschaft ablegen, mein Herr; bei einer Sache von dieser Wichtigkeit dürfen wir nicht durch eine Bagatelle aufgehalten werden."

Salvator verbeugte sich.

Der General schaute ihn einen Augenblick an; dann streckte er die Hand gegen ihn aus und sagte:

„Ihre Hand, mein Herr!"

Salvator ergriff die Hand des Grafen de Prémont und drückte sie lebhaft.

„Ich kenne Sie erst seit einer Stunde," sprach der General mit einer gewissen Gemüthsbewegung: „ich weiß nicht, wer Sie sind, doch ich habe viel gesehen, viel beobachtet, viel gelebt; ich habe die Gesichter aller Typen und aller Farben studirt, und ich glaube mich auf die Menschen zu verstehen: nun wohl, Herr Salvator, ich sage es Ihnen, — und

das ist nur der schwache Ausdruck meines Gedankens, — Sie sind für mich einer der sympathetischsten Menschen, die ich getroffen habe."

Und das war in der That, wir glauben es schon gesagt zu haben, die Wirkung, welche der schöne, redliche junge Mann auf Alle hervorbrachte, die sich ihm näherten. Beim ersten Anblicke fühlte man sich unüberwindlich angezogen, hingerissen: er übte eine Art von Bezauberung aus, und ein menschliches Gesicht annehmend, hätte das Gewissen kein sanfteres und ausdrucksvolleres angenommen.

Die zwei neuen Freunde drückten sich zum zweiten Male die Hand, und sich unter die Sycomorenallee vertiefend, erreichten sie den Keller, durch den eine Stunde vorher schon die anderen neunzehn Geschworenen weggegangen waren.

XI.

Der Morgen eines Commissionärs.

Zwei Tage nachher, Morgens um sieben Uhr, klopfte Salvator an die Thüre von Petrus.

Der junge Maler schlief noch gewiegt von jenen Träumen, welche über den Häupten eines Verliebten flattern. Er sprang aus dem Bette, machte die Thüre auf und empfing Salvator mit weit geöffneten Armen, aber halb geschlossenen Augen.

„Was gibt es Neues?" fragte Petrus lächelnd; „bringen Sie mir Neuigkeiten, oder kommen Sie abermals, um mir einen Dienst zu leisten?"

„Im Gegentheile, mein lieber Petrus," antwortete Salvator, „ich komme, um einen von Ihnen zu verlangen."

„Sprechen Sie, mein Freund," sagte Petrus, indem er ihm die Hand reichte; „ich wünsche nur, der Dienst möge groß sein. Sie wissen, daß ich ganz einfach die Gelegenheit suche, mich für Sie ins Feuer zu stürzen."

„Ich habe es nie bezweifelt, Petrus . . . Hören Sie, um was es sich handelt. — Ich hatte einen Paß, ich habe ihn vor einem Monat Dominique gegeben, der nach Italien abging und verhaftet zu werden befürchtete, wenn er unter seinem wahren Namen reise. Heute reist aus einem Grunde, den ich Ihnen später sagen werde, Justin ebenfalls ab . . ."

„Er reist?"

„In dieser Nacht oder in der nächsten."

„Es widerfährt ihm kein Unglück, wie ich hoffe?" fragte Petrus.

„Nein, im Gegentheile! nur muß er abreisen, ohne daß es irgend Jemand weiß, und zu diesem Ende muß er, wie Dominique, unter einem andern Namen als dem seinigen reisen. Zwischen ihm und Ihnen ist nur ein Unterschied von zwei Jahren; alle Signalements gleichen sich . . . Haben Sie Justin einen Paß zu geben?"

„Ich bin in Verzweiflung, mein lieber Salvator," erwiederte Petrus; „doch Sie wissen, durch welche süße Ursache ich in Paris seit sechs Monaten zurückgehalten werde; ich habe nur meinen alten Paß von Rom, der seit einem Jahre abgelaufen ist."

„Teufel!" rief Salvator, „das ist ärgerlich!

Justin kann keinen Paß auf der Polizei verlangen: das würde die Augen über ihn öffnen; ich will zu Jean Robert gehen; doch Jean Robert ist einen Kopf größer als Justin!"

„Warten Sie doch . . ."

„Gut! das beruhigt mich."

„Liegt Justin mehr an einem Lande, als einem andern?"

„Durchaus nicht, wenn er nur aus Frankreich hinauskommt."

„Dann habe ich, was er braucht."

„Wie so?"

„Ich will Ihnen einen Paß von Ludovic geben."

„Einen Paß von Ludovic? und wie kommen Sie zu einem Passe von Ludovic?"

„Das ist ganz einfach: er hat eine Reise nach Holland gemacht und ist vorgestern zurückgekommen; ich hatte ihm einen kleinen Koffer geliehen, und er hat seinen Paß in der Tasche gelassen."

„Gut! doch wenn Ludovic zufällig seinen Paß nöthig hätte, um nach Holland zurückzukehren?"

„Das ist nicht wahrscheinlich; in diesem Falle würde er aber sagen, er habe ihn verloren, und einen andern verlangen."

„Es ist gut!"

Petrus ging an die Truhe und zog ein Papier heraus.

„Hier ist der Paß," sagte er; „und glückliche Reise dem Freunde Justin!"

„Ich danke für ihn."

Die zwei jungen Leute drückten sich die Hand und trennten sich.

Als er die Rue de l'Ouest verließ, ging Salvator längs der Allée de l'Observatoire hin, trat in die Rue d'Enfer, auf der Seite der Barrière, ein, und beim Hospice des Enfants-Trouvés angelangt, suchte er einen Moment mit dem Blicke ein Haus, das er endlich gefunden zu haben schien: es war das Haus eines Stellmachers.

Der Meister stand vor der Thüre; Salvator klopfte ihm auf die Schulter.

Der Stellmacher wandte sich um, erkannte den jungen Mann und empfing ihn mit einem zugleich freundschaftlichen und ehrerbietigen Gruße.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Meister," sagte Salvator.

„Mit mir?"

„Ja."

„Zu Ihren Diensten, Herr Salvator! Ist es Ihnen gefällig, einzutreten?"

Salvator nickte bejahend mit dem Kopfe, und sie traten ein.

Nachdem er den Laden durchschritten hatte, ging Salvator in den Hof, und im Hintergrunde dieses Hofes, unter einem ungeheuren Schoppen, fand er eine Art von Reisecaleche, von der er ohne Zweifel wußte, sie sei hier, da er gerade auf dieselbe zuschritt.

„Ah!" sagte er, „hier ist, was ich suche."

„Oh! eine gute Caleche, Herr Salvator! eine vortreffliche Caleche, die ich Ihnen wohlfeil geben werde: das ist eine Gelegenheit!"

„Und solid?"

„Herr Salvator, ich garantire dafür. Sie können

die Reise um die Welt mit ihr machen und sie mir zurückbringen: ich nehme Sie wieder mit zweihundert Franken Verlust."

Ohne auf die Lobeserhebungen zu hören, mit denen als ein Mensch, der vor seiner Waare Kaufmann wurde, der Stellmacher seine Caleche lackirte, nahm Salvator den Wagen bei der Deichsel, zog ihn mit derselben Leichtigkeit, mit der er ein Kinderwägelchen rollen gemacht hätte, in den Hof, und fing an ihn mit der strengen Aufmerksamkeit eines Mannes zu untersuchen, der sein Handwerk aus dem Grunde kennt.

Er fand den Wagen tauglich, abgesehen von einigen kleinen Unvollkommenheiten, die er dem Stellmacher bezeichnete, und die dieser bis zum Abend verschwinden zu machen versprach. Der brave Mann hatte die Wahrheit gesagt: die Caleche war gut, und besonders, woran am meisten lag, von großer Solidität.

Salvator schloß sogleich den Handel mit sechshundert Franken ab, und es wurde verabredet, daß um halb sieben Uhr Abends die Caleche mit zwei guten Postpferden bespannt sich auf dem äußeren Boulevard, zwischen der Barrière Croulebarbe und der Barrière d'Italie, einfinden sollte.

Was die Zahlungsart betrifft, so war das sehr einfach: Salvator, der nur in dem Falle bezahlen wollte, daß seine Befehle pünktlich befolgt wären, und der wahrscheinlich am andern Tage etwas Wichtiges zu thun hatte, gab dem Stellmacher Rendezvous bei sich am Morgen des zweiten Tages, und der Stellmacher, der ihn als gut kannte, wie man

im Handelsrothwälsch sagt, machte keine Schwierigkeit, um ihm einen Credit von achtundvierzig Stunden zu bewilligen.

Salvator verließ den guten Mann, ging wieder die Rue d'Enfer hinab, trat in die Rue de la Bourbe (heute Rue de Port-Royal genannt) ein und kam zur Schwelle einer niedrigen, dem Hospice de la Maternité gegenüber liegenden, Thüre.

Hier wohnten Jean Taureau, der Zimmermann, und Mademoiselle Fifine, seine Maitresse.

Salvator hatte nicht nöthig, den Concierge zu fragen, ob der Zimmermann zu Hause sei, denn kaum hatte er den Fuß auf die Treppe gesetzt, als er ein Gebrüll hörte, das andeutete, der Pathe, der Barthélemy Lelong mit dem Namen Jean Taureau*) getauft, habe ihn wirklich nach seinen Verdiensten getauft.

Die Schreie von Mademoiselle Fifine, welche die scharfen Noten dieser Melopoie bildeten, bewiesen, daß Jean Taureau nicht nur ein Solo, sondern ein Duett ausführte. Die Melodienstöße entrannen in geräuschvollen Wellen, stiegen die Treppe hinab und kamen Salvator entgegen, als wollten sie seine Schritte leiten.

Im vierten Stocke angelangt, befand sich Salvator mitten in der Lawine. Er trat ein, ohne zu klopfen; die Thüre war halb offen durch eine ängstliche Vorsicht von Mademoiselle Fifine, die sich immer einen Rückzug gegen die Lebhaftigkeiten des Riesen wahrte.

*) Le taureau, der Stier.

Als er den Fuß auf die Schwelle setzte, sah Salvator die Gegner vor einander: Mademoiselle Fifine, mit aufgelösten Haaren und bleich wie der Tod, wies die Faust Jean Taureau, der sich, roth wie ein Blutfink, die Haare ausraufte.

„Ha! Unglücklicher!“ brüllte Mademoiselle Fifine; „ha! Dummkopf! ha! einfältiger Tropf! Du glaubtest also, die Kleine sei von Dir?“

„Fifine!“ schrie Jean Taureau, „Du wirst machen, daß ich Dich ermorde, das sage ich Dir!“

„Nein, sie war nicht von Dir: sie war von ihm.“

„Fifine, Du willst also, daß ich Euch Beide in einen Mörser werfe und so fein wie Pfeffer zerstoße?“

„Du,“ sagte Fifine drohend, „Du, Du, Du?...“

Und bei jedem Du rückte sie einen Schritt vor, während, so wie sie vorrückte, Jean Taureau zurückwich.

„Du?“ sagte sie endlich, indem sie ihn beim Barte packte und ihn schüttelte, wie ein Kind einen Apfelbaum, dessen Früchte es will fallen machen; „rühre mich doch an, großer Feiger! rühre mich doch an, großer Elender! großer Taugenichts!“

Und Jean Taureau hob die Hand auf... Sich schließend und wie ein Schlägel niederfallend, hätte diese Hand einen Ochsen umgebracht und den Schädel von Mademoiselle Fifine zerschmettert; doch die Hand blieb in der Luft.

„Nun, was gibt es noch?“ fragte Salvator mit ziemlich hartem Tone.

Als sie diese Stimme hörten, erbleichte Jean Taureau, wurde Mademoiselle Fifine scharlachroth.

Sie ließ den Zimmermann los, wandte sich gegen Salvator um und sagte:

„Was es gibt? Ah! Sie kommen zu rechter Zeit, um mir Hülfe zu leisten, Herr Salvator! . . . Was es gibt? Dieses Ungeheuer von einem Menschen ist im Zuge, nach seiner Gewohnheit, mich krumm und lahm zu schlagen.“

Jean Taureau war dahin gelangt, daß er glaubte, er sei es, der Mademoiselle Fifine schlage.

„Ich bin auch entschuldbar, Herr Salvator, sie macht mich rasend!“

„Gut! was Du in diesem Leben leidest, wirst Du im andern um so weniger zu leiden haben.“

„Herr Salvator!“ schrie Jean Taureau mit einer Stimme voller Thränen, „sagt sie mir nicht, mein Kind, mein armes Mädchen, das ganz mein Ebenbild ist, sei nicht von mir!“

„Nun,“ bemerkte Salvator, „da es ganz Dein Ebenbild ist, warum glaubst Du ihr?“

„Zum Glücke glaube ich ihr nicht, denn glaubte ich ihr, so würde ich das Kind an den Füßen nehmen und ihm den Schädel an der Mauer zerschmettern!“

Thu' es doch, Bösewicht! Thu' es doch! damit ich den Genuß habe, Dich das Schaffot besteigen zu sehen.“

„Hören Sie sie, Herr Salvator? . . . Das wäre, wie sie sagt, ein Genuß für sie.“

„Ich glaube es wohl!“

„Gut, ich werde das Schaffot besteigen,“ brüllte Barthélemy Lelong, „ich werde es besteigen; das wird aber geschehen, weil ich Herrn Fafiou das Le-

benslicht ausgeblasen habe . . . Wenn ich bedenke, daß sie gerade einen Menschen genommen hat, den ich nicht anzurühren wage, aus Furcht, ihn zu zerbröckeln, und weil ich mich schäme, ihm einen Faustschlag zu geben, so werde ich genöthigt sein, ihm einen Messerstich zu geben!"

„Hören Sie ihn, den Mörder?"

Salvator hörte in der That, und es ist unnöthig, zu sagen, er habe zu ihrem wahren Werthe die Drohungen von Jean Taureau geschätzt."

„Ich kann also nicht ein Mal kommen, ohne Euch in Zank und Streit zu finden? Sie werden ein schlechtes Ende nehmen, das sage ich Ihnen, Mademoiselle Fifine," sprach Salvator. „Es wird Ihnen eines Tags begegnen, daß Ihnen etwas auf den Kopf fällt und, dem Blitze ähnlich, Ihnen nicht Zeit läßt, zu bereuen."

„In jedem Falle wird mir das nicht von ihm zukommen," schrie Mademoiselle Fifine, indem sie mit den Zähnen knirschte und Barthélemy die Faust unter die Nase hielt.

„Warum nicht von ihm?" fragte Salvator.

„Weil ich fest entschlossen bin, ihn zu verlassen," antwortete Mademoiselle Fifine.

Jean Taureau machte einen Sprung, als ob man ihn mit der Voltaischen Säule berührt hätte.

„Du mich verlassen?" rief er; „Du mich verlassen? nach dem Leben, das Du mir gemacht hast, tausend Donner! Ah! Du wirst mich auch nicht verlassen, dafür stehe ich, oder ich erwürge Dich, wo Du auch sein magst."

„Hören Sie ihn, Herr Salvator, hören Sie ihn?

Wenn ich ihn vor Gericht führe, so hoffe ich wohl, Sie werden die Wahrheit angeben."

„Schweigen Sie, Barthélemy," sprach mit sanftem Tone Salvator. „Fifine sagt Ihnen das; doch sie liebt Sie im Grunde."

Sodann die junge Frau streng und auf dieselbe Art anschauend, wie ein Schlangenjäger eine Viper anschauen würde, sagte er:

„Sie muß Sie wenigstens lieben; sind Sie nicht, was sie auch sagen mag, der Vater ihres Kindes?"

Die große Person beugte demüthig das Haupt unter dem Blicke von Salvator, der, nur für sie allein, eine Drohung zu enthalten schien, und mit einer gemilderten Stimme, mit der Unschuld einer Jungfrau erwiederte sie:

„Gewiß liebe ich ihn im Grunde, obschon er mich schlägt wie Gips . . . Aber, Herr Salvator, wie soll ich liebkosend für einen Mann sein, der mir nur die Fäuste und die Zähne zeigt?"

Jean Taureau fühlte sich lebhaft gerührt durch diesen Umschlag seiner Geliebten.

„Es ist wahr," sagte er, mit Thränen in den Augen, „es ist wahr, ich bin ein Brutaler, ein Wilder, ein Türke; doch das ist stärker als ich, Fifine, was willst Du? . . . Wenn Du von diesem Schurken Fafiou sprichst; wenn Du mir drohst, mir meine Tochter zu entführen und mit ihr zu gehen, dann verliere ich den Kopf, und ich erinnere mich nur an Eines: daß ich einen Faustschlag von fünfzig Pfund gebe; und ich sage: „„Wer will? Sprecht!"" Doch ich bitte Dich um Verzeihung, meine Fifine! Du weißt wohl, daß ich nur so bin, weil ich Dich anbete! . . .

Was ist das übrigens im Ganzen, ein paar Faustschläge mehr oder weniger im Leben einer Frau!"

Wir wissen nicht, ob Mademoiselle Fifine den Schluß logisch fand; doch sie that, als ob sie ihn so fände: sie reichte stolz ihre Hand Barthélemy Lelong, und dieser zog sie so rasch an seine Lippen, daß man hätte glauben sollen, er wolle sie verschlingen.

„Gut!" sagte Salvator. „Nun, da der Friede geschlossen ist, sprechen wir von etwas Anderem."

„Ja," erwiederte Mademoiselle Fifine, deren Scheinzorn schon völlig gefallen war, während die wirkliche Aufregung von Jean Taureau noch in der Tiefe seiner Brust toste; „und mittlerweile werde ich hinabgehen und Milch holen."

Mademoiselle Fifine hakte in der That das an der Wand hängende Milchgefäß los, wandte sich dann aufs Neue mit einem einschmeichelnden Tone an den jungen Mann und fragte ihn:

„Werden Sie den Kaffee mit uns nehmen, Herr Salvator?"

„Ich danke, Mademoiselle," antwortete Salvator, „das ist schon geschehen."

Mademoiselle Fifine machte eine Geberde entsprechend dem Ausrufe: „Welch ein Unglück!" wonach sie eine Vaudevillemelodie singend die Treppe hinabging.

Jean Taureau schaute ihr mit einem Blicke voll Güte und Liebe nach.

„Das ist im Ganzen eine vortreffliche Person, Herr Salvator," sagte er, „und ich grolle mir, daß ich sie unglücklich mache, wie ich es thue. Doch was wollen Sie? man ist eifersüchtig oder man ist es

nicht: ich, ich bin eifersüchtig wie ein Tiger; das ist nicht meine Schuld."

Und der Hercules stieß einen schweren Seufzer voller Vorwürfe gegen sich selbst und voller Zärtlichkeit für Mademoiselle Fifine aus.

Salvator betrachtete ihn mit einer schmerzlichen Bewunderung.

„Nun ist es an uns Beiden, Barthélemy Lelong!" sagte er.

„Ah! ich gehöre ganz Ihnen, mit Leib und Seele," antwortete der Zimmermann.

„Ich weiß es, mein Braver: und wenn Sie auf Ihre Kameraden einen Theil von der Freundschaft und besonders von der Mildigkeit, die Sie für mich hegen, übertrügen, so würde ich mich nicht schlechter dabei befinden, und die Anderen befänden sich besser."

„Ah! Herr Salvator, Sie werden mir hierüber nicht mehr sagen, als ich mir selbst sage."

„Nun wohl, Sie werden sich Alles das sagen, wenn ich weggegangen bin. Ich, ich bedarf Ihrer heute Abend."

„Heute Abend, morgen, übermorgen! zu Ihren Diensten, Herr Salvator."

„Der Dienst, den ich von Ihnen zu verlangen habe, Jean Taureau, kann Sie außerhalb Paris zurückhalten . . . vielleicht vierundzwanzig Stunden... vielleicht achtundvierzig Stunden . . . vielleicht mehr."

„Die ganze Woche, wenn es Ihnen beliebt, Herr Salvator."

„Ich danke . . . Ist nun gegenwärtig viel Arbeit auf dem Zimmerplatze?"

„Heute und morgen, ja."

„Dann nehme ich meinen Antrag zurück, Barthélemy: ich will nicht, daß Sie Ihren Tagelohn verlieren, und besonders nicht, daß Sie Ihren Meister Ihrer Dienste berauben.“

„Ah! ich werde darum meinen Tagelohn nicht verlieren, Herr Salvator.“

„Wie so?“

„Ich werde heute meinen Tagelohn von morgen machen.“

„Das scheint mir schwierig.“

„Schwierig? Oh! mein Gott, nein!“

„Wie können Sie an einem Tage die Arbeit von zwei machen?“

„Der Meister hat sich erboten, mich wie Vier zu bezahlen, wenn ich die Arbeit von Zwei verrichten wolle, denn, ohne mich zu rühmen, meine Arbeit ist wohlgemachte Arbeit, sehen Sie! Nun denn, ich werde heute wie Zwei arbeiten, und man wird mich bezahlen wie Einen: doch ich werde einem Manne nützlich gewesen sein, für den ich mich ins Feuer werfen würde. Das ist es.“

„Ich danke, Barthélemy, und ich nehme es an.“

„Was ist zu thun?“

„Sie werden sich heute Abend nach Chatillon begeben.“

„Wohin dort?“

„Zur Grâce-de-Dieu.“

„Bekannt! Zu welcher Stunde?“

„Um neun Uhr.“

„Ich werde dort sein, Herr Salvator.“

„Sie werden mich erwarten, ohne mehr als eine Flasche zu trinken.“

„Nicht mehr als eine, Herr Salvator."

„Sie versprechen es mir?"

„Ich schwöre es Ihnen."

Der Zimmermann hob die Hand auf, wie er es vor einem Gerichte gethan hätte, vielleicht noch feierlicher.

Salvator fuhr fort.

„Sie werden Toussaint-Louverture mitnehmen, ist er heute verfügbar."

„Ja, Herr Salvator."

„Gott befohlen also! und heute Abend!"

„Heute Abend, Herr Salvator."

„Sie wollen entschieden den Kaffee nicht mit uns nehmen?" fragte Mademoiselle Fifine, welche mit ihrem Rahmtopfe zurückkam.

„Ich danke, Mademoiselle," erwiederte Salvator.

Während der junge Mann die Thüre erreichte, ging Mademoiselle Fifine auf den Zimmermann zu, streichelte ihm das Kinn, das sie zehn Minuten vorher so kräftig geschüttelt hatte, und sagte zu ihm:

„Er wird also seine Tasse Kaffee anderswo nehmen, mein guter Lulu . . . Auf, umarme Deine kleine Fifine, und sei nicht mehr böse!"

Jean Taureau gab ein Geblöke der Freude von sich, und nachdem er Fifine umarmt hatte, um sie zu ersticken, folgte er Salvator auf den Ruheplatz und sagte zu ihm:

„Ah! Herr Salvator, Sie haben sehr Recht, ich bin ein Brutaler, und ich verdiente eine solche Frau nicht."

Salvator drückte, ohne zu antworten, die schwie-

lige Hand des wackern Zimmermanns, nickte ihm mit dem Kopfe zu, und ging die Treppe hinab.

Eine Viertelstunde nachher klopfte er an die Thüre von Justin.

Schwester Céleste öffnete: sie kehrte eben die Klasse aus, während Justin am Fenster stand und die Federn der Schüler schnitt.

„Guten Morgen, Schwester!" sagte heiter Salvator, dem schwächlichen Mädchen die Hand reichend.

„Guten Morgen, unsere Taube!" antwortete lächelnd Céleste, welche, da sie eines Tags ihre Mutter diesen Namen dem jungen Manne hatte geben hören, in Erinnerung an seinen Eintritt in ihre Arche, wohin er immer nur mit einem Oelzweige kam, ihn so zu nennen fortfuhr.

„St!" sagte Salvator, indem er seinen Finger auf seine Lippen legte, „ich glaube, ich bringe dem Bruder Justin eine gute Nachricht."

„Wie immer," sprach Schwester Céleste.

„Wie?" fragte Justin, der gehört und die Stimme von Salvator erkannt hatte.

Und er lief auf die Schwelle der Klasse.

Schwester Céleste zog sich zurück.

„Was gibt es?" rief Justin.

„Neues!" erwiederte Salvator.

„Neues?"

„Ja, und sogar viel."

„Ah! mein Gott!" sagte der junge Mann schauernd.

„Gut!" sprach Salvator, „wenn Sie mit dem Schauern anfangen, womit werden Sie endigen?"

„Reden Sie, mein Freund, reden Sie!"

Salvator legte die Hand auf die Schulter seines Freundes und fuhr fort:

„Justin, wenn man käme und zu Ihnen sagte: „„Von heute an ist Mina frei, ist Mina befreit, kann Mina Ihnen gehören; doch aus Furcht, sie zu verlieren, müssen Sie Alles verlassen, Familie, Freunde, Vaterland!““ wenn man Ihnen das sagte, was würden Sie antworten?“

„Mein Freund, ich würde nichts antworten, ich würde vor Freude sterben.“

„Das wäre indessen nicht der Augenblick ... Fahren wir fort. Fügte man dem, was ich gesagt habe, die Worte bei: „„Mina ist allerdings frei, doch unter der Bedingung, daß Sie auf der Stelle mit ihr abreisen, ohne daß Sie Zeit haben, ein Bedauern auszudrücken, den Kopf umzudrehen?““

Der arme Justin ließ sein Kinn auf seine Brust fallen und antwortete traurig:

„Ich würde nicht reisen, mein Freund ... Sie wissen wohl, daß ich nicht reisen kann.“

„Fahren wir fort,“ sagte Salvator; „es gibt vielleicht ein Mittel, Alles dies in Ordnung zu bringen.“

„Ah! mein Gott!“ rief Justin, die Arme zum Himmel erhebend.

„Was ist der heißeste Wunsch Ihrer Mutter und Ihrer Schwester?“ fragte Salvator.

„In dem Dorfe zu sterben, wo sie gelebt haben, auf dem Winkel der Erde, wo sie geboren sind.“

„Nun wohl, Justin,“ sprach Salvator, „von morgen an können sie dort leben und sterben.“

„Mein lieber Salvator, was sagen Sie da?“

„Ich sage, es müsse dort, an den Pachthof anstoßend, den sie bewirthschafteten, oder in der Umgegend dieses Pachthofes einige von jenen reizenden Häusern mit Ziegel- oder Strohdächern geben, welche so wohl thun in der Landschaft, sieht man sie am Abend durch eine vom Winde, der ihren Rauch zum Himmel emporwirbeln macht, geöffnete Baumgruppe."

„Ah! Salvator, es sind zehn da."

„Und wie viel kostet mit einem Garten von einem Morgen ein solches Häuschen?"

„Was weiß ich? . . . drei bis viertausend Franken vielleicht."

Salvator zog aus seiner Tasche vier Banquebillets.

„Hier sind viertausend Franken," sagte er.

Justin schaute ihn keuchend an.

„Wie viel brauchen sie jährlich," fuhr Salvator fort, „um anständig in diesem Hause zu leben?"

„Ah! bei der Sparsamkeit meiner Mutter und den geringen Ausgaben meiner Schwester würden fünfhundert Franken mehr als genügen."

„Ihre Mutter ist kränklich, mein lieber Justin; Ihre Schwester hat eine schwache Gesundheit; setzen wir tausend Franken statt fünfhundert."

„Ah! mit tausend Franken hätten sie nicht nur das Nothwendige, sondern sogar den Ueberfluß."

„Hier sind zehntausend Franken für zehn Jahre," sagte Salvator, zehn Banquebillets den vier ersten beifügend.

„Mein Freund!" rief Justin dem Ersticken nahe, indem er Salvator beim Arme ergriff.

„Setzen wir tausend Franken für die Kosten des

Auszugs," fuhr dieser fort: „das macht fünfzehntausend Franken. Machen Sie einen besondern Theil aus diesen fünfzehntausend Franken; dieses Geld gehört Ihrer Mutter."

Justin war bleich zugleich vor Freude und vor Erstaunen.

„Gehen wir nun zu Ihnen über," sagte Salvator.

„Wie, zu mir?" fragte Justin, zitternd vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Allerdings, da wir mit Ihrer Mutter fertig sind."

„Sprechen Sie, Salvator, aber sprechen Sie geschwinde; denn ich befürchte, ein Narr zu werden, wenn Sie nicht vollenden, mein Freund!"

„Mein lieber Justin," sagte Salvator, „wir entführen Mina heute Nacht."

„Heute Nacht . . . Mina . . . Wir entführen Mina!" rief Justin.

„Wenn Sie sich nicht etwa widersetzen . . ."

„Ich mich widersetzen!... Wohin werde ich aber Mina führen?"

„Nach Holland...!"

„Nach Holland?"

„Wo Sie ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre bleiben werden, wenn es sein muß, bis sich der gegenwärtige Zustand der Dinge ändert, und Sie nach Frankreich zurückkehren können."

„Um in Holland zu bleiben, brauche ich aber Geld."

„Das ist nur zu richtig, mein Freund; wir wollen auch berechnen, was Sie brauchen."

Justin nahm seinen Kopf zwischen seine Hände.

„Ah! berechnen Sie selbst, mein lieber Salvator," rief er; „ich, ich weiß nicht mehr, was ich sage; ich weiß sogar nicht mehr, was Sie mir sagen."

„Auf!" sprach Salvator mit festem Tone, indem er die zwei Hände von Justin von seiner Stirne entfernte, die sie gepreßt hielten; „auf! seien Sie wie ein Mann, und bewahren wir in den Stunden des Wohlergehens die Stärke, die wir in den Tagen des Unglücks gehabt haben."

Justin strengte sich gegen sich selbst an; seine bebenden Muskeln beruhigten sich; seine einen Moment irren Augen hefteten sich auf Salvator; er drückte sein Taschentuch an seine schweißfeuchte Stirne und sagte:

„Reden Sie, mein Freund."

„Berechnen Sie, was Sie brauchen, um im Auslande mit Mina zu leben."

„Mit Mina? . . . Mina ist aber nicht meine Frau: ich kann folglich nicht mit ihr leben."

„Ah! wie sind Sie der gute, brave, ehrliche Justin, den ich auswendig kenne!" sagte Salvator mit seinem besten Lächeln. „Nein, Sie können nicht mit Mina leben, so lange Mina nicht Ihre Frau ist, und Mina kann nicht Ihre Frau sein, so lange wir ihren Vater nicht wiedergefunden haben, und ihr Vater nicht seine Einwilligung gegeben hat."

„Wenn wir ihn aber nie wiederfinden . . .?" rief Justin.

„Mein Freund," sprach Salvator, „Sie zweifeln an der Vorsehung!"

„Wenn er todt ist?"

„Ist er todt, so werden wir seinen Tod constati-

ren, und da Mina dann nur noch von sich selbst abhängt, so wird sie Ihre Frau sein."

„Ah! mein Freund . . . mein lieber Salvator!"

„Kommen wir zu der Sache zurück, die uns beschäftigt."

„Ja, ja, kommen wir darauf zurück."

„Da Mina nicht Ihre Frau sein kann, so lange sie ihren Vater nicht wiedergefunden hat, so muß Mina in Pension gebracht werden."

„Oh! mein Freund, erinnern Sie sich der Pension von Versailles!"

„Es wird im Auslande nicht dasselbe sein wie in Frankreich. Ueberdies werden Sie es so einrichten, daß Sie Mina alle Tage besuchen, und Sie werden so wohnen, daß Ihre Fenster auf die ihrigen gehen."

„Ich begreife, daß mit allen diesen Vorsichtsmaßregeln . . ."

„Wie viel schätzen Sie, daß Mina für ihre Pension und ihren Unterhalt braucht?"

„Ei! ich glaube, daß in Holland mit tausend Franken für die Pension . . ."

„Tausend Franken für die Pension?"

„Und fünfhundert Franken für den Unterhalt..."

„Setzen wir tausend."

„Wie, setzen wir tausend?"

„Ja, das macht zweitausend Franken jährlich für Mina. Mina braucht fünf Jahre, um ihre Volljährigkeit zu erreichen: hier sind zehntausend Franken."

„Mein Freund, ich begreife nicht . . ."

„Zum Glücke ist es nicht nöthig, daß Sie begreifen . . . Sprechen wir nun von Ihnen . . ."

„Von mir?"

„Ja; wie viel brauchen Sie jährlich?"

„Ich? . . . nichts! ich werde Lectionen im Französischen und in der Musik geben."

„Die ein Jahr auf sich warten lassen, und Ihnen ganz fehlen können."

„Nun, mit sechshundert Franken jährlich . . ."

„Setzen wir zwölf."

„Zwölfhundert Franken jährlich . . . für mich allein? . . . Mein Freund, ich werde zu reich sein!"

„Desto besser . . . Sie werden den Ueberfluß den Armen schenken, Justin! es gibt überall Arme . . . Fünf Jahre zu zwölfhundert Franken jährlich, das macht sechstausend Franken. Hier sind sechstausend Franken!"

„Aber wer gibt denn all dieses Geld, Salvator?"

„Die Vorsehung, an der Sie vorhin zweifelten, mein Freund, als Sie sagten, Mina werde ihren Vater nicht wiederfinden."

„Ah! wie danke ich Ihnen!"

„Nicht mir müssen Sie danken, mein lieber Justin: Sie wissen, daß ich arm bin."

„Es kommt mir also von einem Unbekannten all dieses Glück zu?"

„Von einem Unbekannten? Nein."

„Von einem Fremden also?"

„Nicht ganz."

„Aber, mein Freund, kann ich so einunddreißig tausend Franken annehmen?"

„Ja," erwiederte Salvator mit einem gewissen Ausdrucke des Vorwurfs, „da ich sie Ihnen antrage."

„Verzeihen Sie, das ist wahr . . . ich bitte hun-

dertmal um Vergebung!" rief Justin, beide Hände seines Freundes drückend.

„Nun wohl also, heute Nacht . . ."

„Heute Nacht?" wiederholte Justin.

„Heute Nacht entführen wir Mina, und Sie reisen ab."

„Oh! Salvator!" rief Justin, das Herz von Freude überströmt, die Augen voller Thränen, und als ob er gerufen hätte: „Mein Bruder!"

Sodann, wie es der arme Schulmeister gemacht hätte, wenn ein Schutzgott in sein Zimmer herabgestiegen wäre, faltete Justin die Hände und betrachtete lange Salvator, den er kaum seit drei Monaten kannte, und der ihn, ihn den Unbekannten, die unaussprechlichen Freuden der Seele hatte kosten lassen, die er vergebens seit neunundzwanzig Jahren von der Vorsehung forderte!

„Ah!" rief plötzlich Justin mit einer gewissen Bewegung des Schreckens, „und ein Paß?"

„Oh! was das betrifft, bekümmern Sie sich nicht darum, mein Freund: hier ist der von Ludovic. Sie haben denselben Wuchs wie er, Sie haben Haare fast von derselben Farbe; das Uebrige ist gleichgültig: bis auf den Wuchs und die Haare gleichen sich fast alle Signalements, und stoßen Sie nicht an der Grenze auf einen Gendarmen, der zugleich Colorist ist, so haben Sie durchaus nichts zu befürchten."

„Dann habe ich mich nur noch um einen Wagen zu bekümmern."

„Ihr Wagen wird Sie bespannt heute Abend, fünfzig Schritte von der Barrière Croulebarbe, erwarten."

„Sie haben also an Alles gedacht?"

„Ich glaube es wenigstens," erwiederte lächelnd Salvator.

„Nur nicht an meine armen kleinen Schüler," sprach Justin, mit einer Art von Gewissensvorwurf den Kopf schüttelnd.

In diesem Augenblicke klopfte man dreimal an die Thüre.

„Mein Freund," sagte Salvator, „ich weiß nicht warum es mir scheint, die Person, welche so eben geklopft hat, bringe die Antwort auf Ihre Frage."

Auf die Art, wie er gestellt war, hatte Salvator in der That können den guten Herrn Müller den Hof durchschreiten sehen.

Justin öffnete und stieß einen Freudenschrei aus, als er den alten Mitschüler von Weber erkannte, der ihm, nach einem Gange auf den äußeren Boulevards, seinen Morgenbesuch machte.

Man unterrichtete ihn von der Lage; und als Herr Müller ausgesprochen hatte, welches Glück ihm diese Nachricht bereite, sagte Salvator:

„Es gibt nur Eines, was Justin vollkommen glücklich zu sein verhindert."

„Was, Herr Salvator?"

„Ei! mein Gott! er fragt sich, wer ihn in seiner Abwesenheit bei seinen armen kleinen Schülern ersetzen werde."

„Nun," erwiederte einfach der gute Müller, „bin ich nicht da?"

„Sagte ich Ihnen nicht, mein lieber Justin, die Person, welche an Ihre Thüre klopfe, bringe Antwort?"

Justin warf sich auf beide Hände von Herrn Müller und küßte sie voll Dankbarkeit..

Es wurde verabredet, noch an demselben Tage sollte Herr Müller die Schüler empfangen, da sich Justin in einer Lage des Körpers und des Geistes befinde, die ihm nicht erlaube, seine Klasse zu machen.

In den Ferien würde man den Schülern ankündigen, da die Abwesenheit von Justin sich auf unbestimmte Zeit zu verlängern drohe, so sollten die Eltern den ganzen Monat September benützen, um für ihre Kinder einen andern Lehrer zu suchen.

Salvator entfernte sich und überließ Herrn Müller die Sorge, die Klasse zu machen, und Justin die, Madame Corby und seine Schwester Céleste auf die Veränderung vorzubereiten, welche vorgegangen war, oder die vielmehr in ihrer Existenz in dem Augenblicke, wo sie es am wenigsten dachten, vorgehen sollte; dann eilte er die Rue Saint-Jacques hinab, und auf den Schlag neun Uhr lag er in der Morgensonne ausgestreckt, in der Rue aux Fers, bei der Schenke zur Goldenen Muschel, wo wir la Gibelotte eine so fantastische Rechnung seinem Busenfreunde Croc-en-Jambe haben machen sehen.

Salvator hatte, wie man sieht, seinen Tag ziemlich gut angefangen; wir werden im folgenden Kapitel erfahren, wie er ihn vollendete.

XII.

Der Abend eines Commissionärs.

Am Abend, zur genannten Stunde, hielt die Reisecaleche, durch den Stellmacher vollkommen in den Stand gesetzt, etwa fünfzig Schritte von der Barrière Croulebarbe.

Der Postillon, der mit verhängten Zügeln und zehn Minuten vor der verabredeten Stunde herbeigekommen war, glaubte Anfangs an eine Mystification, als er sah, daß die Personen, die ihn mit solcher Eile hatten kommen lassen, nicht nur sich nicht beim Rendez-vous fanden, sondern sogar nicht einmal Miene machten, zu erscheinen.

Nach einigen Minuten indessen, als er zwei junge Leute erblickte, welche mit raschen Schritten herbeikamen und Arm in Arm gingen, schwang sich der Postillon, der von seinem Pferde gestiegen war, wieder in den Sattel und hielt sich unbeweglich, ohne den Kopf zu drehen, wie ein Postillon von Stein.

Salvator und Justin näherten sich dem Wagen, Roland voran, der, so schnell sie auch marschirten, noch schneller als sie marschirte.

Salvator öffnete den Schlag, ließ den Fußtritt herunter und sagte zu Justin:

„Steigen Sie ein!“

Als er dieses einzige Wort hörte, wandte sich der Postillon um, als hätte er einen elektrischen Schlag gefühlt, und denjenigen, welcher es ausgesprochen, sehend und erkennend, wurde er scharlachroth vor Vergnügen.

Er nahm langsam seinen Hut ab und begrüßte Salvator mit einem freudigen und zugleich ehrerbietigen guten Morgen.

„Guten Morgen, mein Freund!" erwiederte lächelnd Salvator, indem er dem Postillon seine feine, aristokratische Hand reichte; „wie befindet sich Dein wackerer alter Vater?"

„Vortrefflich, Herr Salvator," antwortete der Postillon; „und hätte er gewußt, Sie reisen, so würde er Sie trotz seiner sechsundsiebzig Jahre selbst geführt haben."

„Es ist gut; ich werde ihn dieser Tage besuchen. Er wohnt immer noch in der Bastille?"

„Bei Gott!" erwiederte stolz der Postillon, „wer hat das Recht darin zu wohnen, wenn nicht er?"

„In der That, Das ist wahr," sprach Salvator; „es ist doch das Wenigste, daß ein Eroberer den Platz bewohnt, den er erobert hat!"

Sodann hinter Justin einsteigend, der es sich schon im Wagen bequem gemacht hatte, fragte er seinen Hund:

„Willst Du einsteigen, Roland?"

Roland schüttelte den Kopf.

„Nein?" fuhr Salvator fort; „Du willst lieber zu Fuße gehen? . . . Geh', Roland, vorwärts."

„Welche Straße, Herr Salvator?" fragte der Postillon.

„Straße nach Fontainebleau . . . Stille! Du kennst mich nicht!"

„Ohne Ihnen Etwas zu befehlen, Herr Salvator, da ein Geheimniß darunter ist, können Sie einem Freunde sagen, wohin Sie gehen?"

„Dir, ja, mein kleiner Bernard . . . Ich gehe nach der Cour de France.“

„Und Sie werden dort anhalten?“

„Die ganze Nacht.“

„Es ist gut; Sie sollen nicht bespäht werden, das verspreche ich Ihnen.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Nichts: das ist meine Sache, Herr Salvator, verlassen Sie sich auf mich! . . . Soll ich sehr rasch fahren?“

„Nein, Bernard, im gewöhnlichen Gange; wir brauchen nicht vor zehn Uhr bei der Cour de France zu sein.“

„Also in kurzem Trab . . . Ich möchte Sie indessen lieber nicht so fahren, Herr Salvator.“

„Und wie möchtest Du mich gern fahren, mein Junge?“

„Wie ich den Kaiser 1815 geführt habe: fünf Meilen in der Stunde.“

Sodann leise:

„Sind Sie nicht unser Kaiser, Sie, Herr Salvator: wird man nicht, wenn Sie sagen: „„Zu den Waffen!““ die Waffen ergreifen? wird man nicht, wenn Sie sagen: „„Vorwärts!““ marschiren?“

„Nun wohl, Bernard! . . .“ rief lachend Salvator.

„St! Stille! ... Bah! sind die Freunde unserer Freunde nicht Freunde? Da dieser Herr mit Ihnen ist, so ist er es,“ sagte Bernard.

Und er machte ein Maurerzeichen.

„Ja, mein Freund, ich bin es,“ antwortete Justin, „Du hast Recht; und möchte ich da sein an dem

Tage, wo man, wie Du vorhin sagtest, wird die Waffen ergreifen und marschiren müssen!"

„Sie sehen, Herr Salvator, Alles geht gut! wir haben nur noch zu singen:

Allons, enfants de la patrie!

Und das Nationallied singend, trieb der Postillon seine Pferde durch einen Peitschenhieb zum Aufbruche an.

Der Wagen ging ab einen Staubwirbel aufwühlend, der, durch die letzten Feuer des Tages vergoldet, ihm eine unbestimmte Aehnlichkeit mit dem vom Himmel auf die Erde herabsteigenden Sonnenwagen verlieh.

Wir werden nicht die Plauderei der zwei Freunde während der Dunkelheit, die sich stufenweise um sie her verdichtete, berichten. Wie man leicht begreift, war es die Hoffnung, welche der Hauptgegenstand des Gespräches wurde. Noch vier Stunden, noch drei, noch zwei, und man würde den Gipfel jener menschlichen Glückseligkeiten berühren, die man seit so langer Zeit durch dichte Wolken und schwarzen Nebel erschaute.

Madame Corby und Schwester Céleste waren entzückt gewesen von dem Ereignisse, das sich vorbereitete; das waren zwei gläubige Herzen, welche wohl hofften, Gott werde Justin in der Stunde der Gefahr nicht verlassen. Die Trennung, welche nothwendig war, konnte nur momentan sein, und man würde sich am Herde der Familie wiedervereinigt finden, um sich nie mehr zu verlassen.

Alles stand also auf das Beste, und bei dieser

Veränderung der Lage sah Niemand etwas Anderes als die unaussprechlichen Verheißungen und die höchsten Freuden.

Man hielt in Villejuif so lange an, als man brauchte, um die Pferde zu wechseln.

Salvator neigte sich aus dem Schlage und schaute auf seine Uhr: es war halb zehn.

Nach Verlauf einer Stunde erblickte man das Profil der Fontainen der Cour-de-France, oder, nennen wir sie mit ihrem wahren Namen, der Fontainen von Juvisy, prunkhafte Fontainen, geschmückt mit Trophäen und Genien auf einem Piedestal, wahre Typen der Architektur von Ludwig XV. um die Mitte des 18. Jahrhunderts.

Der Postillon hielt an, stieg vom Pferde und öffnete den Schlag.

„Wir sind da, Herr Salvator," sagte er.

„Wie! Du bist es, Bernard?"

„Ja, ich bin es!"

„Du hast zwei Posten gemacht?"

„Allerdings."

„Ich glaubte, das sei verboten."

„Gibt es etwas, was für Sie, Herr Salvator, verboten ist?"

„Wie ist aber? . . ."

„Hören Sie, wie das gekommen ist. Ich sagte mir: „„Herr Salvator macht einen Coup für das Wohl der Sache; er braucht einen Mann, der weder Augen, noch Ohren hat, der aber vielleicht wohl mit seinen guten Armen versehen ist. Ich bin der Mann!"" Da that ich in Villejuif Folgendes. Ich sagte zu Pierre Lenglumé, an dem die Reihe zu

fahren war: „„Das ist es nicht, Pierre, mein Freund, dieser arme Jacques Bernard hat eine Liebe bei den Fontainen der Cour-de-France: Du mußt ihm Deinen Platz abtreten, damit er ein paar Worte unter vier Augen seiner Particulière sagen kann, und man wird bei der Rückkehr eine Flasche bezahlen. Steht Dir das an?““ „„Eingeschlagen!““ antwortete Lenglumé. Ich schlug ein, und hier bin ich. Habe ich mich nun getäuscht, Herr Salvator? Guten Abend! ich werde fünf Meilen mehr als meine Rechnung im Leibe haben: ein Liebespostillon wie ich stirbt nicht wegen so wenig . . . habe ich mich nicht getäuscht? Zu Ihren Befehlen!“

Salvator reichte Jacques Bernard die Hand.

„Mein Freund,“ sagte er zu ihm, „ich glaube nicht, daß ich Deiner heute bedarf; sei aber ruhig, bietet sich Gelegenheit, Deinen guten Willen zu benützen, so werde ich nicht versäumen, es zu thun.“

„Abgemacht, Herr Salvator?“

„Abgemacht.“

„Topp! . . . Was ist nun zu thun?“

„Steige wieder auf und zähle ungefähr hundertundfünfzig Schritte.“

„Und dann?“

„Halt an.“

Bernard schwang sich in den Sattel und hielt nach hundertundfünfzig Schritten an; dann stieg er ab und öffnete den Wagenschlag.

Salvator stieg aus und ging gegen den Graben.

Zwanzig Schritte von ihm erhob sich ein Mann und zählte bis vier; Salvator zählte bis acht und schritt gerade auf den Mann zu.

Der Mann war der General Lebastard de Prémont.

Salvator führte den General an den Wagen, wo er Platz nahm; dann stieg er selbst hinter ihm ein und sagte:

„Nach Chatillon!"

„An welchen Ort in Chatillon, Herr?"

„Auberge de la Grâce-de-Dieu."

„Man kennt das . . . Vorwärts, meine Hühnchen!"

Und seine Pferde mit einem Peitschenhiebe antreibend, schlug Jacques Bernard die Straße nach Chatillon ein, und zehn Minuten nachher hielt der Wagen, zitternd auf seinen Achsen, vor der Auberge de la Grâce-de-Dieu an.

Während der Fahrt hatte Salvator Justin dem General vorgestellt; nur wußte der General, wer Justin war, indeß Justin durchaus nicht wußte, wer der General war, und besonders, welchen Dienst er ihm geleistet hatte.

Man kam, wie gesagt, vor die Auberge de la Grâce-de-Dieu.

Man erinnert sich, daß Salvator hier Jean Taureau und Toussaint-Louverture Rendez-vous gegeben hatte.

Die zwei Mohicaner waren auf ihrem Posten, und, seltsamer Weise! obschon sie sich schon seit ungefähr einer Stunde hier befanden, war doch die Flasche, die sie vor sich hatten, noch nicht entpfropft. Man hätte glauben sollen, es sei die zweite, doch die Gläser waren so rein, als ob sie gerade aus der Fabrik kämen.

Beide standen auf, als sie Salvator erblickten, der allein ausgestiegen und in das Wirthshaus eingetreten war.

Salvator schaute umher und sah, daß die zwei Männer in einem Winkel und ganz vereinzelt waren.

Jean Taureau begriff die Befürchtung des Commissionärs und sagte zu ihm:

„Ah! Sie können sprechen, Herr Salvator; Niemand hört uns.“

„Ja,“ fügte Toussaint-Louverture bei, „nur Ihre Instructionen, und man wird gehorchen!“

„Sie werden kurz sein,“ erwiederte Salvator; „ich kann Eurer heute Nacht bedürfen.“

„Desto besser!“ sagte Jean Taureau.

„Ich kann Eurer auch nicht bedürfen.“

„Desto schlimmer!“ sprach Toussaint-Louverture.

„In jedem Falle nehme ich Euch mit mir.“

„Hier sind wir.“

„Ihr fragt nicht einmal, wohin ich Euch führe?“

„Wozu? Sie wissen wohl, daß wir, selbst wenn es zum Teufel wäre, gingen,“ sagte Barthélemy Lelong.

„Sodann?“ fragte Toussaint-Louverture.

„Sodann . . . werde ich Euch an den Platz stellen, wo Ihr bleiben sollt, und bei Eurem Leben erscheint nur, wenn ich sage: „„Herbei!““

„Wenn Sie aber dennoch eine Gefahr laufen, Herr Salvator?“

„Das ist meine Sache.“

„Nun also?“

„Euer Wort, daß Ihr nur erscheint, wenn ich sage: „„Herbei!““

„Ei! man muß es Ihnen wohl geben.“

„Euer Wort.“

„So wahr ich Barthélemy Lelong heiße!“

„So wahr ich Toussaint-Louverture heiße!“

„Es ist gut. — Barthélemy, stecke diese Stricke in Deine Tasche; und Du, Toussaint, stecke dieses Sacktuch in die Deinige.“

„Es ist geschehen.“

„Sagt nun, kennt Ihr den Park von Viry?“

„Ich nicht,“ antwortete Toussaint.

„Ich kenne ihn,“ erwiederte Jean Taureau.

„Gut! kennt ihn nur Einer von Euch Beiden, das genügt.“

„Nun?“

„Nun wohl, geht querfeldein, und erblickt Ihr eine große weiße Mauer, welche einen Winkel auf der Straße bildet, so haltet an und verbergt Euch in der Umgegend. Ich werde Euch dort wiederfinden.“

„Verstanden,“ antworteten gleichzeitig Jean Taureau und Toussaint-Louverture.

„Gut! auf baldiges Wiedersehen also?“

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr Salvator.“

Die zwei Mohicaner gingen ab.

Salvator kehrte zum General Lebastard de Prémont und zu Justin zurück, die er, wie gesagt, im Wagen gelassen hatte.

Man nahm wieder den Weg, auf welchem man bis Chatillon gefahren war, und man kam auf die Landstraße von Fontainebleau zu der Stelle, wo ein abhängiger Weg nach dem Pont Godeau und von da nach dem Schlosse Viry führt.

Das geübte Auge von Salvator erkannte zwei in der Finsterniß schleichende Schatten: es waren Barthélemy Lelong und Toussaint-Louverture.

Man folgte dem abhängigen Wege, man kam zum Pont Godeau, und man erblickte von fern die weiße Mauer, welche bei Nacht ein durch die Ebene laufender Fluß zu sein schien.

Man stieg aus, man brachte den Wagen in eine Baumgruppe, die sich unmittelbar bei der Landstraße erhob, und aus der die Natur ausdrücklich für diesen Umstand einen ungeheuren Schoppen gemacht zu haben schien; man ermahnte zur Stille Jacques Bernard, der ganz stolz darauf war, an dem geheimnißvollen Ereignisse, das sich vorbereitete, Theil zu haben.

Als der Wagen untergebracht war, schlug man, statt beständig dem nach Viry führenden Vicinalwege zu folgen, — Salvator an der Spitze, hinter ihm Justin, dem der General folgte, — einen kleinen Fußpfad ein, der zur Mauer des Schlosses führte.

Man rückte vor per amica silentia lunae, wie Virgil sagt, in einer der letzten Frühlingsnächte oder vielmehr in einer der ersten Sommernächte. Die Luft war lau, der Himmel voll Sturm, und jeden Augenblick spielte der falbe Mond, der, wie wir gesagt haben, den Reisenden seine befreundete Stille lieh, Versteckens, wie es die Kinder hinter einem Baume thun, — bald sich unter einer schwarzen Wolke verschleiernd, bald wiedererscheinend und sich aufs Neue verschleiernd.

Sie kamen so alle Drei zu dem uns bekannten

Gitter; sie zogen sich gegen rechts und gelangten an den Ort der Mauer, wo Justin hinüberzusteigen pflegte. Hier bezeichnete man dem General das Manoeuvre, das zu vollführen war. Salvator stellte sich an die Mauer und machte die Leiter. Justin gab das Beispiel, indem er zuerst hinaufstieg und auf die andere Seite der Mauer mit einer Behendigkeit sprang, welche bewies, wie sehr er mit dieser Uebung vertraut war; der General folgte ihm, und obschon er fünfzehn Jahre älter als Justin, blieb er doch an Geschicklichkeit und Leichtigkeit nicht zurück.

Roland glaubte, nun sei die Reihe an ihm; er schickte sich seinerseits an, seinen Anlauf zu nehmen, als er durch einen Wink seines Herrn zurückgehalten wurde. Dieser hatte die zwei Gefährten nicht vergessen, welche im Vorsprunge gewesen waren, die er aber, Dank sei es der Peitsche von Jacques Bernard, zurückgelassen hatte und nun an der Ecke der Mauer erwarten wollte.

Er war hier nicht fünf Minuten, als er Jean Taureau und Toussaint-Louverture erblickte, deren Schatten sich am Horizont wie Riesensilhouetten zu zeichnen anfingen. Die Erscheinung war um so fantastischer, als man sie herbeikommen sah, ohne das Geräusch ihrer Tritte zu hören.

Sie kamen so zu Salvator, der nun erst bemerkte, sie gehen barfuß.

„Bravo!“ sagte er leise; „ich erwartete Euch.“

„Hier sind wir!“ antworteten die zwei Männer.

„Folgt mir.“

Der Zimmermann und der Kohlenbrenner gehorchten.

Bei dem Orte der Mauer angelangt, wo Justin und der General übergestiegen waren, blieb Salvator stehen.

„Es ist hier!" sagte er.

„Ah! ah!" erwiederte Jean Taureau, „es handelt sich darum, auf die andere Seite zu passiren, wie es scheint."

„Oh! mein Gott, ja, und man wird Euch zeigen, wie das gemacht wird, Freund Jean Taureau," sagte Salvator. „Hier, Roland!"

Roland kam zu seinem Herrn und richtete sich selbst auf seinen Hinterpfoten an der Mauer auf.

Salvator hob den Hund bis zur Höhe der Mauer empor; dieser hing sich an die Kappe mit seinen Vorderklauen an und sprang, sich mit seinen Hinterklauen unterstützend, in den Park. Salvator schwang sich empor, ergriff die Mauerkappe mit der Hand, und er hob sich, mit der Stärke des Faustgelenkes, langsam und durch eine geschickte Gymnastik.

In einer Secunde war er rittlings auf dem Steinkamme.

„Nun ist es an Euch!" sagte er.

Die zwei Männer schauten den Wall an, der vor ihnen emporragte.

„Teufel! Teufel!" machte Jean Taureau.

„Wie Du, ein Zimmermann, Meister über Meister, Meister über Alle . . .!"

„Ei! hat Toussaint-Louverture nicht bange, ich drücke ihn platt, und will er mir als Leiter dienen, so kann das wohl gehen," erwiederte Jean Taureau.

„Ich habe nicht bange!" erwiederte Toussaint-Louverture.

„Ich bin hundertfünfzig Kilogramme schwer, das muß ich Dir zum Voraus bemerken, Toussaint," sagte Barthélemy Lelong.

„Das ist etwas mehr als zwei Kohlensäcke," antwortete Toussaint, „und man hat wohl bis drei getragen. Doch ich . . .?"

„Oh! bin ich einmal oben, so bekümmere Dich um nichts."

„Steige also!" sagte Toussaint.

Der Kohlenbrenner leistete Jean Taureau den Dienst, den Salvator eine Viertelstunde vorher Justin und dem General geleistet hatte.

In einigen Secunden saß Jean Taureau auf dem Gipfel Salvator gegenüber. Es war Zeit, so kurz die Aufsteigung gedauert hatte, Toussaint fing an sich unter dem Gewichte des Riesen zu biegen.

„So!" sagte er.

Und er zog aus seiner Tasche das Paquet Stricke, und brachte am Ende eine Art von Schleife an.

„Faß das an, und zwar solid!" sagte er zu Toussaint.

Toussaint gehorchte dem Befehle und packte den Strick.

„Hältst Du?" fragte Jean Taureau.

„Ja."

„Aber fest?"

„Fest, sei ruhig."

„Dann aufgezogen!" sprach Jean Taureau.

Und er zog mit einer Hand Toussaint an sich, packte ihn mit der andern Hand beim Kragen seines Sammetwammses, und brachte ihn auf das Niveau

der Mauerkappe, wie er es mit einem Kinde gethan hätte.

Hier angelangt, wollte sich Toussaint mit beiden Händen an der Mauerkappe anklammern.

„Oh! es ist nicht der Mühe werth," sagte Jean Taureau.

Und er nahm den Kohlenbrenner unter den Beinen mit der andern Hand, hob ihn über den Kamm der Mauer, gab ihm seine, einen Augenblick für die horizontale verlassene, senkrechte Lage wieder und ließ ihn in den Park fallen.

Dann schickte er sich an, dasselbe zu thun, und sagte:

„Nun ist die Reihe an mir."

Aber Salvator legte ihm die Hand auf den Schenkel wie ein Mensch, der Stillschweigen verlangt, und flüsterte:

„Horch!"

„Was?"

„St!"

Man hörte in der Ferne den Galopp eines Pferdes.

Dieser Galopp kam immer näher.

Sodann hörte man ein Gewieher.

Kam dies von dem galoppirenden Pferde, oder von den zwei Rossen, welche am Wagen angespannt warteten? Das konnte Salvator nicht unterscheiden; der Schatten des Pferdes und der des Reiters fingen an gerade auf der Höhe der Baumgruppe zu erscheinen, wo der Wagen verborgen war.

Der Reiter näherte sich rasch.

„Zu Boden, Jean Taureau! zu Boden!" rief Salvator.

Jean Taureau ließ sich mehr fallen, als daß er sprang.

Wie er es schon einmal gethan hatte, warf sich Salvator in das Innere des Parkes zurück, ohne die Mauerkappe zu verlassen.

Dann hob er sich mit den Kräften seiner Hände auf und legte seine Augen an die Höhe der Kappe.

Der Reiter kam in seinen Mantel gehüllt vorüber.

Trotz des Mantels erkannte Salvator Lorédan von Valgeneuse.

„Er ist es," sagte er.

Und er sprang leicht zu Boden, während Roland ein dumpfes Geknurre vernehmen ließ.

„Vorwärts!" sagte Salvator, „es ist keine Zeit zu verlieren, wenn wir überhaupt nicht schon zu viel Zeit verloren haben!"

Salvator eilte durch den Park; die zwei Männer folgten ihm.

XIII.

Die Nacht eines Commissionärs.

Wo befanden sich Justin und Mina? Das war die Frage.

An den Tagen, wo Mina Justin erwartete, hielt sie sich bei der Bank auf, wo Salvator zum ersten Male das Mädchen gesehen hatte; doch es hatte sich

noch kein Umstand geboten, wo Justin an einem Tage kam, an welchem er nicht erwartet wurde: wenn sie sich verließen, verabredeten die jungen Leute ihr nächstes Rendez-vous.

Salvator lief nach der Seite des Schlosses. Der General, der mit Justin herabgestiegen war, war diesem gefolgt.

Sagen wir, Salvator lief, so irren wir uns: man konnte unmöglich laufen in diesem Parke, wo Alles Gestrüppe, Dornen, Nesseln, hohes Gras war; wo die Hand des Menschen in Jahren nicht durchgekommen zu sein schien, in diesem Parke, der, zum Täuschen, an den Urwald der Rue d'Enfer erinnerte.

Roland neigte sich, mi tdumpfem Stöhnen, gegen die Dickung, wo das Grab des Kindes war; Salvator aber, während er sich eiuen Weg durch das Gestrüppe bahnte, hielt den Hund bei sich zurück.

Man kam an das Ufer des Teiches.

Hier blieben Jean Taureau und Toussaint-Louverture einen Augenblick stehen; Salvator suchte mit den Augen die Ursache dieses Zögerns.

Und, in der That, was die zwei Männer aufgehalten hatte, waren die mythologischen Bilder, in Bewegung gesetzt durch das Kommen und Gehen des Mondes, diese Bilder, die sich von ihren Basen loszumachen und die Verletzer ihrer Domänen angreifen zu wollen schienen.

Roland erkannte vollkommen den Teich, und er wollte sich aufs Neue niedertauchen; Salvator hielt ihn aber zurück.

„Später! später, Roland!“ flüsterte er ihm zu; „heute haben wir etwas Anderes zu thun.“

Von hier aus konnte man alle Fenster der alten Façade sehen. Keines von diesen Fenstern war erleuchtet.

Salvator horchte: es schien ihm, er höre, — in einer der, welcher er gefolgt war, ganz entgegengesetzten Richtung, — die Stimme von Justin, der Mina rief.

„Der Unkluge!“ sagte er. „Freilich weiß er nicht . . .“

Und er fing an in der Richtung der Stimme zu laufen, indem er zu den zwei Männern sagte:

„Kehret dahin zurück, woher wir kommen, und was auch geschehen mag, wie dies verabredet ist, rührt Euch nicht, wenn ich Euch nicht rufe.“

Die zwei Männer hatten sich orientirt: sie schlugen den Weg wieder ein, dem sie gefolgt waren.

Salvator und Roland umgingen den Teich; sie wählten, um diese krumme Linie zu beschreiben, den dunkelsten Kreis, das heißt das Ufer zunächst beim Walde.

Roland lief voran; man hätte glauben sollen, er errathe, was sein Herr suche.

Der Hund und der Mensch kamen in eine der Queralleen des Parkes in dem Augenblicke, wo sich Justin und Mina einander in die Arme warfen.

Die erste Person, welche Mina, als sie die Augen umherlaufen ließ, erblickte, war der General. Sie stieß einen kleinen Schreckensschrei aus.

„Sei ohne Furcht, liebes Kind,“ sagte Justin; „es ist ein Freund.“

Zu gleicher Zeit erschienen von der andern Seite Salvator und Roland.

„Geschwinde! geschwinde!" sagte Salvator; „es ist keine Minute zu verlieren."

„Was geschieht denn?" fragte Mina ein wenig erschrocken.

„Es geschieht, meine liebe Mina, daß wir Sie entführen."

„Mina? . . ." murmelte der General. „Das ist der Name meiner Tochter?"

Und er ging mit ausgestreckten Armen auf Mina zu.

Salvator ließ ihm aber nicht Zeit, ein Wort mit dem Kinde zu wechseln.

„Stille und Eile!" sagte er. „Sie werden sich im Wagen Alles erzählen, was Sie sich zu erzählen haben. In zwei Tagen und zwei Nächten haben Sie wohl Zeit hiezu!"

Und unterstützt von Justin zog er Mina nach dem Orte der Mauer fort, wo man sie mußte hinübersteigen lassen.

„Steigen Sie, Justin!" sagte Salvator.

„Aber meine arme Mina?" fragte Justin.

„Steigen Sie!" wiederholte Salvator; „ich sage Ihnen, es ist keine Minute zu verlieren."

Justin gehorchte.

„Leben Sie wohl, Herr Salvator! Gott befohlen, mein bester Freund!" flüsterte das Mädchen, indem es seine weiße Stirne dem jungen Manne darbot.

„Gott befohlen, meine Schwester!" antwortete Salvator.

Und er drückte seine Lippen auf ihre Stirne.

„Ah! mir auch," sagte der General. „Einen Kuß, mein Kind!"

Die Lippen des Generals nahmen den Platz der Lippen von Salvator ein; dann streckte er die Hand über dem Haupte von Mina aus und sprach mit einer Stimme voller Thränen:

„Sei glücklich, Kind! ein Vater, der seine Tochter seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat, segnet Dich . . . Gott befohlen!"

„Vorwärts! vorwärts!" sagte Salvator, „jede Minute hat den Werth einer Stunde, jede Stunde den Preis eines Tages!"

„Ich warte!" sprach Justin, der schon rittlings auf dem Kamme der Mauer saß.

„Gut!" sagte Salvator, und mit einem Sprunge nahm er seinen Platz ihm gegenüber.

„Nehmen Sie nun," sagte er zum General, „nehmen Sie nun das Kind in Ihre Arme und heben Sie es bis zu uns empor."

Der General hob Mina in die Höhe, wie Milon von Kroton ein Lamm emporgehoben hätte; sodann, indem er sie auf der Fläche seiner ausgestreckten Hände hielt, brachte er sie ganz nahe an die Mauer. Sobald Mina im Bereiche der zwei jungen Leute war, umschlang jeder von ihnen ihren Leib mit einem Arme, während der General, die Hand unter ihren vereinigten Füßen durchschiebend, die Aufsteigung unterstützte.

Als Mina auf der Mauerkappe saß, sagte Salvator:

„Und nun steigen Sie hinab, Justin."

Justin sprang auf den Weg.

„Treten Sie nahe an die Mauer," fuhr Salva-

tor fort; „stützen Sie sich mit dem Kopfe und mit beiden Händen daran . . . So ist es gut!“

Dann fügte er gegen Mina bei, indem er sie aufhob und sich umdrehen ließ:

„Mein Kind, stellen Sie jeden von Ihren Füßen auf eine von den Schultern von Justin.“

Das Mädchen vollführte die vorgeschriebene Bewegung.

„Biegen Sie sich auf Ihren Knieen, Justin.“

Justin bog sich auf seinen Knieen.

„Ein wenig mehr.“

Justin bog sich noch mehr.

„Knieen Sie nieder.“

Justin kniete nieder.

„Nun sind Sie gerettet,“ sprach Salvator, indem er die zwei Hände von Mina losließ.

„Noch nicht!“ rief eine Stimme.

Und der Knall eines Feuergewehrs wurde hörbar.

Zu gleicher Zeit, als die Stimme rief: „Noch nicht!“ und der Schuß ertönte, sprang Mina, die nur noch zwei Fuß vom Boden war, leicht auf den Rasen, den die Mauer begränzte.

Den Pistolenschuß hörend und die Stimme von Herrn von Valgeneuse erkennend, stieß das Mädchen einen Schrei aus.

„Rettet Euch! und glückliche Reise!“ rief Salvator, von der Mauer in den Park springend.

Der General war schon nach der Seite gestürzt, wo er die Flamme gesehen hatte.

„Zurück, General!“ sagte Salvator, indem er Herrn Lebastard de Prémont mit Gewalt auf die

Seite schob, um selbst zu passiren; „das ist meine Sache."

Der General machte ihm Platz.

Salvator eilte nach dem Orte, von wo der Schuß ausgegangen war, und fand sich von Angesicht zu Angesicht Herrn von Valgeneuse gegenüber.

„Ah! ich habe Dich ein erstes Mal gefehlt," rief dieser; „doch mit diesem Schusse werde ich Dich nicht fehlen."

Und er senkte den Lauf seiner Pistole, daß sie beinahe die Brust von Salvator berührte. Noch eine Secunde, der Drücker bewegte sich und der junge Mann war todt; doch in diesem Augenblicke stürzte ein Thier, springend wie ein Tiger herbei, und packte den Grafen bei der Gurgel: es war Roland, der seinem Herrn zu Hülfe gekommen.

In seinem Laufe hob er die Hand empor, welche die Pistole hielt, und der Schuß ging in die Luft.

„Ah! bei meiner Treue, mein lieber Herr Lorédan," sagte Salvator, „wissen Sie, daß wenig gefehlt hat, und Sie hätten Ihren Vetter getödtet?..."

Unter dem Stoße, den ihm Roland gegeben, war der Graf von Valgeneuse rückwärts gefallen, und er hatte fallend die Pistole losgelassen.

Roland ließ seine Gurgel nicht los.

„Ei! mein Herr," sagte der Graf sich sträubend, „werden Sie mich durch diesen Hund erwürgen lassen?"

„Roland," rief Salvator, „hier! . . . herbei!"

Der Hund ließ zu seinem großen Leide den Grafen los und setzte sich knurrend wieder zu seinem Herrn.

Lorédan erhob sich auf sein Knie, und während er sich aufrichtete, zog er ein Stilet aus seiner Tasche; doch, Dank sei es einem neuen Zwischenfalle, hatte der Graf nicht Zeit, sich der Waffe zu bedienen, die er zu Hülfe gerufen: zu seiner Rechten war Jean Taureau, zu seiner Linken Toussaint-Louverture.

Als Salvator zu Roland sprechend rief: „Hier! herbei!" da glaubten die zwei Männer das verabredete Signal zu hören, und liefen hinzu. Man erinnert sich, daß ihnen Salvator empfohlen hatte, zu kommen, wenn er: „Herbei!" rufen würde.

Jean Taureau, der beim Mondscheine die Waffe in der Hand von Lorédan glänzen sah, packte diese Hand beim Faustgelenke und drückte den Arm des Grafen dergestalt, daß man die Knochenfügung krachen hörte.

„Nun," sagte Jean Taureau, „lassen Sie dieses Kleinod los, das Ihnen zu nichts dienen kann."

Und er verdoppelte seinen Druck.

Unter den eisernen Muskeln des Zimmermanns, der ihm das Faustgelenke zermalmte, stieß Herr von Valgeneuse einen Schrei aus ungefähr ähnlich dem, welchen ein armer Sünder, den man auf die Folter spannt, ausstoßen muß; seine Finger waren gezwungen, sich zu öffnen und das Stilet loszulassen, das zu seinen Füßen fiel.

„Heb' auf, Toussaint," sagte Barthélemy Lelong; „das kann uns dazu dienen, unsere Pfeifen auszuräumen."

Toussaint bückte sich und hob das Stilet auf.

„Was haben wir nun," fragte Jean Taureau,

sich an Salvator wendend, „was haben wir nun mit dem Herrn Grafen zu thun?"

„Ei!" antwortete Salvator mit derselben Ruhe, „legt ihm Euer Sacktuch auf den Mund und bindet ihm die Hände und die Füße mit den Stricken, die Ihr in Eurer Tasche habt."

Toussaint-Louverture zog sein Sacktuch aus seiner Tasche, und Jean Taureau die Stricke aus der seinigen.

Während dieser Operation war Jean Taureau genöthigt, die Hand des Grafen loszulassen; in der Hoffnung, zu entkommen, benützte dieser den Augenblick der Freiheit, den man ihm ließ, machte einen Seitensprung und schrie:

„Zu Hülfe!"

Doch sich gegenüber fand er den General, der sich bis dahin stumm und unbeweglich verhalten hatte, — ein Zuschauer dessen, was vorging.

„Mein Herr," sprach der General, den Lauf einer Pistole in der Höhe der Stirne von Lorédan ausstreckend, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, machen Sie eine einzige Bewegung, um zu entwischen, geben Sie einen einzigen Schrei von sich, um dadurch zu Hülfe zu rufen, so zerschmettere ich Ihnen den Schädel wie einem tollen Hunde."

„Ich habe es also mit einer Räuberbande zu thun?" sagte Herr von Valgeneuse.

„Nein," erwiederte Salvator, „Sie haben es mit Ehrenmännern zu thun, welche geschworen, Ihren Händen das Mädchen zu entreißen, das Sie schändlicher Weise entführt haben."

Und er winkte Toussaint-Louverture und Jean Lelong und sagte:

„Auf, das Sacktuch! auf, die Stricke; nur legt das Sacktuch so an, daß der Gefangene nicht erstickt, und bindet die Stricke gerade nur so, daß er sich weder seiner Hände, noch seiner Füße bedienen kann. Ich komme in einem Augenblicke zurück."

„Bedürfen Sie meiner, mein Herr?" fragte der General.

„Nein, bleiben Sie und leiten Sie die Operation."

Der General nickte beistimmend mit dem Kopfe, und Salvator verschwand.

Mit einer wunderbaren Geschicklichkeit legte Toussaint-Louverture das Sacktuch um den Mund des Grafen, während ihn Jean Taureau vom Kopfe bis zu den Füßen zusammenschnürte und das Ende des Strickes mit dem Knoten des Sacktuches verknüpfte.

Herr Lebastard de Prémont schaute mit gekreuzten Armen zu.

Nach zehn Minuten hörte man den Tritt eines Pferdes gedämpft durch das hohe Gras der Allée und Salvator erschien, mit einer Hand am Zügel das Roß des Grafen, mit der andern ein Brecheisen haltend.

„Es ist geschehen, Herr," sagte Jean Taureau, „und zwar wohl geschehen, dafür stehe ich Ihnen."

„Ich bezweifle es nicht," erwiederte Salvator. „Während wir nun den Herrn auf seinem Pferde festsetzen, nimm dieses Brecheisen und öffne das Gitter."

Das Pferd hatte einen Zaum und eine Trense; man nahm ihm die Trense ab, und mit dem dünnen

ledernen Riemen befestigte man den Grafen auf seinem Pferde.

„So!" sagte Salvator; „nun vorwärts!"

Toussaint nahm das Pferd beim Zaume, und man ging nach dem Gitter.

Jean Taureau stand, sein Brecheisen wie ein Portier in der Hand haltend, beim geöffneten Gitter.

Salvator trat auf ihn zu und sagte zu ihm:

„Du kennst die Hütte am Rande des Wassers?"

„Die, wo wir vor vierzehn Tagen versammelt waren?"

„Ganz richtig."

„Wie das Haus meiner Mutter, Herr Salvator."

„Gut! dort werdet Ihr den Grafen zart niedersetzen."

„Es ist ein Bett da: er wird dort vortrefflich sein."

„Ihr werdet ihn scharf bewachen, Toussaint und Du."

„Scharf . . . abgemacht."

„Im Schranke sind für zwei Tage Vorräthe an Fleisch, Brod und Wein."

„Für zwei Tage . . . Wir werden ihn also zwei Tage bewachen?"

„Ja . . . Hat er Hunger, hat er Durst, verlangt er zu essen, so werdet Ihr ihm den Mund frei machen, die Hände losbinden, und ihn essen und trinken lassen."

„Ganz richtig, Jedermann muß leben."

„Ein schlechtes Sprüchwort, Jean Taureau, das die Schurken beschützt."

„Ah! . . . wenn Sie wünschen, daß er nicht lebe, Herr Salvator," erwiederte Jean Taureau mit der Geberde eines Menschen, der seinen Daumen auf die

Kehle eines Andern setzt, „so brauchen Sie nur ein Wort zu sagen . . . Sie wissen . . ."

„Unglücklicher!" rief Salvator, der sich eines Lächelns bei der Idee dieser blinden Ergebenheit nicht erwehren konnte.

„Das ist nicht Ihre Meinung? sprechen wir nicht mehr davon," sagte Jean Taureau.

Salvator machte eine Bewegung, um zu der Gruppe zurückzukehren, welche das Pferd, der darauf gebundene junge Mann, Toussaint-Louverture und der General bildeten.

Jean Taureau hielt ihn zurück.

„Ah! Herr Salvator," sagte er.

„Was?"

„Wann sollen wir ihn gehen lassen?"

„Uebermorgen um diese Stunde . . . Ihr werdet eben so sehr für das Pferd, als für den Menschen Sorge tragen."

„Mehr Sorge, Herr Salvator, mehr Sorge," antwortete Jean Taureau den Kopf schüttelnd; „denn der Mensch ist offenbar weniger werth, als das Pferd!"

„Um Mitternacht wird das Pferd gesattelt vor der Thüre stehen; Einer von Euch wird die Stricke losbinden; der Andere wird die Thüre öffnen; Ihr laßt den Gefangenen abgehen und wünscht ihm eine glückliche Reise."

„Sollen wir sodann nach Paris zurückkehren?"

„Ihr kehrt nach Paris zurück, und Du, Jean Taureau, gehst wieder zur Arbeit, als ob nichts geschehen wäre, und sagst Taussaint-Louverture, er soll dasselbe thun."

„Ist das Alles?“

„Das ist Alles.“

„Eine leichte Arbeit, Herr Salvator!“

„Eine ehrliche, mein lieber Barthélemy. Dein Gewissen kann also ruhig sein.“

„Ah! sobald Sie die Hand dabei haben, Herr Salvator . . .“

„Ich danke, mein Braver!“

„Auf,“ rief Jean Taureau, „vorwärts, Herr Graf!“

„Hü, dada!“ machte Toussaint-Louverture, der mit einer Hand das Pferd streichelte, während er es mit der andern am Gebisse führte.

Jean Taureau that dasselbe seinerseits, und, Herrn von Valgeneuse escortirend, begaben sich die zwei Mohicaner auf den Weg nach der Hütte am Rande des Wassers.

Aus der Ferne gesehen, beim Mondscheine, geknebelt auf seinem Pferde liegend, hatte Herr von Valgeneuse eine gewisse Aehnlichkeit mit Mazeppa.

„Und nun, General,“ sprach Salvator, „lassen Sie uns das Gitter wieder schließen, und beschäftigen wir uns mit Herrn Sarranti.“

Unterstützt vom General, schloß Salvator das Gitter, und als dies geschehen war, rief er Roland.

Roland war, durch eine unbesiegbare Macht nach der Bank hingezogen, verschwunden.

Salvator rief ihm zum zweiten Male mit einer mehr gebieterischen Stimme, indem er ihn nicht mehr Roland, sondern Brasil nannte.

Der Hund erschien traurig heulend; es war klar,

daß man ihm in seinem theuersten Verlangen entgegenstand.

„Ja," sagte Salvator, „ja, ich weiß wohl, was Du willst, mein lieber Brasil; doch sei ruhig, wir werden wieder hierher kommen . . . Zurück, Brasil, zurück!"

Der General schien diese Discussion zwischen Brasil und Salvator gar nicht bemerkt zu haben; er ließ den Kopf sinken und folgte maschinenmäßig dem jungen Manne, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Als man an der Eiche und der Bank, welche die Aufmerksamkeit von Brasil so sehr angezogen, vorüber war, nahm Salvator den Weg durch die Allee, welche nach dem Schlosse führte, und ging ebenfalls stillschweigend.

Nach einigen Schritten wurde dieses Stillschweigen vom General unterbrochen.

„Herr Salvator," sagte er, „Sie können nicht glauben, welche Gemüthsbewegung mich beim Anblicke dieses Kindes ergriffen hat."

„Es ist allerdings ein reizendes Geschöpf," antwortete Salvator.

„Ach!" sprach der General, „ich habe auch eine Tochter, welche von gleichem Alter sein muß . . . wenn sie noch lebt."

„Wissen Sie nicht, was aus ihr geworden ist?"

„Im Augenblicke meiner Abreise nach Indien vertraute ich sie wackeren Leuten, von denen ich Rechenschaft verlangen werde, sobald ich es öffentlich thun kann. Ist die Stunde gekommen, so werden wir weiter hievon reden, Herr Salvator."

Salvator verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

„Und," fuhr der General fort, „was mich besonders erschüttert hat, ist, daß Sie den Namen Mina aussprachen."

„Das ist in der That der Name des Kindes."

„Das ist auch der Name meiner Tochter," sagte der General. „Ich möchte wohl meine Mina so schön und so rein als die Ihrige wiederfinden, lieber Herr Salvator."

Und der General ließ seinen Kopf wieder auf seine Brust fallen und versank in sein früheres Stillschweigen, — zum Schweigen durch dasselbe Gefühl angetrieben, das ihn sprechen gemacht hatte.

Jeder von den zwei Männern blieb einen Augenblick stumm, nur dem Gedanken folgend, der ihn beschäftigte.

Es war Salvator, der zuerst das Wort nahm.

„Ich habe nun nur eine Besorgniß," sagte er.

„Welche?" fragte maschinenmäßig der General.

„Dieses Schloß war nur von drei Personen bewohnt: von Mina, Herrn von Valgeneuse und einer Art von Haushälterin."

„Mina!" murmelte der General, als fände er ein Vergnügen daran, diesen Namen zu wiederholen.

„Mina ist mit Justin abgegangen; Herr von Valgeneuse ist in den Händen von Jean Taureau und Toussaint-Louverture, — und sie werden ihn nicht loslassen, dafür stehe ich; — es bleibt die Haushälterin."

„Nun?" fragte mit etwas mehr Theilnahme der General, denn er sah ein, Salvator führe ihn zu der An-

gelegenheit zurück, welche sie zu verfolgen im Begriffe waren, nämlich zur Rechtfertigung von Herrn Sarranti.

„Nun," wiederholte Salvator, „war sie nicht eingeschlafen, so mußte sie den Schuß hören, und hat sie ihn gehört, so mußte sie zu allen Teufeln gehen."

„Suchen wir sie auf," sagte der General.

„Zum Glücke haben wir Brasil bei uns; er wird uns sie auffinden helfen."

„Was ist das, Brasil?"

„Es ist mein Hund."

„Ich glaubte, er heiße Roland?"

„Er heißt wirklich Roland, General; doch mein Hund ist wie ich, er hat zwei Namen: einen, den er vor aller Welt trägt, und der seinem gegenwärtigen Leben entspricht; einen andern, der nur mir bekannt ist, und der seinem vergangenen Leben entspricht; denn ich muß Ihnen sagen, Roland hat eine Existenz, welche beinahe so bewegt und so geheimnißvoll als die meinige."

„Bin ich je genug Ihr Freund, mein Herr, um in das Geheimniß dieses Lebens einzutreten . . ." sagte Herr von Prémont.

Und er hielt inne, wohl begreifend, das geringste Drängen mache ihn indiscret.

„Das ist wahrscheinlich, General," erwiederte Salvator, „doch mittlerweile sind es die Mysterien des Lebens von Brasil, um deren Ergründung es sich handelt."

„Das dünkt mir nichts sehr Bequemes, und obschon ich sieben bis acht Sprachen spreche, über-

nehme ich es doch nicht, Ihnen als Dolmetscher zu dienen."

„Oh! zwischen Brasil und mir ist das nicht nöthig, General, und Sie werden sehen, wie wir uns verstehen . . . Und, nicht wahr, Sie haben ihn gleichgültig gesehen? bemerken Sie, wie er sich belebt, so wie er sich dem Schlosse nähert. Das ist nicht so wegen des Lichtes, das daraus hervorkommt, oder wegen des Geräusches, das man dort macht, nicht wahr? Sie sehen, es brennt keine Kerze dort, und sein Herz schlägt nicht mehr als das eines Leichnams."

Und in der That, als man sich dem Schlosse näherte, so stumm und düster das trübe Gebäude war, Brasil spitzte das Ohr, trug die Nase im Winde und sträubte die Haare, als ob er sich zu einem Kampfe anschickte.

„Hören Sie, General," sagte Salvator, „ich verspreche Ihnen, ist die Haushälterin noch im Schlosse, sei es im Keller, sei es auf dem Speicher, wir werden sie finden, so gut sie auch verborgen sein mag. Treten wir ein, General."

Es konnte nichts leichter sein, als einzutreten. Aus dem Schlosse sich entfernend, um im Parke spazieren zu gehen, hatte Mina die Thüre offen gelassen; nur war, wie gesagt, das Gebäude durch das äußere Licht des Mondes allein beleuchtet.

Salvator zog aus seiner Tasche eine kleine Blendlaterne und steckte sie an.

Mitten im Vorzimmer drehte sich Brasil um sich selbst, als inspicirte er die Gegenstände und erkennete er die Oertlichkeiten; sodann faßte er plötzlich seinen

Entschluß und ging mit dem Kopfe gerade auf eine niedrige Thüre zu, welche zu den unteren Theilen des Hauses zu führen schien.

Salvator öffnete diese Thüre.

Brasil stürzte sich in einen finstern Corridor, an dessen Ende er auf einer Treppe von sechs bis acht Stufen in eine Art von Keller hinabstieg; zuerst hier angelangt, gab er ein unheimliches Geheul von sich, das Salvator und den General schauern machte, das heißt, zwei Männer, welche nicht leicht schauerten.

„Nun, Brasil, was gibt es denn?" fragte Salvator; „ist es zufällig hier, daß Rose-de-Noël ...?"

Der Hund, als hätte er die Frage seines Herrn begriffen, lief auf dem Wege fort, dem er gefolgt war, und verschwand.

„Wohin geht er?" fragte der General.

„Ich weiß es nicht," antwortete Salvator.

„Wenn wir ihm folgen würden?"

„Nein, hätte er gewünscht, daß man ihm folge, so würde er den Kopf nach meiner Seite umgedreht haben, um mir zu bezeichnen, ich soll ihm folgen. Er hat es nicht gethan; wir müssen hier warten."

Salvator und der General warteten lange.

Während Beide nach der Seite der Thüre schauten, flog ein niedriges Fenster in Splitter, und Brasil fiel zwischen sie Beide, die Augen blutig, die Zunge heraushängend; dann drehte er sich drei- bis viermal um den Keller, als suchte er Jemand zu verschlingen.

„Rose-de-Noël, nicht wahr?" sagte Salvator zu dem Hunde; „Rose-de-Noël?"

Der Hund heulte voll Wuth.

„Hier hat man Rose-de-Noël ermorden wollen," sprach Salvator.

„Wer ist das, Rose-de-Noël?" fragte der General.

„Eines von den zwei verschwundenen Kindern, welche Herr Sarranti zu ermorden versucht haben soll."

„Zu ermorden versucht?" wiederholte der General; „der Mord ist also nicht vollführt worden?"

„Nein, zum Glücke!"

„Und das Kind?"

„Das Kind lebt."

„Sie kennen es?"

„Ich kenne es."

„Warum befragen Sie es dann nicht?"

„Weil es nicht antworten will."

„Was ist in diesem Falle zu thun?"

„Man muß Brasil befragen; Sie sehen, er antwortet."

„So fahren wir fort."

„Bei Gott!" sagte Salvator.

Und man kehrte zu Brasil zurück, der wie wüthend am Boden scharrte und darein biß.

Salvator betrachtete nachdenkend die Wuth des Hundes.

„Hier liegt Jemand begraben," sprach der General.

Salvator schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er.

„Warum nicht?"

„Weil ich Ihnen gesagt habe, das Mädchen lebe."

„Doch der Knabe?"

„Er ist nicht hier begraben."

„Sie wissen, wo er begraben liegt?"

„Ja."

„Der Knabe ist also todt?"

„Er ist todt."

„Ermordet?"

„Ersäuft!"

„Und das Mädchen?"

„Und das Mädchen wäre beinahe durch einen Messerstich getödtet worden."

„Wo dies?"

„Hier."

„Und wer hat die Vollendung des Mordes verhindert?"

„Brasil."

„Brasil?"

„Ja, indem er dieses Fenster zerbrach, wie er es so eben gethan hat, und sich wahrscheinlich auf den Mörder warf."

„Was sucht er aber da?"

„Er sucht nicht, er findet."

„Was?"

„Schauen Sie!"

Salvator senkte die Laterne und ließ ihr Licht auf die Platte des Kellers fallen.

„Ah!" sagte der General, „man sollte glauben, da seien Blutspuren."

„Ja," sprach Salvator, „es ist eine Erlaubniß Gottes, daß der durch das Blut, wenn es warm aus dem Leibe des Menschen kommt, gemachte Flecken nie verschwindet. Dieses Blut, General, so wahr als Herr Sarranti unschuldig ist, dieses Blut, auf das sich Brasil so sehr erpicht, es ist das Blut des Mörders!"

„Sagten Sie aber nicht, das Mädchen sei beinahe durch einen Messerstich getödtet worden?"

„Ja."

„Hier?"

„Wahrscheinlich."

„Doch Brasil...?"

„Er täuscht sich hierin nicht! . . . Brasil!" sagte Salvator, „Brasil!"

Brasil unterbrach sich und kam zu seinem Herrn.

„Such' Brasil!" rief Salvator.

Brasil beroch die Platten und ging auf ein Kellerchen zu, das einen Ausgang gegen den Park hatte.

Die Thüre des Kellerchens war geschlossen; er kratzte an der Thüre ganz traurig stöhnend, und an ein paar Stellen beleckte er den Boden mit seiner Zunge.

„Sehen Sie den Unterschied, General," sagte Salvator. „Hier ist das Blut des Mädchens gefallen. Es ist durch diese Thüre entflohen; ich will sie öffnen, und Sie werden Brasil der Spur des Blutes folgen sehen."

Salvator öffnete die Thüre; Brasil stürzte in das Kellerchen, hielt aber einige Male an, um die Platte mit dem Ende seiner Zunge zu berühren.

„Sehen Sie," sprach Salvator, „hier durch ist das Kind entflohen, während Brasil mit dem Mörder kämpfte."

„Aber der Mörder, wer ist er?"

„Ich glaube, es ist eine Frau . . . Das kleine Mädchen in seinen Augenblicken des Wahnsinnes, — zuweilen wird das arme Kind beinahe wahnsinnig, — das Mädchen in seinen Augenblicken des Wahn-

sinns rief ein paar Male: „„Tödten Sie mich nicht, tödten Sie mich nicht, Madame Gérard!““

„Welch ein entsetzliches Labyrinth ist diese ganze Geschichte!“ rief der General.

„Ja,“ erwiederte Salvator, „doch wir halten eines von den Enden des Fadens, und wir müssen wohl zum andern kommen.“

Sodann rufend:

„Brasil, hier!“

Brasil, der schon in den Park eingedrungen war, wo er eine verlorene Fährte zu suchen schien, kam auf den Ruf seines Herrn zurück.

„Wir haben nichts mehr hier zu thun, General,“ sagte Salvator; „ich weiß Alles, was ich wissen will, und es ist wichtig, wie Sie sich erinnern, daß wir die Haushälterin nicht entfliehen lassen.“

„Suchen wir also die Haushälterin.“

„Auf Brasil, auf!“ rief Salvator, indem er die Stufen des Speisekellers wieder hinaufstieg und ins Vestibule zurückkehrte.

Brasil folgte seinem Herrn. Im Vestibule angelangt, zögerte er einen Augenblick: durch die offene Thüre sah er den Teich glänzen, einem Spiegel von polirtem Stahle ähnlich, und er fühlte sich gegen den Teich hingezogen.

Ein zweiter Ruf von Salvator hielt ihn zurück.

Da wählte er die Treppe, doch ohne Eile und als einen Weg, der ihn nicht an ein Ziel, sondern aus dem Vestibule führen sollte.

Als er aber in den Flurgang des ersten Stockes gekommen war, da lief er ziemlich rasch bis ans Ende, dann blieb er vor einer Thüre stehen und

gab ein zärtliches und zugleich klägliches Knurren von sich.

„Sollten wir die Haushälterin finden?“ fragte der General.

„Nein, ich glaube nicht,“ antwortete Salvator; „das wäre eher das Zimmer von einem ihrer Kinder. Uebrigens werden wir wohl sehen.“

Das Zimmer war mit dem Schlüssel geschlossen; doch bei der ersten Anstrengung von Salvator, um die Thüre aufzustoßen, gab die Schließkappe des Schlosses nach, und die Thüre öffnete sich.

Der Hund stürzte mit freudigem Gebelle in das Zimmer.

Salvator hatte sich nicht geirrt. Das Erste, was ihm in den Blick fiel, war ein Alcoven mit einem Zwillingsbette; die beiden verbundenen Betten waren augenscheinlich Kinderbetten. Brasil ging lustig von einem zum andern, stützte seine Vorderpfoten auf die Decke und schaute Salvator mit einem Ausdrucke von Freude an, in dem man sich nicht täuschen konnte.

„Sehen Sie, General,“ sagte Salvator, „es war hier das Zimmer der Kinder.“

Brasil wäre ewig hier geblieben, er hätte sich zwischen diese zwei Betten gelegt und wäre hier gestorben.

Salvator rief ihn aber dringlich und nöthigte ihn so, wegzugehen.

Brasil folgte seinem Herrn mit gesenktem Kopfe und ganz klagend.

„Wir werden wiederkommen, sei ruhig!“ sagte Salvator.

Sodann, als hätte er diese Worte verstanden,

stieg der Hund die Treppe hinauf, welche in den zweiten Stock führte.

Auf dem Ruheplatze blieb er stehen; dann näherte er sich, das Auge glühend, die Haare gesträubt, mit entsetzlichem Knurren einer Thüre.

„Teufel!“ sagte Salvator, „wir sind nun vor der Thüre eines Feindes angekommen. Sehen wir das ein wenig.“

Die Thüre war, wie die des ersten Stockes, geschlossen; doch wie die des ersten Stockes gab sie unter der Anstrengung eines kräftigen Druckes nach.

Brasil trat ein, und sobald er eingetreten war, bellte er auf eine erschreckliche Art; sein Zorn schien gegen eine Commode gerichtet.

Salvator versuchte es, dieses Meuble zu öffnen; die Schubladen waren mit dem Schlüssel geschlossen.

Brasil biß voll Wuth in die Griffe der Schubladen.

„Warte, Brasil, warte,“ sagte Salvator; „wir werden wohl sehen, was in dieser Schublade ist. Mittlerweile Stille!“

Der Hund schwieg und schaute, was sein Herr thun werde; doch seine Augen funkelten und der Schaum befranste sein Maul, während das Wasser Tropfen um Tropfen von seiner keuchenden, blutrothen Zunge fiel.

Salvator hob die Marmorplatte der Commode auf und lehnte sie an die Wand an.

Der Hund hatte das Ansehen, als verstände er und als triebe er seinen Herrn an, indem er voll Wuth mit den Füßen strampelte.

Alsdann zog Salvator aus seiner Tasche einen

kurzen Dolch, mit dem er, ein Niederdrücken bewerkstelligend, ein viereckiges hölzernes Brett aufhob.

Salvator steckte seine Hand in das Loch, das er bereitet hatte, und zog aus der aufgebrochenen Commode ein rothes wollenes Mieder.

Doch ehe das rothe wollene Mieder aus der Höhlung hervorgekommen war, hatte es Brasil mit den Zähnen gepackt und den Händen von Salvator entrissen.

Dieses Mieder gehörte zur Nationaltracht von Orsola.

Salvator warf sich auf den Hund, der den Stoff mit Wuth zerkaute; mit großer Mühe riß er ihm das Mieder aus den Pfoten und den Zähnen.

„Ich täuschte mich nicht,“ sagte Salvator, „es ist eine Frau, die es versucht hat, das kleine Mädchen zu ermorden, und diese Frau ist Madame Gérard, oder vielmehr Orsola.“

Und er hielt mit der ganzen Länge seines Armes das scharlachrothe Mieder empor, und Brasil sprang mit wildem Gebelle darnach.

Der General blieb erstaunt über diese Gemeinschaft der Gedanken, welche vom Hunde zu Salvator emporstiegen und vom Menschen wieder zum Thiere hinabstiegen.

„Sehen Sie,“ fuhr Salvator fort, „es ist kein Zweifel mehr.“

Sodann, da seine Ueberzeugung über diesen Punkt festgestellt war, schob er das Mieder in die Commode, richtete so gut er konnte das eichene Brett wieder zurecht und legte die Marmorplatte über das Ganze.

Der Hund knurrte, als ob man ihm den saftigsten Knochen entrissen hätte.

„Gut, gut,“ sagte Salvator zu Brasil, „genug! Du begreifst wohl, daß wir später wieder hier durchkommen werden, mein braver Hund; das Dringendste zu dieser Stunde ist aber, die Haushälterin; suchen wir also die Haushälterin.“

Aus dem Zimmer hinausgeschoben, ging der Hund knurrend ab; doch sobald er auf dem Ruheplatze war, fing er wieder an zu suchen, und er blieb vor der letzten Thüre, im Hintergrunde des Ganges, stehen und gab ein Appellgeschrei von sich.

„Nun sind wir dabei, General,“ sagte Salvator, sich nach der Thüre wendend, vor der Brasil bellte.

Sodann zu dem Hunde:

„Es ist Jemand da, Brasil, nicht wahr?“

Der Hund antwortete dadurch, daß er noch stärker bellte.

„Gut,“ sagte Salvator, „versieht die Polizei ihr Geschäft nicht, so müssen wir das Geschäft der Polizei versehen.“

Sodann dem General das Licht reichend:

„Nehmen Sie diese Laterne, General, und strafen Sie mich nicht Lügen.“

Der General nahm die Laterne, indeß Salvator um seinen Leib die weiße Binde schlang, welche zu jener Zeit die Polizeicommissäre, die Gerichtsbeamten und andere obrigkeitliche Personen erkennbar machte.

Dann klopfte er dreimal an die Thüre und rief:

„Im Namen des Königs!“

Die Thüre öffnete sich.

Alsdann, da sie eine Person, der ein schwarz

gekleideter Mann leuchtete, eine Person, in der sie an ihrer Schärpe einen Polizeicommissär zu erkennen glaubte, eintreten sah, fiel die Frau, die das Zimmer bewohnte und im Hemde aufgestanden war, um die Thüre zu öffnen, mitten in ihrer Wohnung auf die Kniee und rief:

„Jesus Maria!"

„Im Namen des Königs," sprach Salvator, „Frau, ich verhafte Sie!"

Diejenige, gegen welche Salvator die Hand ausstreckte, ohne sie zu berühren, schien eine alte Jungfer von fünfzig bis sechzig Jahren zu sein, — häßlich anzuschauen in dem zu einfachen Gewande, in welchem sie erschien.

Im Vergleiche mit ihr hätte die Brocante das Aussehen einer Venus von Milo gehabt.

Sie stieß einen Schreckensschrei aus, auf welchen Brasil, dessen Nerven dieser Schrei ohne Zweifel gereizt hatte, durch ein unheimliches, gedehntes Geheul antwortete.

Salvator suchte in der Dunkelheit irgend eine Aehnlichkeit zwischen dem abscheulichen Geschöpfe und einer Erinnerung seines eigenen Lebens zu erfassen.

„Beleuchten Sie doch diese Frau," sagte er zum General; „mir scheint, ich kenne sie."

Der General lenkte das Licht der Laterne auf das Gesicht der häßlichen Creatur.

„Es ist so," sagte Salvator, „ich irrte mich nicht."

„Oh! mein guter Herr," rief die Haushälterin, „ich schwöre Ihnen, daß ich ein ehrliches Weib bin!"

„Du lügst!" sagte Salvator.

„Mein guter Commissär!..." beharrte die Alte.

„Du lügst!" unterbrach aufs Neue Salvator. „Ich will Dir sagen, wer Du bist: Du bist die Mutter der Cagnote."

„Oh! Herr!" rief die Megäre erschrocken.

„Du bist Schuld, daß eine reizende junge Person, welche aus Irrthum an einen schändlichen Ort gebracht wurde und sich dort mit Deiner Tochter zusammenbefand, — die nicht aus Irrthum dahin gebracht worden war! — verfolgt von Deinen Zudringlichkeiten, von Dir denuncirt, von Dir entehrt, ihre Schande nicht überleben konnte und sich in die Seine stürzte!"

„Herr Commissär, ich betheure . . ."

„Erinnere Dich an Athenais," sprach gebieterisch Salvator, „und keine Lügen und falsche Eide mehr!"

Man hat nicht vergessen, daß Athenais der Name ist, den die Tochter des Trompeters Ponroy trug, ehe sie Salvator mit dem Namen Fragola getauft hatte. Dringen wir einst, wir wiederholen es, in die geheimnißvollen Falten des Lebens von Salvator ein, so werden wir darin aller Wahrscheinlichkeit nach die Spuren des Ereignisses finden, auf das der falsche Polizeicommissär in diesem Augenblicke anspielte.

Die alte Frau neigte die Stirne, als ob ihr der Felsen von Sisyphus auf das Haupt gefallen wäre.

„Antworte nun auf die Fragen, die ich an Dich richten werde," sagte Salvator.

„Herr Commissär . . ."

„Antworte, oder ich rufe zwei Männer und lasse Dich zu den Madelonettes führen."

„Ich antworte, ich antworte, Herr Commissär."

„Seit wann bist Du hier?"

„Seit dem Sonntag vor Fasten."

„Wann ist das von Herrn von Valgeneuse entführte Mädchen im Schlosse angekommen?"

„In der Nacht vom Faschingdienstag auf den Aschermittwoch."

„Hat ihr, seitdem sie im Schlosse angekommen ist, Herr von Valgeneuse erlaubt, daraus wegzugehen?"

„Nie!"

„Welche Art von Gewalt hat er angewandt, um sie am Weggehen zu verhindern?"

„Er hat sie bedroht, er werde ihren Geliebten der Entführung anklagen und zu den Galeeren verurtheilen machen."

„Und dieser Geliebte, wie heißt er?"

„Herr Justin Corby."

„Wie viel gab Dir Herr von Valgeneuse monatlich, um das entführte Mädchen zu bewachen?"

„Herr Commissär . . ."

„Wie viel gab er Dir?" wiederholte Salvator mit noch mehr gebietendem Tone.

„Fünfhundert Franken."

Salvator schaute umher und sah ein kleines Meuble, das die Form eines Secretärs hatte; er öffnete es und fand darin Papier, Tinte und Federn.

„Setze Dich an diesen Secretär," sagte er zu der Frau, „und schreibe die Erklärung, die Du mir so eben gemacht hast."

„Ich kann nicht schreiben, Herr Commissär."

„Du kannst nicht schreiben?"

„Nein, ich schwöre es Ihnen.“

Salvator zog ein Portefeuille aus seiner Tasche, suchte in diesem Portefeuille ein Papier, entfaltete es und hielt es der Hexe vor die Augen.

„Wenn Du nicht schreiben kannst,“ sagte er, „wer hat denn das geschrieben?“

„„Hast Du mir heute Abend nicht fünfzig Franken gegeben, so sage ich, wo meine Tochter Dich hat kennen lernen, und ich mache, daß man Dich aus Deinem Magazine jagt.

„„am 11. Nov. 1854.

„„**Die Glouette.**““

Das alte Weib blieb vernichtet.

„Du siehst, daß Du schreiben kannst,“ sagte Salvator zu ihr, „freilich schlecht, doch gut genug, daß Du dem Befehle gehorchst, den ich Dir wiederhole. Auf, schreibe die Erklärung, die Du mir so eben gemacht hast.“

Und er nöthigte die alte Frau, sich zu setzen, gab ihr die Feder in die Hände, und während der General leuchtete, präsidirte er der Abfassung folgenden Stückes, das sie mit einer abscheulichen Handschrift schrieb und mit Schreibfehlern besprenkelte, welche die Aechtheit des Autographons garantirten. — Wir wollen uns enthalten, die Fehler wiederzubringen, in der Ueberzeugung, es werde unseren Lesern genügen, den Text der Erklärung zu kennen.

„„Ich Unterzeichnete, Frau Brabançon, genannt die Glouette, erkläre, daß ich von Herrn Lorédan von

Valgeneuse am letzten Faschingsonntag in den Dienst genommen worden bin, um ein Mädchen Namens Mina zu bewachen, das er aus einem Pensionnat in Versailles entführt hatte. Ich erkläre überdies, daß das entführte Mädchen im Schlosse Viry in der Nacht vom Faschingdienstag auf den Aschermittwoch angekommen ist, daß sie dem Herrn Grafen gedroht hat, zu schreien, zu rufen, zu fliehen, daß sie aber der Herr Graf verhindert hat, etwas dergleichen zu thun, indem er ihr sagte, er habe die Mittel, ihren Geliebten auf die Galeeren zu schicken, und daß dieses Mittel war, ihn anzuzeigen, er habe ein minderjähriges Mädchen gewaltsam eingesperrt gehalten; er hatte sogar in seiner Tasche einen Vorführungsbefehl mit unausgefülltem Namen, den er ihr zeigte.

Unterz.: Frau **Brabançon**, genannt die Glouette.

Gegeben im Schlosse Viry, in der Nacht vom
23. Mai 1827.""

Wir müssen gestehen, daß Salvator einigen Antheil an der Abfassung dieses Stückes hatte, da es sich aber nicht einen Augenblick von der Wahrheit entfernte, so hoffen wir, unsere Leser werden, zu Gunsten der Absicht, die ihn so zu handeln bewog, ihm diesen mehr literarischen als moralischen Zwang verzeihen.

Salvator nahm die Erklärung, legte sie zusammen und schob sie in seine Tasche; dann wandte er sich gegen die Glouette um und sagte:

„So! nun kannst Du wieder zu Bette gehen."

Die Alte wäre lieber aufgeblieben; doch sie hörte

zu ihrer Linken Brasil dumpf knurren, und sie warf sich auf ihr Bett, wie sie sich in den Fluß gestürzt hätte, um einem wüthenden Hunde zu entgehen.

Die Zähne von Brasil schienen sie in der That noch mehr zu erschrecken, als die Schärpe des Commissärs; das war ganz einfach: es mußte ihr zwanzigmal in ihrem Leben begegnet sein, daß sie mit Gerichtsleuten zu thun hatte, während sie sicherlich, bei ihren entsetzlichsten Alpen, nie einen Hund von dieser mächtigen Gestalt gesehen hatte.

„Da nun," sprach Salvator, „da Du die Mitschuldige von Herrn von Valgeneuse bist, der unter der Anklage, ein minderjähriges Mädchen verführt und gewaltsam eingesperrt gehalten zu haben, — ein im Gesetze aufgeführtes Verbrechen, — verhaftet worden ist, so verhafte ich Dich und sperre Dich in diese Stube ein, wo Dich morgen der Herr Staatsanwalt verhören wird. Nur, da Du den Gedanken haben könntest, zu entwischen, mache ich Dich zum Voraus darauf aufmerksam, daß ich eine Schildwache auf diesem Boden und eine andere unten aufstelle, mit dem Befehle, auf Dich zu schießen, öffnest Du die Thüre oder das Fenster."

„Jesus Maria!" wiederholte zum zweiten Male die Alte, doch noch stärker zitternd beim zweiten Male, als beim ersten.

„Du hast gehört?"

„Ja, Herr Commissär."

„Hiemit gute Nacht."

Salvator ließ sodann den General vorausgehen, schloß von außen die Thüre doppelt und fügte bei:

„Ich stehe Ihnen dafür, General, sie rührt sich nicht: wir können auf eine ruhige Nacht zählen."

Und sich an den Hund wendend:

„Vorwärts, Brasil; wir haben erst die halbe Arbeit gethan."

XIV.

Discussion in Betreff eines Menschen und eines Pferdes.

Wir verlassen Salvator und den General unten an der Freitreppe und in dem Augenblicke, wo sie sich, Brasil voran, nach dem Teiche wenden; ihnen folgen hieße, wie man leicht begreift, uns auf einem Wege vertiefen, den wir schon ausgekundschaftet haben.

Werfen wir zuerst einen Blick auf Justin und auf Mina; dieser Blick wird uns ganz natürlich zu Herrn Lorédan von Valgeneuse zurückführen.

Als sie den Pistolenschuß hörten, blieben Justin und Mina, welche schon um zu fliehen ein paar Schritte querfeldein gemacht hatten, stehen; und während Mina, im Korne knieend, zu Gott betete, er möge Salvator vor jedem Uebel bewahren, klammerte sich Justin mit einem Sprunge an die Mauer an und wohnte dem Kampfe bei, der mit der Festnahme von Lorédan endigte.

Die zwei jungen Leute konnten also noch von fern das Pferd sehen, das, von den zwei Mohicanern geführt, Herrn von Valgeneuse wegbrachte. Sie schlossen sich fest an einander an, als sähen sie, nach=

dem sie den Donner lange über ihren Häuptern rollen gehört, endlich den Blitz hundert Schritte von sich einschlagen.

Sie verbeugten sich zum Zeichen des Dankes und sprachen zwischen zwei Küssen den Namen Salvator aus; alsdann entflohen sie, die schmalen Pfade suchend, wo sie den Fuß aufsetzen sollten, aus Furcht, die Kornblumen zu zertreten. Sie hatten eine Religion für diese reizende Blume der Felder, denn man erinnert sich, daß in einer Frühlingsnacht ähnlich der, deren durchsichtige Flügel um sie schauerten, Justin in einem Acker von Kornblumen und Feldmohn Mina entschlummert unter dem wachsamen Auge des Mondes, wie die kleine Fee der Ernte, gefunden hatte.

Auf einem etwas breiteren Pfade angelangt, konnten sie sich beim Arme nehmen und neben einander gehen; nach einigen Minuten befanden sie sich vor der Dickung, wo der Wagen verborgen stand.

Bernard erkannte Justin, und als er ihn in Begleitung eines Mädchens sah, fing er an das wahre Wort des Dramas, in welchem er eine Rolle spielte, zu begreifen. Er nahm ehrerbietig seinen mit Bändern geschmückten Hut ab, und sobald sich das Mädchen und sein Geliebter bequem in der Caleche festgesetzt hatten, machte er jenes Zeichen des Verständnisses, welches bedeutet: „Und nun, wohin gehen wir?"

„Straße nach dem Norden!" antwortete Justin.

Bernard schlug wieder den Weg ein, den er schon gemacht hatte, und der Wagen verschwand bald auf der Straße von Paris, die man ganz, von der Bar-

rière de Fontainebleau bis zur Barrière de la Villette, durchfahren mußte.

Wünschen wir eine glückliche Reise den zwei Kindern, lassen wir sie einander in ihre Herzen alle Freuden und alle Traurigkeiten ergießen, wovon das Herz von Jedem voll ist, und kehren wir zum Gefangenen zurück.

Herr von Valgeneuse in die Hütte eintreten machen war nicht die Schwierigkeit, welche die zwei Wächter aufhielt und sie träumerisch vor der Thüre verweilen ließ; wie aber das Pferd hineinbringen?

Die Hütte bestand aus einem einfachen Erdgeschoße von fünfzehn Fuß Länge und zwölf Breite, ohne Stall und Schoppen. Drei Menschen und ein Pferd wären in einem solchen Raume gewiß sehr beengt gewesen.

„Teufel!" rief Jean Taureau, „daran dachten wir nicht."

„Und Herr Salvator auch nicht," erwiederte Toussaint.

„Dummkopf!" versetzte Jean Taureau, „wie hätte er daran denken sollen?"

„Gut! denkt er nicht an Alles?"

„Da er nicht daran gedacht hat, so wollen wir daran denken," sprach Jean Taureau.

„Denken wir daran," sagte Toussaint.

Sie dachten daran; doch die Einbildungskraft war nicht der glänzendste Theil der zwei wackeren Leute.

„Im Ganzen ist der Fluß nicht fern," bemerkte Jean Taureau nach einem Augenblicke der Ueberlegung.

„Wie, der Fluß?"

„Gewiß!"

„Das Pferd ersäufen?"

„Das Pferd eines bösen Menschen!" sagte Jean Taureau mit Verachtung.

„Das Pferd eines bösen Menschen kann ein sehr redliches Pferd sein!" erwiederte sententiös Toussaint-Louverture.

„Das ist wahr . . . doch was thun?"

„Wenn wir es in die Auberge de la Grâce-de-Dieu führen würden?"

„Wie dumm bist Du, selbst für einen Auvergnat!"

„Du glaubst?"

„Begreife doch: der Wirth von der Grâce-de-Dieu wird, sieht er ihm Toussaint-Louverture oder Jean Taureau ein Herrenpferd bringen, fragen, wo der Herr des Pferdes sei. Was wirst Du ihm antworten? . . . Sprich, sprich! Hast Du ihm etwas zu antworten, so nimm das Pferd und führe es zur Grâce-de-Dieu."

Toussaint schüttelte den Kopf.

„Ich habe nichts zu sagen," erwiederte er.

„Dann schweige."

„Das thue ich."

Und Toussaint schwieg.

Es erfolgte ein neues Stillschweigen von einer Minute, das Jean Taureau zuerst brach.

„Höre, willst Du Eines thun?" sagte er zu Toussaint.

„Gewiß will ich es thun, wenn es thunlich ist."

„Schaffen wir zuerst den Particulier ins Haus hinein."

„Ja."

„Ist er einmal am Orte seiner Bestimmung, so nehme ich ihn auf mich."

„Ich würde ihn auch wohl auf mich nehmen, bei Gott! nicht er setzt uns in Verlegenheit, sondern sein Pferd."

„Bringe mich nicht aus der Fassung!"

„Gut! nun bringe ich ihn aus der Fassung!"

„Ist der Particulier einmal im Hause, so übernimmst Du das Pferd!"

„Ich übernehme es? . . . Nein, ich übernehme es nicht, da ich nicht weiß, was ich damit thun soll!"

„Warte doch! . . . Du übernimmst das Pferd und führst es zurück . . ."

„Wohin?"

„Nach dem Schlosse Viry, verstehst Du?"

„Halt! das ist im Ganzen wahr."

„Du hättest nie hieran gedacht!" sagte Jean Taureau, ganz stolz auf seine Einbildungskraft.

„Nein."

„Und Du findest den Gedanken gut?"

„Vortrefflich!"

„So machen wir den Particulier los," sagte Jean Taureau.

„Machen wir den Particulier los," erwiederte Toussaint-Louverture, der nur durch die Augen seines Freundes sah.

„Doch nein!"

„Machen wir ihn also nicht los."

„Doch ja!"

„Ah! ich verstehe nicht mehr," sagte Toussaint-Louverture, der sich nicht länger den Kopf zerbrach.

„Was Teufels brauchst Du denn zu verstehen?"

„Aber . . . um zu arbeiten . . ."

„Begnüge Dich damit, daß Du das Pferd hältst."

„Ja."

„Du sagst: „„Machen wir ihn los;"" gut! machen wir ihn mit einander los, so hält Niemand mehr das Pferd."

„Das ist wahr."

„Ist der Particulier losgebunden, so verhindert nichts das Pferd, wegzugehen."

„Das ist abermals wahr."

„Machen wir ihn also nicht los . . . Ich mache ihn allein los, und Du hältst mittlerweile den Vierfüßigen."

Vorwärts!" sagte Toussaint, indem er das Gebiß des Pferdes ergriff.

Jean Taureau fing damit an, daß er an die Weide ging, den Schlüssel daraus nahm und die Thüre der Hütte öffnete; sodann, da er gern klar bei der Sache sah, steckte er eine kleine Lampe an.

Sobald diese Vorbereitungen beendigt waren, band er den Gefangenen los und hob ihn herab, wie es ein Kind mit seinem Polichinelle thut.

„Nun, in Rotten links!" sagte Jean Taureau zu Toussaint, indeß er den Grafen ins Innere der Hütte trug.

Toussaint ließ sich den Befehl nicht zweimal wiederholen; ehe ihm sein Freund den Rücken zugewendet hatte, saß er auf dem Pferde, und war mit derselben Geschwindigkeit abgegangen, als hätte er den Preis der Stadt Paris am Ende des Rennens bekommen.

Als er an das Gitter des Schlosses kam, fand er es wieder geschlossen; er schickte sich an, die Mauer zu ersteigen, da machte sich das Knurren eines Hundes hörbar, und Brasil legte seine beiden Pfoten auf die eiserne Querstange.

„Gut!" sagte Toussaint in jenem auvergnatischen Patois, das Jean Taureau verachtete, „ist Roland hier, so kann Herr Salvator nicht fern sein."

In der That, fast in demselben Augenblicke glänzte ein Licht.

„Ah! ah!" rief eine Stimme, „Du bist es, Toussaint?"

„Ja, Herr Salvator, ich bin es," antwortete Toussaint ganz freudig. „Ich bringe Ihnen das Pferd zurück."

„Und der Mensch?"

„Ah! der Mensch ist in Sicherheit, denn er ist in den Händen von Jean Taureau. In jedem Falle, — seien Sie unbesorgt, — kehre ich dorthin zurück, Herr Salvator! Vier Hände sind mehr werth als zwei."

Und die Sorge, das Pferd in seinen Stall zurückzuführen, Salvator überlassend, ging Toussaint, sagen wir es zu seinem Lobe, mit einem solchen Schritte wieder ab, daß, wie er den Preis des Pferderennens streitig zu machen geschienen hatte, den Preis des Rennens zu Fuße hätte streitig machen können.

XV.

Wo Herr von Valgeneuse Gefahr läuft, und Jean Taureau Angst hat.

Sehen wir, was in der Hütte am Rande des Wassers während der Abwesenheit von Toussaint vorgefallen war.

Jean Taureau, nachdem er Lorédan von Valgeneuse in die Stube gebracht hatte, legte ihn provisorisch, gebunden wie eine Mumie, wie er war, auf einen langen nußbaumenen Tisch, der die Mitte der Stube einnahm und mit dem halb in eine Art von Alcoven zurückgeschobenen Bette das Hauptmeuble derselben bildete.

So gesehen, steif und ohne Bewegung, glich Herr von Valgeneuse einem Leichname, den man auf dem Tische eines Amphitheaters zu seciren im Begriffe ist.

„Werden Sie nicht ungeduldig, mein edler Herr,“ sagte Jean Taureau; „lassen Sie mir nur die Zeit, die Thüre zu schließen und einen Ihrer würdigen Sitz zu finden, und ich gebe Sie einer Halbfreiheit zurück.“

So sprechend, schloß Jean Taureau die Thüre mit dem Riegel und suchte nach seinem Ausdrucke, einen seines hohen Gefangenen würdigen Sitz.

Herr von Valgeneuse antwortete nicht; doch Jean Taureau gab nicht Acht auf sein Stillschweigen, das er Anfangs natürlich fand.

Während er mit dem Fuße einen hinkenden Sche-

mel, der melancholisch in einer Ecke der Stube stand, an sich zog, fuhr Jean Taureau fort:

„Bei meiner Treue, mein junger Herr, wir sind hier nicht im Palaste der Tuilerien, und man muß sich mit diesem Gegenstande da begnügen."

Er rückte den Schämel an die Wand, legte einen Pfropf unter den zu kurzen Fuß, wie man einen Absatz einem Schuh beifügt, um ein Bein zu verlängern, und kam zu dem Gefangenen zurück, der immer unbeweglich auf seinem Tische lag.

Er nahm ihm zuerst den Knebel ab.

„So!" sagte er, „das wird Ihnen ein wenig athmen helfen!"

Doch zum großen Erstaunen von Jean Taureau ließ der Graf nicht das geräuschvolle Athmen vernehmen, das jeder Mensch, der seine Freiheit oder wenigstens den Gebrauch der Sprache wiedererlangt, hören läßt.

„Nun, mein edler Herr," sagte der Zimmermann mit seinem sanftesten Tone.

Lorédan antwortete aber nicht.

„Wir schmollen, Herr Graf?" fragte Jean Taureau, der die Stricke von den Armen loszubinden anfing.

Der Gefangene behauptete fortwährend das beharrlichste Stillschweigen.

„Spiele den Todten, spiele den Todten, das steht Dir wohl frei," sagte Jean Taureau, indem er vollends die Knoten löste, welche die Hände hielten.

„So, stehen Sie nun auf, wenn es Ihnen beliebt, gnädigster Herr!"

Herr von Valgeneuse rührte sich eben so wenig als ein Klotz.

„Ah!" sagte Jean Taureau, „glauben Sie etwa, ich werde Sie in Gängelbänder legen und Sie gehen machen, wie es eine Amme bei ihrem Säuglinge thut? Nein, ich danke! ich habe heute Abend genug gearbeitet."

Doch der Graf gab kein Lebenszeichen von sich.

Jean Taureau blieb stehen und schaute von der Seite den Gefangenen an, der unbeweglich und stumm im Schatten lag.

„Teufel! Teufel!" sagte er, beunruhigt durch dieses völlige Stillschweigen: „sollten wir ein wenig das Auge verdreht haben, um unserem Freunde Jean Taureau Mühe zu machen?"

Und er nahm die Lampe und hielt sie ans Gesicht von Herrn von Valgeneuse.

Die Augen des jungen Mannes waren geschlossen, sein Gesicht war bleich; von seiner Stirne rieselten Tropfen kalten Schweißes.

„Gut!" sagte Jean Taureau, „ich habe die Mühe gehabt, und er schwitzt nun! . . . Ein sonderbarer Bursche, der Particulier!"

Doch die Todesblässe, welche das Gesicht des Grafen bedeckte, wahrnehmend, murmelte er:

„Bei meiner Treue! ich befürchte, er spielt den Todten aus einem guten Grunde."

Und Jean Taureau rüttelte und schüttelte seinen Gefangenen in allen Richtungen. Dieser ließ sich rütteln und schütteln wie ein Leichnam.

„Sacredi!" rief Jean Taureau, indem er den Grafen mit großen Augen anschaute. „Sacredi! sollten

wir ihn erstickt haben, ohne es absichtlich zu thun?... Nun wohl, Herr Salvator wird zufrieden sein! — Abscheulicher Mensch! diese Reichen machen nie etwas wie die Andern."

Jean Taureau blickte umher und entdeckte in der Ecke der Stube einen ungeheuren Krug voll Wasser.

„Ah!" sagte er, „das suchte ich gerade!"

Er ging auf den Krug zu, hob ihn auf, stieg auf einen Schemel, der beim Tische war, und bildete durch die Neigung des Gefäßes eine Cascade von vier bis fünf Fuß, die bei der Stelle ihres Falles das Gesicht von Herrn von Valgeneuse traf.

Die ersten Tropfen schienen keine Wirkung auf den Grafen hervorzubringen; anders war es aber bei den zweiten.

Bei dem Wasserstrahle, der auf den Kopf ging, bei der Berührung dieser eiskalten Douche, stieß Herr von Valgeneuse einen Seufzer aus, einen Seufzer, der Jean Taureau beruhigte, welcher zahlreiche Schweißtropfen auf seiner Stirne zu fühlen anfing.

„Ah! Sacredi," rief er geräuschvoll athmend, als hätte man ihm eine Last von fünfhundert Pfund von der Brust genommen, „Sie haben mir schön Angst gemacht, Herr, dessen können Sie sich wohl rühmen!"

Er stieg vom Schemel herab, stellte den Krug an seinen Platz und näherte sich wieder seinem Gefangenen.

„Ah," sagte er zu ihm mit einer spöttischen Miene, die bei ihm mit der Gewißheit, der Graf sei nicht todt, wiedergekommen war, „wir haben also

ein hübsches kleines Bad genommen? . . . Nun muß es besser gehen, edler Herr?"

„Wo bin ich?" fragte Lorédan, wie es, ich weiß nicht warum, nach ihrer Ohnmacht alle Personen fragen, welche zum Leben zurückkehren.

„Sie sind in der Stube eines ergebenen Freundes," antwortete Jean Taureau, während er die Stricke losmachte, welche noch die Beine des Gefangenen banden, „und wollen Sie von Ihrem Piedestal herabsteigen und sich setzen, so steht dies Ihnen vollkommen frei."

Herr von Valgeneuse ließ sich die Einladung nicht wiederholen: er glitt vom Tische herab und stand; doch seine erstarrten Beine konnten ihn nicht tragen: er schwankte.

Jean Taureau nahm ihn in seinen Armen auf, führte ihn zum Schemel und lehnte ihn an die Wand an.

„Sind Sie gut so?" fragte Jean Taureau, indem er sich auf seine Absätze niederhockte, um das Niveau seines Kopfes in das des Kopfes von Herrn von Valgeneuse zu setzen.

„Und nun," fragte verächtlich der Graf, „was wollt Ihr aus mir machen?"

„Meine vertrauteste Gesellschaft, Herr Graf... die meinige und die eines auf eine Viertelstunde abwesenden Freundes, der bald zurückkommen muß."

Als Jean Taureau diese Worte sprach, klopfte man auf eine gewisse Art an die Thüre.

Jean Taureau kannte diese Art, zu klopfen; er öffnete folglich, und man sah Toussaint-Louverture erscheinen, dessen schwarzes, nun mit weißen Flecken

gesprenkeltes Gesicht, — ein durch den Schweiß, der von seiner Stirne troff, verursachtes Phänomen, — auf Herrn von Valgeneuse die Wirkung des tättowirten Gesichtes eines Indianers machte.

„Ist es gethan?" fragte Jean Taureau seinen Freund.

„Es ist gethan," antwortete Toussaint.

Und sich gegen Herrn von Valgeneuse wendend, sagte er:

„Meinen Gruß der Gesellschaft!"

Sodann zu Jean Taureau:

„Warum bist Du so naß?"

„Ah! sprich mir nicht davon," erwiederte Jean Taureau, die Achseln zuckend; „seit Deinem Abgange bin ich ausschließlich beschäftigt, diesen edlen Herrn zu besprengen."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Toussaint, der durchaus keinen Scharfsinn besaß.

„Ich will damit sagen, daß der Herr sich unwohl befunden hat," fügte Jean Taureau mit Verachtung bei.

„Unwohl befunden?" wiederholte Toussaint in demselben Tone.

„Mein Gott, ja."

„Und zu Ehren welches Heiligen?"

„Unter dem Vorwande eines erbärmlichen Knebels, den wir ihm auf den Mund gelegt haben."

„Unglaublich!" rief der Kohlenbrenner.

Mittlerweile schaute Herr von Valgeneuse den zwei Männern ins Gesicht, und ohne Zweifel war die Inspection nicht beruhigend, denn sein, schon

halb geöffneter, Mund schloß sich wieder, ohne ein Wort vorzubringen.

In der That, die Miene von Toussaint und Jean Taureau war ein wenig zurückstoßend; und hätte Herr von Valgeneuse die geringste Velleität zu fliehen gehabt, der Anblick allein des vor ihm stehenden Colossen hätte ihn rasch auf dieses gefährliche Vorhaben verzichten gemacht.

Er begnügte sich also für den Augenblick damit, daß er das Haupt neigte und überlegte.

XVI.

Wein von unserem Gewächse.

Indeß der Graf überlegte, ging Jean Taureau an einen Schrank, öffnete ihn, zog eine Flasche und zwei Gläser heraus und stellte sie auf den Tisch; jedoch wahrnehmend, daß sie zu drei waren, machte er eine zweite Reise nach dem Schranke und brachte ein drittes Glas zurück; nur brachte er dieses dritte Glas erst, nachdem er es ausgespült und mit der größten Sorgfalt abgetrocknet hatte; dann stellte er es auf den Tisch vor Herrn von Valgeneuse und beinahe in den Bereich seiner Hand.

Hierauf winkte er Toussaint-Louverture, sich zu setzen, setzte sich selbst, hob den Hals der Flasche über das Glas seines Gefangenen empor, und sprach mit aller Höflichkeit, der er fähig war:

„Mein Edelmann, man ist Gefangenwärter, doch

man ist nicht Henker. Sie müssen eben so sehr Durst haben, als wir; wollen Sie ein Glas Wein annehmen?"

„Ich danke!" antwortete Herr von Valgeneuse laconisch.

„Ohne Umstände, mein junger Herr!" fuhr Jean Taureau fort, der immer die Flasche emporhielt.

„Ich danke!" sagte zum zweiten Male und noch trockener als das erste Mal Herr von Valgeneuse.

„Nach Ihrem Belieben, mein Herr!" erwiederte Jean Taureau mit dem Ausdrucke, der ihm eigenthümlich war, wenn man seine Oberhaut unangenehm gekitzelt hatte.

Dann füllte er das Glas von Toussaint, statt das des Grafen zu füllen, und sprach:

„Auf Deine Gesundheit, Toussaint!"

„Auf Deine Gesundheit, Jean!" antwortete dieser.

„Auf den Tod der Schlechten!"

„Auf das Leben der Braven!"

Der Gefangene schauerte, als er den energischen Toast von diesen zwei entschlossenen Männern aussprechen hörte.

Jean Taureau leerte den Inhalt seines Glases auf einen Zug, setzte dann das Glas ungestüm auf den Tisch und sagte:

„Bei meiner Seele, das thut wohl, wo das durchkommt . . . Ich hatte Durst."

„Ich auch," fügte Toussaint der Bewegung nachahmend bei.

„Noch eine Runde, Toussaint!"

„Noch eine Runde, Jean!"

Und, diesmal ohne einen Toast auszubringen, leerte jeder sein Glas Wein auf einen Zug.

Diese Geschwindigkeit des Verschlingens gab Herrn von Valgeneuse eine Idee ein; er wartete auf eine Gelegenheit, sie zu benützen; diese Gelegenheit bot sich bald.

Jean Taureau hatte sich gegen den Gefangenen umgedreht, und da er an ihm ein minder verdrießliches Gesicht wahrzunehmen glaubte, so sagte er, der von Natur gut war, wie alle starke Leute:

„Sie haben sehr Unrecht, gegen Ihren Leib zu trotzen ... Zum zweiten und zum letzten Male, mein Edelmann: ich gebe mir die Ehre, Ihnen ein Glas Wein anzubieten: gefällt es Ihnen, es anzunehmen?“

„Sie bieten es mir auf eine so artige Weise an, mein Herr,“ antwortete der Graf, „daß es mir leid ist, es Ihnen ein erstes Mal abgeschlagen zu haben.“

„Das thut nichts, es ist noch Zeit, die Sache wieder gut zu machen. So lange sich Wein in der Flasche und in den Flaschen im Schranke befindet, können Sie sich eines Andern besinnen.“

„Dann nehme ich an!“ sprach der Graf.

„So ist es gut, Herr!“ sagte Jean Taureau mit einem treuherzigen Wesen, während er das Glas des Grafen bis an den Rand füllte.

Alsdann sich an seinen Gefährten wendend:

„Eine andere Flasche, Toussaint.“

Und nun war die Reihe am Kohlenbrenner, an den Schrank zu gehen und eine Flasche zu holen.

Jean Taureau nahm sie ihm aus den Händen, als befürchtete er seine Unerfahrenheit, und füllte die zwei leeren Gläser.

Dann ergriff er sein Glas, winkte Toussaint, dasselbe zu thun, und sprach:

„Auf Ihre Gesundheit, Herr Graf!“

„Auf die Ihre, Herr!“ wiederholte Toussaint.

„Auf die Ihrige, meine Herren!“ antwortete Lorédan, der eine ungeheure Vergünstigung zu gewähren glaubte, wenn er den Titel meine Herren den zwei Mohicanern gab.

Als dieser Toast ausgebracht war, leerten alle Drei ihre Gläser: Jean Taureau und Toussaint-Louverture auf einen Zug, Herr von Valgeneuse langsam und drei bis vier Mal wiederansetzend.

„Ei!“ sagte Jean Taureau, indem er seine Zunge schnalzen ließ, „ich will Ihnen diesen Wein nicht für alten Macon *) oder für Bordeaux-Laffitte ausgeben; doch Sie kennen das Sprüchwort: „„Das schönste Mädchen der Welt kann nur geben, was es hat.““

„Oh! ich bitte um Verzeihung,“ erwiederte Lorédan, der sich sichtbar anstrengte, um das Gespräch zu unterhalten, und besonders, um sein Glas vollends zu leeren, „dieser Wein ist durchaus nicht schlecht; es ist Landwein.“

„Gewiß ist es Landwein!“ rief Toussaint-Louverture; „als ob es Wein gäbe, der nicht vom Lande wäre!“

„Mein lieber Freund,“ bemerkte Jean Taureau, „es gibt vor Allem den, welchen man in Paris fabricirt; doch das ist es nicht, was der Herr Graf zu sagen uns die Ehre erweist. Landwein bedeutet Wein, der im Lande, wo man sich befindet, geerntet worden ist.“

---

*) Eine Sorte Burgunder.

„Wein von unserem Gewächse, wenn Sie lieber wollen, mein Freund," sprach liebreich der junge Mann.

„Oh! von unserem Gewächse!" sagte Jean Taureau, „das ist er, und er schämt sich dessen nicht."

„Ich glaube wohl," versetzte spöttisch lächelnd Toussaint-Louverture, der im Fluge den Scherz seines Freundes Jean Taureau aufgriff: „er ist weiß!"

„Und ich füge bei," fuhr der Zimmermann fort, „wenn ich ein Gelübde zu thun habe, so ist es das, nie einen schlechteren zu trinken."

„Ich thue dasselbe Gelübde wie mein Freund," sagte Toussaint-Louverture sich verbeugend, nicht vor dem Grafen, sondern vor der Gottheit, an die er sein Gelübde richtete.

„Ich habe zu wenig getrunken, um eine richtige Meinung zu haben," sprach Herr von Valgeneuse.

„Oh! darauf soll es uns nicht ankommen, mein Edelmann," erwiederte Jean Taureau aufstehend; „es sind noch ein Fünfzig ähnliche Flaschen im Schranke, wenn Ihnen davon beliebt."

„Ich sehe nur dieses Mittel, um die paar Stunden, die wir beisammen zu bleiben haben, heiter zuzubringen," sprach der Gefangene, „und ist diese Ergötzlichkeit nach Ihrem Geschmacke, so bin ich Ihr Mann."

„Sprechen Sie offenherzig?" fragte Jean Taureau sich umwendend.

„Sie sollen sehen," erwiederte entschlossen Herr von Valgeneuse.

„Bravo!" rief Toussaint; „das ist ein Gefangener, wie ich die Gefangenen liebe!"

Jean Taureau ging an den Schrank und kam bewaffnet oder geschmückt, wie man will, mit acht Flaschen von der schönsten Halsgestalt zurück.

Lorédan lächelte, als er die zwei Mohicaner so naiv in die Falle gehen sah, die er ihnen stellte, welche Falle natürlich schon von unsern Lesern errathen worden ist.

Es war in der That eine ziemlich gute Combination, zwei Männer, die den Wein liebten, trinken machen, nichts konnte leichter sein; sie trinken machen, bis sie die Vernunft verloren, nichts konnte noch leichter sein.

Lorédan, als er einmal hiezu entschlossen war: reichte muthig sein Glas dar und trank so freundlich und artig als nur immer möglich.

Man leerte auf diese Art zwei Flaschen, und Herr von Valgeneuse fand den Wein so gut, daß er zwei weitere Flaschen entpfropfen ließ.

„Ah! Sie gehen tüchtig zu, mein Kamerad!" sagte Jean Taureau, der, als er sah, daß sein Gefangener so gut trank als er, sich mit ihm vertraulich zu machen und den Grafen als seines Gleichen zu behandeln anfing.

„Ei! man geht, wie man kann," erwiederte Valgeneuse mit einer scheinbaren Treuherzigkeit.

„Trauen Sie nicht, mein Edelmann," bemerkte Jean Taureau: „das ist ein verrätherischer Wein."

„Glauben Sie?" fragte der Gefangene mit einer Miene des Zweifels.

„Oh! dafür stehe ich!" sagte Toussaint-Louverture, indem er die Hand aufhob, als ob er einen Eid schwüre. „Habe ich nur drei Flaschen davon

getrunken, dann gute Nacht Gesellschaft! ich gehe, es ist Niemand mehr da."

„Bah!" machte Valgeneuse, immer mit einer Miene des Zweifels, „ein Bursche wie Sie?"

„So wahr ich die Ehre habe, es Ihnen zu sagen," antwortete Toussaint. „Ich gehe auf drei, auf drei und eine halbe. Er, Jean Taureau, der ein Coloß ist, geht auf vier; doch beim letzten Glase, Patsch! der gesunde Verstand zieht aus, mein guter Mann wird wüthend, und er zerschmettert aller Welt die Rippen! — Nicht wahr, Jean?"

„Man sagt es," erwiederte einfach der Coloß.

„Und Du, Du beweisest es."

Dieser letzte, übrigens für Herrn von Valgeneuse sehr belehrende, Aufschluß ließ den Gefangenen in einer ziemlich nahen Zukunft so gefährliche Chancen erschauen, daß dieser, als er die siebente Flasche entpfropfen sah, die Hand über seinem Glase ausstreckte und sagte:

„Ich danke! ich habe genug getrunken."

Jean Taureau hob den Hals der Flasche empor und schaute Herrn von Valgeneuse starr an.

XVII.

Wo Herr von Valgeneuse förmlich erklärt, er könne weder singen, noch tanzen.

Der Blick von Jean Taureau hatte den wilden Ausdruck, den gewissen Physiognomien ein Anfang von Trunkenheit gibt.

„Ah!“ sagte er, „Sie haben genug getrunken?“

„Ja,“ antwortete Lorédan, „ich habe keinen Durst mehr.“

„Gut! als ob man nur tränke, so lange man Durst hat. Tränke man nur, so lange man Durst hat, so würde man nie mehr als ein paar Flaschen trinken.“

„Toussaint,“ sagte Jean Taureau, „es scheint, der Herr kennt das Sprüchwort nicht, ein doch wohl bekanntes Sprüchwort!“

„Welches Sprüchwort?“ fragte Lorédan.

„„Ist der Wein gezogen, so muß man ihn trinken...““ Um so mehr wenn die Flasche entpfropft ist . . .“

„Nun?“ sagte Lorédan.

„Nun, Sie müssen sie leeren.“

Lorédan reichte sein Glas dar.

Jean Taureau füllte es.

„Nun Dir,“ sagte er, indem er den Hals der Flasche gegen seinen Freund wandte, wie ein Artillerist die Mündung einer Kanone gegen den Ort wendet, den er angreifen will.

„Nur immer lustig zu!“ rief Toussaint, vergessend, er werde, da er nicht an einem seiner guten Tage war, der Aufregungen wegen, die er erlitten hatte, durch dieses letzte Glas Wein das Maß nicht nur voll, sondern sogar überströmen machen.

Und rasch sein Glas leerend, stimmte er irgend ein Trinklied an, von dem die Anwesenden kein Wort verstehen konnten, da es in auvergnatischem Patois war.

„Stille!" rief Jean, ehe die erste Strophe beendigt war.

„Warum Stille?" fragte Toussaint.

„Weil man hieran sehr viel Geschmack in der Hauptstadt der Auvergne finden mag, während es in Paris und in der Bannmeile durchaus nicht geschätzt wird."

„Das ist doch ein hübsches Lied*)!" sagte Toussaint.

„Ja, ein anderes ist mir aber lieber . . . Ich ziehe zum Beispiel das vor, das der Herr Graf singen wird."

„Wie, das, welches ich singen werde?" rief Lorédan.

„Allerdings! Sie müssen hübsche Lieder können, wie mein Freund Toussaint-Louverture sagt."

Und Jean Taureau lachte mit jenem blödsinnigen Gelächter, das der Vorläufer des Rausches ist.

„Sie irren sich, mein Herr," entgegnete kalt Valgeneuse, „ich kann keine."

„Sie können nicht einmal so ein armselig' Trinklied?" beharrte Jean Taureau.

„Oh! Trinklied oder Eßlied, gleichviel!" sagte Jean Taureau; „ich würde lieber essen, als trinken, weil ich anfange mehr Hunger, als Durst zu haben."

„Sind wir dabei, Kamerad?" fragte Jean Taureau, der sich anschickte, den Tact mit einer Hand in der andern zu schlagen.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht nur kein Lied

---

*) Cholie chanson.

weiß," sagte Herr von Valgeneuse ein wenig erschrocken über den Ton, mit dem Jean Taureau diese Bitte an ihn richtete, „sondern daß ich auch nicht singen kann."

„Sie nicht singen können?" versetzte Toussaint, der, weil es ihm sein Freund zum Vorwurfe machte, daß er Auvergnatisch spreche, sich diesem Vorwurfe dadurch zu entziehen suchte, daß er Negerisch sprach; „ich glaube Ihnen nicht."

„Ich betheure, daß ich nicht singen kann," wiederholte Lorédan. „Ich bedaure es, da Ihnen das unangenehm sein dürfte; doch das übersteigt meine Mittel."

„Das ist ärgerlich," sprach Jean Taureau mürrisch, „denn es hätte Sie einen Augenblick belustigt, und mich auch."

„Dann bedaure ich es doppelt," erwiederte Valgeneuse.

„Ah!" machte Toussaint.

„Was?"

„Eine Idee!"

„Geck!"

„Wenn ich aber eine Idee habe!" beharrte Toussaint.

„Sage sie, Deine Idee."

„Da dieser junge Herr nicht singen kann oder nicht singen will," fuhr Toussaint fort, ohne sich entmuthigen zu lassen, „so muß er tanzen können, nicht wahr, Freund Jean?"

Alsdann wandte er sich gegen Lorédan um und sprach mit einer weinschweren Stimme:

„Auf! tanzen Sie uns etwas, Herr Graf."

„Wie, ich soll Ihnen etwas tanzen?" entgegnete Valgeneuse. „Sind Sie Narren?"

„Warum Narren?" fragte Toussaint.

„Tanzt man nur so ohne Grund?"

„Gut!" sagte Toussaint, „man tanzt nicht ohne Grund: man tanzt, um zu tanzen. Als ich auf dem Lande war, tanzte ich jeden Augenblick."

„Die Bourrée?"

„Ja, die Bourrée . . . Wollen Sie nicht die Bourrée preisgeben?"

„Nein; wie vermag ich die Bourrée zu tanzen, da ich sie nicht kann?"

„Ich sage nicht, Sie sollen eher einen Tanz tanzen, als einen andern," erwiederte Toussaint. „Tanzen Sie die Gavotte, wenn Sie wollen, aber tanzen Sie etwas. — Nicht wahr, Jean, der Herr Graf muß etwas tanzen?"

„Ich würde mit Vergnügen den Herrn Grafen tanzen sehen . . ."

„Hören Sie, edler Herr?"

„Aber . . ."

„Lassen Sie doch Ihren Freund vollenden; Sie sehen, daß ein aber dabei ist," sagte Lorédan.

„Aber," fuhr in der That Jean Taureau fort, „um zu tanzen, braucht man Musik."

„Natürlich, und Herr Jean Taureau hat Recht!" rief Valgeneuse, der mit Schrecken dachte, wäre der Coloß derselben Meinung wie sein Gefährte, so würde er gezwungen, einen Pas zum Vergnügen der zwei Mohicaner zu tanzen.

„Ist es denn so schwierig, Musik zu machen?"

fragte Toussaint, der durch den Wein zugleich halsstarrig und erfindsam wurde.

„Ich weiß nicht, ob das schwierig ist,“ erwiederte naiv Jean Taureau, „da ich es nie versucht habe, solche zu machen; ich glaube indessen, daß man, um irgend eine Musik zu machen, vor Allem ein Instrument braucht; — nicht wahr, Herr Graf?“

„Ei! allerdings,“ antwortete Lorédan die Achseln zuckend.

„Wie! ein Instrument?“ versetzte Toussaint. „Wir haben Alle ein Instrument auf dem Daumen.“

Und so sprechend rundete Toussaint seine dicke schwarze Hand in Form eines Waldhorns, dessen Mundstück der Daumen bildete, hielt dieses Mundstück an seine Lippen und fing an den König Dagobert zu blasen.

Alsdann wandte er sich an Jean Taureau und fragte:

„Ist das nicht ein hübsches Instrument?“

„Ja,“ antwortete Jean Taureau, der starrköpfig bei seiner Opposition blieb, „doch für die Jagd, nicht für den Tanz.“

„Das ist wahr,“ sprach Toussaint, da er sich leicht in Einwendungen ergab, wenn er sie gerecht fand; „singt man aber nicht, tanzt man aber nicht, so wollen wir trinken.“

„Nun, meinetwegen!“ rief eiligst Herr von Valgeneuse, „ja, trinken wir!“

Doch er beeilte sich zu sehr, und sagte es mit einem zu großen Gefühle des Verlangens, das er hegte, nicht selbst zu trinken, sondern seine zwei Gefährten trinken zu machen. Jean Taureau schaute

ihn an, allerdings ohne noch den Plan von Herrn von Valgeneuse recht zu begreifen: der brave Mann vermuthete nicht, der Wein könnte je ein Gift werden, dennoch aber witterte er eine Gefahr, und er stellte die Flasche, die er schon beim Halse gefaßt hatte, um Toussaint einzuschenken, wieder auf den Tisch und sagte:

„Nein, Du hast genug getrunken, Toussaint!“

„Man hat nie genug getrunken, mein Freund Jean.“

„Das ist im Allgemeinen wahr,“ sprach der Zimmermann, „doch heute ist es falsch.“

„Aber,“ bemerkte der Gefangene, „Sie haben mich herausgefordert, und ich habe nicht darauf verzichtet, zu trinken.“

„Sie, mein Edelmann,“ erwiederte Jean Taureau, indem er ihn schief anschaute, „das ist etwas Anderes, Ihnen steht es frei, vollauf zu trinken, wenn das Ihre Laune ist . . . ich habe Ihnen gesagt, es seien noch vierzig Flaschen im Schranke. Reichen Sie Ihr Glas.“

Lorédan reichte sein Glas, und Jean Taureau füllte es bis zu zwei Dritteln; dann stellte er die Flasche wieder auf den Tisch.

„Aber Sie . . .?“ fragte Herr von Valgeneuse.

„Ich?“ antwortete Jean Taureau; „ich habe genug getrunken. Toussaint hat Ihnen gesagt, ich werde schlimm, wenn ich ein Glas Wein im Kopfe habe; er hat Recht, ich will nicht mehr trinken.“

„Noch ein Glas, um mir Bescheid zu thun,“ erwiederte Valgeneuse, der nicht das Ansehen haben wollte,

als begriffe er die Ursache der Mäßigkeit von Jean Taureau, obschon er sie sehr wohl begriff.

„Sie wollen es?“ sagte der Zimmermann, den Grafen starr anschauend.

„Ich wünsche es.“

„Gut,“ sprach der Coloß, und er goß sich ein neues Glas Wein ein.

„Und ich?“ fragte Toussaint.

„Du nicht! . . .“ antwortete Jean Taureau brutal.

„Warum ich nicht?“

„Weil ich beschlossen habe, daß Du nichts mehr trinken sollst.“

Toussaint ließ ein dumpfes Knurren vernehmen, wich zwei Schritte zurück, beharrte aber nicht weiter auf seinem Verlangen.

Alsdann hob Jean Taureau sein Glas bis zur Höhe seiner Lippen empor und sagte:

„Auf Ihre Gesundheit!“

„Auf die Ihrige!“ antwortete Herr von Valgeneuse.

Das Glas von Jean Taureau war nicht ganz voll, er konnte also durch den leeren Kreis den Gefangenen beobachten: er sah ihn sein Glas ganz mit seiner Hand umhüllen, es rasch an seine Lippen setzen und es wieder auf den Tisch stellen, nachdem er eine seltsame Bewegung gemacht hatte.

Zu gleicher Zeit fühlte der Zimmermann an seinen Füßen eine Art von Kühle, als ob er sie in einer Wasserlache hätte.

Er hob den Fuß auf und betastete ihn mit der Hand: sein Schuh troff.

Da nahm er eine Lampe, bückte sich gegen die Erde, stellte die Lampe wieder auf den Tisch und sprach, indem er mit aufgehobener Faust gegen den Gefangenen vorrückte:

„Man muß gestehen, Sie sind eine tüchtige Canaille!"

Toussaint Louverture stürzte hinzu, packte mit beiden Händen die Faustgelenke des Zimmermanns und rief:

Ah! ich sagte es Ihnen zum Voraus, er trinke einen schlimmen Wein . . . Sie wollten mir nicht glauben! nun ziehen Sie sich heraus, wie Sie können."

XVIII.

Wo Jean Taureau und Toussaint Louverture eine Gelegenheit finden, ihr Glück zu machen, und es nicht machen.

Herr von Valgeneuse hatte sich schon in Vertheidigungsstand gesetzt: er hatte mit jeder Hand eine Flasche ergriffen, und wartete, bis Jean Taureau in seinem Bereiche wäre, um sie ihm am Kopfe zu zerschmettern.

Jean Taureau bückte sich, nahm einen Schemel beim Fuße und machte einen Schritt gegen Herrn von Valgeneuse.

„Aber was hat er denn gethan?" fragte Toussaint.

„Schau' unter den Tisch," antwortete Jean Taureau.

Toussaint nahm auch die Lampe und schaute.

„Ah!“ rief er, als er den Backstein sah, der durch den weißen Wein durchschien, „Blut!“

„Blut?“ sagte Jean Taureau, „wenn es nur Blut wäre, das wäre nichts; mit Brod macht man wieder Blut; doch den Wein, man macht ihn nur mit Trauben, und der Weinstock ist in diesem Jahre erfroren.“

„Wie! seinen Wein hat er ausgeschüttet?“ rief Toussaint im Tone des heftigsten Zornes.

„Seinen Wein!“

„Ah! dann ist er, wie Du sagst, ein Elender! Schlag' ihn nieder!“

„Ich wartete auf Deine Erlaubniß, Toussaint,“ sagte Jean Taureau, indem er mit seinem Aermel seine vom Schweiße des Zornes rieselnde Stirne abzuwischen suchte.

„Sie haben gehört, daß ich Ihnen, wenn Sie noch einen Schritt thun, die Hirnschale zerschmettere,“ rief Herr von Valgeneuse.

„Ah! es ist noch nicht genug Wein vergossen! Sie wollen noch die Flaschen zerbrechen?“ sagte Jean Taureau; „denn die Flasche werden Sie zerbrechen, und nicht meinen Schädel, das bemerke ich Ihnen zum Voraus.“

„Schlage doch, Jean!“ rief Toussaint; „warum schlägst Du denn nicht?“

„Weil ich vernünftig geworden bin,“ antwortete Jean Taureau, „und ich hoffe, der Herr Graf wird es auch werden.“

Sodann mit einer festen, vollkommen ruhigen Stimme:

„Nicht wahr, Herr von Valgeneuse, Sie lassen diese zwei Flaschen los, wie?"

Herr von Valgeneuse faltete die Stirne; sein Stolz kämpfte einen furchtbaren Kampf mit seiner Vernunft.

„Nun," fragte Jean Taureau, „lassen wir sie los? lassen wir sie nicht los?"

„Oh! Jean," brüllte Toussaint, „ich kenne Dich nicht mehr."

„Lassen wir los? Nun!" fuhr Jean Taureau fort, „eins, zwei . . . Nehmen Sie sich in Acht, oder ich zähle die drei auf Ihrem Kopfe!"

Lorédan ließ die Arme sinken und stellte sachte die Flaschen auf den Rand des Kamins.

„Es ist gut, und nun wollen wir uns ganz artig wieder an unsern ersten Platz setzen."

Lorédan bedachte wahrscheinlich, das beste Mittel, ein wildes Thier zu bändigen, sei, es nicht zu reizen. Dem zu Folge gehorchte er kalt dem zweiten Befehle, wie er dem ersten gehorcht hatte.

Sodann hatte sich wohl eine neue Combination in seinem Geiste gebildet, und er war entschlossen, ein Mittel zu gebrauchen, das ihm mehr Chance gab, als die Stärke.

„Toussaint, mein Freund," sagte Jean Taureau, „bringe diese zwei Flaschen wieder in den Schrank zurück und schließe sie mit dem Schlüssel ein. Sie hätten nie herauskommen sollen."

Toussaint vollzog das Commando.

„Und nun, Herr Graf," sprach Jean Taureau, indem er den Schlüssel aus den Händen seines Kameraden nahm, „gestehen Sie Eines . . ."

„Was?“ fragte der Graf.

„Sie wollten uns trinken machen, bis wir die Vernunft verloren hätten, und unsern Rausch benützen, um zu entwischen.“

„Sie haben wohl Ihre Stärke benützt, um mich zu Ihrem Gefangenen zu machen,“ erwiederte ziemlich logisch Herr von Valgeneuse.

„Unsere Stärke, ja; doch wir haben nicht die List angewandt: wir haben nicht zuerst mit einander getrunken, um nachher zu verrathen. Hat man mit einander getrunken, das ist heilig!“

„Nehmen wir an, ich habe Unrecht gehabt,“ sagte Herr von Valgeneuse.

„Seinen Wein ausschütten,“ brummte Toussaint hierauf zurückkommend, „den Wein des guten Gottes!“

„Der Herr Graf hat zugestanden, er habe Unrecht gehabt,“ bemerkte Jean Taureau, „sprechen wir nicht mehr davon.“

„Wovon werden wir dann sprechen?“ sagte traurig der Kohlenbrenner. „Vor Allem ich: trinke ich nicht, spreche ich nicht, so laufe ich Gefahr, einzuschlafen.“

„Oh! schlafe ein; ich für meinen Theil stehe dafür, daß ich nicht schlafe.“

„Nun wohl,“ sagte Lorédan, „ich will einen Gegenstand des Gespräches für Sie finden.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Graf,“ brummelte Jean Taureau.

„Sie machen auf mich den Eindruck von braven Leuten . . . ein wenig lebhaft vielleicht,“ fuhr Lorédan fort, „doch im Grunde brav.“

„Sie haben das entdeckt?“ sagte Jean Taureau die Achseln zuckend.

„Ich liebe die braven Leute,“ setzte der Graf hinzu.

„Sie sind nicht ekel!“ erwiederte der Zimmermann immer in demselben Tone.

Toussaint horchte, offenbar begierig, zu erfahren, worauf der Gefangene abzielte.

„Nun denn,“ sagte dieser, „wenn Sie wollen...“

Er hielt inne.

„Wenn wir wollen . . .?“ wiederholte Jean Taureau.

„Wenn Sie wollen,“ sprach Herr von Valgeneuse, „ich mache Ihr Glück.“

„Teufel!“ rief Toussaint, das Ohr spitzend, „unser Glück? Plaudern wir ein wenig hievon.“

„Stille, Toussaint!“ sagte Jean Taureau; „ich habe das Wort.“

Alsdann sich an Lorédan wendend:

„Erklären Sie Ihren Gedanken, junger Herr.“

„Mein Gedanke ist sehr einfach, und ich gehe gerade auf das Ziel los.“

„Gehen wir gerade darauf los!“ sagte Toussaint.

„Ich habe Dich schon aufgefordert, zu schweigen,“ brummte zum zweiten Male Jean Taureau.

„Sie arbeiten, um zu leben, nicht wahr?“ fragte der Graf.

„Allerdings, die Tagdiebe ausgenommen arbeitet Jedermann hiefür,“ antwortete Jean Taureau.

„Wie viel verdienen Sie an den guten Tagen?“

„Einen in den andern, mit den Tagen des Feierns, drei Franken,“ erwiederte Toussaint.

„Wirst Du wohl schweigen, Toussaint!"

„Warum sollte ich denn schweigen? Der Herr Graf fragt mich, wie viel ich verdiene; ich antworte ihm."

„Drei Franken täglich," wiederholte der Graf, ohne daß er das Ansehen hatte, als bemerkte er den Streit, der sich zwischen den zwei Freunden erhob, „das sind neunzig Franken im Monat und tausend Franken im Jahre."

„Nun, und dann?" fragte Jean Taureau; „wir wissen das."

„Und dann . . . ich lasse Sie in einem Abend verdienen, was Sie in fünfundzwanzig Jahren verdienen."

Fünfundzwanzig tausend Franken?" rief Toussaint. „Ah! Spaßmacher! fünfundzwanzig tausend Franken an einem Abend? das ist nicht möglich!"

„Sie sehen," fuhr Valgeneuse fort, „das ist hinreichend, um nach Ihrer Bequemlichkeit zu leben, ohne zu arbeiten, da, wenn Sie Ihre fünfundzwanzigtausend Franken zu fünf Procent anlegen, dies Ihnen eine Rente von zwölfhundert fünfzig Livres gibt."

„Ohne zu arbeiten!" wiederholte Toussaint; „hörst Du wohl, Jean, ohne zu arbeiten!"

„Was würde ich denn thun, wenn ich nicht arbeitete?" fragte nun Jean Taureau.

„Sie würden thun, was Ihnen beliebt: Sie gingen auf die Jagd, auf den Fischfang, wenn Sie die Jagd nicht lieben; Sie würden Güter kaufen und sie anbauen; Sie würden thun, was die Reichen thun, Sie würden thun, was ich selbst thue."

„Teufel!“ sagte bitter Jean Taureau, „ich würde sechzehnjährige Kinder ihrem Bräutigam und ihrer Familie entführen! Das ist die Belustigung von denjenigen, welche nicht arbeiten! das ist das, was Sie thun, Herr Graf!“

„Was Sie thun würden, das wäre Ihre Sache … doch ich biete Ihnen Beiden fünfzigtausend Franken: fünfundzwanzig tausend Jedem.“

„Fünfundzwanzig tausend Franken!“ wiederholte zum zweiten Male Toussaint, dessen Augen vor Gierde glänzten.

„Schweige, Toussaint!“ sprach der Zimmermann mit strengem Tone.

„Fünfundzwanzig tausend Franken Jedem, mein Freund Jean,“ wiederholte der Kohlenbrenner mit liebkosender Stimme.

„Fünfundzwanzig tausend Faustschläge, wenn Du nicht schweigst, Toussaint.“

„Fünfzig tausend Franken Ihnen Beiden, und zwar zahlbar heute Abend.“

„Ein Vermögen, Jean! ein Vermögen!“ murmelte der Kohlenbrenner.

„Aber wirst Du wohl schweigen, Unglücklicher!“ sagte Jean Taureau, indem er eine Hand drohend gegen seinen Freund aufhob.

„Frage ihn wenigstens, wie man sie verdienen kann, die fünfundzwanzig tausend Franken.“

„Gut!“ erwiederte Jean Taureau.

Und sich an den Gefangenen wendend:

„Sie erweisen uns die Ehre, uns Jedem fünfundzwanzig tausend Franken anzubieten, Herr Graf? Wollen Sie mir nun sagen, welche Arbeiten wir verrichten

sollen, um ein Recht auf eine solche Summe zu haben?"

„Ich biete Ihnen diese Summe gegen meine Freiheit. Sie sehen, das ist ganz einfach."

„Sage, Jean Taureau, sage doch!" murmelte der Kohlenbrenner, seinen Freund mit dem Ellenbogen stoßend.

„Toussaint! Toussaint!" brummte Jean Taureau, indem er seinen Gefährten schief anschaute.

„Ich schweige, sieh, ich schweige... Indessen fünfundzwanzig tausend Franken . . ."

Der Zimmermann wandte sich gegen den Grafen um und fragte ihn:

„Und warum glauben Sie, daß wir Sie gefangen halten, mein Edelmann?"

„Ei!" erwiederte Valgeneuse, „weil, wie ich vermuthe, Sie Jemand hiefür bezahlt hat."

Jean Taureau hob seine breite Hand über den Kopf von Lorédan empor; doch nach einer Anstrengung gegen sich selbst ließ er sie langsam wieder fallen und sagte:

„Bezahlt! bezahlt! es sind Ihres Gleichen, Herr Graf, welche bezahlen, welche die Ehre der Anderen kaufen oder verkaufen . . . Ja, das ist abermals eines der Mittel der reichen Leute, der Leute, welche nicht arbeiten, das Böse zu bezahlen, wenn sie es nicht selbst thun können . . . Hören Sie wohl, Herr Graf: wären Sie zehnmal reicher als Sie sind, könnten Sie mir, statt fünfundzwanzig tausend Franken, eine Million anbieten, um Sie vor der bestimmten Stunde in Freiheit zu setzen, ich würde es ausschla-

gen mit eben so großer Verachtung, als es mir Freude gewährt, Sie gefangen zu halten."

„Ich biete hundert tausend Franken, statt fünfzig," sagte kurz Herr von Valgeneuse.

„Jean! Jean!" rief Toussaint, „hörst Du? fünfzig tausend Franken Jedem!"

„Toussaint," sprach der Zimmermann, „ich hielt Dich für redlich! Noch ein Wort, und ich gebe Dir Deine Freundschaft zurück und nehme die meinige wieder."

„Aber, Jean," erwiederte Toussaint mit sanftem Tone, „was ich Dir sage, geschieht eben so sehr Dir zu Liebe, als mir zu Liebe."

„Wie, mir zu Liebe?"

„Allerdings Dir zu Liebe . . . Dir, Fifine, Deinem Kinde zu Liebe."

Bei den Worten „Fifine, Deinem Kinde zu Liebe," funkelten die Augen von Jean Taureau.

Doch beinahe in demselben Augenblicke packte er Toussaint beim Kragen, schüttelte ihn, wie es der Holzhauer mit dem Baume thut, den er fällen will, und rief:

„Ah! wirst Du schweigen, Unglücklicher! wirst Du schweigen!"

„Besonders Deinem Kinde zu Liebe," fuhr Toussaint fort, der wohl wußte, daß er über diesen Gegenstand ungestraft sprechen durfte, „Deinem Kinde zu Liebe, dem der Arzt das Land verordnet hat."

Der Zimmermann bebte und ließ Toussaint-Louverture los.

„Sie haben eine leidende Frau und ein krankes Kind?" sagte Valgeneuse; „Sie können Beiden die Gesundheit wiedergeben, und Sie zögern?"

„Nun wohl, nein," rief der Zimmermann, „Donner des Himmels! ich zögere nicht."

Toussaint keuchte; Herr von Valgeneuse athmete kaum, denn es ließ sich unmöglich errathen, ob Jean Taureau ausschlagen oder annehmen würde.

„Sie nehmen an?" fragte der Graf.

„Du nimmst an?" sagte Toussaint.

Jean Taureau hob feierlich die Hand empor und sprach:

„Höret, so wahr ein Gott im Himmel ist, so wahr dieser Gott die Guten belohnt und die Schlechten bestraft, den Ersten von Euch Beiden, der über diesen Gegenstand noch ein Wort sagt, ein einziges, den erwürge ich! Sprecht nun, der Eine oder der Andere, wenn Ihr es wagt!"

Jean Taureau erwartete vergebens eine Antwort: die zwei Männer schwiegen.

Thaddäus Kosciuszko.

Historischer Roman

von

Heribert Rau.

3 Bde. eleg. geh. Thlr. 1. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Es ist wohl unbestritten, daß der Verfasser dieses Romans einer unserer beliebtesten Schriftsteller ist. Haben doch seine Romane wie seine wissenschaftlichen Werke in ganz Deutschland, ja sogar in Amerika großes Aufsehen gemacht, sowie mehrere der letzteren in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Unter diesen zeichnet sich vor allen das oben genannte Werk aus. Nicht nur daß die Wahl des Helden eine sehr glückliche genannt werden darf, da schon bei dem Namen Kosciuszko alle edleren Herzen diesseits und jenseits des Oceans höher schlagen — es ist dem Verfasser auch gelungen, die Schicksale desselben mit einer solchen Treue und doch zugleich poetischen Verklärung darzustellen, daß sie uns bis zum letzten Momente fesseln und zum innigsten Mitgefühle hinreißen.

Emilie Flygare-Carlén,
Sämmtliche Romane.

Jedes Bändchen kostet 2 Ngr. oder 6 kr. rhein. und wird einzeln abgegeben.

Bis jetzt sind erschienen:

Die Rose von Tistelön, 7 Bdchn. — **Waldemar Klein,** 3 Bdchn. — **Der Skjutsjunge,** 4 Bdchn. — **Gustav Lindorm,** oder **führe uns nicht in Versuchung!** 6 Bdchn. — **Der Stellvertreter,** 5 Bdchn. — **Der Professor und seine Schützlinge,** 5 Bdchn. — **Die Kircheinweihung von Hammarby,** 6 Bdchn. — **Die Milchbrüder,** 6 Bdchn. — **Das Fideicommiß,** 9 Bdchn. — **Der Kammerer Laßmann als Junggeselle und Ehemann,** 6 Bdchn. — **Paul Wärning** oder **Abenteuer eines Scheerenjungen,** 5 Bdchn. — **Das Erkerstübchen,** 4 Bdchn. — **Der Einsiedler auf der Johannisklippe.** Küstenroman, 15 Bdchn. — **Ein Jahr.** Novelle, 5 Bdchn. **Die Braut auf dem Omberg,** 3 Bdchn. — **Die Familie im Thale,** 2 Bdchn. — **Eine Nacht am Bullarsee,** 18 Bdchn. — **Ein Gerücht,** 17 Bdchn. — **Die Romanheldin,** 6 Bdchn. — **Der Jungfernthurm,** 17 Bdchn. — **Ein launenhaftes Weib,** 13 Bdchn. — **Der Vormund,** 14 Bdchn. — **Eine glückliche Parthie,** 2 Bdchn. — **Tutti Frutti,** 6 Bdchn. — **Binnen sechs Wochen,** 2 Bdchn. —

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Dritter Band.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XIX.

Wo die Drohung ebenso wenig glückt als die Verführung.

In einem Augenblicke des Stillschweigens, der nun eintrat, wechselte der Graf von Valgeneuse zum dritten Male die Batterie.

Er hatte es versucht, die beiden Mohicaner betrunken zu machen, sodann sie zu bestechen; die zwei Versuche waren gescheitert: er beschloß, ihnen Schrecken einzujagen.

„Ist es nicht mehr erlaubt, vom Gelde zu sprechen," sagte er, sich an Jean Taureau wendend, „so ist es doch wohl erlaubt, von etwas Anderem zu sprechen."

„Reden Sie," erwiederte laconisch Jean Taureau.

„Ich kenne den Mann, der Euch mit meiner Bewachung beauftragt hat."

„Dazu mache ich Ihnen mein Compliment," sagte Jean Taureau, „und ich wünsche Ihnen viele solche Bekanntschaften; doch offenherzig gestanden: ich glaube es kaum . . ."

„Wenn ich von hier weggehe," fuhr Herr von Valgeneuse fort, „denn früher oder später werde ich von hier weggehen, nicht wahr?"

„Das ist wahrscheinlich," antwortete der Zimmermann.

„Von hier weggehend, werde ich meine Anzeige machen, und eine Stunde nachher wird er verhaftet sein."

„Verhaftet, Herr Salvator, er verhaftet? Ah! gehen Sie doch!" rief Jean Taureau, „niemals."

„Ah! er heißt Salvator," sagte Lorédan; „ich kannte ihn nicht unter diesem Namen."

„Ah! unter diesem Namen oder unter einem andern, — das ist ein Mann, welchen verhaften zu lassen ich Ihnen verbiete, verstehen Sie, so sehr Sie auch Graf sind!"

„Sie verbieten es mir?"

„Ja, ich! Uebrigens wird er sich wohl selbst vertheidigen."

„Das wollen wir sehen . . . Ich lasse ihn verhaften, und Ihr könnt Euch wohl denken, bin ich einmal im Zuge, Gerechtigkeit zu üben, so werde ich Euch nicht vergessen."

„Sie werden uns nicht vergessen?"

„Ihr wißt, daß es sich ganz einfach um die Galeeren handelt."

„Galeeren, wie!" rief Toussaint-Louverture unter seiner Tättowirung erbleichend.

„Du siehst wohl, daß der Herr Graf, nachdem er uns die Ehre angethan, uns betrunken machen zu wollen, und die Beleidigung, uns bestechen zu wollen, nun uns die Gnade erweist, mit uns zu scherzen!" sagte Jean Taureau.

„Dann ist es ein schlechter Spaß," erwiederte der Kohlenbrenner.

„So wahr ich Lorédan von Valgeneuse heiße," sprach mit der größten Kaltblütigkeit der Gefangene, „ich gebe Euch mein Wort, zwei Stunden, nachdem ich frei bin, seid Ihr alle Drei verhaftet."

„Hörst Du, Jean Taureau?" sagte leise Toussaint; „er sieht aus, als ob er keinen Spaß triebe."

„Ich wiederhole, alle Drei: Sie, Herr Toussaint-Louverture der Kohlenbrenner; Sie, Herr Jean Taureau der Zimmermann, und endlich Euer Chef Herr Salvator."

„Sie werden das thun?" fragte Barthélemy, die Arme kreuzend und den Gefangenen fest anschauend.

„Ja," erwiederte energisch der Graf, welcher fühlte, der Augenblick sei entscheidend, und, vielleicht verloren, wenn er Muth zeige, sei er dies noch viel sicherer, wenn er schwach werde.

„Geben Sie Ihr Wort darauf?"

„Bei meinem adeligen Ehrenworte!"

„Er wird thun, wie er es sagt, Freund Jean!" rief Toussaint.

Barthélemy Lelong schüttelte den Kopf.

„Ich sage Dir, er wird es nicht thun, Freund Toussaint."

„Und warum nicht, Jean?"

„Ah! weil wir ihm die Fähigkeit dazu benehmen werden."

„Nun war die Reihe am Grafen, zu schauern, als er den Tonausdruck des Zimmermanns hörte, und die Physiognomie dieses Mannes sah, der in seinem ganzen Körper keine Muskel hatte, welche nicht durch die Entschlossenheit gespannt war.

„Was willst Du damit sagen?" fragte Toussaint.

„Als er vorhin hier . . . ohnmächtig auf diesem Tische lag . . ."

„Nun?"

„Was wäre geschehen, wäre er, statt ohnmächtig zu sein, todt gewesen?"

„Ei! es wäre geschehen," antwortete Toussaint mit seiner gewöhnlichen Logik, „daß er todt gewesen wäre, statt ohnmächtig zu sein."

„Hätte er uns in diesem Falle angezeigt, und auch Herrn Salvator angezeigt?"

„Gut! diese Dummheit . . . wäre er todt gewesen, so hätte er Niemand angezeigt."

„Nun wohl," sprach Jean mit düsterem Tone, „nimm an, der Herr sei todt."

„Ja," entgegnete Valgeneuse, „doch ich bin es nicht."

„Sind Sie dessen ganz sicher?" fragte Jean Taureau mit einem Ausdrucke, der in der That Valgeneuse zweifeln machte, ob er todt sei oder lebendig.

„Mein Herr . . ." sagte der Graf.

„Und ich," fuhr Jean Taureau fort, „ich erkläre Ihnen, Sie sind dem Sterben so nahe, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darüber zu streiten."

„Ah!" rief Lorédan, „Sie sind entschlossen, mich zu tödten, wie es scheint."

„Und sollte es Ihnen angenehm sein," erwiederte Jean Taureau, „so will ich Ihnen sagen, auf welche Art."

„Dann risquiren Sie nicht mehr die Galeeren, sondern das Schaffot," sprach Lorédan.

„Das Schaffot, das Schaffot, hörst Du, Jean?" stammelte Toussaint.

„Ah bah! entgegnete Jean, „die Tröpfe besteigen das Schaffot, — Leute, welche ihre Vorsichtsmaßregeln nicht zu nehmen wissen. Doch seien Sie unbesorgt, Herr Graf, wir werden die unseren nehmen; Sie sollen selbst darüber urtheilen."

Der Graf erwartete die Erklärung mit ziemlich festem Gesichte.

„Vernehmen Sie, wie sich die Sache zutragen wird," fuhr der Zimmermann fort, ohne daß sein Tonausdruck das geringste Zögern bezeichnete: „ich will Ihnen den Knebel wieder anlegen, ich will Sie wieder binden, wie Sie waren ... Hacke das Wurfgarn ab, das an der Wand hängt, Toussaint ..."

Toussaint hackte das Wurfgarn ab.

„Ich trage Sie bis nach dem Flusse," fuhr Jean Taureau fort. „Dort angelangt, mache ich ein Boot los; wir lassen es ein paar Meilen im Stromstriche gehen; sodann, an einer guten Stelle, wo es fünfzehn Fuß Tiefe haben wird, binden wir Sie auf, wir nehmen Ihnen den Knebel ab, wir rollen Sie in das Garn und werfen Sie ins Wasser. Seien Sie ruhig, Sie kommen auf den Grund, denn ich werde die Maschen des Wurfgarns an die Knöpfe Ihres Ueberrocks anbinden! Wir warten, bis das beendigt ist, wir fahren wieder stromaufwärts, bringen das Boot wieder an seinen Platz, und kehren hieher zurück, um unsere zwei Flaschen vollends zu leeren. Wonach wir vor Tagesanbruch wieder nach Paris kommen, ohne daß uns Jemand sieht, und wir warten."

„Worauf warten Sie?“ fragte der Graf, während er seine von Schweiß rieselnde Stirne abwischte.

„Ei! wir warten auf Nachrichten von Herrn von Valgeneuse, und die Leute, welche lesen können, werden folgende in den öffentlichen Blättern lesen:

„„Es ist in der Seine der Leichnam eines jungen Mannes aufgefunden worden, der seit ein paar Tagen ertrunken zu sein schien. Trotz der häufigen Beispiele von solchen Unfällen wollte der Unglückliche, wie es scheint, das Wurfgarn in einem Ueberrocke auswerfen, statt der Vorsicht gemäß eine Blouse anzuziehen: das Garn war an die Knöpfe seines Kleides angehackt, und hat ihn im Flusse fortgerissen; vergebens hat er sich angestrengt, um sich loszumachen.

„„Seine Uhr, die man in seinem Hosentäschchen gefunden, sein in seinem Sacke zurückgebliebenes Geld, seine noch an seinen Fingern fest haltenden Ringe, schließen jede Idee eines Mordes aus.

„„Die Leiche ist in der Morgue niedergelegt worden.““

„Ist das wohl geordnet, wie? und glauben Sie, man werde Jean Taureau und Toussaint-Louverture, die ihn weder von Adam, noch von Eva her kennen, bezüchtigen, Sie haben den Herrn Grafen Lorédan von Valgeneuse ermordet?“

„Ah! Sacredi!“ rief Toussaint, „wie viel Geist hast Du, Jean Taureau! ich hätte das nie von Dir geglaubt!“

„Du bist also bereit?“ fragte Jean Taureau.

„Bei Gott!“ antwortete der Kohlenbrenner.

„Sehen Sie, Herr Graf, es fehlt nur noch Ihre

Erlaubniß, um die Posse zu spielen," bemerkte Jean Taureau; „doch Sie wissen, daß wir, wenn Sie sie nicht geben, uns derselben überheben werden."

„Ins Wasser! ins Wasser!" rief Toussaint.

Barthélemy streckte seine breite Hand in der Richtung des Grafen aus; dieser machte zwei Schritte rückwärts, stieß, nachdem er die zwei Schritte gemacht hatte, an die Wand und war genöthigt, stehen zu bleiben.

„Ah! Sie werden nicht weiter gehen," sagte Barthélemy: „die Wand ist solid, ich habe sie untersucht."

Und er machte seinerseits zwei Schritte vorwärts und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Diese Hand brachte auf den Grafen die Wirkung hervor, welche auf den armen Sünder die des Henkers macht.

„Meine Herren," sprach Lorédan, der einen letzten Versuch wagen wollte, „Sie werden nicht kalt ein solches Verbrechen begehen; Sie wissen, daß die Todten aus der Tiefe des Grabes aufstehen, um die Mörder anzuklagen."

„Ja, doch nicht aus den Tiefen des Flusses, besonders wenn sie in einem Garne festgehalten sind . . . Ist das Garn bereit, Toussaint?"

„Ja," antwortete dieser, „es fehlt nur noch der Fisch."

Jean Taureau streckte die Hand aus und nahm die Stricke, die er aufs Bett geworfen hatte.

In einem Nu waren die Faustgelenke von Lorédan vereinigt und hinter seinen Rücken gebunden.

Es ließ sich an der Stärke und der Präcision der Bewegungen von Jean Taureau wohl sehen, daß

dies ein von ihm gefaßter und zwar wohlgefaßter Entschluß war.

„Meine Herren,“ sprach Lorédan, „diesmal handelt es sich nicht mehr darum, mich fliehen zu lassen; es handelt sich nur darum, mich nicht zu ermorden.“

„Stille!“ sagte Jean Taureau.

„Ich verspreche Ihnen hunderttausend Franken, wenn . . .“

Der Graf vollendete nicht; das Taschentuch, das ihm schon einmal als Knebel gedient hatte, verschloß ihm zum zweiten Male den Mund.

„Hunderttausend Franken,“ stammelte Toussaint, „hunderttausend Franken . . .“

„Und woher sollte er sie denn nehmen, seine hunderttausend Franken?“ versetzte Jean Taureau.

Der Gefangene konnte nicht mehr sprechen, doch er machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches andeutete, man brauche nur in seiner Rocktasche zu suchen.

Jean Taureau streckte seine dicke Hand aus, schob zwei Finger in die Rocktasche von Herrn von Valgeneuse und zog ein Portefeuille mit prallen Flanken heraus.

Er lehnte Herrn von Valgeneuse an die Wand an, ungefähr wie man eine Mumie in einem Naturaliencabinet anlehnt, kehrte zur Lampe zurück und öffnete das Portefeuille.

Toussaint schaute seinem Gefährten über die Schulter.

Jean Taureau zählte zwanzig Banquebillets.

Das Herz von Toussaint schlug, um seine Brust zu zersprengen.

„Sind das ächte Banquebillets?“ fragte der Zimmermann. „Lies Du, der Du lesen kannst.“

„Ich glaube wohl, daß es ächte Banquebillets sind, und zwar tüchtige Banquebillets,“ antwortete Toussaint. „Ich habe nie solche an der Thüre der Wechsler gesehen. Sie sind von fünftausend jedes.“

„Zwanzigmal fünf oder fünfmal zwanzig macht!... Ah! es läßt sich nichts dagegen sagen, die Rechnung ist richtig.“

„Wir lassen ihn also leben,“ sagte Toussaint, „und stecken die hunderttausend Franken ein?“

„Nein, ganz im Gegentheile,“ erwiederte Jean Taureau, „wir geben ihm die hunderttausend Franken zurück, und ertränken ihn.“

„Ah! wir ertränken ihn?“ sagte Toussaint.

„Ja,“ antwortete Jean.

„Und Du bist sicher, daß uns kein Unglück widerfahren wird?“ fragte leise der Kohlenbrenner.

„Das ist unser Schutz,“ sprach Jean Barthélemy, indem er das Portefeuille wieder in die Tasche des Grafen steckte und den Rock darüber zuknöpfte; „wer würde zwei arme Teufel wie uns beargwohnen, wir haben einen Menschen ertränkt, und ihm hunderttausend Franken in seiner Tasche gelassen?“

„Ah,“ sagte Toussaint mit einem Seufzer, „ich sehe wohl Eines.“

„Was?“

„Arm sind wir gekommen, mein Freund, arm werden wir sterben.“

„Amen!“ sprach Jean Taureau, während er den Grafen auf seine Schulter lud. „Oeffne die Thüre, Toussaint.“

Toussaint öffnete die Thüre; doch er stieß einen Schrei aus und wich zwei Schritte zurück.

Ein Mann stand auf der Thürschwelle.

Dieser Mann trat ein.

„Ah!" murmelte Jean Taureau, „es ist Herr Salvator. Er kommt zur unrechten Zeit."

XX.

Wo man etwas heller im Leben von Salvator zu sehen anfängt.

Salvator warf einen ruhigen Blick auf diese zwei oder vielmehr auf diese drei Menschen.

„Nun," fragte er, „was geht denn hier vor?"

„Nichts," erwiederte Jean Taureau; „ich will nur mit Ihrer Erlaubniß diesen Herrn ertränken."

„Ja, wir wollen ihn ertränken," sagte Toussaint.

„Und warum diese Extremität," fragte Salvator träumerisch.

„Weil er es zuerst versucht hat, uns betrunken zu machen . . ."

„Ah!"

„Sodann, uns zu bestechen."

„Hernach?"

„Endlich uns einzuschüchtern."

„Jean Taureau einzuschüchtern. Toussaint Louverture, dagegen will ich nichts sagen; doch Jean Taureau . . ."

„Sehen Sie!" sprach der Zimmermann. „Lassen Sie uns passiren, und in einer halben Stunde wird die Sache abgemacht sein."

„Und was hat er denn gesagt, mein Braver, um Dich einzuschüchtern?"

„Er werde Sie anzeigen, er werde Sie verhaften lassen, er werde Sie aufs Schaffot führen. Da antwortete ich ihm: „„Gut! mittlerweile will ich Sie in die Seine führen!...““ Treten Sie auf die Seite, Herr Salvator, wenn's beliebt."

„Binde diesen Menschen los, Jean."

„Wie, ich soll ihn losbinden?"

„Ja."

„Sie haben also nicht gehört, was ich Ihnen gesagt habe?"

„Doch."

„Ich habe Ihnen gesagt, er wollte Sie anzeigen, Sie verhaften, guillotiniren lassen."

„Und ich, ich habe Dir erwiedert: Binde diesen Menschen los und laß mich mit ihm allein!"

„Herr Salvator!" murmelte Jean mit flehender Miene.

„Sei ruhig, mein Freund," sagte der junge Mann. „Der Herr Graf Lorédan von Valgeneuse vermag nichts gegen mich, während ich im Gegentheile . . ."

„Sie, im Gegentheile?"

„Alles gegen ihn vermag. Ich wiederhole also zum letzten Male, binde diesen Menschen los und laß uns Beide allein mit einander reden."

„Nun," erwiederte Toussaint, „da Sie es durchaus wollen . . ."

Und sein Blick befragte noch einmal Salvator.

„Durchaus," wiederholte der junge Mann.

„Dann gehorche ich," sprach Jean Taureau besiegt.

Und nachdem er dem Grafen die Hände losgebunden und ihm den Knebel abgenommen hatte, machte er Salvator oder vielmehr Herrn von Valgeneuse darauf aufmerksam, er werde vor der Thüre bleiben, um auf den ersten Ruf herbeizueilen, und ging dann mit seinem Freunde Toussaint hinaus.

Salvator folgte ihm und Toussaint mit den Augen, und sobald die Thüre wieder geschlossen war, sprach er zum Grafen von Valgeneuse:

„Wollen Sie sich setzen, mein Vetter; denn ich befürchte sehr, wir haben einander zu viel zu sagen, um stehen bleiben zu können.“

Lorédan warf einen raschen Blick auf Salvator.

„Ah!“ sagte dieser, indem er mit der Hand seine schönen schwarzen, so zarten, so seidenen Haare aufhob und seine Stirne entblößte, welche so ruhig und rein, als fände er sich seinem besten Freunde gegenüber, „schauen Sie mich recht an, Lorédan; ich bin es selbst.“

„Woher des Teufels kommen Sie denn, Herr Conrad?“ rief der Graf, der sich behaglicher vor einem Mann von demselben Range fühlte, als es ihm den zwei Proletariern gegenüber war, mit denen er so unvortheilhaft gekämpft hatte. „Bei meiner Ehre, man hielt Sie für todt!“

„Nun wohl, Sie sehen, ich war es nicht. Ei! mein Gott, die Geschichte ist voll von Ereignissen dieser Art, von Orestes, der durch Pylades seinen Tod Aegisthos und Klytemnestra melden läßt, bis auf den Herzog von Normandie, der von Sr. Majestät Karl X. den Thron seines Vaters Ludwigs XVI. reclamirt.“

„Ja, doch weder Orestes, noch der Herzog von Normandie hatten ihre Beerdigung diejenigen bezahlen lassen, an denen sie Rache nehmen, oder von denen sie ein Erbe reclamiren wollten,“ erwiederte Herr von Valgeneuse, das Gespräch in demselben Tone fortführend.

„Ah! mein Gott, mein lieber Vetter, wollen Sie mir etwa die fünfhundert Franken vorwerfen, die Sie meine Beerdigung gekostet hat? Bedenken Sie doch, daß nie Geld besser angelegt war: das bringt Ihnen seit sechs Jahren, ein Jahr ins andere, ein Einkommen von zweimalhunderttausend Franken! Seien Sie unbesorgt, ich werde es Ihnen zurückgeben, wenn wir unsere Rechnungen ordnen.“

„Unsere Rechnungen?“ rief verächtlich Lorédan; „wir haben also Rechnungen zu ordnen?“

„Bei Gott!“

„Sind es nicht die der Erbschaft des seligen Marquis von Valgeneuse, meines Oheims?“

„Mein lieber Herr Lorédan, Sie könnten wohl beifügen: und Ihres Vaters.“

„In der That, unter uns, das ist ohne Folge!... Ich füge also bei, wenn Ihnen das angenehm ist: und Ihres Vaters.“

„Ja, es ist mir äußerst angenehm,“ sprach Salvator.

„Wäre es nun, Herr Conrad . . . oder Herr Salvator, wie Sie wollen, denn Sie haben mehrere Namen, wäre es allzu unbescheiden, Sie zu fragen, wie es zugeht, daß sie kommen, während Sie alle Welt für todt hält?“

„Oh! mein Gott, nein! ich wollte mich sogar an-

bieten, Ihnen diese Geschichte zu erzählen, sollte Sie dieselbe ein wenig interessiren."

„Sie interessirt mich, und zwar ungemein ... Erzählen Sie, mein Herr, erzählen Sie."

Salvator verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung und begann:

„Sie erinnern sich, mein lieber Vetter, auf welch unerwartete und unglückliche Art der Herr Marquis von Valgeneuse, Ihr Oheim und mein Vater, starb?"

„Vollkommen."

„Sie erinnern sich, daß er mich nie hatte anerkennen wollen, nicht als hätte er mich seines Namens unwürdig erachtet, sondern im Gegentheile, weil er, mich anerkennend, mir nur ein Fünftel von seinem Vermögen hinterlassen konnte."

„Sie müssen mehr als ich auf dem Laufenden in den Bestimmungen des Codex in Betreff der Bastarde sein ... Da ich ein legitimer Sohn bin, so hatte ich nie Gelegenheit, mich damit zu beschäftigen."

„Ei! mein Gott, lieber Vetter, ich beschäftigte mich nicht damit, sondern mein armer Vater ... Er beschäftigte sich so sehr damit, daß er am Tage seines Todes seinen Notar, den redlichen Herrn Baratteau, kommen ließ ..."

„Ja, und man hat nie recht erfahren, warum er ihn hatte kommen lassen. Sie nehmen an, es sei geschehen, um ihm ein Testament zu Ihren Gunsten zu übergeben?"

„Ich nehme nicht an, ich bin dessen sicher."

„Sie sind dessen sicher?"

„Ja."

„Und wie dies?"

„Am Tage vorher, als hätte er das Unglück, das ihn bedrohte, vermuthet, theilte mir mein Vater, obschon ich mich sträubte, ihn anzuhören, mit, was er thun wollte, oder vielmehr, was er gethan hatte."

„Ich kenne diese Testamentsgeschichte."

„Sie kennen sie?"

„Ja, wenigstens so, wie Sie dieselbe erzählt haben. Der Marquis hatte ein eigenhändig geschriebenes Testament gemacht, das er Herrn Barateau übergeben sollte; doch ehe er es ihm übergeben hatte, oder nachdem er es ihm übergeben, — dieser Punkt, so wichtig er ist, wurde nie aufgeklärt, — fiel der Graf vom Schlage gerührt. Ist es so?"

„Ja, mein Vetter, abgesehen indessen von einem Detail."

„Ein Detail! und welches?"

„Daß zur größeren Vorsicht der Marquis nicht ein Testament, sondern zwei gemacht hatte."

„Ah! ah! zwei Testamente?"

„Duplicate, ja mein Vetter; beide ganz gleich."

„Ja, in denen er Ihnen seinen Namen und sein Vermögen vermachte?"

„Ganz richtig!"

„Welch ein Unglück, daß sich von diesen beiden Testamenten nicht eines wiedergefunden hat!"

„Ja, das ist ein Mißgeschick."

„Der Marquis vergaß also, Ihnen zu sagen, wo sie waren?"

„Das eine war bestimmt, dem Notar übergeben zu werden, das andere sollte mir übergeben werden."

„Und mittlerweile . . .?"

„Und mittlerweile hatte sie der Marquis in die

Geheimschublade eines kleinen Schrankes in seinem Schlafzimmer eingeschlossen."

„Aber," sagte Lorédan, Salvator fest anschauend, „ich glaubte, Sie wüßten nicht, wo dies kostbare Testament sei."

„Ich wußte es damals nicht."

„Und heute . . .?"

„Heute," anwortete Salvator, „heute weiß ich es."

„Ah!" rief Lorédan, „erzählen Sie mir das: die Sache wird interessant!"

„Verzeihen Sie, soll ich Ihnen nicht zuerst erzählen, wie ich lebe, während mich Jeder, etwas mehr, etwas weniger, für gestorben hält? Bringen wir Ordnung in die Erzählung: es wird nur um so klarer und interessanter sein."

„Thun Sie das, mein lieber Vetter, viel Ordnung . . . Ich höre Sie."

Und um die Erzählung von Salvator zu hören, setzte sich der Graf von Valgeneuse auf die eleganteſt sorglose Art, die ihm möglich war.

Salvator begann:

„Mein lieber Vetter, wir gehen also über die Geschichte der Testamente weg, die Ihnen nicht klar scheint, mit dem Vorbehalte, später dazu zurückzukommen, und auf sie das Ihnen momentan fehlende Licht zu werfen, und nehmen, wenn Sie wollen, meine Geschichte in dem Augenblicke auf, wo Ihre ehrenwerthe Familie, — die bis dahin die Güte gehabt hatte, mich als einen Verwandten zu betrachten, die sogar einmal eine Heirath zwischen mir und Fräulein Susanne geträumt hatte, — da sie mich nur noch

als einen Fremden ansah, mir bedeutete, ich habe das Hotel der Rue du Bac zu verlassen."

Lorédan nickte mit dem Kopfe zum Zeichen, er gebe zu, daß die Erzählung von hier ausgehe.

„Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sagen, mein lieber Vetter, daß ich keine Schwierigkeit machte, der Aufforderung zu gehorchen," fuhr Salvator fort.

„Das ist wahr," antwortete Lorédan; „würden Sie eben so gehandelt haben, hätte sich das berühmte Testament wiedergefunden?"

„Vielleicht nein, ich gestehe es: der Mensch ist schwach, und soll er von großem Vermögen zum Elend übergehen, so zögert er, wie jene Bergleute, welche in den Schlund hinabsteigen... und dennoch ist zuweilen in der Tiefe des Schlundes das Jungfernmineral, das pure Gold."

„Mein lieber Vetter, mit diesen Grundsätzen ist man nie arm."

„Unglücklicher Weise hatte ich sie damals noch nicht; ich hatte nur den Stolz! Allerdings brachte bei mir der Stolz die Wirkung hervor, welche die Resignation bei einem Andern hervorgebracht hätte. Ich ließ meine Pferde in Ihrem Stalle, meine Equipagen unter Ihrer Remise, meine Kleider in der Garderobe, mein Geld im Sekretär und ging mit den Kleidern weg, die ich auf dem Leibe hatte, und mit hundert Louisd'or, die ich am Tage vorher in Ecarté gewonnen. Das war, nach meinen Vorhersehungen, gerade um ein Jahr das Leben eines subalternen Angestellten zu führen . . . Ich hatte angenehme Talente; — ich glaubte wenigstens solche zu haben:

ich skizzirte Landschaften, ich machte Porträts, ich sprach drei Sprachen; ich würde Unterricht im Zeichnen, im Italienischen, im Englischen, im Deutschen geben. Ich nahm ein möblirtes Cabinet in einem fünften Stocke, in der Tiefe des Faubourg Poissonnière, das heißt in einem Quartiere, in das ich nie einen Fuß gesetzt hatte, wo ich folglich völlig unbekannt war. Ich brach mit meinen alten Bekanntschaften, und ich versuchte es, mein neues Leben zu leben, und bedauerte nur die Trennung von Einem in dem reichen Hotel, das ich verließ . . ."

„Und das Eine?"

„Ja, errathen Sie, was das war."

„Sprechen Sie!"

„Nun der arme kleine Secretär von Rosenholz, jener Familientrödel, den der Marquis von seiner Mutter hatte, und den seine Mutter vielleicht von ihrer Großmutter bekommen."

„Ah! guter Gott!" sagte Lorédan, „Sie brauchten ihn nur zu verlangen: man hätte Ihnen denselben mit Vergnügen zum Geschenke gemacht."

„Ich glaube es, einmal, weil Sie mir es sagen, mein lieber Vetter, sodann, weil mir zu Ohren gekommen ist, Sie haben ihn mit den übrigen Mobilien verkaufen lassen."

„Soll man all diesen alten Plunder behalten?"

„Nein! Sie haben wohl daran gethan, und ich werde Ihnen sogleich den Beweis hievon geben. Ich ging also, nur dies allein bedauernd, und fing das neue Leben an, wie Dante sagt. Ach! mein lieber Vetter, seien Sie nie ruinirt. Es ist etwas Garstiges,

arm zu sein, und sich in den Kopf zu setzen, ein ehrlicher Mann zu bleiben!"

Herr von Valgeneuse lächelte verächtlich.

„Nicht wahr, mein lieber Vetter, vertraut mit den Weltverhältnissen, wie Sie sind, sehen Sie nun hieraus, wie die Dinge gingen?" sagte Salvator. „Mein Malertalent war, reizend für einen Liebhaber, mittelmäßig für einen Künstler; meinem Wissen in den Sprachen, hinreichend für einen reichen Touristen, welcher reist, fehlte es an der Tiefe für einen Lehrer, der demonstriren will... Nach Verlauf von neun Monaten waren meine hundert Louisd'or verzehrt; ich hatte nicht einen einzigen Schüler; die Kunsthändler wiesen meine Bilder zurück . . . Kurz, da ich weder ein Gauner, noch ein unterhaltener Mann werden wollte, so blieb mir nur die Wahl zwischen dem Flusse, dem Stricke und der Pistole."

„Sie wählten entschlossen die Pistole?"

„Oh! dergleichen Entschlüsse faßt man nicht so, lieber Vetter! und sind Sie einmal soweit, so werden Sie sehen, daß das eine schwierige Geschichte ist!... Ich zögerte im Gegentheile lange . . . An den Fluß durfte ich nicht denken: ich konnte schwimmen, und ein Stein am Halse gab mir mit den unglücklichen Hunden eine Aehnlichkeit, die mir widerstrebte. Der Strick entstellt; auch ist man noch nicht ganz entschieden über die Empfindungen, welche diese Todesart begleiten... Die Pistole entstellt gleichfalls, doch auf eine unselige, nicht auf eine lächerliche Art. Ich wußte genug von der Medizin, oder vielmehr von der Chirurgie, um den Lauf an die gute Stelle zu setzen; ich war sicher, mich nicht zu fehlen . . .

„Ich gab mir acht Tage, um neue Versuche zu machen, und gelobte mir, wenn sie scheitern, nach Ablauf dieser acht Tage mit meinem Leben zu enden. — Sie scheiterten! Der achte Tag brach an. Ich hatte die Dinge gewissenhaft gethan, und meine letzte Hilfsquelle verbraucht. Es blieb mir ein Doppel-Louisd'or; das war nicht einmal genug, um eine Pistole zu kaufen, die nicht in meinen Händen zersprang; sodann widerstrebte es mir, mich mit einer Brackwaffe zu erschießen . . .

„Zum Glück hatte ich Credit; ich ging zu Lepage; das war mein Lieferant; er hatte mich fast seit einem Jahre nicht gesehen, hielt mich immer noch für einen Mann von zweimalhunderttausend Livres Rente, und stellte sein ganzes Magazin zu meiner Verfügung. Ich wählte eine vortreffliche Doppelpistole mit kurzen, gezogenen Läufen; es war dabei meine Absicht, in mein Testament zu setzen, die Pistole gehöre Lepage, und ich wünsche, daß man sie ihm zurückgebe. Während ich beim Waffenschmied war, lud ich meine Pistole . . . zwei Kugeln in jeden Lauf, das war mehr als genügend! Im Augenblicke dieser Operation, auf welche ich eine ängstliche Sorgfalt verwandte, schien es mir, als zöge ein Zweifel über das Gesicht des Handwerksmannes; doch ich war, oder schien vielmehr so heiter, daß, wenn er einen Verdacht hatte, dieser Verdacht auf der Stelle wieder verschwand.

„Als die Pistole geladen war, bemerkte ich, daß ich Hunger hatte. Ich ging die Rue Richelieu hinauf, erreichte das Boulevard, trat in das Café Riche ein und frühstückte. Ich war mit vierzig Franken einge-

treten, ich kam mit dreißig heraus. Ein Frühstück für zehn Franken im Café Riche ist ein Luxus, den sich ein Mann wohl erlauben darf, welcher zweimal hunderttausend Franken Rente gehabt hat, und im Begriffe steht, sich zu erschießen, weil er nur noch vierzig Franken hat . . . Es war zwei Uhr, als ich aus dem Kaffeehause wegging. Ich hatte die Idee, dem aristokratischen Paris ein letztes Lebewohl zu sagen; ich ging das Boulevard wieder bis zur Madelaine hinauf, ich nahm meinen Weg durch die Rue Royal und setzte mich auf den Champs-Elysées . . . Hier ließ ich vor mir passiren, was ich an Frauen in der Mode, an eleganten Männern gekannt hatte . . . ich sah Sie, Sie, meinen Vetter: sie ritten meinen Araber Dschenid. Niemand erkannte mich: ich war fast seit einem Jahre abwesend: die Abwesenheit ist ein halber Tod, und gesellt sich der Ruin dazu, dann kann die Abwesenheit für einen ganzen Tod gelten.

„Um vier Uhr stand ich auf, und, maschinenmäßig, die Hand am Kolben meiner Pistole, die ich drückte, wie man die Hand einem letzten Freunde drückt, kehrte ich in die Stadt zurück . . . Der Zufall, — verzeih, mein Gott, daß ich mich dieses Wortes bediene! — die Vorsehung wollte, daß ich durch die Rue Saint-Honoré zurückging. Ich sage, die Vorsehung wollte, und ich behaupte, was ich gesagt habe; ich gelangte wieder zum Faubourg Poissonnière: ich konnte die Rue de Rivoli oder den Boulevard wählen, statt den Weg durch die Rue Saint-Honoré, welche kothig und schmutzig ist, einzuschlagen. Ich wählte die Rue Saint-Honoré!

„Wo war mein Geist? Das wäre schwer zu sa-

gen. War er auf den dunklen Gefilden der Vergangenheit, in den leuchtenden Ebenen der Zukunft? schwebte er schon mit den Flügeln der Seele über unsere Welt? ward er durch das Gewicht des Körpers in die Tiefen des Grabes hinabgerissen? Ich weiß es nicht. Ich träumte; ich sah nichts, ich fühlte nichts, als den Kolben dieser Pistole, den ich bald sanft streichelte, bald mit aller Gewalt zusammenpreßte . . .

„Plötzlich stieß ich an ein Hinderniß. Die Menge drängte sich in die Rue Saint-Honoré. Ein junger Geistlicher, ein Schützling des Abbé Olivier, hielt eine Predigt in Saint-Roch.' Es erfaßte mich die Lust, in die Kirche einzutreten, und in dem Augenblicke, wo ich mich Gott von Angesicht zu Angesicht gegenüber finden sollte, das heilige Wort wie ein Manna für diese große Reise zu sammeln . . . Ich ließ alle Welt sich auf den Stufen des Portals zusammendrängen, trat durch die Rue Saint-Roch ein und gelangte leicht bis zum Fuße der Kanzel. Hier erst machte sich meine Hand vom Kolben der tödtlichen Waffe los: es geschah dies, um Weihwasser zu nehmen und das Zeichen des Kreuzes zu machen."

XXI.

Wie Herr Conrad von Valgeneuse erkannte, sein wahrer Beruf sei, Commissionär zu sein.

Salvator unterbrach sich.

„Verzeihen Sie!" sagte er zu seinem Vetter,

„Sie werden mich vielleicht ein wenig weitschweifig finden; doch ich dachte, mein Leben sei ein so wichtiges Ereigniß in Ihrer Existenz, daß Sie jede Einzelheit dieses äußersten Augenblicks interessiren müsse."

„Und Sie haben Recht, mein Herr," erwiederte Lorédan, ernst geworden. „Fahren Sie fort; ich höre Sie."

„Die Stimme des Predigers gelangte zu mir, ehe ich seine Person sah; diese Stimme vibrirte, bald sanft, — immer eindringend. Einige Minuten hörte ich nichts Anderes, als Töne, ein musikalisches Geräusch, ein süße, harmonische Melodie; ich war schon soweit in der zukünftigen Welt, daß die Stimme dieser Welt, die ich als die Vergangenheit betrachtete, einige Zeit brauchte, um zu mir zu kommen. Bei den ersten Worten, die ich hörte, und von denen ich mir Rechenschaft gab, erkannte ich, der Priester predigte, nicht gegen den Selbstmord, sondern über den Selbstmord, — der Text war von sehr hoch genommen aus dem socialen Gesichtspunkte, — über die Pflichten des Menschen gegen seines Gleichen, über die Leere, — ich finde kein Wort und werde eins machen, über die unausfüllbare Leere, die in seinem Thätigkeitskreise der Mensch zurückläßt, der vor dem von der Vorsehung bezeichneten Augenblicke stirbt. Er führte den Vers von Shakespeare an, wo Hamlet gegen den Selbstmord reagirt, der ihn bedrängt, zum Grabe hintreibt:

„Es fällt kein Sperling ohne Gottes Befehl."

„Er griff an und stürzte nieder, eins nach dem andern, wie es ein geduldiger Sturmbock mit einer

ersten, dann mit einer zweiten, dann mit einer dritten Mauer thut, — er griff an und stürzte nieder alle Motive, die den Menschen zum Selbstmorde hinziehen: den getäuschten Ehrgeiz, die verrathene Liebe, das verlorene Vermögen. Er erinnerte an die Glaubensjahrhunderte, vom 14. bis zum 18.; er suchte darin vergebens den Selbstmord, er fand ihn nicht. Der Selbstmord fing seiner Ansicht nach da an, wo die Kasten aufgehört hatten. Der getäuschte, der betrogene Mensch, der zu Grunde gerichtete Mensch, kurz der durch einen großen Schmerz gebrochene Mensch, dieser Mensch wurde Mönch; das war ein Mittel, sich zu erschießen, ein moralischer Selbstmord, wenn nicht ein physischer: er begrub sich in diesem großen gemeinschaftlichen Grabe, was man ein Kloster nannte; er betete und zuweilen ward er getröstet. Heut zu Tage bestand von Allem dem nichts mehr, da die Klöster aufgehoben, geschlossen, die Convente selten waren, und das Gebet zum Himmel aufgestiegen. — Es blieb die Arbeit: arbeiten, das war beten! Es lag eine ganze Offenbarung in diesen Worten; ich schlug die Augen zu demjenigen auf, welcher sie aussprach.

„Es war ein schöner Mönch von kaum fünfundzwanzig Jahren; ein Dominikaner, bleich, mager, mit großen schwarzen Augen, herrlichen Augen! — Er verband die zwei Mittel, die er bezeichnet hatte: das Gebet und die Arbeit; man fühlte, dieser Mann bete unablässig, arbeite immer.

„Ich schaute umher und fragte mich, welche Arbeit ich verrichten könne. Rousseau läßt seinen Emile das Schreinerhandwerk lehren; mich hatte man un-

glücklicher Weise kein Handwerk gelehrt. — Ich sah einen Mann von ungefähr dreißig Jahren; er war bekleidet mit einer schwarzen Sammetjacke und hielt seine Mütze in der Hand; er hatte an seinem Kleide ein messingenes Plättchen. Ich erkannte einen Commissionär. Dieser Commissionär lehnte sich an einen Pfeiler an und hörte aufmerksam dem Prediger zu; ich ging zu ihm und lehnte mich an denselben Pfeiler. Ich war entschlossen, ihn nicht aus dem Gesichte zu verlieren, denn ich hatte Fragen an ihn zu machen. — Ich hörte die Predigt bis zu Ende; doch ehe sie beendigt, war ich schon entschieden, zu leben. Der Prediger stieg von der Kanzel herab und ging an mir vorüber.

„„Wie heißen Sie, mein Vater?““ fragte ich.

„„Vor den Menschen oder vor Gott?““

„„Vor Gott.“

„„Bruder Dominique.““

„Und er ging weiter . . . Die Menge verlief sich. Ich folgte dem Commissionär; an der Ecke der Rue Saint-Roch hielt ich ihn an.

„„Verzeihen Sie, mein Freund,““ sagte ich zu ihm.

Er wandte sich um.

„„Der Herr bedarf meiner?““

„„Ja, ich bedarf Ihrer,““ antwortete ich lächelnd.

„„Muß ich den Haken nehmen, oder ist es ein einfacher Gang?““

„„Es ist eine Auskunft.““

„„Ah! ich verstehe: der Herr ist fremd.““

„„Dem Leben, ja.““

„Er schaute mich mit Erstaunen an.

„„Ihr Gewerbe ist ein gutes Gewerbe?““ fragte ich ihn.

„„Ei! je nachdem Sie es verstehen!““

„„Ich frage Sie, ob Sie es lieben.““

„„Da ich es übe!““

„„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß dies nicht immer ein Grund ist.““

„„Was wünschen Sie denn zu wissen?““

„„Findet man dabei seinen Lebensunterhalt?““

„„Man verdient dabei Tausende und Hunderte; im Ganzen nährt es aber seinen Mann.““

„„Thun Sie mir den Gefallen, mich zu unterrichten.““

„„Befragen Sie mich und ich werde antworten.““

„„Gut oder schlecht, in mittlerer Summe, wie viel trägt der Tag ein?““

„„Man darf in den guten Quartieren auf fünf bis sechs Franken rechnen.““

„„Zweitausend Franken also.““

„„Ungefähr.““

„„Wie viel geben Sie davon aus?““

„„Etwa die Hälfte.““

„„Somit ersparen Sie jährlich?““

„„Ein Tausend-Franken-Billet.““

„„Was sind die Unannehmlichkeiten Ihres Standes?““

„„Ich kenne keine.““

„„Man ist frei?““

„„Wie die Luft.““

„„Mir schien, dem Publikum gehörend . . .““

„„Dem Publikum? Ei! mein Gott! wer gehört nicht dem Publikum? König Carl X. zu allererst,

gehört er nicht dem Publikum? Ich bin, bei meiner Treue, freier als er!""

„„Wie so?""

„„Ein Auftrag dünkt mir zweideutig, ich schlage ihn aus; eine Last scheint mir zu schwer, ich schüttle den Kopf. Das Ganze besteht darin, daß man sich bekannt macht, und ist man bekannt, so wählt man.""

„„Treiben Sie Ihr Gewerbe schon lange?""

„„Zehn Jahre.""

„„Und in zehn Jahren haben Sie nicht bedauert, daß Sie nicht ein anderes Gewerbe treiben?""

„„Nie.""

„Ich überlegte einen Augenblick.

„„Ist das Alles?"" fragte mich mein Mann.

„„Eine letzte Auskunft.""

„„Reden Sie.""

„„Welches Mittel muß man anwenden, wenn man Commissionär werden will?""

„Der Commissionär schaute mich fragend an.

„„Sollten Sie zufällig Commissionär werden wollen?""

„„Vielleicht.""

„„Oh! das ist nicht schwierig, und man braucht hiezu keine großen Protectionen.""

„„Nun?""

„„Ei! man geht auf die Polizei-Präfectur mit zwei Zeugen, die sich für Ihren sittlichen Charakter verbürgen, und man verlangt eine Nummer.""

„„Und das kostet?""

„„Die Mühe, sie zu verlangen.""

„„Ich danke, mein Freund.""

„Ich zog aus meiner Tasche ein Fünf-Franken-Stück und bot es ihm an.

„„Was ist das?““ sagte er zu mir.

„„Das ist der Lohn für die Mühe, die ich Ihnen gemacht habe.““

„„Das war keine Mühe, sondern ein Vergnügen; und man läßt sich ein Vergnügen nicht bezahlen.““

„„Also einen Händedruck und einen Dank.““

„„Das ist etwas Anderes.““

„Und er reichte mir seine plumpe Hand, die ich herzlich drückte.

„„Ah! bei Gott!““ sagte ich zu mir selbst, während ich mich entfernte, „„das ist seltsam: mir scheint, es ist das erste Mal, daß ich einem Menschen die Hand drücke!““

„Und ich schlug wieder den Weg nach meiner Mansarde ein.

XXII.

Der Selbstmord.

„Sobald ich mich nicht tödtete, hatte ich eine ganz andere Arbeit zu verrichten, als wenn ich mich getödtet hätte! Ich hatte vor Allem zu Mittag zu speisen, was unnöthig gewesen wäre, hätte ich bei meinem Plane beharrt; sodann hatte ich einen vollständigen Commissionärsanzug zu kaufen; endlich hatte ich mir ein Subject zu verschaffen, wie man mit dem Amphitheaterausdruck sagt, ein Subject, das ich für mich ausgeben könnte . . . Tödtete ich mich nicht, so sollte man mich wenigstens für todt halten.

Ich hatte ein wenig Medicin studirt, und Anatomie in mehreren Hospitälern getrieben. Ich kannte die Amphitheaterdiener. Das Ganze war, daß ich mir einen jungen Mann ungefähr von meinem Alter verschaffte, ihn in mein Bett legte und durch einen Pistolenschuß entstellte; hier bot sich aber eine ernste Schwierigkeit: der Todtenarzt bemerkte leicht, der Pistolenschuß sei auf einen Leichnam gefeuert worden. — Ich ging nach dem Hotel-Dieu; ich hatte dem Amphitheaterdiener einen großen Dienst geleistet, indem ich seinen Bruder von der Conscription frei gemacht; dieser Mensch hätte sein Leben für mich gegeben; der Bruder war Fiacrekutscher, und er hegte auch eine tiefe Dankbarkeit für mich. Ich ließ den Amphitheaterdiener rufen.

„„Louis,““ sagte ich zu ihm, „„geschieht es selten, daß man hierher Leute bringt, die sich erschossen haben?““

„„Ei! Herr Conrad,““ erwiederte er, „„drei bis vier im Monat, nicht mehr.““

„„Es mag kosten, was es will, hörst Du wohl, Louis? ich muß den Ersten haben, der hereinkommt.““

„„Es mag kosten, was es will, Sie sollen ihn haben, Herr, und müßte ich darüber meinen Platz verlieren!““

„„Ich danke Dir, Louis.““

„„Und wo brauchen Sie ihn.““

„„Bei mir, im Faubourg Poissonnière 27, im vierten Stocke.““

„„Ich werde mich hierüber mit meinem Bruder verständigen.““

„„Ich kann auf Dich zählen, Louis?““

„„Da ich es Ihnen sage,““ erwiederte er, die Achseln zuckend. „„Nun, wenn es Nacht geworden ist, gehen Sie nicht mehr aus.““

„„Seien Sie unbesorgt, von diesem Abend an bleibe ich zu Hause.““

„Ich befürchtete, meine dreißig Franken dürften mich nicht weit führen. Ich wäre vielleicht Hungers gestorben, ehe es einem Unglücklichen einfiele, sich zu erschießen.

„Nach Hause zurückkehrend, trat ich bei einem Trödler ein, und ich fand eine Hose, eine Jacke und eine Weste von Sammt für fünfzehn Franken; ich kaufte diese Kleidungsstücke, ließ ein Päckchen daraus machen, und nahm es unter meinem Arme mit. Jagdschuhe und eine alte Jagdmütze sollten das Costume vervollständigen. Es blieben fünfzehn Franken; verzehrte ich sie vernünftig, so konnte ich fünf bis sechs Tage davon leben . . . Alles war indessen für den entscheidenden Augenblick bereit: der Brief, der meinen Tod verkündigte, war geschrieben und unterzeichnet.

„In der Nacht des dritten oder vierten Tags gab man das verabredete Signal, indem man einen Stein in mein Fenster warf, das auf die Straße ging. Ich eilte hinab und öffnete die Thüre: ein Fiacre hielt vor dem Hause; in diesem Fiacre war ein Leichnam. Louis und ich brachten ihn in mein Zimmer und legten ihn auf mein Bett; ich zog ihm eines von meinen Hemden an. Es war der Leichnam eines jungen Mannes; sein Gesicht war von einer so furchtbaren Wunde zerrissen, daß man seine Züge unmöglich erkennen konnte. Der Zufall, dieser

erschreckliche Bundesgenoß, hatte mich vortrefflich bedient.

„Ich zog den Pfropf aus einem der Läufe meiner Pistole, ich brannte ihn aus, damit er das Ansehen bekäme, als hätte er gefeuert, und gab die Pistole dem Todten in die Hand. In den Zeilen, die ich hinterließ, war ich besorgt gewesen, zu sagen, die Pistole gehöre Lepage: Lepage sollte die Identität des Leichnams constatiren helfen durch die Erklärung, Herr Conrad von Valgeneuse habe die Waffe ein paar Tage vorher von ihm entlehnt.

„Ich ließ meine Kleider auf einem Stuhle, da ich so vorsichtig gewesen war, mich auszukleiden, ehe ich mich erschossen; alsdann, nachdem ich mein Commissionärs-Costume angezogen und die Thüre doppelt geschlossen hatte, ging ich mit Louis hinab . . . Ich ließ den Schlüssel mitten auf die Straße fallen, als ob ich ihn, nachdem ich mich eingeschlossen, zum Fenster hinausgeworfen hätte; die durch den Stein von Louis zerbrochene Scheibe sollte dazu dienen, diesen Glauben zu vervollständigen. Ich hatte einen Schlüssel von der Hausthüre: wir gingen hinaus, ohne vom Concierge gesehen oder gehört worden zu sein... Am andern Morgen um neun Uhr erschien ich auf der Polizei mit meinen zwei Bürgen Louis und seinem Bruder, und man übergab mir meine Medaille unter dem Namen Salvator . . . Seit diesem Tage, mein lieber Vetter, treibe ich das Gewerbe eines Commissionärs, an der Ecke der Rue aux Fers, bei der Schenke zur Goldenen Muschel."

„Ich mache Ihnen mein Compliment hiezu, mein

Herr," erwiederte Lorédan; „doch ich sehe in alle dem weder die Auskunft, die Sie mir über das Testament des Marquis geben sollten, noch wie Sie mir die fünfhundert Franken wieder erstatten werden, die ich sehr unnöthig Herrn Jackal gegeben habe, um Sie beerdigen zu lassen."

„Warten Sie doch, mein lieber Vetter," fuhr Salvator fort. „Was Teufels! Sie halten mich nicht für verrückt genug, um Ihnen nur so das Geheimniß meiner Existenz preiszugeben, wenn ich Ihrer Discretion nicht sicher war."

„Es scheint also, Sie gedenken mich bis zum Tage des jüngsten Gerichts zu bewachen oder von Ihren Leuten bewachen zu lassen?"

„Ah! Herr Graf, Sie irren sich ganz und gar, und dies ist nicht meine Absicht. Morgen früh um fünf Uhr werden Sie frei sein."

„Und Sie wissen, was ich schon Ihren Begleitern gesagt habe: eine Stunde, nachdem ich wieder in Freiheit gesetzt wäre, würden Sie angezeigt und verhaftet."

„Ja, das hätte sogar beinahe eine schlimme Wendung für Sie genommen! Wäre ich nicht auf der Thürschwelle gewesen, so liefen Sie Gefahr, nie mehr einen Menschen anzuzeigen und verhaften zu lassen; was übrigens ein ziemlich schlechtes Handwerk ist, mein lieber Vetter. Ich stehe Ihnen auch zum Voraus dafür, Sie werden überlegen, und haben Sie überlegt, nun wohl, so werden Sie diesen armen Salvator in Ruhe lassen an seinem Weichsteine der Rue aux Fers, damit er Sie in Ihrem Hotel der Rue du Bac in Ruhe läßt."

„Kann man, da Sie jetzt im Zuge sind, vertrauliche Geständnisse zu machen, erfahren, welches Mittel Sie hätten, mich dort zu beunruhigen?"

„Ich will Ihnen das erzählen. Da es das Interessanteste meiner Erzählung ist, so habe ich es auf das Ende aufbewahrt."

„Ich höre Sie."

„Oh! diesmal bin ich Ihrer Aufmerksamkeit sicher! Fangen wir mit einer Moral an: ich habe immer bemerkt, mein lieber Vetter, es bringe Glück, das Gute zu thun."

„Sie wollen sagen, mit einer Trivialität?"

„Trivialität, Moral, Sie werden das sogleich schätzen . . . Gestern nun, mein lieber Vetter, faßte ich den Entschluß, das Gute zu thun, und Ihnen Mina zu entführen, was ich zu meiner großen Freude glücklich vollbracht habe."

Ein Lächeln unversöhnlichen Hasses und tiefer Rache trat auf die Lippen von Valgeneuse.

„Gestern nun," fuhr Salvator fort, „als ich auf die Post ging, um die Pferde zu bestellen, mit denen die zwei lieben Kinder abgereist sind, kam ich am Hotel der öffentlichen Verkäufe, ich glaube in der Rue des Jeuneurs, vorüber; man lud im Hofe die Meubles, welche im Aufstreiche verkauft werden sollten . . ."

„Aber was des Teufels erzählen Sie mir denn da, Herr Salvator," sagte Lorédan, „und welches Interesse soll ich an den Meubles nehmen, die man in der Rue des Jeuneurs ablud?"

„Hätten Sie nur die Geduld, eine halbe Minute zu warten, mein lieber Vetter, so würden Sie

mir nicht etwas Unfreundliches gesagt haben, und Sie hätten, dessen bin ich sicher, einen Anfang von Interesse entstehen gefühlt."

„Weiter also!" rief Lorédan, indem er nachlässig sein rechtes Bein über seinem linken Beine kreuzte.

„Nun wohl, eines von diesen Meubles machte, daß ich einen Schrei der Ueberraschung ausstieß. . . . Errathen Sie, was ich mitten unter all dem Trödel erkannt hatte?"

„Wie Teufels soll ich das errathen?"

„Sie haben Recht, das ist unmöglich . . . Nun wohl, ich erkannte den kleinen Schrank von Rosenholz, der meinem Vater gehört hatte, und den mein Vater so sehr liebte, weil er ihn von seiner Mutter hatte, welche ihn, wie ich Ihnen gesagt zu haben glaube, von ihrer Großmutter bekommen."

„Ah! ich wünsche Ihnen Glück! Ich sehe die Sache von hier aus: Sie haben um fünfzig Franken den kleinen Schrank von Rosenholz gekauft, und zu dieser Stunde bildet er die Zierde des Salon von Herrn Salvator."

„Um sechzig, mein lieber Vetter; ich habe ihn um sechzig gekauft; und, offenherzig gesprochen, er war es wohl werth!"

„Wegen der Erinnerungen, die er bei Ihnen zurückrief?"

„Einmal . . . sodann wegen der Papiere, die er enthielt."

„Ah! er enthielt Papiere?"

„Ja, und zwar sehr kostbare!"

„Und diese Papiere waren sorgfältig vor den

verschiedenen Liebhabern, durch deren Hände der kleine Schrank gegangen, aufbewahrt worden? . . . Wahrhaftig, mein lieber Salvator, der Himmel thut Wunder für Sie!"

„Ja, mein Herr," sprach Salvator ernst, „und ich danke dem Himmel in aller Demuth."

Alsdann seinen gewöhnlichen Ton wieder annehmend:

„Obschon das Wunder weniger groß ist, als es von Anfang scheint: wie Sie selbst beurtheilen werden."

„Ich höre."

„Ich sehe es wohl... Ich trug also das Meuble nach Hause."

„Sie trugen es?"

„Oh! mein Gott, ja, auf meiner Hake . . . bin ich nicht Commissionär?" sagte Salvator mit einem Lächeln.

„Das ist wahr," erwiederte Lorédan, indem er sich auf die Lippen biß.

„Nun wohl, sobald der Schrank bei mir war, — dieser Schrank, den ich so sehr liebte! — Sie begreifen, da erfaßte mich die Lust, ihn in seinen Einzelheiten zu untersuchen. Ich öffnete die Schubladen eine nach der andern, ich ließ alle Schlösser spielen, sondirte alle Tiefen; während ich nun diese letzte Arbeit vornahm, bemerkte ich, daß die mittlere Schublade, diejenige, welche als Kasse diente, einen doppelten Boden hatte."

Die Augen von Lorédan waren auf Salvator wie zwei Karfunkel geheftet.

„Nicht wahr, das ist interessant?" fuhr Salvator

fort. „Nun, ich will Sie nicht schmachten lassen. Dieser doppelte Boden war verborgen; ich errieth das Geheimniß und öffnete ihn.“

„Und was war darin?“

„Ein Papier, ein einziges.“

„Und dieses Papier war?“

„Das, welches wir so lange gesucht haben, mein lieber Vetter!“

„Das Testament?“ rief Lorédan.

„Das Testament!“

„Das Testament des Marquis?“

„Das Testament des Marquis, welches seinem Pathen Conrad die Gesammtheit seines beweglichen und unbeweglichen Vermögens unter der Bedingung vermacht, daß er den Titel, den Namen und das Wappen des Hauptes der Familie der Valgeneuse annimmt.“

„Hier ist es, mein Vetter,“ sagte Salvator, indem er ein Papier aus seiner Tasche zog.

Durch eine unwillkürliche Bewegung streckte Lorédan rasch die Hand aus, um es zu nehmen.

„Oh! nein, mein lieber Vetter,“ sprach Salvator, das Papier wieder an sich ziehend. „Diese Urkunde, Sie begreifen wohl, muß in den Händen von demjenigen bleiben, welchen sie interessirt; doch ich weigere mich nicht, Ihnen dieselbe vorzulesen; im Gegentheile.“

Und Salvator begann:

„Dieses ist das Duplicat von meinem eigenhändig von mir geschriebenen Testamente, dessen zweite Abschrift in den Händen von Herrn Pierre Nicolas

Baratteau, Notar, Rue de Varennes in Paris, deponirt werden wird; jede von den Copien ist von meiner Hand geschrieben und hat Originalwerth.

„Am 11. Juli 1821.

„Unterz.: Marquis von Valgeneuse."

„Soll ich Ihnen das Uebrige auch vorlesen?" fragte Salvator.

„Nein, mein Herr, das ist unnöthig," antwortete Lorédan.

„Oh! das Uebrige kennen Sie, nicht wahr, mein Vetter? Nun möchte ich gern, aus einfacher Neugierde, wissen, welchen Preis Sie für diese Kenntniß Herrn Baratteau bezahlt haben?"

„Mein Herr!" rief der Graf, indem er mit einer Miene der Drohung aufstand.

„Ich komme also auf das zurück, was ich sagte, mein Vetter," fuhr Salvator fort, ohne daß er die Bewegung von Herrn von Valgeneuse zu bemerken schien, „nämlich ich habe wahrgenommen, es bringe Glück, das Gute zu thun, wie es auch, könnte ich beifügen, Unglück bringt, das Böse zu thun."

„Mein Herr!" wiederholte Lorédan.

„Denn," fuhr Salvator mit derselben Ruhe fort, „hätten Sie nicht, Mina entführend, das Böse gethan, so hätte ich nicht die Idee gehabt, sie rettend das Gute zu thun; ich hätte also keine Postpferde gebraucht, ich wäre nicht durch die Rue des Jeuneurs gekommen, ich hätte nicht den kleinen Schrank erkannt, ich hätte ihn nicht gekauft, ich hätte das Geheimfach nicht entdeckt, und endlich nicht in diesem

Geheimsache das Testament gefunden, das mir Ihnen zu sagen erlaubt: Mein lieber Vetter, Sie sind vollkommen frei; nur bemerke ich Ihnen zum Voraus, daß ich beim ersten Anlasse zur Klage, den Sie mir geben, mein Testament geltend mache, das heißt, daß ich Sie, — Ihren Vater, Sie, Ihre Schwester, — völlig zu Grunde richte, während im Gegentheile, wenn Sie die armen Kinder ihren Weg fortsetzen und im Auslande glücklich sein lassen, nun wohl, aber... es entspricht meinen Combinationen, noch ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre vielleicht Commissionär zu sein, und Sie begreifen, so lange ich Commissionär bin, brauche ich kein Einkommen von zweimal hunderttausend Livres, da ich täglich fünf bis sechs Franken verdiene. Frieden also oder Krieg, nach Ihrer Wahl, mein Vetter; ich schlage Ihnen den ersten vor, verweigere Ihnen aber den zweiten nicht. Dabei wiederhole ich Ihnen, Sie sind frei; nur würde ich, an Ihrer Stelle, die Gastfreundschaft annehmen, die mir geboten ist, und hier die Nacht im Nachdenken zubringen. Die Nacht bringt Rath!"

Und auf diese gute Ermahnung entfernte sich Salvator von seinem Vetter, und er ging mit Jean Taureau und Toussaint-Louverture weg, indem er die Thüre halb offen ließ, damit Herr von Valgeneuse sehen könnte, er habe jede Freiheit zu bleiben oder auch zu gehen.

XXIII.

Eine neue Person.

Sehen wir nun, was in der Rue d'Ulm Nr. 10, ein paar Tage nach den Ereignissen, die wir so eben erzählt haben, vorging.

Haben unsere Leser auch nur mit einiger Aufmerksamkeit die vielfachen Scenen dieses Drama's verfolgt, und sind sie mit einigem Gedächtniß begabt, so erinnern sie sich ohne Zweifel, daß die Zauberin die Rue Triperet verlassen hatte, um die von Petrus entdeckte, meublirte und decorirte Wohnung in der Rue d'Ulm Nr. 10 in Besitz zu nehmen; sie erinnern sich auch, daß mit der Brocante natürlich Rose-de-Noël, Babolin, die Krähe und zehn bis zwölf Hunde ausgezogen waren.

Das Zimmer, das nun die alte Zigeunerin in der Rue d'Ulm inne hatte, halb ein Museum von Curiositäten, halb ein Winkel der Schwarzkunst, bot, wie gesagt, den erstaunten Augen der Besuchenden unter anderen fantastischen Gegenständen einen Thurm, der als Aufenthaltsort oder Nest der Krähe diente, und verschiedene Tonnen, welche einfach als Nischen den Hunden dienten.

Unsere Absicht beim Schreiben dieses Buches, — man verzeihe uns die kurze Abschweifung, zu der wir uns hinreißen lassen, — ist nicht allein, wie man es durch die Materie sieht, die wir in diesem Augenblicke absorbiren, den Leser mit uns alle Etagen der Gesellschaft erklettern und herabsteigen zu machen,

von Papst Gregor XVI., mit dem wir es sogleich werden zu thun haben, bis auf den Gassenwühler Croc-en-Jambe, und von König Karl X. bis zum Katzentödter, sondern auch zuweilen Excursionen in die den Thieren vorbehaltenen unteren Welten zu machen.

So konnten wir schon den Verstand der Krähe Phares und den Instinct des Hundes Brasil schätzen, dergestalt, daß, wenn die eine in Betracht des geringen Antheils, welchen sie an den von uns erzählten Ereignissen genommen, uns beinahe gleichgültig geblieben ist, der andere sich, im Gegentheile, wir sind dessen sicher, unter seinem doppelten Namen Brasil und Roland, alle Sympathien des Lesers erworben hat.

Es ist nichts Erstaunliches dabei, daß, nachdem wir einen ersten Schritt unter den Demüthigen der Schöpfung, unter unseren untergeordneten Brüdern, wie sie Michelet nennt, gemacht haben, einen zweiten machen, indem wir um eine neue Cirkeldrehung den schon ungeheuern Kreis erweitern, in welchem wir agiren.

Was wollen Sie, liebe Leser! es ist mir, zur Verzweiflung der Theaterdirectionen und der Chefs der Buchhandlungen, und vielleicht auch zu Ihrem Verdrusse, die Mission gegeben worden, Dramen in fünfzehn Tableaux und Romane in fünfzig Bänden zu machen! Das ist nicht meine Schuld: es ist die meines Temperaments, dessen Tochter meine Einbildungskraft nun ist.

Wir sind also zu dieser Stunde mitten unter den Hunden der Brocante, und wir bitten Sie um Er-

laubniß, Sie mit einem von diesen Thieren Bekanntschaft machen zu lassen.

Einer von den beliebtesten Hunden unserer Hexe, — die Hexen haben einen bizarren Geschmack: sind sie Hexen, weil sie diesen Geschmack haben? oder haben sie diesen Geschmack, weil sie Hexen sind? wir wissen es nicht und überlassen es Stärkeren als wir, diese wichtige Frage zu entscheiden; — einer von den beliebtesten Hunden unserer Hexe, sagen wir, war ein kleiner schwarzer Pudel von der gemeinsten Gattung. Wir beurtheilen dies, wohl verstanden, aus dem stolzen Gesichtspunkte des Menschen: aus dem Gesichtspunkte der Natur gibt es keine gemeine Gattung.

Factisch ist, daß für einen Menschen, — wir wissen nicht, was er für die Natur gewesen sein mag, — factisch ist, daß dieser Hund von einer wahrhaft außerordentlichen Häßlichkeit war: klein, untersetzt, schmutzig in physischer, knurrig, streitsüchtig, anmaßend in moralischer Hinsicht, faßte er in sich allein alle Laster eines alten Junggesellen zusammen, und deßhalb ohne Zweifel war er bei seinen Kameraden allgemein verhaßt.

Aus dieser allgemeinen Abneigung war erfolgt: daß die Brocante, seine Gebieterin, mit einer ganz weibischen Halsstarrigkeit sich ihm mit einer mütterlichen Zärtlichkeit angeschlossen hatte, und seitdem hatte diese Zuneigung allmälig im umgekehrten Sinne der Feindschaft zugenommen, welche seine Gefährten gegen ihn hegten und ihm öffentlich bezeugten.

So kam sie zu allerlei Aufmerksamkeiten gegen ihn, bis sie ihn besonders und in einem getrennten Cabinet bedienen ließ, um ihn nicht vor Erschöpfung

sterben zu sehen; so sehr sagten ihm die anderen Hunde hundert unfreundliche Dinge und ließen ihn tausend Geheuer erdulden während der feierlichen Stunden der Mahle.

Nicht wahr, liebe Leser, Sie wissen, was der Stolz bei den Menschen vermag? Gut, sehen Sie, was er bei den Thieren vermag?

Dieser schwarze Hund, dieser schmutzige Pudel, kurz dieser Babylas, der — immer aus unserem Gesichtspunkte, — von einer beleidigenden Häßlichkeit war, bildete sich, als er sich geschmeichelt, geliebkost, gehätschelt, besonders bedient sah, am Ende ein, er sei der schönste, der zierlichste, der geistreichste, der liebenswürdigste, der verführerischste der Hunde. Und war einmal dieser Gedanke in seinen Geist eingedrungen, so fing er natürlich, wie es ein Mensch in einer solchen Lage gethan hätte, an, seines Gleichen zu verspotten, sie schamlos zu reizen, indem er den Einen am Schweif zog, den Andern ins Ohr biß, Jeden verhöhnte, sicher, wie er war, der Straflosigkeit, sich aufblähte, den Kopf hoch trug, das Rad schlug, sich endlich ein so gewichtiges Ansehen gab, daß alle seine Kameraden vor Verachtung lächelten, vor Mitleiden die Achseln zuckten, und unter sich sagten:

„Welche Anmaßung!"

Ich glaube, liebe Leser, Sie thun mir die Ehre an, eine Frage an mich zu richten.

„Schön und gut, Herr Romandichter! Verdolmetschen, übersetzen, foltern Sie die Worte und die Geberden der Menschen; doch wahrhaftig, es ist

zu stark, daß Sie uns wollen glauben machen, die Hunde sprechen, zucken die Achseln, lächeln!"

Was das Lächeln betrifft, ich habe eine mir befreundete Hündin, ein weißes Windspiel, der höchsten Aristokratie der Windhunde angehörend, das lächelt, so oft es mich sieht, und zeigt mir seine feinen weißen Zähne; so daß ich glauben würde, es ärgere sich, gäbe mir nicht sein übriger Körper alle Arten von Merkmalen der Freude. Das Windspiel heißt Gisella.

Für mich lächeln also die Hunde, da mir meine liebe Gisella zulächelt, so oft sie mich sieht.

Was das Achselzucken betrifft, so behaupte ich nicht, die Hunde zucken die Achseln ganz auf dieselbe Art wie die Menschen; mein Ausdruck ist sogar ungeeignet; sie zucken nicht die Achseln, sie schütteln sie, hätte ich sagen müssen. Haben Sie nicht sehr oft bemerkt, daß der Hund, der mit einem andern Hunde Bekanntschaft macht, — und Sie wissen, auf welche naive Art die Hunde Bekanntschaft machen — haben Sie nicht bemerkt, daß der in seiner Hoffnung getäuschte Hund, findet er, wie der Capitän Pamphile, dessen pittoreske Geschichte ich vor bald zwanzig Jahren geschrieben habe, eine männliche Negerin, wo er eine weibliche Negerin zu finden erwartet, verächtlich die Schultern schüttelt und geht? Das ist unbestreitbar; Sie werden es auch nicht bestreiten, liebe Leser.

Kommen wir nun zur Sprache.

Die Hunde sprechen nicht! Hoffärtige Menschen, die Ihr glaubt, Ihr habet von der Vorsehung allein die Fähigkeit erhalten, Euch Eure Gedanken mitzu-

theilen! weil Ihr Englisch, Französisch, Deutsch, Chinesisch sprecht, und nicht Hundisch sprecht, sagt Ihr ruhig: „Die Hunde sprechen nicht!"

Irrthum! — die Hunde sprechen ihre Sprache, wie Ihr die Eure sprecht! Mehr noch: Ihr versteht nicht, was sie Euch sagen, hoffärtige Menschen! und sie, die Demüthigen, die sich darauf nichts einbilden, verstehen, was Ihr ihnen sagt. Fragt den Jäger, ob sein Hund nicht spreche, wenn er ihn hat träumen, einen Hasen jagen, Streit anfangen, sich im Traume raufen hören? Was wacht denn so in diesem Hunde, der schläft? Ist es nicht eine Seele, eine Seele minder vollkommen, doch sicherlich naiver, als die unsere?

Die Hunde sprechen nicht! . . . Sagt das doch Eurem dreijährigen Kinde, das sich auf der Wiese mit dem großen, drei Monate alten Neufundländer wälzt. Das junge Kind und der junge Hund spielen wie zwei Brüder, und horchen auf die unartikulirten Töne, die sie mitten unter ihren Spielen und ihren Liebkosungen austauschen.

Ei! mein Gott, das Thier versucht ganz einfach die Sprache des Kindes zu sprechen, und das Kind die Sprache des Thieres. Sicherlich, welche Sprache sie auch sprechen mögen, verstehen sie sich, und sie sagen sich vielleicht in dieser unbegriffenen Sprache mehr Wahrheiten über Gott und über die Natur, als je Plato und Bossuet gesagt haben.

Die Hunde sprechen also, das ist kein Zweifel in unseren Augen, und sie haben den großen Vorzug vor uns: daß sie, Hundisch sprechend, das Französische, das Deutsche, das Spanische, das Chinesische,

das Italienische verstehen, während wir, Italienisch, Chinesisch, Spanisch, Deutsch oder Französisch sprechend, den Hund nicht verstehen.

Kommen wir auf die unglücklichen Thiere der Brocante und auf die Lage zurück, die ihnen durch die lächerlichen Anmaßungen von Babylos bereitet wurde.

Die Zeugnisse der Verachtung, welche Babylas bei jeder Gelegenheit von seinen Kameraden empfing, machten diesen das Leben nicht besser: weit entfernt.

Die Brocante, welche in ihrer Eigenschaft als Zauberin alle Sprachen sprach; die Brocante trat bei dem geringsten groben Worte, das sie hörte, je nach der Schwere des Wortes, entweder mit ihrer Geißel oder mit ihrem Besenstiele dazwischen. — Die Geißel, das war das Stäbchen der Fee! der Besenstiel, das war der Dreizack des Neptuns! — Die Brocante wußte sicherlich nicht, was: Quos ego! besagen wollte, doch die Hunde übersetzten auf der Stelle die Drohung in: Canaillenvolk! Und Jeder kehrte ganz zitternd in seine Nische zurück, und wagte erst nach einem Moment das Ende seiner Nase und den Winkel seines Auges durch die Oeffnung der Tonne hervor.

Allerdings winselte der Windhund, brummte der Pudel, knurrte der Bulldogg; doch der Lärm eines auf den Boden stampfenden ungeduldigen Fußes und die furchtbaren mächtig ausgesprochenen Worte: „Wird man endlich schweigen?“ genügten, um der ganzen Hundeversammlung vollständiges Stillschweigen aufzuerlegen. Und alle schwiegen, in ihre respectiven Tonnen zurückgezogen, während sich der

gemeine Babylas mitten in der Stube breit machte, und zuweilen die Unverschämtheit so weit trieb, daß er die Tonnen in Augenschein nahm, um zu sehen, ob jeder Hund in seinem Gefängnisse sei.

Diese Manöver von Babylas, welche von Tag zu Tage herausfordernder wurden, waren am Ende, wie man wohl begreift, unerträglich für die ganze Hunderepublik, und sie beschloß zwei oder dreimal, die Abwesenheit von Brocante zu benützen, um Meister Babylas eine gute Lection zu geben; doch immer erschien durch einen von den Glücksfällen, wie sie nur den Tyrannen oder den Gecken begegnen, gerade in dem Augenblicke, wo die Verschwörung losbrechen sollte, die Brocante gleich dem alten Deus ex machina plötzlich mit ihrem Besen oder ihrer Schulgeißel in der Hand und führte bis zu ihren Nischen die unglücklichen Verschwörer zurück.

Was thun bei dieser traurigen Conjunctur, und wie sich der despotischen Gewalt entziehen, ist diese Gewalt mit einem Besen und einer Geißel bewaffnet?

Die Bande überlegte. Ein Windhund schlug vor, auszuwandern, den heimathlichen Boden zu verlassen, das Vaterland zu fliehen, kurz eine gastfreundlichere Erde zu suchen; ein Bulldogg erbot sich, Alles unter seine Verantwortlichkeit zu nehmen und Babylas zu erwürgen; doch man muß es sagen, dieser Hundsmord widerstrebte dem ganzen Truppe.

„Vermeiden wir das Blutvergießen!“ sprach ein wegen seiner Sitten-Milde bekannter Pudel.

Und er wurde unterstützt durch einen alten spanischen Wachtelhund, der immer seiner Meinung und

dergestalt mit ihm verbunden war, daß meistens eine Nische für Beide diente.

Kurz, alle gewaltsamen Mittel mißfielen diesen redlichen Hunden, und man beschloß, gegen Babylas keine andere Verschwörung anzuzetteln, als die der Verachtung. Man setzte ihn auf den Index, wie man in den Collegien von Rom sagt, in Quarantäne, wie man in den französischen Collegien sagt; man ließ ihn beiseit, man sprach nicht mehr mit ihm, man machte sogar Miene, als sähe man ihn nicht, wenn man an ihm vorüberkam, — wie dies so poetisch in der Oper: die Favorite gesagt ist:

Il resta seul avec son déshonneur*)!

Was that Babylas? Statt zu bereuen, er, der die Brocante in ihrer unvernünftigen Zuneigung verblendete, statt die Warnung zu benützen, kam auf den Einfall, seine Kameraden aufs Schönste zu mystificiren; er schleuderte ihnen tausendmal am Tage von fern beleidigendes Gebell zu, er störte unbarmherzig ihren Schlaf in der Nacht; mit einem Worte, der Unterstützung seiner Gebieterin sicher, machte er ihnen das Leben unerträglich.

War es warm und die Brocante öffnete das Fenster, um der Gesellschaft Luft zu geben, so kläffte Babylas auf der Stelle kläglich und schnatterte an allen Gliedern, als herrschte eine Kälte von fünfundzwanzig Grad. War dagegen das Fenster geschlossen und es regnete, es schneite, es waren fünf-

*) Er blieb allein mit seiner Schande.

undzwanzig Grad Kälte, so beklagte sich Babylas über die Wärme; der Ofen belästigte ihn: er hob die Pfote vor dem Thürchen auf und suchte, so viel in seiner Macht lag, das Feuer auszulöschen; an diesen Zeichen erkannte die Brocante, es sei zu heiß, und eine Gehirncongestion für ihren Liebling befürchtend, löschte sie den Ofen aus und öffnete das Fenster, wenn sie auch die anderen Hunde unter einer Temperatur der von Moskau gleich schnattern sah.

Kurz, dieser elende Babylas war der böse Dämon des Hauses geworden! Er war Niemand nützlich, er war Jedem unangenehm, gegen Jedermann unfreundlich und dennoch — erkläre die Sache, wer kann — trotz dieser Vereinigung von Lastern, vielleicht wegen derselben von der Brocante angebetet.

Obschon der Frühling von 1827 kein wärmerer Frühling war als der von 1855, hatte Babylas, sei es aus Bosheit, sei es aus Bedürfniß, sei es aus irgend einem anderen Grunde, zwanzigmal das Fenster öffnen lassen. Die Nase an dieses Fenster haltend — man erinnert sich, daß es das Fenster eines Erdgeschosses war, — bemerkte Babylas von fern eine junge Hündin mit schwarzen Augen, mit fahlblonden Haaren, mit Zähnen weiß wie Perlen, mit Lippen rosenfarbig wie Korallen: man weiß, daß es zwei Sorten von Korallen gibt, die rothe Koralle und die rosenfarbige Koralle, und daß von beiden die rosenfarbige Koralle die kostbarere ist.

Die Eleganz des Ganges dieses Thieres, dessen Hundszehe noch die Lilie marquirte, das Feuer seiner Augen, die Geschmeidigkeit seiner Taille, die Kleinheit seiner Pfote, die ganze Anmuth seiner

Person machten Babylas schauern und er rief in seiner Sprache:

„Oh! das reizende Thier!"

Bei diesem Rufe, — wie, wenn ein am Fenster stehender Raucher ausruft: „Ah! die reizende Frau!" alle Männer des Clubbs, Whistspieler, Zeitungsleser, Kaffeetrinker, Liqueurschlürfer, Eisesser um die Wette herbeilaufen; bei diesem Rufe, sagen wir, eilten alle Hunde, ob sie saßen, standen, in ihren Nischen lagen, sich die Pfoten leckten oder etwas Anderes trieben, hinzu, um mit Babylas diesen Anblick zu genießen; dieser aber drehte sich um, zeigte die Zähne, knurrte, und alle Hunde, der Bullenbeißer und der Neufundländer mitbegriffen, welche Babylas mit dem Druck eines Zahnes umgebracht hätten, kehrten zu ihrer Beschäftigung zurück.

Zufrieden mit diesem Gehorsam seiner Gefährten, — der ihnen allerdings durch ihren Instinct geboten war, welcher ihnen sagte, die Brocante sei im anstoßenden Zimmer, — richtete Babylas seinen Blick wieder nach der Straße.

Genöthigt, diesen Feuerblick auszuhalten, schlug die Hündin die Augen schüchtern nieder und ging weiter, ohne den Kopf umzudrehen.

„Ehrbar und schön!" rief in seiner Sprache der begeisterte Pudel.

„Vernünftig und schön!" ruft Hamlet, da er Ophelia sieht; was beweist, daß unter gleichen Umständen ein gleicher Eindruck auf den Menschen und das Thier, auf den Fürsten und auf den Hund hervorgebracht wird.

Und er neigte sich aus dem Fenster, dergestalt,

daß seine Gefährten einen Augenblick hoffen konnten, in seiner Begeisterung die Gesetze der Schwere schlecht berechnend, werde Babylas seinen Kopf das Uebergewicht über seinen Hintern erlangen sehen und sich den Schädel auf dem Pflaster zerschmettern.

Dem war nicht so: Babylas folgte mit den Augen dem reizenden Thiere bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade, wo es verschwand, wie ein Schatten, ohne ihm nur zu sagen, es werde wiederkommen.

„Wie schön ist sie!" bellte Babylas, das Herz erfüllt von der unaussprechlichen Wonne einer entstehenden Leidenschaft, einer erblühenden Liebe.

Statt zu seufzen über die unbarmherzige Einsamkeit, zu der ihn seine beleidigten Brüder verurtheilt hatten, wünschte sich von diesem Augenblicke an Babylas innerlich Glück zu den Stunden der Träumerei, die ihm diese Abgeschiedenheit ließ.

Wie Diogenes, in sein Faß zurückkehrend, warf er geringschätzend seine Verachtung auf die übrige Welt; und wenn wir, die wir in unserer Eigenschaft als Romandichter alle Sprachen verstehen, selbst die der Thiere, seine eigenen Worte nicht berichten, so geschieht dies, weil wir befürchten würden, man könnte sich in unsern Absichten täuschen und in dem Ausfalle von Babylas nur eine Satyre und Bitterkeit gegen die Gesellschaft sehen.

Wir werden nicht weiter die Gemüthsbewegungen jeder Art analysiren, die das Innere unseres Helden erfüllten, — seit der Stunde, wo er den elektrischen Schlag empfangen hatte, bis zur Stunde

des Schlafengehens, wir wollen nur ein Wort von der Nacht sagen.

Es war zugleich für Babylas eine Nacht unbekannter Qualen und unerhörter Wonne; alle Teufelchen, welche das buntscheckige Gewebe der Träume anzetteln, tanzten ihre fantastische Sarabande um das Haupt des armen Pudels; er sah, wie in den Gläsern der Zauberlaterne, die er in seiner Jugend in Gesellschaft mit einem Blinden gezeigt, die Schatten aller Hunde, welche geliebt hatten, und allen vierpfotigen Helenen und Stratonisten, welche wahnsinnige Leidenschaften erregt hatten, vorüberziehen; er drehte sich so oft und oftmal auf seiner Matratze von Roßhaar — die anderen hatten Stroh — um und um, daß die Brocante, plötzlich erwachend, glaubte, er sei wasserscheu oder epileptisch, und von ihrem Bette aus die zärtlichsten Worte an ihn richtete, um ihn zu trösten.

Die Morgenröthe erschien zum Glück Morgens gegen vier Uhr, hätte man noch die langen, düstern Winternächte gehabt, so wäre Babylas sicherlich an der Auszehrung gestorben.

XXIV.

Die Liebschaft von Babylas und Caramelle.

Den ersten Schimmer des Tages erblickend, sprang Babylas aus seiner Tonne. Wir müssen zugestehen, daß er gewöhnlich wenig Zeit auf seine Toilette verwendete; an diesem Tage verwandte er noch weniger darauf, und er stürzte nach dem Fenster.

Mit dem Tage war bei ihm die Hoffnung wiedergekehrt. Da sie gestern vorübergekommen, warum sollte sie heute nicht wiederkommen?

Das Fenster war geschlossen und mit Recht: es regnete in Strömen.

„Ich hoffe wohl, man wird das Fenster nicht öffnen," sagte der Windhund, schon bei diesem Gedanken schaudernd; „es ist ein Wetter, daß man keinen Menschen sollte vor die Thür gehen lassen!"

Wir Menschen sagen: ein Hund; die Hunde sagen: ein Mensch; und ich glaube, die Hunde haben Recht; denn bei schlechtem Wetter habe ich immer mehr Menschen als Hunde auswärts gesehen.

„Ah, das wäre zu stark!" sagte der Bullenbeißer dem Windhunde antwortend.

„Hm!" machten der Pudel und der spanische Wachtelhund, „das würde uns nicht wundern."

Sie sprachen ein wenig mehr nach ihrem Behagen, weil ihre Haare ihnen einen Pelz bildeten.

„Läßt Babylas diesen Morgen das Fenster öffnen," sprach der Neufundländer, „so erwürge ich ihn."

„Nun wohl," sagte eine alte sehr skeptische Dogge, „würde man es öffnen, ich wäre nicht erstaunt."

„Tausend Donner!" knurrten gleichzeitig der Bullenbeißer und der Neufundländer, „man lasse sich das einfallen und wir wollen sehen."

Ein weißer Pudel, der früher einige Partieen Domino mit Babylas gemacht hatte, und zu Gunsten des Andenkens, das dieser als ziemlich ehrlicher Spieler bei ihm hinterlassen, zuweilen seine Partei nahm, flehte auch diesmal das Mitleid seiner Kameraden an.

„Ich habe ihn die ganze Nacht klagen hören,"

sagte er mit bewegter Stimme; „vielleicht hat er die Krankheit . . . Seien wir nicht unbarmherzig gegen Einen der Unseren: wir sind Hunde und keine Menschen."

Diese Rede brachte eine ziemlich gute Wirkung auf die Versammlung hervor, und man beschloß, auch noch zu ertragen, was man, wenn man es wohl bedachte, nicht verhindern konnte.

Die Brocante trat ein; sie sah ihren geliebten Babylas mit hängenden Lippen, gesenkten Ohren und blau umkreisten Augen.

„Was haben wir denn, mein Tutu?" fragte sie ihn mit ihrem zärtlichsten Tone, indem sie ihn küßte und an ihre Brust drückte.

Babylas stieß einen Seufzer aus, sprang aus den Armen der Hexe und richtete sich am Fenster auf.

„Ah! ja, Luft!" sagte die Brocante. „Wie comme il faut ist er! er kann die Luft nicht entbehren!"

Die Brocante, welche nicht nur Zauberin, sondern auch Beobachterin war, hatte in der That bemerkt, die armen Leute leben in einer Atmosphäre, in der die Aristokraten nicht zu leben vermöchten. Und das ist ein Glück für die armen Leute; denn könnten sie nicht leben, wo sie leben, so müßten sie hier sterben; sie sterben wohl bisweilen hier; dann findet aber der Arzt einen Namen für die Krankheit, die sie weggerafft hat, und, Dank sei es diesem griechischen oder lateinischen Namen, Niemand hat Gewissensbisse, nicht einmal der Salubritätsrath.

Glücklich, Babylas so comme il faut zu sehen, obschon sie sich nie mit seiner Erziehung beschäftigt

hatte, hütete sich die Brocante wohl, ihn warten zu lassen und öffnete sogleich das Fenster.

Da entstand in der Versammlung ein allgemeines Knurren, das sich bald zum Brüllen erhoben hätte, würde nicht die Brocante von dem Nagel, wo sie hing, die Strafpeitsche losgemacht und sie über den Häuptern derselben geschwungen haben.

Beim Anblicke dieses Geißelungswerkzeuges schwieg die Gesellschaft wie durch Zauber.

Babylas legte seine beiden Pfoten auf die Randleiste des Fensters und schaute nach rechts und nach links; doch Niemand, Menschen ausgenommen, wagte sich in die Rue d'Ulm, welche damals so wenig gepflastert war, als Paris zur Zeit von Philipp August, und besonders bei dem Regen, der an diesem Tage in Strömen fiel.

„Ach!" seufzte unser Verliebter, „ach! ach!"

Doch dieses Seufzen rührte den Geist der Gewässer nicht, und keine Hündin, nicht einmal ein Hund kam vorüber.

Es erschien die Stunde des Frühstücks; Babylas blieb am Fenster; es schlug die Stunde des Mittagsmahls: Babylas blieb am Fenster; endlich die Stunde des Abendbrods so vergebens, als die des Frühstücks und des Mittagsmahls.

Die Andern rieben sich die Pfoten vor Vergnügen: der Theil von Babylas fiel natürlich ihnen zu.

Es war sehr ernst, wie man sieht.

Babylas hatte sich geweigert, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen; die Brocante mochte ihn immerhin mit den zärtlichsten Namen rufen, ihm die klarste Milch, den glänzendsten Zucker, die goldensten

Bretzeln bieten, er blieb bis zur finstern Nacht in der ermüdenden Stellung, die er bei Tagesanbruch angenommen hatte.

Die Nacht war längst gekommen; es schlug zehn Uhr in allen Kirchen, welche, zu erhaben, um zusammenzuschlagen, den Vortritt ohne Zweifel der ältesten ließen.

Diese zweite Nacht war noch bewegter als die erste: der Alp verließ nicht einen Augenblick den armen Babylas; schlief er ein paar Augenblicke ein, so kläffte er schmerzlich während dieses kurzen Schlummers, daß man begriff, es wäre für ihn besser gewesen, wach zu bleiben.

Die Brocante blieb über sein Haupt geneigt, wie es eine Mutter für ihren Sohn gethan hätte, und sagte ihm jene süßen Worte, welche nur die Mütter allein zu finden wissen, um die Schmerzen ihrer Kinder einzuschläfern. Erst am Morgen hatte sie, aufs Aeußerste besorgt, die Idee, ihm das große Spiel zu machen.

„Er ist verliebt!" rief sie bei der dritten Kartentour; „Babylas ist verliebt."

Diesmal hatten die Karten Recht, wie Béranger sagt.

Babylas verließ seine Tonne, noch mehr entstellt durch diese zweite Nacht der Schlaflosigkeit, als durch die erste.

Man tunkte ihm in Milch ein Zwieback, das er mit den Zähnen aß, und er ließ sich das Fenster öffnen, wie am Tage vorher.

Obschon es am St. Metardustag geregnet hatte, — was vierzig Tage Regen versprach, — regnete

es zufällig an diesem Tage nicht; so daß Babylas, als er die Strahlen der Morgensonne erblickte, wieder ein wenig von seiner natürlichen Heiterkeit annahm.

Das sollte in der That ein glücklicher Tag für Babylas sein: — zur selben Stunde, wie zwei Tage vorher, sah er die blonde Hündin seiner Träume vorübergehen! Es war wohl dieses aristokratische Pfötchen, das er wahrgenommen; es war dieselbe elegante Tournure, derselbe zugleich stolze und schüchterne Gang.

Der Puls von Babylas schlug zwanzig Schläge mehr in der Minute; er stieß einen Freudenschrei aus.

Bei diesem Schrei drehte die junge Hündin den Kopf um, nicht aus Coquetterie, sondern weil sie, so unschuldig sie war, ein zartes Herz besaß, und in diesem Schrei zugleich Liebe und Herzensangst erkannt hatte.

Sie sah Babylas wieder, den sie schon ein erstes Mal aus dem Augenwinkel erschaut hatte.

Was Babylas betrifft, der sie nur im Profil gesehen hatte, — es erfaßte ihn, als er sie von vorn sah, ein allgemeines Zittern. Babylas war sehr nervös geblieben; er hatte in seiner Jugend den Sanct-Veits-Tanz gehabt; er wurde, sagen wir, von einem allgemeinen Zittern erfaßt und fing an, kleine zärtliche, klagende Noten auszustoßen, wie sie die mit diesem Temperament begabten Personen hören lassen, wenn die Gemüthsbewegung ihre Kräfte übersteigt.

Als es diese Unruhe sah, die es vielleicht theilte, hatte das hübsche Thier eine Bewegung des Mitleids und machte ein paar Schritte gegen Babylas.

Einer unüberwindlichen Anziehungskraft nachgebend, war Babylas im Begriffe, sich zum Fenster hinauszustürzen, als die mit einer harten Stimme ausgesprochenen Worte hörbar wurden:

„Hier, Caramelle!"

Diese Worte waren offenbar die eines Herrn, denn, während sie einen Seitenblick auf Babylas warf, beeilte sich Caramelle, zu gehorchen.

Babylas hatte, wie gesagt, schon seinen Anlauf genommen, um aus dem Fenster zu springen; doch diese Stimme hielt ihn plötzlich auf. War das Gefühl, das ihn zurückhielt, die Furcht, Caramelle zu compromittiren? war es der etwas wenig ritterliche Instinkt der Selbsterhaltung? Das konnte man nie erfahren.

Gewiß ist, daß sich Babylas auf seine Hinterfüße setzte, mit seiner Pfote auf die Randleiste des Fensters schlug und ausrief:

„Caramelle! Caramelle! welch ein hübscher Name!"

Und er wiederholte in allen Tonarten:

„Caramelle! Caramelle! Caramelle!"

Vielleicht ist für unsere Leser der Name nicht so schön, als Babylas behauptete; doch er war so passend für den Balg von derjenigen, welche ihn trug, daß Babylas, der die Farbe liebte, auch den Namen lieben mußte.

Streng von seinem Herrn zurückgerufen, kam Caramelle mit gesenktem Kopfe zu diesem, nachdem er, wie gesagt, Babylas einen Blick voll tiefer Zärtlichkeit zugeworfen hatte.

Der Zustand, in dem Babylas die zwei Tage und die zwei Nächte vorher zugebracht, war ein so

verzweifelter, daß ihm dieser Blick von Caramelle ganz einfach ein Strahl des Paradieses dünkte.

Dergestalt, daß, nachdem er Caramelle — welche, wie zwei Tage vorher, an der Ecke der Rue de la Vieille-Estarpade verschwand, — mit den Augen gefolgt war, Babylas sich rückwärts warf, seine Freude auf alle Arten offenbarte, auf die es den Hunden ihre Freude zu offenbaren gegeben ist, auf die Stühle sprang, sich auf den Hinterpfoten aufrichtete, seinem Schweife nachlief, seine Kameraden neckte, den Todten spielte, sein ganzes Repertoire die Revue passiren ließ, um, so viel es in seinen Mitteln lag, die unaussprechliche Glückseligkeit, die er empfand, auszudrücken.

Seine Kameraden hielten ihn für verrückt, und da es am Ende gute Hunde waren, so vergaßen sie ihren Groll und beklagten ihn aufrichtig.

Man behauptet, die Liebe mache besser: es ist etwas Wahres an dieser Behauptung, und wir werden einen neuen Beweis von dieser Wahrheit geben.

Wir haben gesagt, Babylas sei ein trotziger, mürrischer Hund mit einer Nuance von Bosheit gewesen; nun wohl, als hätte ihn der Zauberstab einer Fee plötzlich verwandelt, — in moralischer Hinsicht, wohl verstanden! — wurde er sanft und gutmüthig, wie das schwarze Lamm, von dem Hamlet spricht. Er ging auf seine Kameraden zu, machte ihnen offenherzige Entschuldigungen, bat sie redlich für sein Unrecht um Verzeihung, und flehte sie, nach dieser Abbitte, an, ihm wieder ihre Freundschaft zu schenken, indem er ihnen bei seiner Ehre die schwierigsten Re-

geln zu beobachten, die strengsten Pflichten zu erfüllen versprach.

Bei dieser Eröffnung berathschlagte die Gesellschaft. Der Neufundländer und der Bullenbeißer waren — einem ersten Gefühle nachgebend, das bei den Hunden, im Gegensatze zu den Menschen, wie es scheint, das schlechte ist, — der Neufundländer und der Bullenbeißer waren Anfangs der Meinung, ihn zu erwürgen, denn sie hielten seine Bekehrung nicht für aufrichtig; doch der weiße Pudel übernahm zum zweiten Male seine Vertheidigung und sprach so warm zu seinen Gunsten, daß er die ganze Versammlung zu seiner Ansicht hinzog.

Man stimmte ab, und mit Stimmenmehrheit der anwesenden Hunde gewährte man Babylas eine vollkommene Amnestie.

Der weiße Pudel ging auf ihn zu, reichte ihm die Pfote und die angesehensten Mitglieder der Versammlung schenkten ihm wieder ihr Vertrauen und versprachen ihm ihre Freundschaft.

Von diesem Augenblicke an ließ Babylas das Fenster nicht mehr öffnen, ohne zuvor seine Kameraden um Erlaubniß gefragt zu haben; und da sich die Temperatur von Tag zu Tag milderte, so wurde ihm diese Erlaubniß artig bewilligt, — selbst vom Windhunde, der fortwährend schnatterte, aber gestand, es geschähe aus Gewohnheit.

XXV.

Ein Herr, der wissen will, ob er ins Paradies kommt.

So gingen die Dinge seit bald einem Monat.

Fast alle Tage, zur selben Stunde, kam Caramelle vorüber und sandte mit dem Blicke tausend Zärtlichkeiten dem glücklichen Babylas zu, der, ganz nun von den Süßigkeiten einer platonischen Liebe erfüllt, sich mit diesen Blicken begnügte, — zurückgehalten durch den Eindruck, den auf sein, wir haben es zugestanden, sehr reizbares Nervensystem die Härte der Stimme des Herrn von Caramelle hervorgebracht. Vielleicht hatte Babylas diese Geduld auch nur, weil Carmelle, sei es mit dem Blicke, sei es mit der Stimme, Babylas zu verstehen gegeben hatte, früher oder später werde sie Gelegenheit finden, zu entwischen, um auf eine mehr unmittelbare Art seine Liebe zu erwiedern.

Es geschah nun, daß ein paar Wochen nach der Nacht, wo Jean Taureau Herrn von Valgeneuse beinahe zuerst erstickt, sodann erschlagen und endlich ertränkt hätte, ungefähr zur Stunde, wo Caramelle vorüberzukommen pflegte, ein Herr in einem Ueberrock, à la propriétaire gekleidet, — obschon die Temperatur diese Vorsichtsmaßregel durchaus nicht rechtfertigte, — mit einer Brille auf der Nase und in der Hand ein spanisches Rohr mit Vermeilknopf haltend, plötzlich in das Laboratorium der Schwarzkunst der Rue d'Ulm eintrat.

Die Herrin der Anstalt war an dem gewöhnlichen Platze, wo sie die Kunden erwartete.

„Seid Ihr die Brocante?“ fragte rasch der Fremde.

„Ja, mein Herr,“ antwortete diese mit einem gewissen Beben, über das sie, wie Babylas, nicht Meisterin war, so oft sie eine etwas rauhe Stimme hörte.

„Ihr seid Zauberin?“

„Das heißt Kartenschlägerin.“

„Ich glaubte, das sei dasselbe.“

„Ungefähr; man darf es indessen nicht vermengen.“

„Gut, vermengen wir nicht; ich komme, um Eure Wissenschaft zu befragen, Mutter.“

„Verlangt der Herr das kleine oder das große Spiel?“

„Das große Spiel, alle Wetter! das große Spiel!“ erwiederte der Herr, eine starke Prise Tabak schlürfend. „Was ich zu wissen wünsche, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß das Spiel nicht zu groß zu sein vermöchte.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er eine gute Heirath machen werde?“

„Nein, Mutter, nein, da das Heirathen an und für sich ein Uebel ist, so kann keine Heirath gut sein.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er von einem von seinen Verwandten erben werde?“

„Ich habe nur eine Tante, und ich gebe ihr eine Leibrente von sechshundert Livres.“

„Wünscht der Herr zu wissen, ob er ein hohes Alter erreichen werde?“

„Nein, gute Frau, ich habe schon viel gelebt für

mein Alter, und dennoch bin ich keineswegs begierig, zu erfahren, wann ich sterben werde."

„Ah! ich verstehe: dann wünscht der Herr seine Heimath wiederzusehen?"

„Ich bin von Montrouge, und wer Montrouge einmal gesehen hat, wünscht es nie wieder zu sehen."

„Nun denn," sagte die Brocante, befürchtend ein längeres Verhör, das so neben die Wünsche des Besuches griff, könnte ihrem Ansehen als Zauberin schaden, „was wünschen Sie?"

„Ich wünsche," antwortete der geheimnißvolle Fremde, „ich wünsche zu wissen, ob ich in das Paradies komme?"

Die Brocante gab Zeichen des höchsten Erstaunens von sich.

„Nun," fragte der Herr von Montrouge, „was ist dabei so Außerordentliches? Ist es schwieriger, in der andern Welt zu sehen, als in dieser?"

„Mit Hülfe der Karten, mein Herr, kann man überall sehen," erwiederte die Brocante.

„Sie sollen also schauen!"

„Babolin," rief die Alte, „das große Spiel!"

Babolin, der in der Ecke des Zimmers lag und beschäftigt war, dem weißen Pudel eine Lection im Domino zu geben, Babolin stand auf und holte das verlangte große Spiel.

Die Brocante nahm ihre Stellung, rief Phares, — der den Kopf nachlässig unter seinem Flügel verborgen schlief, — hieß ihre Hunde einen Kreis bilden, während sie in ihrer mütterlichen Schwäche Babylos am Fenster ließ, und ging ungefähr zu Werke, wie wir dies für Justin haben thun sehen.

Es waren übrigens dieselben Personen in einem andern Rahmen, außer Rose-de-Noël, welche abwesend, und außer Justin, der durch den Herrn von Montrouge ersetzt wurde.

„Sie wissen, es kostet dreißig Sous?" sagte die Brocante.

Trotz der Verbesserung, welche in ihrem Hauswesen eingetreten war, hatte sie ihre Preise nicht erhöhen zu müssen geglaubt.

„Dreißig Sous, gut!" erwiederte der Herr, während er majestätisch eines von jenen Dreißig-Sous-Stücken hinwarf, deren Kupfer man durch die Versilberung sah, und die schon damals in den Zustand von Medaillen überzugehen anfingen, „ich kann am Ende wohl dreißig Sous wagen, um zu erfahren, ob ich ins Paradies komme."

Die Brocante fing an zu schneiden und wieder zu schneiden, das Spiel zu schlagen und wieder zu schlagen und in einem Halbkreise die Karten auf ihrem Brette auszubreiten.

Man war gerade beim Interessantesten der Wahrsagerei und schon schickte sich der, vom Kreuzkönig bezeichnete, heilige Petrus an, wie der von der Zauberin von Endor heraufbeschworene Schatten von Samuel, die Mysterien der obern Welt zu entschleiern, als Babylas, der wie immer aufrecht an seinem Fenster stand, Caramella erblickte, welche, ihr Versprechen haltend, allein, leicht, schlank, zierlich, frischer, heiterer, zärtlicher, herausfordernder als je durch die Straße kam.

„Caramella, Caramella, allein!" rief Babylas. „Ah! Du hast also dein Versprechen gehalten, an-

betungswürdige Hündin . . . Ich kann nicht widerstehen, Caramella, oder den Tod!"

Und rasch aus dem Fenster springend, verfolgte Babylas sein Ideal, das ihn fortwährend mit dem Blicke rief, indeß es im Trabe ging, um so schnell als möglich in der benachbarten Straße zu verschwinden, und zwar, während der Herr geduldig seine Antwort erwartete.

Die Brocante kehrte der Straße den Rücken zu; bei dem Lärmen aber, den Babylas, aus dem Fenster springend, machte, wandte sie sich um.

Diese Bewegung, obschon sie die ganze Schnelligkeit der mütterlichen Sorgfalt hatte, war noch zu langsam, im Vergleiche mit dem Liebesbeginn der von Babylas, denn sich umwendend, erblickte die Brocante nur noch das Hintertheil ihres Hundes, welcher eben verschwand.

Bei diesem Anblicke vergaß die Brocante Alles: sowohl den Mann von Montrouge, der zu wissen wünschte, ob er ins Paradies käme, als die angefangene Consultation und das Dreißig-Sous-Stück, das sie bezahlen sollte, um sich nur noch ihres theuren Babylas zu erinnern.

Sie stieß einen Schrei aus, warf fern von sich das Brett und die Karten, stieg mit der erhobenen Schamlosigkeit großer Leidenschaften über die Brustlehne des Fensters, ließ sich auf die Straße hinabgleiten und fing an Babylas zu verfolgen.

Phares, als er seine Gebieterin durch das Fenster, statt durch die Thüre, wie es ihre Gewohnheit war, weggehen sah, glaubte ohne Zweifel, es brenne im

Hause, stieß einen Schrei aus und schwang sich auf die Straße.

Als sie die Brocante und die Krähe entflogen sahen, und ohne Zweifel neugierig, zu erfahren, welche Ereignisse die Liebschaft von Babylas erwarteten, stürzten die Hunde ebenfalls aus dem Fenster, rasch und gedrängt, wie die berühmten Schafe von Panurgos, welche, seitdem sie von Rabelais erfunden worden sind, als Vergleichungspunkt für jeden in Gesellschaft springenden Trupp dienen.

Babolin endlich, als er Babylas abgegangen, die Brocante verschwunden, Phares entflogen und den letzten der Hunde auf der Straße sah, bestieg schon das Fenster, so mächtig wirkt das Beispiel, als ihn der Herr von Montrouge am Boden seiner Hose festhielt.

Es herrschte einen Augenblick ein Kampf, ob der Herr es wäre, der den Boden der Hose von Babolin würde loslassen, oder ob Babolin die Brustlehne des Fensters losließe; als er das sah, sagte der Herr von Montrouge, der ohne Zweifel die Brustlehne für solider hielt, als die Hose:

„Mein Freund, Du bekommst fünf Franken, wenn Du . . .“

Er hielt inne, denn er kannte den Werth eines unterbrochenen Satzes.

Babolin ließ auf der Stelle die Brustlehne los und blieb wagrecht an der Hand des Herrn hängen.

„Wenn was?“ fragte er.

„Wenn Du machst, daß ich Rose-de-Noël sprechen kann.“

„Wo ist das Geldstück?“

„Hier," erwiederte der Herr, indem er es ihm in die Hand gab.

„Aechte fünf Franken!" rief der Straßenjunge.

„Schau," sagte der Herr.

Babolin schaute, doch am Zeugniß seiner Augen zweifelnd, rief er:

„Laßt sehen, wie das klingt."

Und er ließ das Geldstück, das einen silbernen Klang von sich gab, auf den Boden fallen.

„Sie sagen, Sie wollen Rose-de-Noël sehen?"

„Ja."

„Doch nicht, um ihr etwas zu Leide zu thun?"

„O nein! ganz im Gegentheile."

„Dann lassen Sie uns hinaufgehen," erwiederte Babolin.

Und er öffnete die Thüre und eilte nach der Treppe des Entresol.

„Gehen wir hinauf," rief der Herr, der die Stufen der Treppe mit einer Geschwindigkeit, ähnlich der erstieg, die er angewandt hätte, um die Stufen des Paradieses zu ersteigen.

In einem Augenblicke waren sie vor der Thüre von Rose-de-Noel, wo der Herr nur anhielt, um aus einer Porzellandose eine ungeheure Prise Tabak zu nehmen und seine Brille auf seine Nase niederzudrücken.

XXVI.

Was der Herr von Montrouge wirklich bei der Brocante wollte.

In dem Augenblicke, wo der Herr von Montrouge, dem Babolin voranschritt, seine lange Gestalt beugte, um seinen Kopf nicht an das Gesims zu stoßen und wie ein Wiesel durch die ein wenig geöffnete Thüre schlüpfte, saß Rose-de-Noel an einem Lacktischchen, einem Geschenke von Regina, und unterhielt sich damit, daß sie Blumen, ein Geschenk von Petrus, colorirte.

„Höre, Rose-de-Noël," sagte Babolin, „da ist ein Herr von Montrouge, der Dich sprechen will."

„Mich?" fragte Rose-de-Noel, den Kopf erhebend.

„Dich in Person."

„Ja, Sie, meine liebe Kleine," sprach der Herr, während er seine blaue Brille auf seine Stirne emporschob, um das Kind mit seinen Augen zu sehen, welche durch die Stellung von zwei Gläsern zwischen sie und den Gegenstand, auf den sie sich hefteten, mehr gehindert, als unterstützt zu sein schienen.

Rose-de-Noël stand auf. Sie war seit drei Monaten außerordentlich gewachsen. Es war nicht mehr das krankhafte, verkrümmte Kind, das wir in der Rue Triperet gesehen; es war ein allerdings noch bleiches, mageres, schwächliches Mädchen; doch ihre Magerkeit und ihre Blässe kamen offenbar von ihrem Wachsen. In eine ihrer Organisation mehr sympathetische Sphäre versetzt, hatte sich ihre Gestalt entwickelt; es war eine zärtliche, biegsame, junge Staude,

immer bereit, sich beim geringsten Winde zu beugen, aber schon in Blüthe.

Sie grüßte den Herrn von Montrouge, schaute ihn mit ihren großen Augen erstaunt an, und sprach:

„Nun, mein Herr, sagen Sie mir, was Sie mir zu sagen haben.“

„Mein Kind,“ erwiederte der Herr mit seinem sanftesten Tone, „ich bin von Personen abgesandt, die Sie ungemein lieben.“

„Von der Fee Carita?“ rief das Kind.

„Nein, ich kenne die Fee Carita nicht,“ erwiederte lächelnd der Herr.

„Von Herrn Petrus?“

„Auch nicht von Herrn Petrus.“

„Also,“ fuhr Rose-de-Noël fort, „also muß es von Herrn Salvator sein!“

„Ganz richtig,“ antwortete der Herr von Montrouge, „von Herrn Salvator.“

„Ah! mein guter Freund Salvator,“ rief das kleine Mädchen, „er vergißt mich also, daß ich ihn wenigstens vierzehn Tage nicht gesehen habe?“

„Aus diesem Grunde komme ich. „„Mein lieber Herr,““ sagte er zu mir „„suchen Sie Rose-de-Noël auf, beruhigen Sie sie über meine Gesundheit, und bitten Sie sie, auf die Fragen, die Sie an sie machen werden, zu antworten, als ob sie mir selbst antworten würde.““

„Also,“ erwiederte Rose-de-Noël, ohne sich beim letzten Theile des Satzes aufzuhalten, „Herr Salvator ist also wohl?“

„Sehr wohl!“

„Wann werde ich ihn sehen?“

„Morgen, übermorgen vielleicht . . . Für den Augenblick ist er sehr beschäftigt: darum bin ich in seinem Namen gekommen."

„Dann setzen Sie sich, sagte Rose-de-Noël, indem sie dem Herrn von Montrouge einen Stuhl zuschob.

„Was Babolin betrifft, als er sah, daß Rose-de-Noël mit einem Freunde von Salvator war, und folglich nichts zu befürchten hatte, überdies begierig, zu erfahren, was aus Caramelle, Babylas, den andern Hunden, Phares und der Brocante geworden, — Babolin schlich sich sachte davon, während der Herr von Montrouge Platz nahm, seine Brille wieder auf seine Nase setzte und eine Prise Tabak schlürfte.

Als er sich sodann wohl versichert hatte, die Thüre sei wieder hinter Babolin geschlossen, fuhr der Unbekannte fort:

„Ich sagte Ihnen, mein Kind, Herr Salvator habe mich beauftragt, mehrere Fragen an Sie zu richten."

„Thun Sie das, mein Herr."

„Und Sie werden offenherzig antworten?"

„Sobald Sie im Auftrag von Herrn Salvator kommen . . ." sagte Rose-de-Noël.

„Lassen Sie hören, erinnern Sie sich Ihrer ersten Jahre?"

Rose-de-Noel schaute den Fragenden starr an.

„Was verstehen Sie hierunter, mein Herr?"

„Ich frage, zum Beispiel, ob Sie sich Ihrer Verwandten erinnern?"

„Welcher?"

„Ihres Vaters und Ihrer Mutter."

„Ein wenig meines Vaters; meiner Mutter gar nicht.“

„Und Ihres Oheims?“

Rose-de-Noël erbleichte merkbar.

„Welches Oheims?“ fragte sie.

„Ihres Oheims Gérard.“

„Meines Oheims Gérard?“

„Ja; würden Sie ihn wiedererkennen, wenn Sie ihn sähen?“

Ein leichtes Zittern fing an, die Glieder von Rose-de-Noël zu bewegen.

„Ah!“ sagte sie, „gewiß. Haben Sie Kunde von ihm?“

„Ich habe welche!“ antwortete der Herr.

„Er lebt also noch?“

„Er lebt noch!“

„Und . . .?“

Das Mädchen zögerte; man sah, daß sie sich gewaltig anstrengte, um einen unüberwindlichen Widerwillen zu bekämpfen.

„Und Madame Gérard?“ sagte der Herr von Montrouge, indem er seine Brille emporhob und auf sie kleine durchdringende Augen heftete, welche die Zaubermacht des Basilisks zu haben schienen.

Als aber Rose-de-Noël den Namen von Madame Gérard aussprechen hörte, warf sie sich, einen Schrei ausstoßend, zurück, glitt von ihrem Stuhle herab und wurde von einem erschrecklichen Nervenanfalle ergriffen.

„Teufel! Teufel! Teufel!“ sagte der Herr von Montrouge, während er seine Brille wieder auf

seine Nase setzte, „man könnte vermuthen, diese kleine Zigeunerin habe Nerven wie eine Prinzessin!"

Und er versuchte es, sie wieder auf den Stuhl zu setzen; doch das Kind krümmte sich, als wäre es vom Starrkrampfe befallen.

„Hm!" murmelte der Herr umherschauend, „das wird peinlich!"

Er erblickte das Bett von Rose-de-Noël, nahm das Kind in seine Arme und trug es auf dieses Bett.

„Kleine Schelmin!" sagte er immer mehr verlegen; „hat man je dergleichen gesehen? gerade beim interessantesten Orte anhalten!"

Er zog einen Flacon aus seiner Tasche und ließ sie davon einathmen; doch bald, als ob ein neuer Gedanke sich in seinem Geiste klar machte, entfernte er von der Nase des Kindes den Flacon, den er schon daran gehalten hatte.

„Ah! ah!" sagte er, „mir scheint, die Sache beruhigt sich."

Die Bewegungen des Körpers von Rose-de-Noël wurden in der That minder heftig, und die Convulsionen wandten sich einer einfachen Ohnmacht zu.

Der Unbekannte wartete, bis der letzte Schauer erloschen war, und Rose-de-Noël auf ihrem Bette so unbeweglich, als wäre sie todt, ausgestreckt lag.

„Gut!" murmelte er, „benützen wir diesen Umstand."

Und er ließ Rose-de-Noël bewegungslos auf dem Bette ausgestreckt, ging auf eine Thüre zu und öffnete sie.

„Ein Cabinet ohne Ausgang," sagte er.

Sodann das Fenster öffnend:

„Und dieses Fenster?"

Er neigte sich hinaus.

„Kaum zwölf Fuß!"

Dann ging er zur Eingangsthüre, nahm mit einer Hand den Schlüssel aus dem Schlosse, während er mit der andern ein Stück Wachs aus der Tasche zog, näherte seine beiden Hände einander und machte mit dem Wachse einen Abdruck vom Schlüssel.

„Bei meiner Treue," sagte er, „es ist noch ein Glück, daß die Kleine ohnmächtig geworden: wir wären genöthigt gewesen, durch Schätzung zu Werke zu gehen, und das ist immer weniger sicher, während nun . . ."

Er schaute den Abdruck an und verglich ihn mit dem Schlüssel.

„Während wir nun mit Sicherheit verfahren werden," sagte er.

Und er steckte das Stück Wachs in seine Tasche, den Schlüssel ins Schloß, schloß die Thüre wieder und sprach:

„Ah! man muß immer auf den guten Voltaire zurückkommen: „„Alles steht aufs Beste in dieser bestmöglichen Welt!"" Und dennoch . . ."

Der Unbekannte kratzte sich am Ohr, wie ein Mensch, der zwischen einem guten und einem schlechten Gefühle schwankt; das gute gewann — seltsam! — die Oberhand.

„Und dennoch kann ich dieses Kind nicht in seinem Zustande verlassen!" sagte er.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thüre.

„Wer Ihr auch sein möget, tretet ein, Sacredi!" rief der Herr.

Die Thüre öffnete sich in der That ziemlich heftig, und Ludovic erschien.

„Ah! bravo!" rief der Herr von Montrouge; „Sie kommen teufelmäßig gelegen, mein junger Aesculap, und hat je ein Arzt auf den Ruf geantwortet, so können Sie sich rühmen, daß Sie es sind."

„Herr Jackal!" sagte Ludovic erstaunt.

„Ihnen zu dienen, lieber Herr Ludovic," erwiederte der Polizeimann, indem er dem jungen Doctor eine Prise aus seiner Tabaksdose bot.

Ludovic schob aber die Hand von Herrn Jackal zurück, trat ans Bett und sagte, als hätte er das Recht, zu fragen:

„Mein Herr, was haben Sie diesem Kinde gethan?"

„Ich, mein Herr?" antwortete Herr Jackal sanftmüthig; „durchaus nichts! Doch es scheint, sie ist Krämpfen unterworfen."

„Allerdings, mein Herr, aber nicht ohne Ursache," entgegnete Ludovic.

Und er tauchte sein Sacktuch in einen Topf voll Wasser und drückte es an die Stirne und an die Schläfe des Mädchens.

„Was haben Sie ihr denn gesagt? was haben Sie ihr denn gethan?"

„Gethan? nichts . . . Gesagt? wenig . . ." antwortete laconisch Herr Jackal.

„Aber . . .?"

„Mein Gott! mein lieber Herr Ludovic, Sie wissen, daß die Bettler, die Zauberer, die Schwarz-

künstler, die Zauberlaternen zeigen, Zigeuner und Kartenschläger zu meiner Gerichtsbarkeit gehören."

„Ja."

„Nun, da die Brocante, mit ihren Hunden und mit ihrer Krähe ausziehend, vergessen hatte, mir das neue Quartier mitzutheilen, wo es ihr ein Domicil zu wählen gefallen, so mußte ich sie durch meine Leute aufspüren lassen. Sie entdeckten, daß sie in der Rue d'Ulm wohnte, und machten mir ihre Meldung. Da ich weiß, daß sie zu den Freundinnen von Herrn Salvator gehört, den ich von Herzen liebe, so begab ich mich alsdann zu ihr, statt sie zu verhaften und nach der Salle Saint-Martin bringen zu lassen, wie es mein Recht und meine Pflicht war; doch wie es scheint, war sie seit einem Augenblick durch das Fenster weggegangen, gefolgt von ihren Hunden und ihrer Krähe, so daß ich das Haus leer und die Thüre offen fand. Ich forschte nach, erblickte eine Treppe, stieg diese Treppe hinauf und klopfte an eine Thüre; wie ich Ihnen so eben sagte, sagte man mir: „„Herein!"" wie Sie thaten, habe ich gethan; nur, statt die kleine Rose-de-Noël ohnmächtig zu finden, fand ich sie an diesem Tische Bilder colorirend. In Abwesenheit ihrer Mutter, und um nicht einen unnöthigen Gang gemacht zu haben, befragte ich sie; doch während sie mit mir von ihrer Kindheit, von ihren Eltern, von einer gewissen Madame Gérard, welche ihr, ich weiß nicht was, war, sprach, fiel sie in Ohnmacht . . . Ich nahm sie in meine Arme, trug sie auf ihr Bett, und legte sie eben sehr zart darauf nieder, wie Sie sehen, mein lieber Herr Ludovic, als das Glück Sie herbeiführte."

Alles dies schien so einfach und so natürlich, daß Ludovic nicht einen Augenblick zweifelte, die Sache habe sich so zugetragen.

„Nun wohl, mein Herr,“ sagte er, „haben Sie nun neue Zweifel über die Brocante, so sind wir, Herr Salvator und ich, bereit, darauf zu antworten. An uns müssen Sie sich also wenden.“

Herr Jackal verbeugte sich.

„Unter einem solchen Patronate, Herr Ludovic,“ erwiederte er. „Doch ich glaube zu bemerken, daß das Kind einige Bewegungen macht.“

„In der That,“ sprach Ludovic, der die Stirne von Rose-de-Noël zu befeuchten fortgefahren hatte, „ich glaube, wie Sie, daß sie die Augen öffnen wird.“

„In diesem Falle entferne ich mich,“ sagte Herr Jackal, „meine Gegenwart wäre ihr vielleicht peinlich . . . Drücken Sie ihr, Herr Ludovic, ich bitte Sie, mein ganzes Bedauern aus, daß ich die unschuldige Ursache eines solchen Unfalls gewesen bin...“

Und nachdem er Ludovic eine zweite Prise angeboten, die der junge Arzt wie die erste ausschlug, ging Herr Jackal in der That aus dem Zimmer mit einer Geberde, die seine Verzweiflung bezeichnete, daß er eine solche Unruhe im Hause der Freundin von Ludovic und Salvator verursacht habe.

XXVII.

Fantasie für zwei Stimmen und vier Hände über die Erziehung der Menschen und der Hunde.

In dem Augenblicke, wo Herr Jackal rasch die Treppe des Entresol von Rose-de-Noël hinabstieg, war die Stube von Brocante noch von ihren gewöhnlichen Bewohnern verlassen, momentan aber von einem außerordentlichen Bewohner besetzt.

Unter der allgemeinen Verwirrung, welche das Entweichen von Babylas verursacht hatte, trat der Eigenthümer von Caramelle, — den wir an der harten Stimme kennen, die Babylas einen Schauer in den Leib gejagt hatte, — nachdem er sie hatte sich um die Straßenecke drehen sehen, nachdem er Babylas hatte aus dem Fenster springen, dann Brocante Babylas folgen, dann Phares der Brocante folgen, dann die anderen Hunde Phares folgen und endlich, fünf Minuten nachher, Babolin den Marsch schließen sehen, — der Eigenthümer der Caramelle, sagen wir, mochte er nun zu einem Zwecke, der uns später entdeckt werden wird, das Rendez-vous der zwei Verliebten vorbereitet haben, mochte er kein Interesse auf das Verlöbniß seiner Mündel legen, trat durch die Thüre bei Brocante eine Secunde, nachdem Babolin durch das Fenster weggegangen war, ein.

Die Wohnung war völlig verlassen, was unsern Mann durchaus nicht in Erstaunen zu setzen schien.

Die Hände in die weiten Taschen seines Ueberrocks steckend, fing er auch mit einer ziemlich gleich-

gültigen Miene an, das Zimmer in Augenschein zu nehmen. Diese Gleichgültigkeit, die ihm das Ansehen eines ein Museum besichtigenden Engländers gab, verschwand indessen beim Anblicke einer reizenden Skizze von Petrus, die drei Hexen von Macbeth vorstellend, wie sie eben ihr Höllenwerk um ihren Kessel vollführen.

Er näherte sich rasch dem Bilde, hakte es von der Mauer ab, schaute es zuerst mit Vergnügen, sodann mit Liebe an, wischte sorgfältig mit seinem umgekehrten Aermel den Staub ab, mit dem es bedeckt war, und folgte bis in die entferntesten Winkel den wunderbaren Einzelheiten; und endlich, nachdem er ihm alle Mienen gemacht hatte, die ein Liebhaber dem Portrait seiner Geliebten machen könnte, schob er es in die weite Tasche seines Ueberrocks, ohne Zweifel, um es zu Hause mehr mit Muse betrachten zu können.

Herr Jackal trat in die Stube der Brocante gerade in dem Momente ein, wo das Bild in der Tasche des Unbekannten verschwand.

„Gibassier!" rief Herr Jackal halb erstaunt; denn der Polizeichef war zu verständig, um Gibassier gegenüber ganz erstaunt zu sein. „Sie hier? ich glaubte, Sie seien in der Rue des Postes."

„Caramelle und Babylas sind dort," antwortete sich verbeugend der berühmte Graf Bagnères de Toulon. „Nachdem die Sache vollführt war, glaubte ich, Euer Excellenz könnte meiner bedürfen, und ich bin gekommen."

„Die Absicht war gut, und ich danke Ihnen dafür; doch ich weiß Alles, was ich wissen wollte . . .

Kommen Sie, mein lieber Gibassier, wir haben nichts mehr hier zu thun."

„Es ist wahr," antwortete Gibassier, dessen Worte seine Augen Lügen straften, „wir haben nichts mehr hier zu thun."

Doch der große Gemäldeliebhaber hatte auf der andern Seite des Zimmers ein Bild ungefähr von demselben Umfange wie das, welches er schon besaß, bemerkt, ein Bild, das ihm ein Faust mit Mephistopheles reitend zu sein dünkte, und während er diese Worte sprach, fühlte er sich unwiderstehlich zu Faust gerufen, wie er sich zu den Hexen hingezogen gefühlt hatte.

Gibassier besaß eine große Selbstbeherrschung, und diese Selbstbeherrschung verdankte er der Stärke seines Raisonnements. Er blieb also stehen und murmelte beiseit:

„Im Ganzen, was hindert mich, dieser Tage wiederzukommen? Es wäre zu albern, nicht das Seitenstück zu erlangen, wenn es so wohlfeil ist! Ich werde mich morgen oder übermorgen wieder einfinden."

Und nachdem er sich selbst diese Versicherung einer baldigen Rückkehr gegeben, folgte Gibassier Herrn Jackal, der schon die Hausthüre geöffnet hatte, und, da er die Tritte seines Untergebenen nicht hinter sich hörte, sich umwandte, um ihn nach der Ursache seines Verzugs zu fragen.

Gibassier begriff vollkommen die Besorgniß von Herrn Jackal.

„Hier bin ich," sagte er.

Herr Jackal machte seinem Manne ein Zeichen

der Zufriedenheit, wachte darüber, daß er die Thüre sorgfältig schloß, und sagte, als er in der Rue d'Ulm war:

„Wissen Sie, Gibassier, daß sie da eine köstliche Hündin haben, ein wahrhaft seltenes Thier!"

„Es ist mit den Hunden wie mit den Kindern," erwiederte Gibassier sententiös: „nimmt man sich ihrer frühzeitig an, so kann man aus den einen wie aus den andern durchaus Alles machen, was man will, das heißt, sie nach Belieben zu guten oder schlimmen, zu frommen oder ruchlosen, zu blödsinnigen oder zu verständigen Subjecten bilden; es handelt sich nur darum, sich Zeit dazu zu gönnen; prägen Sie ihnen nicht von ihrer frühen Kindheit an die strengsten Grundsätze ein, so werden Sie nichts von Bedeutung aus ihnen machen; mit drei Jahren ist ein Hund unverbesserlich, wie ein Knabe mit fünfzehn; denn Sie wissen, Excellenz, die Fähigkeiten beim Menschen, der Instinkt bei den Thieren entwickeln sich nach Maßgabe der Länge des Daseins."

„Ich weiß das, ja, Gibassier; doch die bekanntesten Wahrheiten nehmen, wenn sie durch Ihren Mund kommen, ein höchst ergötzliches Ansehen von Neuheit an, Gibassier!"

Gibassier neigte bescheiden den Kopf.

„Ich habe meine ersten Studien im Seminar gemacht, Excellenz," sagte er, „und ich habe sie unter den Blicken der geschicktesten Theologen vollendet, denn ich verfolgte sie alle Tage; doch, ich muß es sagen, was ich ganz besonders studirt habe, Excellenz, ist die Art, die Jugend zu unterrichten, zu bilden oder zu verbilden. Oh! es sind in dieser Hinsicht

große Männer, meine Lehrer, die Jesuiten! so groß, daß ich gestehe, ich konnte ihnen nicht immer auf die Terrains folgen, auf die sie mich ziehen wollten. Indessen, obgleich zuweilen in Dessidenz mit ihnen über gewisse Erziehungspunkte, glaube ich doch viel von ihrer Schule profitirt zu haben, und werde ich je Minister des öffentlichen Unterrichts, so wird mein erster Act eine vollständige, radicale, absolute Reform unseres ganzen, in tausend und einer Beziehung mangelhaften, Erziehungssystems sein."

„Ohne ganz Ihre Ansichten hierüber zu theilen," erwiederte Herr Jackal, „glaube ich, daß es viel bei dieser ernsten Frage zu thun gibt. Doch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, es ist nicht so sehr die Erziehung der Kinder, was mich in diesem Augenblicke in Anspruch nimmt, als die Art, wie Sie verfahren mußten, um Ihre Hündin Caramelle zu erziehen."

„Ah! ganz einfach, Excellenz."

„Nun?"

„Mit wenig Sanftmuth und viel Schlägen."

„Seit wann haben Sie sie, Gibassier?"

„Seit dem Tode der Marquise."

„Was nennen Sie die Marquise?"

„Eine Geliebte von mir, Excellenz, welche zugleich die Geliebte von Caramelle war."

Jackal hob seine Brille auf und schaute Gibassier an.

„Sie liebten eine Marquise?" fragte er.

„Wenigstens wurde ich von ihr geliebt, Excellenz," erwiederte Gibassier mit bescheidener Miene.

„Eine ächte Marquise?"

„Ich stehe Ihnen nicht dafür, Excellenz, daß sie je in die Carrossen des Königs gestiegen ist, . . . doch ich habe ihre Titel gesehen.“

„Meine Glückwünsche, Gibassier, und zugleich meine Beileidsbezeigungen, da Sie mir zugleich das Leben und den Tod dieser aristokratischen Person mittheilen . . . Sie ist also todt?“

„Sie behauptet es wenigstens.“

„Sie waren nicht in Paris in dem Augenblicke, wo die Katastrophe eingetreten ist, Gibassier?“

„Nein, Excellenz, ich war im Süden.“

„Wo Sie für Ihre Gesundheit reisten, wie Sie mir zu sagen die Ehre angethan haben?“

„Ja, Excellenz . . . Eines Morgens wurde ich von Caramelle eingeholt, welche der stumme, wenn auch nicht blinde Zeuge unserer Liebschaft war. Sie trug an ihrem Halse einen Brief, in dem mir die Marquise ankündigte, auf dem Punkte, in einer benachbarten Stadt den Geist aufzugeben, schicke sie mir Caramelle, um mir ihr letztes Lebewohl zu überbringen.“

„Ah! das zieht die Thränen in die Augen!“ sagte Herr Jackal, indem er sich geräuschvoll schnäuzte trotz der Lehren „„des höflichen Schülers.““ „Und Sie adoptirten Caramelle?“

„Ja, Excellenz. Ich hatte sechs bis acht Monate vorher ihre Erziehung begonnen: ich nahm sie wieder auf, wo ich sie verlassen hatte; sie wurde meine Spielgefährtin, die Vertraute meiner Leiden, und nach acht Tagen hatte ich kein Geheimniß mehr für sie.“

„Rührende Freundschaft!“ rief Herr Jackal.

„In der That, Excellenz, sehr rührend; denn in

einem Jahrhundert, wo die Interessen an die Stelle der Gefühle getreten sind, ist es rührend, uns die Thiere die Zeichen von Zuneigung geben zu sehen, die uns die Menschen verweigern."

„Ein bitterer, aber gerechter Gedanke, Gibassier!"

„Als ich nach einer gründlichen Prüfung sah, Caramelle sei verständig und empfindsam," fuhr Gibassier fort, „gedachte ich ihren Verstand auf die Probe zu stellen und ihre Empfindsamkeit zu benützen. Ich lehrte sie zuerst die reich gekleideten Personen von den ärmlich bedeckten unterscheiden; auf zweihundert Schritte erkannte sie den Bauernkerl oder den Edelmann, den Abbé oder den Notar, den Soldaten oder den Banquier. Doch ein instinctartiges Grauen, das ich nie bei ihr besiegen konnte, flößte ihr der Gendarme ein. Ich mochte ihr immerhin sagen, diese Wächter der Gesellschaft seien die geliebten Kinder der Regierung, — so bald sie einen von noch so fern roch, mochte er zu Fuße oder zu Pferde, als Bürger oder mit seiner Uniform bekleidet sein, kam sie zu mir mit gesenktem Schweife und ängstlichem Auge zurück und bezeichnete mir den Winkel des Horizonts, in dessen Richtung ihr Feind erscheinen sollte; um den armen Thieren nicht unnöthige Gemüthsbewegung zu verursachen, ging ich sodann vom Wege ab, und suchte irgend einen Schutzwinkel, wo der Blick vom natürlichen Feinde des armen Thieres nicht eindringen konnte. Ich kehrte von Toulon nach Paris zurück und nahm alle Vorsichtsmaßregeln . . ."

„Für sie, wohlverstanden; nicht für Sie?"

„Für sie! Dafür konnte sie auch in ihrer Dank-

barkeit nichts verweigern, nicht einmal die Dinge, welche am meisten Ueberwindung der Achtung kosten, die sie natürlich für sich selbst hat."

„Erklären Sie mir deutlich, was Sie damit sagen wollen, Gibassier; nach dem, was ich von Babylas gesehen, habe ich gewisse Pläne für Caramelle."

„Caramelle wird sich immer von den Plänen, die Sie mit ihr haben, äußerst geehrt fühlen, Excellenz."

„Ich höre . . ."

„Vernehmen Sie einen von den Diensten, den mir dieses reizende Thier leistete."

„Einen unter hundert?"

„Unter tausend, Excellenz! In einer Provinzstadt, in der wir ungefähr acht Tage wohnten, . . . es ist unnöthig, Ihnen zu sagen, welche: die Provinzstädte sind wie die häßlichen Weiber; sie gleichen sich alle; — in einer Provinzstadt, durch die wir passirten, und wo ein Umstand, den ich Ihnen erzählen werde, uns nöthigte, ein paar Tage zu verweilen, wohnte die älteste Witwe des Departement, mit der ältesten kleinen Dogge des Departement versehen. Diese zwei Antiquitäten hatten das Erdgeschoß eines in einer der ödesten Straßen der Stadt liegenden Hauses inne, — die Rue d'Ulm des Ortes . . . Als ich eines Morgens an diesem Hause vorüberkam, erblickte ich die Marquise am Stickrahmen stickend, und die Dogge ihre beiden Pfoten auf die Brustlehne des Fensters gestützt."

„Sie verwechseln doch nicht mit dem Hunde der Brocante?"

„Excellenz, erweisen Sie mir die Ehre, zu glau-

ben, daß ich in meinen lichten Augenblicken, das heißt, wenn der Wind von Osten weht, wie Hamlet, wohl einen Falken von einer Nachteule zu unterscheiden weiß, um so mehr einen Pudel von einer kleinen Dogge."

„Ich habe Unrecht gehabt, Sie zu unterbrechen, Gibassier; fahren Sie fort, mein Freund; Sie sind wahrhaft der Vater der Entdeckungen, der Erfinder Ihrer Erfindungen."

„Ich würde mich mit diesem letzten Verdienste breit machen, kennte ich nicht, Dank sei es der umfassenden Bildung, die Sie mir zugestehen, das traurige Ende aller Erfinder."

„Ich beharre nicht hiebei."

„Und ich, Excellenz, knüpfe, mit Ihrer Erlaubniß, den Faden meiner Geschichte wieder an."

„Knüpfen Sie an, Améric Gibassier!"

„Ich vergewisserte mich vor Allem, daß das Haus nur von drei Personen bewohnt war: der Dogge, der Marquise und einer alten Magd; sodann, da ich im Vorübergehen durch das Fenster des Speisezimmers gesehen hatte . . . Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ein großer Liebhaber von Gemälden bin?"

„Nein; doch ich schätze Sie darum nur um so mehr, Gibassier."

Gibassier verbeugte sich.

„Da ich durch das Fenster des Speisezimmers," fuhr er fort, „zwei treffliche Watteaus, Scenen aus der italienischen Komödie vorstellend, gesehen hatte."

„Sie lieben auch die italienische Komödie?"

„In der Malerei, ja, Excellenz . . . Diese zwei Bilder erlangen, war also mein einziger Gedanke am

Tage, mein einziger Traum in der Nacht. Ich befragte Caramelle, da ich ohne ihre Mitwirkung nichts vermochte."

„„Hast du die Dogge der Witwe gesehen?"" fragte ich.

Das Thier machte die kläglichste Miene, die ich je gesehen.

„„Sie ist sehr häßlich!" fuhr ich fort.

„„Ah! ja!" gab sie mir ohne Zögern zu verstehen.

„„Ich bin mit dir einverstanden, Caramelle,"" fuhr ich fort; „„doch alle Tage siehst du in der Welt die bezauberndsten Mädchen die widerwärtigsten Doggen heirathen; das ist das, was man eine Heirath aus Vernunft nennt. Sind wir in Paris angekommen, so lasse ich dich im Théâtre de Madame ein Stück von Scribe sehen, das dir die Sache klar wie den Tag darthun wird. Ueberdies sind wir nicht in diesem Thale der Thränen, um hier Quecke zu pflücken und von Morgen bis zum Abend Bretzeln zu krumpeln. Könnten wir nur thun, was uns angewiesen ist, meine Liebe, so würden wir durchaus nichts thun. Man muß also über die Häßlichkeit der Dogge der Marquise weggehen, und ihr einige von den Blicken zusenden, die deine Gebieterin den Leuten so gut zusandte; ist alsdann die Dogge verführt, nun so erlaube ich dir, die Coquette zu spielen, und, wenn du sie gar aus dem Hause gelockt, und ihre Gebieterin hinter ihr, sie streng für ihre Eitelkeit zu bestrafen.""

Dieses letzte Raisonnement brachte auf Caramelle eine außerordentliche Wirkung hervor. Sie überlegte

einen Augenblick, und nach diesem Augenblicke der Ueberlegung antwortete sie mir.

„„Gehen wir dahin!““

„Und wir gingen dahin.“

„So daß die Dinge sich zutrugen, wie Sie es vorhergesehen?“

„Ganz genau.“

„Und Sie wurden Eigenthümer der zwei Bilder?“

„Eigenthümer . . . Nun da es Rahmen waren, welche schliesen, entäußerte ich mich derselben in einem Augenblicke der Beengung.“

„Ja, mit dem Vorbehalte, andere um denselben Preis zu kaufen?“

Gibassier nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Also das Stück, das uns Caramelle gespielt hat . . .“ fuhr Herr Jackal fort.

„Ist keine erste, sondern eine zweite Vorstellung.“

„Und Sie glauben, Gibassier,“ sagte Herr Jackal, indem er die Hand des Moralphilosophen ergriff. „Sie glauben, Sie würde Ihnen im Nothfalle eine dritte geben?“

„Nun, da sie ihrer Rolle sicher ist, zweifle ich nicht daran.“

Als Gibassier diese Worte vollendete, erschien das ganze Haus der Brocante, Babylos ausgenommen, wieder an der Ecke der Rue des Postes: es hatte sich vermehrt durch alle Straßenjungen des Quartiers, Babolin an der Spitze.

In demselben Augenblicke wandten sich Herr Jackal und Gibassier um die Ecke der Rue des Ursulines.

„Es war Zeit!“ sagte Herr Jackal; „wurden

wir erkannt, so liefen wir Gefahr, uns mit der ganzen liebenswürdigen Gesellschaft zu zanken."

„Müssen wir unsere Schritte beschleunigen, Excellenz?"

„Nein; doch sind Sie nicht besorgt um Caramelle? Ich interessire mich für dieses treffliche Thier, das ich nöthig zu haben glaube, um einen Hund meiner Bekanntschaft zu entführen."

„Besorgt! warum?"

„Wie wird sie ihre Spur wiederfinden?"

„Oh! bekümmern Sie sich nicht darum! sie ist in Sicherheit."

„Bei der Barbette, Impasse des Vignes, wohin sie Babylos gelockt hat."

„Ah! ja, ja, ja, bei der Barbette . . . Warten Sie! . . . Ist das nicht die Stühlevermietherin von Longue-Avoine?"

„Und die meinige, Excellenz."

„Ich kannte sie nicht als so religiös, Gibassier."

„Was wollen Sie, Excellenz? ich werde alle Tage älter, und ich glaube, es ist Zeit, daß ich an mein Seelenheil denke."

„Amen!" sprach Herr Jackal, indem er eine große Prise aus seiner Tabaksdose schöpfte und sie geräuschvoll schlürfte.

Und Beide gingen wieder die Rue Saint-Jacques hinab, bis an die Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade, wo Herr Jackal Gibassier entließ und wieder in seinen Wagen stieg; Gibassier erreichte auf einem Umwege die Rue des Postes, und trat bei der Stühlevermietherin ein, wohin ihm zu folgen wir uns wohl hüten werden.

XXVIII.

Mignon und Wilhelm Meister.

Völlig wieder zu sich gekommen, heftete die kleine Rose=de=Noël ihre klaren, traurigen, besorgten großen Augen auf Ludovic. Sie wollte sprechen, um dem jungen Manne zu danken, oder um ihm die Ursachen ihrer Ohnmacht zu erzählen. Ludovic aber legte ihr die Hand auf den Mund, ohne selbst ein Wort zu reden, aus Furcht ohne Zweifel, sie jener Art von Schlummer zu entziehen, der gewöhnlich auf diese Krisen folgte.

Sobald sie dann die Augen wieder geschlossen hatte, neigte er sich gegen sie, als wollte er mit ihrem Geiste sprechen, und murmelte mit einer sanften Stimme:

„Schlummre ein wenig, meine kleine Rosa; Du weißt, wenn Du diese Art von Anfällen bekommst, ist eine Viertelstunde Ruhe nothwendig für Dich. Schlafe! wir werden plaudern, wenn Du wieder erwacht bist."

„Ja," antwortete das Kind aus der Tiefe seines angefangenen Schlafes heraus.

Ludovic nahm nun einen Stuhl, stellte ihn geräuschlos zum Bette von Rose=de=Noël, setzte sich und träumte, den Kopf auf die Bettlade gestützt . . .

Wovon träumte er?

Müssen wir wirklich die süßen, keuschen Gedanken verrathen, die das Gehirn des jungen Mannes

während des sanften Schlafes von Rose=de=Noel durchzogen.

Sagen wir vor Allem, daß sie anbetungswürdig zu sehen war! Jean Robert hätte seine schönste Ode, Petrus seine schönste Skizze gegeben, um sie eine Minute anzuschauen: Jean Robert, um sie zu besingen, Petrus, um sie zu malen.

Es war die ernste Schönheit, die jungfräuliche, kränkliche Grazie, der matte, dunkle Teint von Mignon, von Göthe oder von Scheffer; es war die Darstellung des raschen Moments, wo das Kind Mädchen wird, wo die Seele einen Körper annimmt und der Körper eine Seele; es war endlich der Augenblick, wo, im Geiste des Dichters, der erste Liebesstrahl durch die Augen des Schauspielers geschleudert in das Herz der Zigeunerin eingedrungen ist.

Und Ludovic seinerseits bot wohl, man muß es sagen, einige Aehnlichkeit mit dem Helden des Dichters von Frankfurt. Ein wenig müde des Lebens, bevor er in dasselbe eingetreten, hatte Ludovic den jungen Leuten der Zeit, die wir zu schildern suchen, und auf welche die verzweifelten, spöttischen Schöpfungen von Byron ihre poetische Entzauberung geworfen hatten, gemeinschaftlichen Fehler; Jeder hielt sich für bestimmt, der Held einer Ballade oder eines Dramas zu sein, Don Juan oder Monford, Steno oder Lora. Man füge dem bei, daß Ludovic als Arzt, und folglich Materialist, auf das Leben die Doctrinen der Wissenschaft angewandt hatte. Gewohnt, in das menschliche Fleisch einzuschneiden, hatte er bis dahin, wie Hamlet über den Kopf von Yorick philosophirend, die Schönheit als eine einen

Leichnam bedeckende Maske betrachtet, und bei jedem Anlasse unbarmherzig diejenigen von seinen Mitschülern verspottet, welche die ideale Schönheit der Frauen und die platonische Liebe der Männer rühmten.

Trotz der entgegengesetzten Theorien seiner zwei besten Freunde, Petrus und Jean Robert, hatte er in der Liebe nie etwas Anderes sehen wollen, als einen rein physischen Act, einen Willen der Natur, die Berührung von zwei Epidermen eine Wirkung hervorbringend, ähnlich dem durch eine elektrische Batterie hervorgebrachten Funken; nichts mehr.

Jean Robert hatte vergebens gegen den Materialismus gekämpft und alle Dilemmen der raffinirtesten Liebe zu Hülfe gerufen; Petrus mochte immerhin dem Skeptiker die Offenbarungen der Liebe in der ganzen Natur zeigen, Ludovic leugnete: in der Liebe wie in der Religion war er Atheist; so daß er seit seinem Austritte aus dem College alle Zeit, die er der Arbeit hatte entziehen können, — und diese Zeit war kurz, — den Prinzessinen, die ihm der Zufall unter die Hand gerathen ließ, gewidmet hatte.

So haben wir ihn die Prinzessin von Vanvers, die schöne Chante-Lilas, am Arme halten sehen.

Ein Spaziergang im Walde am Morgen mit der Einen, eine Lustfahrt im Nachen am Abend mit der Andern, ein Souper in den Hallen mit Dieser, ein Maskenball mit Jener, dies waren die ein wenig oberflächlichen Belustigungen, welche Ludovic bis dahin von den Frauen verlangt hatte; sie aber anders behandeln als wie Vergnügensmaschinen, wie Zerstreuungsautomaten, das war ihm nie eingefallen.

Er hegte eine erhabene Verachtung gegen die weibliche Intelligenz; er sagte, in der Regel seien die Frauen schön und dumm wie die Rosen, mit denen aus Gewohnheit die Dichter sie zu vergleichen die Impertinenz haben. Dem zu Folge wäre es ihm nie eingefallen, im Ernste mit einer derselben zu sprechen, und hätte sie Frau von Staël oder Madame Roland geheißen. Diejenigen, welche jene Bewunderung zwingen, seien in der Natur Arten von Ungeheuren, Turgescenzen des Geschlechts, Abweichungen von der Race. Er stützte diese Theorie auf das Leben von Frauen des Alterthums, welche in Rom und in Griechenland in das Gynäceum oder in das Lupanar verbannt waren; gut, wie Louis, um Courtisanen zu machen, oder wie Cornelia um Matronen zu machen, bei den Türken in den Harem eingekerkert, und hier demüthig auf ein Zeichen des Herrn wartend, um es zu wagen, ihn zu lieben.

Man mochte ihm immerhin vorstellen, die Vielseitigkeit unserer Kenntnisse, unsere fünfundzwanzigjährige Erziehung geben in uns, die im Keime, in unserem Gehirn und in unserem Herzen niedergelegten Fähigkeiten entwickelnd, eine scheinbare Ueberlegenheit der Intelligenz über die Frau, doch es werde eine Zeit kommen, — und gewisse Ausnahmen beweisen, daß dieses Raisonnement kein Utopien sei, — doch es werde eine Zeit kommen, wo, da die Erziehung gleich unter den beiden Geschlechtern, auch die Intelligenz gleich sein werde; er wollte nichts glauben, und behauptete in Betreff der Frauen sein System eines vegetabilischen oder vielmehr animalischen Lebens.

Das war also, wie gesagt, ein übersättigtes Kind,

eine jungfräuliche Seele in einem verblühten Körper. Er glich jenen Tropenpflanzen, welche in unsern Gewächshäusern vergeilen und zu Grunde gehen. Doch es komme, statt der künstlichen Atmosphäre des Ofens, die fruchtbare Wärme der Sonne, und sie beleben sich und glänzen wieder.

Ludovic hatte übrigens kein Bewußtsein von dieser amalischen Vergeilung gehabt, in der er vegetirte. Erst in dem Augenblicke, wo die Liebe, diese befruchtende Sonne des Mannes und der Frau, ihn mit ihren wärmsten Strahlen zu überströmen anfing, sollte er sich wiedergeboren werden fühlen, sollten ihn seine Freunde blühen und befruchten sehen.

Während dieses keuschen Schlummers von Rose-de-Noël, von deren Gesichte sein Auge sich nicht trennen konnte, stiegen ihm, wie mit Wohlgerüchen geschwängerte Lüfte, jene Strömungen von Jugend und Liebe zu Gehirn, welche gewöhnlich die Sinne der zwanzigjährigen jungen Leute erfrischen; bei Ludovic waren sie um sieben bis acht Jahre im Verzuge.

Und während diese bezaubenden Athemzüge durch seine Haare strichen, fühlte er, wie die Wasserfülle einer Schleuse, seltsame Gedanken von einer unbekannten Träumerei und Süßigkeit seinem Herzen nahen.

Welchen Namen sollte er diesem Schauer geben, der seinen Körper in einem Augenblick durchlief? wie sollte er diese unbekannte Ausströmung, von der seine Stirne gebadet worden, nennen? was sollte er von dieser Bewegung sagen, welche seine Seele plötzlich ergriffen hatte, und zwar so heftig, so unversehens?

War es Liebe? nein, das war unmöglich! Konnte

er daran glauben, er, der seine Jugend damit zugebracht hatte, sie zu bekämpfen, zu schwächen, zu läugnen?

Und dann, konnte er Liebe für dieses Kind, für dieses kleine Kind ohne Mutter, für diese Zigeunerin fühlen? Nein, es war Interesse! . . .

„Ah! ja!“ und Ludovic gestand sich selbst, er interessire sich sehr lebhaft für Rose-de-Noël.

Anfangs war es eine Art von Wette, die er mit der Krankheit gemacht, eine Probe, die er mit dem Tode spielte.

Beim ersten Blicke, den er auf Rose-de-Noël geworfen, hatte er gesagt:

„Gut! das ist ein Kind, das nicht leben wird!“

Dann hatte er sie wieder und wieder gesehen, im Atelier von Petrus, in ihrer Wohnung bei ihren Fieberunpäßlichkeiten, am Rande eines Grabens sitzend und von einem Sonnenstrahl verlangend, daß er sie wieder erwärme wie eine Blume, und er hatte gesagt:

„Wie Schade, daß das arme Kind nicht leben kann.“

Dann war er ihr in der raschen Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten gefolgt, wie sie Verse mit Jean Robert sprach, Klavier bei Justin lernte, bei Petrus zeichnete, und er ihr, Ludovic, mit dem Silberklange ihrer Stimme und mit ihren großen von Fieber funkelnden Augen zugleich so tiefe und so kindliche Fragen machte, daß er manchmal nicht wußte, wie er darauf antworten sollte, und er hatte gesagt:

„Dieses Kind darf nicht sterben!“

Von diesem Augenblicke, und es waren ungefähr sechs Wochen, daß ihm dieser Ausruf entschlüpft war,

hatte sich Ludovic mit der Leidenschaft, mit der er bei jeder medizinischen Frage zu Werke ging, angestrengt, dem armen Kinde die Gesundheit wiederzugeben!

Er zählte die Schläge des Pulses, er untersuchte die Brust mit dem Hörrohr, er studirte die Flammen der Augen, und er blieb überzeugt, die Flammen der Augen und die Hast des Pulses rühren von einer Nervenüberreizung her, doch keines der zum Leben nothwendigen Organe habe sie bedeutend angegriffen. Von da an schrieb er eine rein hygienische Behandlung in physischer Hinsicht, eine rein philosophische in moralischer vor. Er maß die Zeit für die geistige, wie für die materielle Nahrung ab. Während er einen pittoresken Charakter bei der Tracht des Kindes beibehielt, nahm er das weg, was zu exentrisch war.

Nach Verlauf von sechs Wochen dieser Behandlung, deren Durchführung Ludovic selbst jeden Tag beaufsichtigte, war Rose-de-Noël das Kind geworden, das wir als Mädchen dem Leser vor die Augen zu führen versucht haben, — gerade in dem Momente, wo sie die Fragen von Herrn Jackal in eine von den Krisen versetzte, in die sie immer verfiel, wenn man sie, wider ihren Willen, auf ihre entsetzlichen Jugenderinnerungen zurückbrachte.

Wir haben gesehen, wie Ludovic, der die Gewohnheit angenommen hatte, das Mädchen alle Tage zu besuchen, unter dem Scheinvorwande, sich zu versichern, ob man bei ihr die Behandlung befolge, die er vorgeschrieben, mitten in ihrer Ohnmacht ankam; wir wissen, daß, von Herrn Jackal bei ihr allein gelassen, der junge Arzt der Kranken die Stille empfahl,

und daß er, am Fuße ihres Bettes sitzend, ihren Schlaf bewachte, sie mit dem Blicke nicht verließ, und sich selbst fragte, was in seinem eigenen Herzen vorgehe.

War es einfach Begierde, was er fühlte?

Nein, Engel der Tugend, Ihr wißt, daß es nicht Verlangen war; denn nie fiel ein keuscherer Blick auf einen unbefleckteren Leib.

Was war es denn?

Der junge Mann legte eine Hand an seine Stirne, um sie zu zwingen, zu denken; er hielt eine Hand an sein Herz, um sein Herz am Schlagen zu verhindern; doch sein Gehirn und sein Herz sangen einstimmig das reine, erhabene Lied der ersten Liebe, und er war genöthigt, auf sie zu hören.

„Ah! es ist Liebe!“ sagte er, indem er seinen Kopf in seine beide Hände fallen ließ.

Ja, es war Liebe, und zwar von der jüngsten, der frischesten, der unschuldigsten, der jungfräulichsten Liebe, die in ein Herz, das im Verzuge ist, eindringen kann. Es war die glühende Sympathie oder freiwillige Zärtlichkeit einer verspäteten Seele für eine kaum erst erschlossene Seele. Die Lilienfee war über ihre Häupter hingegangen, und sie hatte ihre weißesten Blumen auf die Stirnen der zwei Kinder entblättert.

Welche Frau wird je — und mit welchen Worten wird man es ihr sagen können? — die stummen, geheimnißvollen, unaussprechlichen Anbetungen erfahren, die das Herz eines Mannes bei den ersten Offenbarungen der Liebe erfüllen?

Es war so bei Ludovic.

Sein Herz erschien ihm selbst wie ein Altar, seine Liebe wie ein Cultus; seine ganze Vergangenheit eines Skeptikers verschwand, wie im Theater unter dem Zauberstabe einer Fee und auf Befehl des Maschinisten eine, eine Wüste vorstellende Decoration verschwindet.

Er wandte sich gegen die Zukunft, und durch weiße und rosenfarbige Wolken sah er einen neuen Horizont. Dieser Horizont war für ihn das, was für den Matrosen, der die Tropenregionen durchreist und die Vorgebirge umschifft hat, die Erscheinung von einer jener zauberhaften Inseln des Stillen Meeres, oder des Indischen Meeres, mit ihren großen Bäumen, ihren Riesenblumen, ihren tiefen Kühlen, ihren scharfen Wohlgerüchen ist, — Tayti oder Ceylon. Er erhob die Stirn wieder, schüttelte den Kopf, stützte sich aufs Neue auf die Bettlade, wie er es im Augenblicke des Einschlafens von Rose-de-Noël gethan hatte, und betrachtete sie mit einer Art von väterlichen Zärtlichkeit.

„Schlafe, Kind," murmelte er, „Du, die Du mir das Leben wieder geoffenbart hast! . . Es war also die Liebe, die Du unter Deinem Flügel trugst, theure Taube, an dem Tage, wo ich Dir begegnete! Ich bin also so oft an Dir vorüber gegangen, habe Dich so oft gesehen, so oft angeschaut, so oft Deine Hand in der meinigen gedrückt, und Alles ist stumm geblieben, oder hat eine unbekannte Sprache mit mir gesprochen . . . Während Deines Schlafes hast Du mir Deine Liebe geoffenbart . . . Schlafe, liebes Mädchen mit dem geheimnißvollen Ursprunge! Die Engel wachen zu Deinen Häupten, und ich werde

mich hinter den Falten ihrer Kleider verbergen, um Dich schlafen zu sehen. Sei ruhig, im schönen Lande der Träume, in welchem Du reisest: ich werde Dich nur durch den weißen Schleier Deiner Unschuld anschauen, und meine Stimme wird nie den goldenen Schlaf Deines Herzens stören!"

Ludovic war so weit bei diesem inneren Concerte, das wir Alle mehr oder minder harmonisch in uns oder um uns gehört haben, da schlug Rose-de-Noël die Augen auf und schaute ihn an.

Die Röthe stieg Ludovic zur Stirne, als wäre er bei einer schlechten Handlung ertappt worden.

Er fühlte die Nothwendigkeit, das Mädchen anzureden, und dennoch zögerte seine Zunge.

„Haben Sie gut geschlafen, Rose?" fragte er.

„Sie!" wiederholte das Kind. „Sie sagen Sie zu mir, Herr Ludovic?"

Ludovic schlug die Augen nieder.

„Warum sagen Sie Sie zu mir?" fuhr das Kind fort, das in seiner Niedrigkeit daran gewöhnt war, daß es Jedermann duzte.

Alsdann fügte Rose-de-Noël wie sich befragend bei:

„Bin ich in meinem Schlafe unartig gewesen?"

„Sie, liebes Kind?" rief Ludovic, dessen Augen sich mit Thränen füllten.

„Sie . . . abermals!" wiederholte Rose-de-Noël. „Warum duzen Sie mich denn nicht mehr, Herr Ludovic?"

Ludovic schaute sie an, ohne ihr zu antworten.

„Mir scheint, man ist gegen mich aufgebracht, wenn man mich nicht mehr duzt," fügte Rose-de-Noël bei. „Sind Sie mir böse?"

„Nein, ich schwöre Ihnen!“ rief Ludovic.

„Immer Sie! Sicherlich habe ich Ihnen einen Kummer bereitet, den Sie mir nicht sagen wollen!“

„Ah! nein, nein, nichts, liebe kleine Rose!“

„Gut! . . Das ist schon besser. Fahren Sie fort.“

Ludovic suchte seinem Gesichte ein wenig Ernst zu geben.

„Hören Sie, liebes Kind,“ sagte er.

Rose-de-Noël machte eine reizende kleine Mundverziehung, als sie das Wort: hören Sie vernahm, das ihr irgend einen unbestimmten Aerger weissagte, dessen Ursache zu nennen sie sehr in Verlegenheit gewesen wäre.

Ludovic fuhr fort:

„Sie sind kein Kind mehr, Rose . . .“

„Ich?“ unterbrach das Mädchen mit Erstaunen.

„Oder Sie werden es in ein paar Monaten nicht mehr sein. In ein paar Monaten werden Sie eine große Person sein, der Jedermann Respect schuldig ist. Nun wohl, Rose, es ist nicht respectvoll von einem jungen Manne meines Alters, so vertraulich mit einem Mädchen von dem Ihrigen zu sprechen, wie ich dies zu thun pflege.“

Das Kind schaute Ludovic auf eine zugleich so naive und so ausdrucksvolle Weise an, daß Ludovic genöthigt war, die Augen niederzuschlagen.

Dieser Blick bezeichnete klar: „Ich glaube in der That, Sie haben einen Grund, mich nicht mehr zu duzen; doch ist es der wahre Grund, der, den sie mir angegeben haben? Ich bezweifle es.“

Ludovic begriff vollkommen den Blick von Rose-de-Noël; er begriff ihn so gut, daß er zum zweiten

Male die Augen niederschlug, sehr verlegen über die Art, wie er sich herausziehen sollte, würde Rose-de-Noël eine mehr positive Erklärung in Betreff dieser Veränderung in der Form ihrer Beziehung verlangen.

Doch sie, die ihn anschaute, während er die Augen niederschlug, fühlte etwas Unbekanntes in ihrem Herzen; es war ein Druck, jedoch ein Druck voll Weichheit und Glück.

Da geschah etwas Seltsames: Rose-de-Noël, indem sie ganz leise die Worte an ihn richtete, die sie gern ganz laut zu ihm gesprochen hätte, bemerkte, daß, während Ludovic, der sie immer geduzt, sie nicht mehr duzte, sie, die immer Sie mit der Stimme zu ihm sagte, mit dem Herzen Du zu ihm sagte; und nun war es an Rose-de-Noël, zu zittern, zu schweigen und ebenfalls zu erröthen.

Sie drückte ihren Kopf in ihr Kissen und zog über ihre Augen eine von den Gazen, in die sie sich in ihren pittoresken Toiletten zu hüllen pflegte.

Ludovic schaute ihr mit Besorgniß zu.

„Ich habe sie betrübt," sagte er zu sich selbst, „und nun weint sie."

Er stand sodann auf, machte sich die, von dem unschuldigen Kinde unbegriffene, allzu große Zartheit zum Vorwurfe, näherte sich dem Bette, neigte sich auf das Kopfkissen, und sagte mit seinem sanftesten Tone:

„Rose, meine liebe Rose!"

Auf diesen Ruf, der bis in die Tiefe des Herzens vom Kinde wiederklang, wandte sie sich so rasch um, daß sich ihr glühender Athem mit dem Athem von Ludovic vermengte.

Dieser wollte sich wieder erheben; doch ohne daß sich Rose-de-Noël Rechenschaft von dieser ganz instinctartigen Bewegung gab, schmiegten sich ihre Arme um den Hals von Ludovic, und während sie mit ihren Lippen leicht die glühenden Lippen des jungen Mannes berührte, murmelte sie als Erwiederung auf die Worte: „Rose, meine liebe Rose!"

„Ludovic, mein lieber Ludovic!"

Dann gaben Beide einen Schrei von sich, Rose-de-Noël stieß den jungen Mann von sich, der junge Mann warf sich heftig rückwärts.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.

Es war Babylas, der zurückkehrend schrie:

„Sage Rose-de-Noël, Babylas war durchgegangen, doch die Brocante ist seiner wieder habhaft geworden, und das wird einen schönen Tanz abgeben."

In der That, das klägliche Geschrei von Babylas, das bis zum Entresol von Rose-de-Noël emporstieg, bestätigte das bekannte Sprichwort: „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er."

XXIX.

Der Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs.

An demselben Tage, ungefähr drei Viertelstunden, nachdem Herr Jackal und Gibassier sich an der Ecke der Rue de la Vieille-Estrapade verlassen hatten, — Gibassier, um Caramelle bei der Barbette zu holen, Herr Jackal, um in seinen Wagen zu stei-

gen, war der ehrliche Herr Gérard in seinem Schlosse Vanvres beschäftigt, die Zeitungen zu lesen; da trat derselbe Kammerdiener, welcher in dem Augenblicke, wo man am Leben seines Herrn verzweifelte, einen Priester im Bas-Meudon suchte und den Bruder Dominique zurückbrachte, derselbe Kammerdiener, sagen wir, trat ein und erwiederte auf die von seinem Herrn auf die verdrießlichste Art ausgesprochenen Worte: „Warum stören Sie mich? wieder ein Bettler?" mit der majestätischsten Stimme:

„Seine Excellenz der Herr Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs."

Herr Gérard wurde carmoisinroth vor Stolz, stand rasch auf, und suchte mit dem Blicke die Tiefen des Corridors zu durchdringen, um von so fern, als es ihm möglich wäre, die erhabene Person zu entdecken, die man ihm mit so viel Emphase meldete.

Im Halbschatten erschien in der That ein Mann von hoher Gestalt, schlank, mit blonden Haaren oder vielmehr mit blonder, gekräuselter Perrücke, eine kurze Hose, den Degen fast wagrecht, einen Frack à la française, das Spitzenjabot im Winde und eine Ordensschnalle im Knopfloche tragend.

„Lassen Sie ihn eintreten!" rief Herr Gérard.

Der Bediente verschwand, und Seine Excellenz der Commandeur Triptolème von Melun, Kammerherr des Königs, trat in den Salon ein.

„Kommen Sie, Herr Commandeur! kommen Sie!" sagte Herr Gérard.

Der Commandeur machte zwei Schritte, blieb stehen, schüttelte leicht den Kopf mit dem linken Auge blinzelnd, und offenbarte in allen seinen Be-

wegungen, — sogar in der Art, wie er, um Herrn Gérard besser zu sehen, seine goldene Brille auf seine Stirne emporschob, — jene erhabene Impertinenz und jene hoffärtige Miene, die das Privilegium der Edelleute von vornehmem Hause sind.

Während dieser Zeit wartete Herr Gérard, gekrümmt wie ein Fragezeichen, daß es dem Unbekannten gefiele, ihm die Ursache seines Besuches zu erklären.

Der Commandeur ließ sich herab, Herrn Gérard durch einen Wink zu bedeuten, er möge den Kopf wieder aufrichten; wonach der ehrliche Philanthrop nach einem Fauteuil stürzte, das er bis hinter den Besuch zog; dieser brauchte sich also nur zu setzen, was er that, indem er Herrn Gérard einlud, seinem Beispiele zu folgen.

Als die zwei Personen einander gegenüber saßen, zog der Commandeur, ohne ein Wort zu sagen, seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schöpfte, vergessend, Herrn Gérard zu fragen, ob er schnupfe, eine Prise daraus und schlürfte sie wollüstig.

Alsdann senkte er seine Brille wieder auf seine Nase, schaute Herrn Gérard an und sagte:

„Mein Herr, ich komme im Auftrage Seiner Majestät."

Herr Gérard verbeugte sich so, daß sein Kopf zwischen seinen Knieen verschwand.

„Seiner Majestät?" stammelte er.

Da sagte der Commandeur mit hartem, hoffärtigem Tone:

„Der König schickt mich, um Ihnen zum Ausgange Ihres Processes Glück zu wünschen."

„Der König erweist mir tausend und tausendmal zu viel Ehre!" rief Herr Gérard. „Doch wie kommt es, daß der König . . ."

Und er schaute den Commandeur Triptolème von Melun mit einem Physiognomie-Ausdrucke an, in welchem man sich unmöglich täuschen konnte.

„Der König ist der Vater aller seiner Unterthanen," antwortete der Commandeur. „Er interessirt sich für Alles, was leidet, und bekannt mit den zahllosen Schmerzen, von denen Ihr Herz seit dem Verluste Ihrer beiden Neffen ergriffen war, richtet Seine Majestät durch meine Stimme ihre Glückwünsche und ihre Beileidsbezeugungen an Sie. Ich halte es für überflüssig, zu bemerken, mein Herr, daß ich den Gefühlen Seiner Majestät meine eigenen beifüge."

„Das ist zu viel Güte, Herr Commandeur!" erwiederte bescheiden Herr Gerard, „und ich weiß nicht, ob ich ganz würdig bin . . ."

„Ob Sie würdig sind, Herr Gérard!" rief der Gouverneur. „Sie haben die Demuth, zu fragen, ob Sie würdig sind? Wahrhaftig, Sie erfüllen mich mit Erstaunen! Wie, ein Mann, der so viel gelitten hat, wie Sie, gearbeitet wie Sie, die Wohlthätigkeit geübt, wie Sie, ein Mann dessen Name mit tausend Buchstaben an den Brunnen, an das Waschhaus, an die Kirche, auf jeden Pflasterstein dieses Dorfes geschrieben ist; ein Mann, dessen allgemeiner Ruf, Liebe zum Guten, Liebe und Wohlthätigkeit gegen seines Gleichen, Größe und Uneigennützigkeit gegen die ganze Welt bezeichnet, dieser Mann frägt, ob er die Huld des Königs verdiene? Ich wiederhole Ihnen, mein Herr, ich bin erstaunt über so viel

Demuth; und das ist eine Tugend mehr, die man Ihren zahllosen Tugenden beizufügen hat!"

Herr Gérard hielt es nicht mehr aus: unter den Lobeserhebungen eines im Auftrage des Königs kommenden Mannes, blies er sich allmälig auf, um am Ende zu zerbersten, hätten diese Lobeserhebungen in derselben Progression fortgefahren. Die Worte: Huld des Königs hatten in seinem Ohre geklungen wie eine köstliche Musik, und er erschaute verworren in der Zukunft glänzende Belohnungen für seine Tugenden.

„Herr Commandeur," antwortete er ganz beklommen, „ich thue gegen meines Gleichen nur, was jeder gute Christ thun soll. Lehrt uns nicht die Religion uns einander dienen, uns lieben, uns gegenseitig unterstützen?"

Der Commandeur hob seine Brille bis zum obersten Theile seiner Stirne empor und schaute Herrn Gérard mit seinen kleinen Augen starr an.

„Ei!" dachte er, während er ihn anschaute, „ich wäre in der That erstaunt gewesen, hätte sich nicht eine kleine Dose Jesuitismus unter dieser Philanthropie gefunden! .. Wir wollen den Menschen bei seiner Schwäche fassen!"

Alsdann sprach er laut:

„Mein Herr, es ist also nichts, streng die Grundsätze beobachten, die uns die heilige Religion lehrt, und Seine Majestät, die den Titel Allerchristlichster König führt, und sich mit Recht der älteste Sohn unserer heiligen Mutter der Kirche zu sein rühmt, muß sie nicht die wahren Christen auszeichnen und belohnen?"

„Belohnen!“ rief Herr Gérard mit einer Hast, die er bereute, sobald dieser Infinitiv losgelassen war.

„Ja, mein Herr,“ antwortete der Commandeur, auf dessen Lippen sich ein seltsames Lächeln erschloß, „belohnen . . . Der König ist auch darauf bedacht gewesen, Sie zu belohnen.“

„Aber,“ unterbrach lebhaft Herr Gérard, als wollte er seinen verfrühten Eifer sühnen, „trägt nicht die Pflicht in sich ihren Lohn, Herr Commandeur?“

„Allerdings, allerdings,“ antwortete der Commandeur, „und ich schätze Ihre Bemerkung nach Gebühr: ja, die Pflicht trägt in sich ihren Lohn, und das ist die Belohnung des Biedermannes vor Gott, doch die Leute belohnen, die ihre Pflicht erfüllt haben, heißt das nicht sie der öffentlichen Dankbarkeit, der allgemeinen Bewunderung, der Liebe ihrer Mitbürger bezeichnen? heißt das nicht, sie als Beispiel denjenigen geben, welche zwischen dem guten und dem schlechten Wege zögern, denjenigen, welche weder gut noch schlecht sind, kurz den Halbrechtschaffenen? Dies, mein Herr, ist der Gedanke Seiner Majestät, und weigern Sie sich nicht entschieden, die Gnadenbezeugungen anzunehmen, mit denen Sie die Huld des Königs überhäufen will, so bin ich von ihm beauftragt, mich bei Ihnen nach dem zu erkundigen, was Ihnen am angenehmsten sein dürfte.“

Herr Gérard fühlte etwas wie eine Blendung vor seinen Augen hinziehen.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte er, seine Worte unterbrechend, „ich war so wenig auf den Besuch gefaßt, mit welchem mich zu beehren Sie die

Gewogenheit haben, sowie auf die wahrhaft väterliche Sorge, mit der mich Seine Majestät in diesem Augenblicke umgibt, daß mein Kopf in Verwirrung geräth, und ich durchaus nichts Ihnen zu sagen finde, um Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken."

„Die Dankbarkeit ist ganz auf unserer Seite, Herr Gérard," erwiederte der Commandeur, „und ich müßte mich sehr täuschen, sollte Ihnen Seine Majestät nicht mündlich den Beweis hievon geben."

Der Commandeur wartete geduldig, bis er seine normale Stellung wieder angenommen hatte, und sagte sodann:

„Herr Gérard, gäbe ihnen der König auf die eine oder die andere Art den Auftrag, einen Mann von Ihrem Verdienste zu belohnen, welche Art von Belohnung würden Sie ihm zuerkennen? Antworten Sie offenherzig."

„Ich gestehe, Herr Commandeur," erwiederte Herr Gérard, mit den Augen das Band verschlingend, welches das Knopfloch des Kammerherrn schmückte, „ich gestehe, die Wahl würde mich in große Verlegenheit bringen."

„Handelte es sich um Sie, dann begriffe ich es... doch nehmen Sie an, es handle sich um einen ganz Andern, um einen redlichen Mann, wie Sie, zum Beispiel, — wenn sich Ihres Gleichen unter dem Himmelszelte finden läßt!"

Der Commandeur sprach diese Worte mit einem Ausdrucke von Ironie, der Herrn Gérard beben machte; der würdige Philanthrop befragte mit den Augen das Gesicht des Kammerherrn; doch dieses Gesicht drückte ein solches Wohlwollen aus, daß der

Zweifel, herrschte einen Augenblick der Zweifel im Geiste von Herrn Gérard, vor dieser wohlwollenden Miene verschwand.

„Ah!" sagte Herr Gérard bescheiden die Augen niederschlagend, „in diesem Falle scheint mir, Herr Commandeur . . ."

„Vollenden Sie."

„Nun wohl," fuhr Herr Gérard fort, seine Worte sondirend, als befürchtete er mehr zu sagen, als er wollte, und besonders mehr, als ein Edelmann wie der Commandeur Triptolème von Melun hören konnte, „mir scheint . . . das . . . Kreuz . . . der . . . Ehrenlegion . . ."

„Das Kreuz der Ehrenlegion? Aber sagen Sie es doch geschwinde, Herr Gérard! . . . Was Teufels hält Sie zurück? Das Kreuz der Ehrenlegion!"

„Ei! das wäre der Gegenstand meiner glühendsten Wünsche."

„Wissen Sie, daß ich Sie übermäßig bescheiden finde, Herr Gérard!"

„Ah! mein Herr!"

„Allerdings! was ist ein Stückchen rothes Band am Knopfloche eines Mannes von Ihrem Schlage? Nun, mein lieber Herr Gérard, Sie haben ganz einfach für einen Andern die Belohnung bezeichnet, die Seine Majestät für Sie gewählt hatte."

„Ist es möglich?" rief Herr Gérard, dessen Gesicht sich mit Blut unterlief, als wäre er auf dem Punkte gewesen, vom Schlage gerührt zu werden.

„Ja, mein Herr," fuhr der Commandeur fort, „Seine Majestät bietet Ihnen das Kreuz der Ehrenlegion an, und sie hat mich beauftragt, nicht nur es

Ihnen zu bringen, sondern es auch selbst an Ihrem Knopfloche zu befestigen, und nie, der König ist dessen sicher, wird eine Decoration auf dem Herzen eines redlicheren Mannes geglänzt haben."

„Ich werde darüber vor Freude sterben, Herr Commandeur!" rief Herr Gérard.

Herr Triptolème von Melun machte die Geberde eines Menschen, der in der Seitentasche seines Rockes stört, während Herr Gérard, ganz keuchend vor Freude, Stolz und Glück, sich anschickte, niederzuknieen, um die Umarmung zu empfangen.

Doch, statt aus seiner Tasche den so oft verkündigten und so sehr ersehnten Orden zu ziehen, kreuzte der Commandeur die Arme, schaute Herrn Gérard von oben herab an und sprach:

„Bei Gott! mein Herr ehrlicher Mann, Sie müssen ein heilloser Schuft sein!"

Herr Gérard fuhr, wie man leicht begreift, auf, als ob ihn eine Schlange in die Ferse gebissen hätte.

Doch ohne sich um seine erschrockene Miene zu bekümmern, fuhr der Andere fort:

„Schauen Sie mir ins Gesicht, Herr Gérard!"

Eben so tief erbleichend, als er erröthet war, versuchte es Herr Gérard, den Befehl des Kammerherrn auszuführen; doch seine Augen senkten sich unwillkürlich nieder.

„Was wollen Sie sagen?" stammelte er.

„Ich will sagen, daß Herr Sarranti unschuldig ist; daß Sie schuldig des Verbrechens sind, für das man ihn zum Tode verurtheilt hat; daß es dem König nie eingefallen ist, Ihnen das Kreuz anzubieten; daß ich nicht der Commandant Triptolème von Melun,

Kammerherr, sondern Herr Jackal, Chef der geheimen Polizei bin! — Und nun, lieber Herr Gérard, lassen Sie uns als zwei gute Freunde mit einander plaudern, und hören Sie mich mit der größten Aufmerksamkeit, denn ich habe Ihnen eine Menge der wichtigsten Dinge zu sagen!"

XXX.

Wo Herr Gérard sich beruhigt.

Herr Gérard stieß einen Schreckensschrei aus. Von gelb und schlaff, wie sie waren, wurden seine Backen grün und hängend. Er ließ seinen Kopf auf seine Brust fallen, und that ganz leise den Wunsch, hundert Fuß unter der Erde zu sein.

„Wir sagen also," fuhr Herr Jackal fort, „Herr Sarranti sei unschuldig, und Sie seien der einzige Strafbare."

„Erbarmen! Herr Jackal!" rief an allen Gliedern zitternd Herr Gérard, indem er dem Polizeimanne zu Füßen fiel.

Herr Jackal schaute ihn einen Augenblick mit dem erhabenen Ekel an, den die Polizeileute, die Gendarmen und die Nachrichter in der Regel gegen die Feigen haben.

Alsdann, ohne ihm die Hand zu reichen, — denn man hätte glauben sollen, diesen Menschen berührend, befürchte Herr Jackal, sich zu beflecken, sagte er:

„Stehen Sie auf und seien Sie ohne Furcht. Ich komme nur hierher, um Sie zu retten.“

Herr Gérard schaute mit einer scheuen Miene empor. Seine Physiognomie bot eine seltsame Mischung von Hoffnung und Angst.

„Mich retten?“ rief er.

„Sie retten . . . Es setzt Sie in Erstaunen, nicht wahr?“ sagte Herr Jackal, „daß man sich damit beschäftigt, einen so elenden Menschen, wie Sie, zu retten? Ich will Sie beruhigen, Herr Gérard. Man rettet Sie nur, um einen ehrlichen Mann ins Verderben zu stürzen; man bedarf nicht Ihres Lebens, sondern seines Todes, und man kann ihn nur tödten, indem man Sie leben läßt!“

„Ah!“ murmelte Herr Gérard; „ja, ja, ich glaube Sie zu verstehen.“

„Dann trachten Sie danach, daß Ihre Zähne nicht klappern, was Sie am Sprechen verhindert, und erzählen Sie mir die Geschichte in ihren kleinsten Einzelheiten.“

„Warum dies?“ fragte Herr Gérard.

„Ich könnte Ihnen nicht sagen, warum, doch Sie würden zu lügen suchen. Nun wohl, um die Spuren davon verschwinden zu machen.“

„Die Spuren! . . . es sind also Spuren vorhanden?“ fragte Herr Gérard, seine kleinen Augen übermäßig aufsperrend.

„Ich glaube wohl, daß vorhanden sind!“

„Aber welche?“

„Gut! welche! . . . Vor Allem Ihre Nichte . . .“

„Meine Nichte? sie ist also nicht todt?“

„Nein; Madame Gérard hat sie, wie es scheint, schlecht getödtet.“

„Meine Nichte! Sie sind sicher, daß sie lebt?“

„Ich komme so eben von ihr, und ich muß Ihnen gestehen, mein lieber Herr Gérard, daß Ihr Name und besonders der Ihrer Frau eine ziemlich bedauerliche Wirkung auf sie hervorgebracht hat.“

„Sie weiß also Alles?“

„Das ist wahrscheinlich, denn sie stößt Schreie der Verzweiflung nur beim Namem ihrer guten Tante Orsola aus.“

„Orsola?“ wiederholte Herr Gérard, schauernd wie unter einem elektrischen Schlage.

„Sehen Sie,“ sagte Herr Jackal, „dieser Name macht auf Sie selbst eine gewisse Wirkung. Urtheilen Sie, welche er auf das arme Kind machen muß... Nun wohl, wie um jeden Preis dieses Kind, das jeden Augenblick sprechen kann, schweigen muß, ebenso müssen alle für Sie compromittirenden Indicien erlöschen. Herr Gérard, ich bin Arzt, und zwar ziemlich guter Arzt, ich pflege die Mittel zu finden, wenn ich die Temperamente der Leute kenne, mit denen ich es zu thun habe. Erzählen Sie mir also diese traurige Geschichte in ihren kleinsten Einzelnheiten: der mindeste, scheinbar gleichgültige, Umstand kann, von Ihnen vergessen, unsern ganzen Plan zerstören. Sprechen Sie daher, wie wenn Sie einen Arzt oder einen Priester vor sich hätten.“

Herr Gérard besaß, wie alle Schlammthiere, im höchsten Grade den Instinkt der Selbsterhaltung. Ein beständiger Leser aller politischen Blätter, hatte er in den royalistischen Zeitungen die auf Befehl gegen

Herrn Saranti eingerückten fulminantesten Artikel gelesen. Von da an fühlte er sich von einer unsichtbaren Hand beschützt; er kämpfte wie jene, von Minerva begünstigten Kriegshäupter, unter ihrer Aegide. Herr Jackal bestärkte ihn in diesem Glauben.

Er begriff also, daß er dem Polizeimann gegenüber, der als Verbündeter zu ihm kam, kein Interesse hatte, zu schweigen, und jedes im Gegentheile zu gestehen. Dem zu Folge schickte er sich an, Alles zu erzählen, wie er es beim Abbé Dominique gethan hatte, — eine Rede seines Bruders bis zu dem Augenblicke, wo er, die Verhaftung von Herrn Saranti erfahrend, sein Bekenntniß von seinem Beichtiger zurückgefordert hatte.

„Ah! nun bin ich dabei!" rief Herr Jackal; „ich begreife Alles."

„Wie!" sagte erschrocken Herr Gérard, „Sie begreifen Alles? Als Sie hieher kamen, wußten Sie also nichts?"

„Nicht viel, ich gestehe es; doch das geht seinen geraden Weg."

Und er stützte sich mit dem Ellenbogen auf den Arm seines Fauteuils, ließ sein Kinn auf seine Hand fallen, dachte einen Augenblick nach, und sein Gesicht nahm einen gewissen Ausdruck von Melancholie an, woran dieses Gesicht entfernt nicht gewöhnt war.

„Armer Teufel von einem Abbé," murmelte er, „ich erkläre mir, warum er bei allen Göttern schwur, sein Vater sei unschuldig; ich verstehe, was er sagen wollte, als er von einem Beweise sprach, den er nicht zeigen konnte, und ich begreife, warum er nach Rom gereist ist."

„Wie! er ist nach Rom gereist?" rief Herr Gérard, „der Abbé Dominique ist nach Rom gereist?"

„Ei! mein Gott, ja!"

„Und was will er in Rom machen?"

„Mein lieber Herr Gérard, es gibt nur einen Menschen, der den Abbé Dominique des Geheimnisses der Beichte entbinden kann."

„Ja, der Papst."

„Nun wohl, er will den Papst bitten, ihn dieses Geheimnisses zu entbinden."

„Ah! mein Gott!"

„Um die Zeit zu haben, diese Reise zu machen, hat er beim König um einen Aufschub nachgesucht, der ihm auch gewährt worden ist."

„Dann bin ich aber verloren," rief Herr Gérard.

„Warum das?"

„Der Papst wird ihm seine Bitte bewilligen."

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Nein! Sie glauben nicht?"

„Ich bin dessen sicher, Herr Gérard."

„Sie sind dessen sicher?"

„Ich kenne Seine Heiligkeit."

„Sie haben die Ehre, den Papst zu kennen?"

„Wie die Polizei die Ehre hat, Alles zu kennen, Herr Gérard, wie sie die Ehre hat, zu wissen, daß Herr Sarranti unschuldig ist, und daß Sie schuldig sind."

„Nun?"

„Ja, das ist ein jovialer und hartnäckiger Mönch, dem daran liegt, seine geistliche und weltliche Gewalt seinem Nachfolger zu hinterlassen, wie er sie von seinem Vorgänger empfangen hat. Er wird einen

Vorwand finden, um seine Weigerung damit zu unterstützen, doch er wird es abschlagen."

„Ah! Herr Jackal," rief Herr Gérard, wieder in sein erstes Zittern verfallend, „wenn Sie sich täuschten . . ."

„Ich wiederhole Ihnen, mein lieber Herr Gérard, Ihre Rettung ist für mich nothwendig. Seien Sie also ohne Furcht, und setzen Sie Ihre philantropischen Werke wie gewöhnlich fort; nur erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen sagen werde: es kann morgen, übermorgen, heute, in einer Stunde, diese oder jene Person kommen, die Sie will sprechen machen, welche behaupten wird, sie sei ermächtigt, dies zu thun, welche Ihnen sagen wird, wie ich gesagt habe: „„Ich weiß Alles!"" antworten Sie ihr nichts, Herr Gérard; gestehen Sie ihr nicht eine von Ihren Jugendsünden; lachen Sie ihr ins Gesicht; sie wird nichts wissen. Wir sind im Ganzen Vier, die das Verbrechen kennen: Sie, ich, Ihre Nichte, der Abbé Dominique . . ."

Herr Gérard machte eine Bewegung; der Polizeimann hielt ihn zurück.

„Niemand außer uns darf es kennen," fügte er bei; „seien Sie also auf Ihrer Hut und lassen Sie sich nicht überrumpeln. Läugnen Sie; läugnen Sie frech; läugnen Sie auf den Tod, und wäre es gegen den Staatsanwalt; läugnen Sie unter jeder Bedingung, ich werde Sie im Nothfalle unterstützen, das ist mein Handwerk!"

Es ist unmöglich, den Ausdruck wiederzugeben, mit dem Herr Jackal diese letzten Worte sprach.

Man hätte glauben sollen, er betrüge sich, wie er Herrn Gérard betrog.

„Mein Herr," sagte hastig Herr Gérard, „wenn ich mich aber entfernen würde . . . was denken Sie hievon?"

„Darum wollten Sie mich vorhin unterbrechen? Ich hatte es errathen."

„Nun?"

„Nun, Sie würden eine Dummheit begehen."

„Wenn ich ins Ausland ginge?"

„Sie, Frankreich verlassen, undankbarer Sohn! Sie, die Heerde der Armen verlassen, die Sie in diesem Dorfe nährten, schlechter Hirte! bedenken Sie das auch ernstlich? Mein lieber Herr Gérard, die Unglücklichen dieses Fleckens bedürfen Ihrer; ich selbst kann Ihrer bedürfen: ich gedenke an einem dieser Tage, oder vielmehr in einer dieser Nächte, eine Promenade im berühmten Schlosse Viry zu machen; ich suche in diesem Falle Reisegefährten, liebenswürdige Leute wie Sie, heiter wie Sie, tugendhaft wie Sie. Nun wohl, ich beabsichtige, Sie binnen Kurzem zu dieser kleinen Promenade einzuladen; ich mache mir ein Fest daraus, denn diese Partie wird, für mich wenigstens, eine wahre Vergnügungspartie sein. Nehmen Sie an, lieber Herr."

„Ich stehe zu Befehle," antwortete Herr Gérard mit leiser Stimme.

„Sie sind tausendmal gut," sagte Herr Jackal.

Und er zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schöpfte eine mächtige Prise daraus, und schlürfte sie mit Wollust.

Herr Gérard glaubte, es sei Alles beendigt, und

stand, die Stirne bleich, aber ein Lächeln auf den Lippen, auf.

Er schickte sich an, Herrn Jackal die Geleite-honneurs zu machen, dieser aber, als er ihn anschaute und die Absicht bemerkte, sprach, den Kopf schüttelnd:

„Ah! nein, nein, Herr Gérard; ich bin erst bei der Hälfte von dem, was ich Ihnen zu sagen habe. Setzen Sie sich nieder und hören Sie mich an, mein lieber Herr Gérard."

XXXI.

Was Herr Jackal Herrn Gérard statt des Kreuzes der Ehrenlegion anbietet.

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus und setzte sich nieder, oder sank vielmehr auf seinen Stuhl; sein Auge, das wieder glasig geworden, befragte indessen fortwährend Herrn Jackal.

„Mein Herr," sagte dieser, mit einem kleinen Zeichen auf die stumme Frage von Herrn Gérard antwortend, „gegen Ihre Rettung, die ich Ihnen sichere, verlange ich nun von Ihnen unter dem Titel, nicht von Reciprocität, sondern von amical return, wie die Engländer sagen, einen kleinen Dienst. Ich habe in diesem Augenblicke viele Geschäfte, und es wäre mir unmöglich, Sie so oft zu besuchen, als ich gerne möchte . . ."

„Aber," unterbrach schüchtern Herr Gérard, „ich werde also die Ehre haben, Sie wiederzusehen?"

„Was wollen Sie, mein lieber Herr Gérard? ich fühle für Sie, ich weiß nicht warum, eine wahre Zärtlichkeit: die Sympathien lassen sich nicht erklären. Da ich nun, ich wiederhole es Ihnen, nicht so oft kommen kann, als ich wünschte, so muß ich Sie bitten, mich wenigstens zweimal in der Woche mit Ihrem Besuche zu beehren. Das wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm sein, mein lieber Herr?"

„An welchem Orte werde ich aber die Ehre haben, Ihnen meine Besuche zu machen, mein Herr?" fragte mit einem gewissen Zögern Herr Gérard.

„In meinem Bureau, wenn Sie wollen."

„Und Ihr Bureau liegt?"

„Auf der Polizeipräfectur."

Herr Gérard warf bei dem Worte Polizeipräfectur den Kopf zurück, und als hätte er schlecht gehört, wiederholte er:

„Auf der Polizeipräfectur?"

„Allerdings, Rue de Jerusalem . . . In welcher Hinsicht setzt Sie das in Erstaunen?"

„Auf der Polizeipräfectur?" wiederholte Herr Gérard mit leiser Stimme und ängstlicher Miene.

„Ah! wie schwer verstehen Sie, Herr Gérard!"

„Nein, nein, ich begreife, Sie wollen sicher sein, daß ich Frankreich nicht verlasse?"

Oh! das ist es nicht! Sie stellen sich wohl vor, daß ich das Auge auf Ihnen habe, und daß ich, fiele es Ihnen ein, Frankreich zu verlassen, Mittel fände, Sie daran zu verhindern."

„Wenn ich Ihnen aber mein Ehrenwort gebe?..."

„Das ist in der That eine Garantie; doch es liegt mir daran, Sie in meinen Händen zu haben...

Das ist meine Idee. Was Teufels! lieber Herr Gérard, ich thue genug für Sie: thun Sie Ihrerseits auch etwas für mich."

„Ich werde erscheinen," antwortete den Kopf senkend der ehrliche Philantrop.

„Wir haben nur noch über die Tage und die Stunden übereinzukommen."

„Ja," erwiederte Herr Gérard maschinenmäßig, „wir müssen über die Tage übereinkommen."

„Was die Tage betrifft, was würden Sie zum Beispiel zum Mittwoch, Tag des Merkurs, und zum Freitag, Tag der Venus*) sagen? Wären diese zwei Tage nach Ihrem Geschmacke?"

Herr Gérard nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Nun die Stunden . . . Was würden Sie zu sieben Uhr Morgens sagen?"

„Sieben Uhr Morgens . . . mir scheint, das ist sehr früh . . ."

„Gut! lieber Herr Gérard, haben Sie nicht ein sehr beliebtes Drama gesehen, das vortrefflich von Frédérick gespielt wird; betitelt: l'Auberge des Adrets; man singt darin eine Romanze, die mit dem Refrain endigt:

Quand on fut toujours vertueux,
On aime à voir lever l'aurore . . .**)

„Wir treten aber in den Sommer ein, die Mor-

---

*) Man muß sich die französische Benennung Mercredi und Vendredi denken.

**) Wenn man immer tugendhaft war, sieht man gern die Sonne aufgehen.

genröthe erscheint um drei Uhr, ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich Ihnen um sieben Uhr Rendezvous gebe."

„Um sieben Uhr Morgens, gut!" erwiederte Herr Gérard.

„Sehr gut, sehr gut!" rief Herr Jackal. „Gehen wir nun zur Verwendung Ihrer andern Tage über, lieber Herr Gérard."

„Welche Verwendung?" fragte Herr Gérard.

„Ich will es Ihnen sagen."

Herr Gérard erstickte einen Seufzer. Er fühlte sich wie die Maus in den Pfoten der Katze, wie der Mensch in den Klauen des Tigers.

„Sie sind noch sehr krank, Herr Gérard."

„Hm!" machte der ehrliche Mann mit einer Miene, welche sagen wollte: So, so.

„Bei Ihrem trockenen Temperamente müssen Sie den Spaziergang lieben?"

„Es ist wahr, ich liebe ihn."

„Sehen Sie! ich bin sicher, Sie würden vier bis fünf Stunden des Tages spazieren gehen, und zwar ohne im Geringsten müde zu werden."

„Das ist viel!"

„Eine Gewohnheit, die man annimmt. Vielleicht würde Sie das in den ersten Tagen ermüden; später aber könnten Sie es nicht mehr entbehren."

„Es ist möglich!" sagte Herr Gérard, der durchaus nicht sah, worauf Herr Jackal abzielte.

„Es ist sicher."

„Wohl."

„Sie müssen also spazieren gehen, Herr Gérard."

„Ei! ich gehe spazieren, Herr Jackal."

„Ja, ja, in Ihrem Garten, in den Wäldern von Sèvres, von Bellevue, von Ville d'Avray . . . unnütze Promenaden, Herr Gérard, da sie weder zum Wohle von Ihres Gleichen, noch zum Vortheile der Regierung beitragen."

„Wahrhaftig!" antwortete Herr Gérard, um irgend etwas zu antworten.

„Sie müssen Ihre Zeit nicht so verlieren, lieber Herr Gérard; ich werde Ihnen das Ziel Ihrer Spaziergänge bezeichnen."

„Ah!"

„Ja, und dabei bemüht sein, so viel als möglich Abwechslung in dieselbe zu bringen."

„Wozu sollen aber diese Promenaden nützen?"

„Wozu? ei! vor Allem zu Ihrer Gesundheit; der Spaziergang ist eine heilsame Leibesübung."

„Kann ich diese Uebung nicht um mein Haus her vornehmen?"

„Um Ihr Haus? ... Ei! Sie müssen diese Umgebung kennen, um derselben müde zu sein. Seit sechs oder sieben Jahren haben Sie alle Wege und Stege dieser Landschaft hundert und aber hundertmal durchwandelt; Sie müssen gegen Vanvers und seine Gegenden abgestumpft sein; Sie müssen durchaus, verstehen Sie? mit der Monotonie dieser Spaziergänge in den Feldern brechen; es sind die Straßen von Paris, die ich Sie besuchen zu sehen wünsche."

„Wahrhaftig," sagte Herr Gérard, „ich schwöre Ihnen, daß ich nicht begreife."

„Nun wohl, ich will mich so deutlich als möglich erklären."

„Ich höre, mein Herr."

„Lieber Herr Gérard, sind Sie ein treuer Unterthan des Königs?"

„Großer Gott! ich verehre Seine Majestät."

„Wären Sie geneigt, ihm mit Eifer zur Sühnung Ihrer Schwächen, sprechen wir das Wort geradezu aus, Ihrer Irrthümer zu dienen?"

„Auf welche Weise könnte ich dem König dienen, mein Herr?"

„Vernehmen Sie: der König ist von Feinden aller Art umgeben, Herr Gérard!"

„Ach! . ."

„Und der arme Mann kann sie nicht allein bekämpfen. Er beauftragt also seine treuesten Unterthanen, ihn zu vertheidigen, für ihn zu kämpfen, die Bösen niederzuschmettern. In der royalistischen Sprache aber nennt man die Bösen die Moabiter, die Amalekiten, Alle diejenigen, welche auf irgend eine Art und aus irgend einer Ursache zu der Partei halten, deren Repräsentant dieser elende Sarranti ist; sodann diejenigen, welche, da sie den König nicht genug lieben, den Herzog von Orleans zu sehr lieben würden; endlich diejenigen, welche, den Einen und den Andern beiseit lassend, eine Erinnerung an die erbärmliche Revolution von 1789 hätten, von der, wie Ihnen bekannt ist, Herr Gérard, alle Mißgeschicke Frankreichs notiren. Das sind die Bösen, Herr Gérard, das sind die Feinde des Königs, das sind die Hydren, welche zu bekämpfen ich Ihnen anbiete; nicht wahr, das ist eine edle Aufgabe?"

„Ich gestehe Ihnen, mein Herr," erwiederte der ehrliche Gérard mit der Geberde des Menschen, der sich den Kopf nicht länger zerbrechen will, „ich ge-

stehe, daß ich die Aufgabe, deren Vollbringung Sie mir vorschlagen, durchaus nicht begreife."

„Das ist jedoch ganz einfach, wie Sie sehen werden."

„Lassen Sie hören!" sagte Herr Gérard, bei dem sich Aufmerksamkeit und Bangigkeit verdoppelten.

„Sie gehen, zum Beispiel," fuhr Herr Jackal fort, „im Palais Royal oder in den Tuilerien spazieren; unter den Kastanienbäumen, ist es in den Tuilerien, unter den Linden, ist es im Palais Royal. Zwei Herren gehen vorüber, plaudern von Rossini oder von Mozart: da Sie diese Conversation nicht interessirt, so lassen Sie dieselben vorübergehen; zwei Andere kommen hinter diesen, sprechen von Pferden, Malerei oder Tanz: da die Pferde, die Malerei, der Tanz nicht das ist, was Sie lieben, so lassen Sie diese Herren gehen; zwei Andere folgen, sie sprechen vom Christenthum, vom Mohamedanismus, von Buddhaismus oder Pantheismus; da die philosophischen Discussionen nur von den Einen der Leichtgläubigkeit der Anderen gestellte Fallen sind, so lassen Sie die Personen philosophiren, und Sie sind von den Dreien der wahre Philosoph. Doch ich nehme an, es kommen auch zwei Personen vorüber, welche von Republik, Orleanismus oder Napoleonismus reden; ich nehme ferner an, daß sie dem Königthum ein Ziel bezeichnen; oh! dann, lieber Herr Gérard, da das Königthum nach Ihrem Geschmacke ist, da Sie die Republik, das Kaiserreich, die jüngere Linie hassen; da Sie sich vor Allem für die Erhaltung der Regierung und den Ruhm Seiner Majestät interessiren, so horchen Sie aufmerksam, religiös, so daß

Sie nicht ein einziges Wort verlieren, und finden Sie Gelegenheit, sich ins Gespräch zu mischen, so steht Alles aufs Beste!"

„Aber," sagte Herr Gérard mit einer gewissen Anstrengung, denn er fing an, zu begreifen, „mische ich mich in die Conversation, so wird es geschehen, um Meinungen, die ich verabscheue, zu widersprechen."

„Ah! wir sind nicht mehr hiebei, lieber Gérard."

„Wie so!"

„Im Gegentheile, Sie werden mit beiden Händen Beifall klatschen, Sie werden Chance mit denjenigen machen, welche sie bekennen, Sie werden sich sogar bemühen, sich ihre Sympathie zuzuziehen; das wird sehr leicht sein, Sie brauchen sich nur zu nennen: Herr Gérard, der redliche Mann! wer Teufels würde Ihnen mißtrauen? — und haben Sie einmal Bekanntschaft mit ihnen angeknüpft, nun wohl, dann werden Sie mich von diesem Glücke in Kenntniß setzen, und es wird mich ungemein freuen, ihre Bekanntschaft zu machen. Sind die Freunde unserer Freunde nicht unsere Freunde? Verstehen Sie mich nun? sagen Sie."

„Ja," antwortete dumpf Herr Gérard.

„Ah! . . Nun wohl, nachdem dieser erste Punkt aufgeklärt ist, errathen Sie, daß dies nur eines von den tausend Zielen Ihrer Promenade; ich werde Ihnen nach und nach die anderen bezeichnen, und ehe ein Jahr vergeht, so wahr ich Jackal bin, sollen Sie einer der treuesten, einer der ergebensten, einer der geschicktesten, und folglich einer der nützlichsten Diener des Königs sein."

„Also," murmelte Herr Gérard, dessen Gesicht

leichenblaß wurde, „was Sie mir anbieten, mein Herr, ist ganz einfach, Ihr Spion zu sein?"

„Da sie das Wort ausgesprochen haben, mein Herr, so werde ich Ihnen nicht widersprechen."

„Spion . . ." wiederholte Herr Gérard.

„Was des Teufels finden Sie denn Verletzendes in diesem Handwerke? Bin ich, der ich mit Ihnen spreche, nicht einer der ersten Spione Seiner Majestät?"

„Sie?" murmelte Herr Gérard.

„Nun wohl, ja ich! Glauben Sie, ich halte mich nicht für einen eben so redlichen Mann, als zum Beispiel einen Menschen — ich mache keine verletzende Anspielung auf irgend Jemand — als einen Menschen, der, ich nehme an, seine Neffen ermordet hätte, um sich ihr Vermögen anzueignen, und der, nachdem er sie ermordet, einem Unschuldigen würde den Kopf abschlagen lassen, um den seinigen zu retten?"

Diese Worte wurden von Herrn Jackal mit einem solchen Ausdrucke von Spott gesprochen, daß Herr Gérard das Haupt neigte und so leise murmelte, daß man, um ihn zu hören, die ganze Feinheit des Ohres brauchte, mit dem Herr Jackal begabt war:

„Ich werde Alles thun, was Sie wollen!"

„Dann geht Alles gut," sagte Herr Jackal.

Und er nahm seinen Hut, den er neben sich auf den Boden gesetzt hatte, stand auf und fuhr fort:

„Ah! . . es versteht sich von selbst, eben so sehr um Ihretwillen als um meinetwillen, lieber Herr Gérard, bleibt das Geheimniß Ihrer Ergebenheit unter uns. Darum biete ich Ihnen an, Sie mögen

mich so frühzeitig besuchen; zu dieser Stunde sind Sie beinahe sicher, daß Sie bei mir Niemand von Ihrer Bekanntschaft finden. Niemand wird also das Recht haben — und das ist eben so sehr Ihr Interesse, als das unsere — Sie mit dem Namen Spion zu begrüßen, der Ihnen das Kupfergrün ins Gesicht steigen gemacht hat. Bin ich von jetzt an in sechs Monaten mit Ihnen zufrieden, so werde ich, wohlverstanden, sobald wir uns des Herrn Sarranti entledigt haben, für Sie Seine Majestät um das Recht bitten, das Ende vom rothen Bande tragen zu dürfen, da Sie ein so wüthendes Verlangen danach haben, Sie großes Kind!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, wandte sich Herr Jackal nach der Thüre, wohin ihm Herr Gérard folgte.

„Bemühen Sie sich nicht," sagte Herr Jackal; „ich sehe an dem Schweiße, der von Ihrer Stirn fließt, daß sie heiß haben, und Sie dürfen sich nicht in einen Luftzug wagen. Ich wäre trostlos, würden Sie am Tage vor Ihrem Eintritte in Funktion von einem Flusse auf der Brust oder von einem Seitenstechen ergriffen. Bleiben Sie also in Ihrem Fauteuil und ruhen Sie von Ihren Gemüthsbewegungen aus; nur seien Sie in Paris, — übermorgen ist gerade Mittwoch, — seien Sie übermorgen in Paris; ich werde Befehle geben, daß man Sie nicht warten läßt."

„Aber . . ." beharrte Herr Gérard.

„Wie, aber?" rief Herr Jackal. „Ich glaubte, Alles sei verabredet?"

„Um auf den Abbé Dominique zurück zu kommen . . ."

„Auf den Abbé Dominique? Nun, er wird in vierzehn Tagen, in drei Wochen spätestens hier sein . . . Gut! was haben Sie denn!"

Herr Jackal war genöthigt, Herrn Gérard zu unterstützen, der einer Ohnmacht nahe.

„Ich habe," stammelte Herr Gérard, „ich habe, daß, wenn er zurückkommt . . ."

„Wenn ich Ihnen sage, daß ihm der Papst nicht erlauben wird, Ihr Geheimniß zu enthüllen!"

„Wenn er es aber ohne Erlaubniß enthüllt, mein Herr?" entgegnete Herr Gérard, die Hände faltend.

Der Polizeimann schaute Herrn Gérard mit tiefer Verachtung an.

„Mein Herr," sprach er zu ihm, „haben Sie mir nicht gesagt, der Abbé Dominique habe einen Eid geschworen?"

„Allerdings!"

„Welchen?"

„Er hat geschworen, von dem Papiere, das er besitzt, vor meinem Tode keinen Gebrauch zu machen."

„Nun wohl, Herr Gérard," sagte der Polizeichef, „hat der Abbé Dominique diesen Eid geschworen, so wird er ihn als ein wahrhaft redlicher Mann auch halten; nun . . ."

„Nun, was? . ."

„Nun lassen Sie sich nicht sterben; denn sind Sie todt, so stehe ich, da der Abbé seines Versprechens entbunden ist, für nichts."

„Und bis dahin?"

„Schlafen Sie auf beiden Ohren, Herr Gérard, da Sie schlafen können."

Nachdem er diese Worte mit einem Ausdrucke, der den ehrlichen Gérard schaudern machte, gesprochen hatte, stieg Herr Jackal wieder in seinen Wagen und murmelte beiseit:

„Bei meiner Treue, man muß zugestehen, dieser Mensch ist ein höchst Elender, und hätte ich je Vertrauen zu menschlicher Gerechtigkeit gehabt, so würde ich zu dieser Stunde teufelmäßig zurückweichen!"

Und mit einem Seufzer fügte er bei:

„Armer Teufel von einem Abbé! er ist wahrhaft zu beklagen. Was den Vater betrifft, das ist ein alter Mormone; er interessirt mich ganz und gar nicht, und es mag aus ihm werden, was da will."

„Wohin fährt der Herr!" fragte der Lackai, nachdem er den Schlag wieder geschlossen hatte.

„Nach dem Hotel."

„Zieht der Herr diese oder jene Barrière vor, und wünscht er nicht eher durch eine Straße, als durch die andere zu fahren?"

„Doch! Sie werden durch die Barrière Baugieres zurückkehren und durch die Rue aux Fers fahren. — Die Sonne scheint herrlich; ich muß mich versichern, ob der Lazzarone Salvator bei seinen Haken ist. Ich weiß nicht, warum ich mir vorstelle, dieser Bursche werde uns in der Affaire Sarranti viel zu schaffen machen . . . Vorwärts!"

Und der Wagen ging in dreifachem Galopp ab.

XXXII.

Die Verwandlungen der Liebe.

Verlassen wir für den Augenblick den ganzen Theil unserer Erzählung, der sich auf Justin, den General le Bastard, Dominique, Herrn Sarranti, Herrn Jackal und Herrn Gérard bezieht, drehen wir uns um und treten in das Atelier des Mohicaners der Kunst ein, den wir unter dem Namen Petrus kennen.

Es war am ersten oder zweiten Tage nach dem Besuche von Herrn Jackal bei Herrn Gérard; denn man begreift wohl, daß es uns unmöglich ist, auf einen Tag positiv unsere Leser zu unterrichten; wir folgen nur der chronologischen Ordnung der Ereignisse . . . Es war halb elf Uhr Morgens. Petrus, Ludovic und Jean Robert saßen: Petrus in einer Bergère, Ludovic auf einem Fauteuil Rubens, Jean Robert in einem ungeheuren Voltaire. Jeder hatte im Bereiche seiner Hand eine mehr oder minder leere Tasse Thee, und in der Mitte des Ateliers deutete ein noch servirter Tisch an, der Thee sei als Verdauungsmittel in Folge eines substantiellen Frühstücks angewandt worden.

Ein in ungleichen Zeilen, — folglich in Versen, — geschriebenes Manuscript, dessen fünf Acte getrennt, rechts von Jean Robert, auf der Erde lagen, bewies, daß der Dichter eine Lesung gemacht und die fünf Acte, einen nach dem andern, auf den Bo-

den geworfen hatte. Der fünfte hatte sich seit ungefähr zehn Minuten seinen Gefährten beigesellt.

Diese fünf Acte hatten den Titel Guelfen und Gibellinen.

Ehe er, um sie ihm vorzulesen, zum Director des Theaters der Porte-Saint-Martin, für welchen er die Erlaubniß, ein Stück in Versen zu spielen, zu erlangen hoffte, gegangen war, hatte Jean Robert sein Drama seinen zwei Freunden vorgelesen.

Das Stück hatte einen ungeheuren Vorlesungssucceß bei Ludovic und Petrus gehabt. Beide Künstler, hatten sie ein tiefes Interesse an der noch jungen Gestalt von Dante genommen, die den Degen handhabte, ehe sie die Feder führte, und sich wunderbar unter den großen Kämpfen der Kunst, der Liebe und des Kriegs entrollte; Beide verliebt, hatten sie dieses Werk eines andern Verliebten mit den Ohren des Herzens angehört, Ludovic an seine Liebe in der Knospe denkend, Petrus seine Liebe in der Blüthe einathmend.

Die sanfte Stimme von Beatrix hatte in ihren Ohren geklungen, und nachdem sie sich brüderlich umarmt, setzten sich alle Drei nieder und sannen in der Stille nach: Jean Robert träumte von Beatrix von Marande; Petrus von Beatrix de la Mothe-Houdan und Ludovic von Beatrix Rose-de-Noël.

Beatrix ist keine Frau, es ist ein Stern.

Das Eigenthümliche der großen, starken Werke ist, daß sie die großen und starken Seelen träumen machen; nur machen sie die Einen, je nach ihren Dispositionen, von der Vergangenheit, die Anderen von

der Gegenwart, wieder Andere von der Zukunft träumen.

Jean Robert brach zuerst das Stillschweigen.

„Vor Allem," sprach er, „meinen Dank für das, was Ihr mir Gutes gesagt habt. Ich weiß nicht, Petrus, ob es bei Dir mit einem Gemälde ist, wie bei mir mit einem Drama; träume ich ein Drama, sein Sujet zeichnet sich, seine Scenen verknüpfen sich, die Acte bauen sich in meinem Kopfe auf, — dann könnten alle meine Freunde sagen, mein Drama sei schlecht, ich würde nicht ein Wort glauben. Ist es gemacht, habe ich drei Monate gebraucht, um es zu dichten, einen Monat, um es zu schreiben, so müssen mir alle meine Freunde sagen, es sei gut, wenn ich es glauben soll."

„Wohl," erwiederte Petrus, „es ist bei meinen Bildern gerade wie bei Deinen Dramen: auf der weißen Leinwand sind es Raphael, Rubens, Van Dyck, Murillo, Velasquez; auf der beschmierten Leinwand sind es Petrus, das heißt Sudelarbeiten, die ihr Autor mittelmäßig schätzt. Was willst Du, mein Lieber? das ist der Unterschied, der zwischen dem Idealismus und der Realität stattfindet."

„Was ich," sprach Ludovic, „was ich bei Deinem Drama anbetungswürdig finde, siehst Du, das ist die Gestalt von Beatrix."

„Wahrhaftig!" sagte Jean Robert lächelnd.

„Welches Alter gibst Du ihr? Es ist ein Kind."

„Ich gebe ihr vierzehn Jahre, obgleich die Geschichte sagt, sie sei mit zehn gestorben."

„Die Geschichte ist eine Thörin," erwiederte Ludovic, „und sie hat diesmal wie immer gelogen:

ein zehnjähriges Kind hätte keine so leuchtende Furche in das Herz von Dante gegraben. Ich bin Deiner Ansicht, Jean Robert: Beatrix mußte wenigstens vierzehn Jahre zählen; das ist das Alter von Julia, es ist das Alter, in welchem man liebt, es ist das Alter, wo man geliebt zu werden anfangen kann."

„Mein lieber Ludovic," sprach Jean Robert, „soll ich Dir etwas sagen?"

„Was?" fragte Ludovic.

„Ich erwartete, Dir, einem positiven Manne, einem Manne der Wissenschaft, einem materialistischen Geiste, werde am meisten in meinem Drama das Studium Italiens im 13. Jahrhundert, die Wahrheit der Sitten, die Auseinandersetzung der florentinischen Politik auffallen. Ganz und gar nicht! Was Dich interessirt, ist die Liebe von Dante für ein Kind; was Du verfolgst, ist die Entwickelung dieser Liebe, und der Einfluß, den sie auf das Leben meiner Heldin hat; was Dich ergreift, ist die Katastrophe, welche Beatrix Dante entführt. Ich erkenne Dich nicht mehr, Ludovic! solltest Du zufällig verliebt sein?"

Ludovic erröthete bis ins Weiße der Augen.

„Ah! bei meiner Treue," rief er, „er ist es! schaut ihn nur an."

Ludovic versuchte zu lachen.

„Nun," sagte er, „wenn ich es wäre, welcher von Euch Beiden würde mir einen Vorwurf darüber machen?"

„Ich nicht," antwortete Petrus, „im Gegentheile."

„Und vollends ich!" rief Jean Robert.

„Nur sage ich Dir, mein lieber Ludovic," sprach

Petrus, „es ist schlimm, Geheimnisse für Leute zu haben, welche kein Geheimniß für Dich haben.“

„Ei! mein Gott!“ entgegnete Ludovic, „das Geheimniß, wenn ein Geheimniß stattfindet, — ich habe kaum Zeit gehabt, es mir selbst anzuvertrauen, wie soll ich es dann Euch anvertraut haben?“

„Gut, das entschuldigt Dich,“ bemerkte Petrus.

„Sodann ist es vielleicht Jemand, den er nicht nennen kann,“ sagte Jean Robert.

„Uns!“ rief Petrus; „sie uns nennen, heißt sie nicht nennen.“

„Auch schwöre ich Euch,“ sprach Ludovic, „daß ich nicht ganz sicher bin, auf welche Art ich diejenige liebe, welche ich liebe, ob wie eine Schwester, ob wie eine Geliebte.“

„Gut!“ rief Jean Robert, „so debutiren alle große Leidenschaften.“

„Auf, mein lieber Freund,“ sprach Petrus, „gestehe ganz einfach, daß Du wahnsinnig verliebt bist!“

„Es ist möglich,“ antwortete Ludovic, „und in diesem Momente besonders hat mir Dein Gemälde, Petrus, die Augen geöffnet; Deine Verse, Jean Robert, haben mir die Ohren geöffnet, und ich wäre nicht erstaunt, nähme ich morgen einen Pinsel, um ihr Porträt zu malen, oder eine Feder, um ihr ein Madrigal zu machen. Ei! mein Gott! das ist die ewige Geschichte der Liebe, die man für eine Fabel, für eine Legende, für einen Roman hält, so lange man sie nicht mit verliebten Blicken liest. Was ist die Philosophie, was ist die Kunst, was ist die Wissenschaft? Selbst neben der Liebe sind die Wissenschaft, die Philosophie und die Kunst nur Formen des Schönen,

des Wahren, des Großen; das Schöne, das Wahre, das Große aber ist die Liebe!"

„Das gefällt mir!" rief Jean Robert, „wenn man anbeißt, so muß man so anbeißen."

„Und darf man wissen," fragte Petrus, „welches der Sonnenstrahl ist, der Dich aus Deiner Puppe hervorkommen gemacht hat, schöner Schmetterling?"

„Ei! gewiß, Ihr werdet es erfahren, meine Freunde; doch der Name, doch das Bild, doch die Person selbst sind noch in die geheimnißvollsten Organe meines Herzens eingeschlossen; das Geheimniß genügt mir noch. Ei! mein Gott! seid ruhig, es kommt ein Augenblick, wo mein Geheimniß von selbst an Euer Herz klopfen und Euch um Gastfreundschaft bitten wird."

Die zwei Freunde lächelten und reichten Ludovic die Hand.

Dann neigte sich Jean Robert, hob die fünf Acte auf und rollte sie zusammen.

In diesem Momente trat der Diener von Petrus ein, und meldete, der General Herbel sei unten.

„Er komme geschwinde herauf, der liebe Oheim!" rief Petrus nach der Thüre stürzend.

„Der Herr Graf ist in den Stall gegangen, und hat mir gesagt, ich soll den Herrn nicht stören," erwiederte der Diener.

„Petrus," sagten die jungen Leute, indem sie ihren Hut nahmen und wegzugehen sich anschickten.

„Nein, nein," rief Petrus, „mein Oheim liebt im Allgemeinen die Jugend, und er liebt Euch Beide insbesondere."

„Das ist möglich," erwiederte Ludovic, „und ich

bin ihm äußerst dankbar dafür; doch es ist halb zwölf Uhr, und Jean Robert liest sein Stück um Mittag in der Porte-Saint-Martin."

„Gut, was Jean Robert betrifft," sagte Petrus, „doch Du, Du hast durchaus nicht nöthig, zu dieser Stunde zu gehen."

„Ich bitte Dich Millionenmal um Verzeihung, lieber Freund; Dein Atelier ist reizend, geräumig, hinreichend luftig für Leute, welche seit sechs Monaten oder einem Jahre verliebt sind, doch für einen seit drei Monaten verliebten Menschen ist es unbewohnbar. Also, Gott befohlen, theurer Freund! ich gehe in den Wäldern spazieren, während der Wolf nicht darin ist."

„So komm, Cupido," sagte Jean Robert, indem er Ludovic beim Arme nahm.

„Gott befohlen, meine Theuersten!" sprach Petrus mit einer leichten Nuance von Traurigkeit.

„Was hast Du denn?" fragte Jean Robert, der minder befangen als Ludovic diese Traurigkeit wahrnahm.

„Ich? . . . Nichts."

„Doch!"

„Nichts Bestimmtes wenigstens."

„Sag' uns das."

„Was soll ich Dir sagen? Bei der Meldung des Besuches von meinem Oheim zog, wie mir schien, etwas Drohendes durch die Luft. Er besucht mich so selten, dieser liebe Oheim, daß mich immer eine gewisse Bangigkeit ergreift, wenn man ihn meldet."

„Teufel!" rief Ludovic, „wenn es sich so ver-

hält, so bleibe ich: ich werde Dir als Wetterableiter dienen."

„Nein, mein wahrer Wetterableiter, lieber Freund, ist die volle Zuneigung, die mein Oheim für mich hegt. Meine Furcht ist albern und meine Ahnungen sind sinnlos."

„Uebrigens heute Abend oder spätestens morgen," sagte Ludovic.

„Und ich wahrscheinlich früher, ich werde Dir das Resultat meiner Vorlesung mittheilen."

Die jungen Leute nahmen Abschied von Petrus, und als sie vor die Thüre kamen, stieg Jean Robert in sein Tilbury und erbot sich, Ludovic abzusetzen, wo er wünschte, doch der junge Doctor schlug es aus, unter dem Vorwande, er müsse nothwendig zu Fuße gehen.

Und, in der That, während Jean Robert über die Place de l'Observatoire fuhr, folgte Ludovic den Boulevards bis zur Barrière d'Enfer, und ging träumend in die Wälder von Vernière, wo wir ihn allein lassen werden, da er in diesem Augenblicke ganz besonders die Einsamkeit aufzusuchen schien, und überdies Petrus und sein Oheim uns erwarten.

Der General Herbel kam ziemlich selten zu seinem Neffen; doch er kam nie zu ihm, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne unter der einen oder der andern Form, meistens unter der Form des Spottes, eine kleine Predigt in der Falte seines Mantels zu bringen.

Er war nicht gekommen seit vier bis fünf Monaten, das heißt ungefähr seit der Zeit, wo eine große Veränderung in der Existenz von Petrus sich zuge-

tragen hatte; als er eintrat, mußte er auch von einem Erstaunen zum andern übergehen.

Bei seinem letzten Besuche war das Haus noch dasselbe, wie er es das erste Mal gesehen hatte, das heißt ein reinliches Häuschen mit einem gepflasterten Hofe, geschmückt mit einer kleinen Mistinsel, zur Belustigung von sechs bis sieben Hennen und einem Hahn, der von diesem Vorgebirge herab den General mit seinem schrillsten Gesange begrüßt hatte, — und einer Hütte für Kaninchen, welche von Supplementen des Salats und des Kohls aller Miethsleute des Hauses gefüttert wurden, die sich glücklich fühlten, diesen Ueberfluß Thieren zu überlassen, welche an Festtagen die Leckerbissen der Tafel der Portière bildeten.

In diesem auf allen Seiten von Bäumen umgebenen Quartiere von Paris glich das Häuschen mehr einer von den Hütten, welche unsere Bauern bewohnen, als einem Stadthause; doch einfach und reinlich, abgelegen und beinahe verödet, war es in den Augen des Generals das sicherste Obdach, der friedlichste Winkel, den sich ein Arbeiter wünschen konnte.

Das Erste, was dem General auffiel und ihn, indem es ihm auffiel, in Erstaunen setzte, war — sobald die frisch angemalte Thüre unter dem Schlage des Klopfers sich geöffnet hatte, einen Bedienten in derselben Livree wie die seinige, das heißt in den Farben von Courtenay, erscheinen zu sehen, und ihn fragen zu hören:

„Was wünscht der Herr?“

„Wie, was ich wünsche, Schuft?“ sagte der Graf, indem er den Lackai vom Kopfe bis zu den

Füßen maß; „ich wünsche meinen Neffen zu sehen, da ich deshalb gekommen bin."

„Ah! dann ist der Herr der General Graf Herbel," sprach der Diener sich verbeugend.

„Natürlich, ich bin der General Graf Herbel," wiederholte der General mit spöttischem Tone, „da ich Dir sage, daß ich meinen Neffen sehen will, und mein Neffe, so viel ich weiß, keinen andern Oheim hat, als mich."

„Ich will es meinem Herrn melden," sagte der Diener.

„Ist er allein?" fragte der General, während er sein Lorgnon nahm, um den Hof zu betrachten, der mit Flußsand bestreut war, statt, wie früher, mit Sandstein gepflastert zu sein.

„Nein, Herr Graf, er ist nicht allein."

„Eine Frau?"

„Nein, zwei Freunde: die Herren Jean Robert und Ludovic."

„Gut, gut, gut! melden Sie ihm, ich sei hier, ich werde sogleich hinaufkommen; ich will das Haus ein wenig besichtigen: das scheint mir reizend hier."

Der Diener ging zu Petrus hinauf, wie wir gesehen haben.

Als er allein war, konnte der General nach seiner Bequemlichkeit die verschiedenen Veränderungen und Verschönerungen, welche im Hause und im Hofe seines Neffen vorgegangen waren, lorgniren und betrachten.

„Ho! ho!" sagte er, „der Hauseigenthümer von Petrus hat, wie es scheint, Verbesserungen vornehmen lassen: ein kleines Beet von seltenen Blumen, wo

der Misthaufen war; eine Volière mit grünen Papageien, weißen Pfauen und schwarzen Schwanen, wo die Kaninchenhütte war; Ställe und Remisen endlich, wo sich ganz einfach ein Schoppen fand ... Ah! bei meiner Treue, diese Geschirre scheinen mir wohl gehalten!"

Und als ein Liebhaber, was er war, näherte er sich dem Geschirrträger, auf welchem die Gegenstände, die seinen Blick angezogen, hingen.

„Ah! ah!" sagte er, „das Wappen der Courtenay! Also gehören diese Geschirre meinem Neffen! Ei! sollte er wirklich einen Oheim haben, den ich nicht kennen würde, und hätte er von diesem Oheim geerbt?"

Während er so analysirte, machte der General ein mehr erstauntes, als verdrießliches Gesicht; nachdem er in die Remise eingetreten war, und mit Aufmerksamkeit ein elegantes Coupé von Bender angeschaut hatte, als er in den Stall eingetreten war und mit der Hand über das Kreuz der zwei, wahrscheinlich bei Drake gekauften, Pferde gestrichen hatte, nahm das Gesicht des Generals einen Ausdruck von unbeschreiblicher Traurigkeit an.

„Schöne Thiere!" murmelte er, während er die Pferde streichelte; „das Gespann ist zehntausend Franken wie einen Liard werth. Ei! ist es denn möglich, daß diese Pferde einem armen Teufel von einem Maler gehören, der kaum zehntausend Franken jährlich verdient?"

Und der General, da er sich bei der Betrachtung des Wappens an den Geschirren getäuscht zu haben glaubte, untersuchte das Wappen am Wagen. Es

war wirklich das Wappen der Courtenay mit einer Krone oder vielmehr mit einer Baronenschnur darüber.

„Das ist es, das ist es," murmelte er: „ich Graf, sein Vater, der Seeräuber, Vicomte, er Baron. Es ist ein Glück, daß er sich mit der Kronenschnur begnügt und nicht die geschlossene Krone genommen hat . . . Und am Ende," fügte er bei, „wenn er sie genommen hätte, er ist dazu berechtigt, da unsere Ahnen regiert haben."

Wonach er, einen letzten Blick auf die Pferde, auf die Geschirre, auf die Volière, auf die Blumen und auf den unter seinen Füßen wie Perlen rollenden Sand werfend, die Treppen seines Neffen hinaufging. Doch im ersten Stockwerke angelangt, blieb er stehen, strich mit seiner Hand über seine Augen, als wollte er eine Thräne abwischen, und murmelte:

„Mein armer Pierre, sollte Dein Sohn ein unredlicher Mensch geworden sein?"

Pierre, das war der Bruder des Grafen Herbel, derjenige, welchen er bei seinen Brummereien mit dem Titel Jakobiner, Seeräuber beehrte.

In dem Momente, wo der Graf Herbel diese Worte vollendete und heimlich die Thränen abwischte, von denen sie begleitet waren, hörte er rasch die Treppe herabsteigen, welche vom ersten Stocke in den zweiten führte, während mit ihrem freudigsten Ausdrucke die Stimme seines Neffen rief:

„Guten Morgen, mein Oheim! guten Morgen, mein lieber Oheim! Warum kommen Sie denn nicht herauf?"

„Guten Morgen, mein Herr Neffe," antwortete trocken der Graf Herbel.

„Ho! ho! wie Sie mir das sagen, mein Oheim," rief der junge Mann erstaunt.

„Was willst Du? ich sage es Dir, wie ich es fühle," erwiederte der General, indem er das Gelände anfaßte und die Treppe weiter hinaufstieg.

Dann trat er, ohne ein Wort beizufügen, ein, wählte mit dem Auge das beste Fauteuil, und sank mit einem Uf von schlimmer Vorbedeutung darein.

„Ah! ah!" murmelte Petrus, „ich täuschte mich nicht."

Und er näherte sich dem General und sagte zu ihm:

„Mein lieber Oheim, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie diesen Morgen nicht sehr guter Laune zu sein scheinen."

„Nein, gewiß nicht," erwiederte der General, „ich bin nicht guter Laune, und das ist mein Recht."

„Ich bin weit davon entfernt, Ihnen dieses Recht streitig zu machen, mein lieber Oheim, und ich kenne hinreichend Ihren Gleichmuth, um mir zu sagen, wenn Sie schlimmer Laune seien, so sei dies nicht ohne Grund."

„Und Sie sprechen die Wahrheit, mein Herr Neffe."

„Sollten Sie schon in der Morgendämmerung einen unangenehmen Besuch erhalten haben?"

„Nein, doch ich habe einen Brief erhalten, der mir Kummer gemacht hat, Petrus."

„Ich war dessen sicher, ich wette, es ist ein Brief von der Marquise de la Tournelle."

„Dieser leichtsinnige Ton ist unziemlich, Petrus; erlaube mir, Dich daran zu erinnern, daß Du in

diesem Augenblicke den Respect gegen zwei Greise verletzst."

Petrus, der sich auf ein Pliant gesetzt hatte, stand wieder auf, als ob ihn eine Feder auf seine Beine geschnellt hätte.

„Entschuldigen Sie, mein Oheim," sagte er, „Sie erschrecken mich! ich habe Sie nie mit dieser Härte sprechen hören."

„Petrus, ich habe Ihnen auch nie so ernste Vorwürfe zu machen gehabt, wie die, welche ich Ihnen heute zu machen habe."

„Glauben Sie mir, mein Oheim, ich bin bereit, sie mit der Unterwürfigkeit zu empfangen, die ich Ihnen schuldig bin, und besonders mit tiefem Bedauern, sie verdient zu haben; denn sobald Sie mir sie machen, mein Oheim, habe ich sie verdient."

„Sie sollen selbst darüber urtheilen; hören Sie mich also ernsthaft an, wie ich mit Ihnen sprechen werde, Petrus."

„Ich höre Sie."

Der General winkte seinem Neffen, sich niederzusetzen; dieser bat ihn aber durch einen andern Wink um die Erlaubniß, stehen zu dürfen.

Er erwartete also die Anklage in der Stellung eines Verbrechers vor seinem Richter.

XXXIII.

Wo Petrus sieht, daß seine Ahnungen ihn nicht betrogen hatten.

Der Graf machte es sich so bequem als möglich in seinem Lehnstuhle; denn der alte Sybarite liebte es, behaglich zu sein, um zu moralisiren.

Petrus schaute ihm mit einer gewissen Unruhe zu.

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, schlürfte wollüstig eine Prise Spaniol, stüberte seine Weste ab, um die wohlriechenden Atome zu verjagen, wechselte völlig den Ton und die Manieren und sprach:

„Nun, mein lieber Neffe, wir haben also die Rathschläge unseres guten Oheims befolgt?"

Das Lächeln trat wieder auf die Lippen von Petrus, der schon ein den Umständen angemessenes Gesicht angenommen hatte.

„Welche Rathschläge, mein lieber Oheim?" fragte er.

„Ei! ... in Beziehung auf Frau von Marande."

„Frau von Marande?"

„Ja."

„Ich schwöre Ihnen, mein Oheim, ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen."

„Discretion? Gut, junger Mann, das ist eine Tugend, die wir zu unserer Zeit nicht ausübten, doch ich hasse es nicht, sie bei den Andern üben zu sehen."

„Mein Oheim, ich schwöre Ihnen . . ."

„Zu unserer Zeit," fuhr der General fort, „wenn ein junger Mann von Adel, der einen großen Namen trug, das Unglück hatte, ein jüngerer Familiensohn zu sein, das heißt, keinen Sou zu besitzen, bei meiner Treue! wenn er ein schöner Junge war, von Körper gut gebaut, elegant von Manieren, so zog er Nutzen aus Allem dem. Ist die Natur verschwenderisch gewesen, und Fortuna geizig, so muß man wohl die Gaben der Natur benützen."

„Mein lieber Oheim, ich gestehe Ihnen, daß ich Sie immer weniger begreife.“

„Ah! willst Du mich etwa glauben machen, Du habest die Schule der Bürger nicht spielen sehen?“

„Doch, mein Oheim, ich habe sie spielen sehen.“

„Und Du habest den Marquis von Moncade nicht beklatscht?“

„Ich habe sein Spiel beklatscht, weil Armand diese Rolle gut spielt, doch ich habe seine Handlung nicht beklatscht.“

„Ah! wahrhaftig, Sie sind spröde, mein Herr Neffe.“

„Nein, mein lieber Oheim; doch zwischen spröde sein und zugeben, daß ein Mann Geld von einer Frau empfangen kann . . .“

„Bah! mein lieber Freund, ist man selbst arm und diese Frau ist reich, wie Frau von Marande oder wie die Gräfin Rappt . . .“

„Mein Oheim!“ rief Petrus aufspringend.

„Alles schön, mein Neffe! Alles schön! Das ist nicht mehr die Mode! Sprechen wir nicht mehr hievon, die Moden ändern sich. Doch was willst Du? ich verlasse Dich vor vier Monaten, mit einem mit Deinen Skizzen ausgeschmückten Atelier und einem daran stoßenden Stübchen, Alles von Deiner Portière besorgt, der man prunkhaft den Namen Wirthschafterin gegeben; ich wische mir vor der Thüre meine Füße auf einer Strohdecke ab, die nicht mehr neu ist, und ich sehe Dich ruhig zu Fuße nach dem Quartier Latin gehen, um für zweiundzwanzig Sous bei Flicotteaux zu Mittag zu essen; ich sage mir:

„„Mein Neffe ist ein armer Teufel von einem Maler, der mit seinem Pinsel vier bis fünftausend Franken verdient, der keine Schulden machen will, der seinem armen Vater nicht zur Last sein will; mein Neffe ist ein ehrlicher Junge, doch er ist ein Dummkopf. Ich muß folglich meinem Neffen einen guten Rath geben."" Ich gebe ihm nun den Rath, den Herrn von Lauzun seinem Neffen gibt, und sage zu ihm: „„Junge, Du bist schön, Du bist elegant; hier ist eine Prinzessin: sie heißt nicht Herzogin von Berry, sie ist nicht die Tochter des Regenten, doch sie schwimmt in den Millionen . . .""

„Mein Oheim!"

„Ich komme wieder, ich finde den Hof in einen Garten verwandelt; mitten im Hofe ein Beet von seltenen Pflanzen . . . oh! eine Volière mit Vögeln, aus Indien, China, Californien . . . oh! oh! Ställe mit Pferden von sechstausend Franken und Geschirre mit dem Wappen der Courtenay . . . oh! oh! oh! und ich gehe ganz freudig hinauf und sage zu mir selbst: „„Nun wohl, mein Neffe ist ein Mensch von Geist, was manchmal mehr werth ist, als ein Mensch von Talent zu sein."" Ich sehe Teppiche im letzten Stocke, ein Atelier wie das von Gros oder Horace Vernet, und ich sage zu mir: „„Ah! ah! Alles geht gut!""

„Ich bin in Verzweiflung, Ihnen bemerken zu müssen, daß Sie sich völlig täuschen."

„Dann geht Alles schlecht."

„Ei! nein, mein Oheim; nur bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich zu stolz bin, um diesen Luxus, zu dem Sie mir Glück zu wünschen die Güte haben,

etwas Anderem zu verdanken, als meinen eigenen Mitteln."

„Ah! Teufel, ich begreife, man hat ein Gemälde bei Dir bestellt, und es im Voraus bezahlt?"

„Nein, mein Oheim."

„Man hat Dich beauftragt, die Rotunde der Madeleine zu decoriren?"

„Nein, mein Oheim."

„Du bist zum ordentlichen Maler Seiner Majestät des Kaisers von Rußland mit zehntausend Rubel Gehalt ernannt worden?"

„Nein, mein Oheim."

„Dann hast Du Schulden?"

Petrus erröthete.

„Du hast Abschlagszahlungen dem Sattler, dem Wagenmacher, dem Tapezierer gegeben, und da Du ihnen diese Abschlagszahlungen unter dem Namen Baron Herbel von Courtenay gegeben hast, da man Dich als meinen Neffen kennt, so hat man Dir Credit bewilligt."

Petrus neigte das Haupt.

„Nun," fuhr der Graf fort, „nun begreifst Du, daß ich, wenn sich alle diese Leute mit ihren Rechnungen bei mir einfinden, sagen werde: „„Baron Herbel? Ich kenne ihn nicht.""

„Mein Oheim, seien Sie unbesorgt," erwiederte Petrus, „man wird sich nie bei Ihnen einfinden."

„Bei wem denn?"

„Bei mir."

„Ja, und wenn man kommt, wirst Du im Stande sein?"

„Ich werde mich einrichten."

„Du wirst Dich einrichten, indem Du die Hälfte des Tages im Walde zubringst, um der Frau Gräfin Rappt zu begegnen, indem Du alle Abende in der großen Oper oder bei den Bouffes zubringst, um von fern die Frau Gräfin Rappt zu begrüßen, indem Du alle Nächte auf dem Ball zubringst, um der Frau Gräfin Rappt die Hand zu drücken."

„Mein Oheim!"

„Ah! ja, nicht wahr, die Wahrheit hört sich schwer an? Doch Du wirst sie hören."

„Mein Oheim," sprach Petrus stolz, „sobald ich nichts von Ihnen verlange . . ."

„Bei Gott! ich bekümmere mich darum, ob Du etwas von mir verlangst . . . Sobald Du weder von Deiner Geliebten noch von mir verlangst, und dreißig bis vierzigtausend Franken jährlich ausgibst, verlangst Du von Deinem Piraten von Vater."

„Ja, und ich muß sagen, mein lieber Oheim, daß mein Pirat von einem Vater mir nichts von dem verweigert, was ich von ihm verlange, sondern sogar mich mit seinen Sittenpredigten verschont."

„Damit willst Du mir ihn als Beispiel vorstellen? Gut, ich werde mich bemühen, nicht kitzliger zu sein als er; nur muß ich Dir nun sagen, warum ich bei meinem Eintritte schlechter Laune war, und warum ich Anfangs ein wenig hart mit Dir gesprochen habe . . ."

„Sie sind mir keine Erklärung schuldig."

„Doch, Du hast Recht, sobald Du nichts von mir verlangst . . ."

„Ihre Freundschaft immer, mein Oheim."

„Nun wohl, damit Du mir die Deinige bewahrst,

muß ich Dir die Ursache meiner schlechten Laune sagen."

„Ich höre, mein Oheim."

„Kennst Du? . . . Es ist im Ganzen unnöthig, daß Du ihn kennst. Ich will Dir die Geschichte erzählen; wir wollen den Helden *** nennen. Höre und begreife die Ursache meiner schlechten Laune. — Ein braver Arbeiter von Lyon kam vor etwa dreißig Jahren zu Fuße nach Paris, ohne einen Sou in seiner Tasche, ohne Strümpfe an seinen Füßen, ohne ein Hemd auf dem Rücken. Durch Noth und Geduld erlangte er nach Verlauf von fünf Jahren die Stelle des Chefs einer Spinnerei mit dreitausend Franken Gehalt. Er ist reich, nicht wahr? Ein Mensch, der nach Paris ohne Schuhe gekommen ist und dreitausend Livres Einkommen erlangt hat, ist ein reicher Mann; denn derjenige ist reich, welchen die Arbeit den Leidenschaften, den Bedürfnissen, den Launen seines Temperaments oder seiner Einbildungskraft entzogen hat. Nun schenkte ihm seine Frau nach einem zweijährigen Aufenthalte in Paris ein Kind; dann starb sie.

„„Was werde ich aus diesem Knaben machen?"" fragte sich der Vater, als sein Sohn fünfzehn Jahre alt war.

„Es versteht sich von selbst, daß es ihm nicht einen Augenblick einfiel, aus seinem Sohne das zu machen, was er selbst gewesen war, — ein Arbeiter... Sie wissen übrigens, daß man mich hohen Ortes beschuldigt, ich sei ein Jacobiner, und ich muß sagen, dieser wohl angebrachte Stolz, dieser väterliche Stolz, der darin besteht, daß man immer seinen Sohn über

sich erzieht, ist eine Idee der Revolution von 1789, und hätte sie nur solche gehabt, so wäre ich ihr nicht zu sehr gram ... Dieser Vater sagte also zu sich selbst:

„„Ich habe mein ganzes Leben lang Blut und Wasser geschwitzt; ich habe gelitten wie ein Elender; mein Sohn soll nicht leiden wie ich. Von den dreitausend Franken Gehalt, die ich habe, will ich fünfzehnhundert der Erziehung meines Sohnes opfern; ist seine Erziehung vollendet, so wird er sein, was er will, Advocat, Arzt, Künstler; mir gleichviel, was er sein wird, wenn er nur etwas ist.““

„Dem zu Folge brachte man den jungen Menschen in eine der ersten Pensionen von Paris. Der Vater lebte mit den fünfzehnhundert Franken, die ihm blieben ... nein, nicht mit den fünfzehnhundert Franken! mit den tausend; denn Du gibst wohl zu, daß der Unterhalt und das Taschengeld wenigstens fünfhundert Franken kosteten? ... Hörst Du mich, Petrus?“

„Mit der größten Aufmerksamkeit, mein lieber Oheim, obschon ich nicht weiß, worauf Sie abzielen.“

„Du wirst es sogleich erfahren; folge nur aufmerksam meiner Erzählung.“

Der Graf zog seine Tabaksdose aus seiner Tasche, und Petrus hielt sich bereit, kein Wort von dem zu verlieren, was ihm sein Oheim sagen sollte, wie er kein Wort von dem, was er gesagt, verloren hatte.

XXXIV.

Wo bewiesen ist, daß mehr Aehnlichkeit, als man glaubt, zwischen den Musikalienhändlern und den Bilderhändlern stattfindet.

Der Graf Herbel schlürfte wollüstig seine Prise, ließ von seinem Jabot die letzte Spur des Niesepulvers verschwinden und fuhr dann fort:

„Man brachte also den Knaben in eines der ersten Colléges von Paris, wo man ihm, außer der Collegialerziehung, einen Lehrer in der deutschen Sprache, einen Lehrer in der englischen Sprache, einen Musiklehrer gab, so daß sich der jährliche Aufwand, statt zweitausend Franken zu belangen, auf zweitausend fünfhundert belief. Der Vater lebte von fünfhundert Franken; was bekümmerte er sich um die physische Nahrung, empfing nur sein Sohn im Ueberflusse die moralische Nahrung.

„Der junge Mensch machte, wie es eben ging, seine Classen durch; es war sogar ein guter Schüler, und der Vater erquickte sich, als Entschädigung für alle seine Opfer, an den Lobeserhebungen, die ihm über den beharrlichen Fleiß, die gute Aufführung und die Fortschritte seines Sohnes zukamen.

„Mit achtzehn Jahren trat er aus dem Collége aus; er konnte ein wenig Griechisch, ein wenig Lateinisch, ein wenig Deutsch, ein wenig Englisch . . . Bemerke wohl, daß er nur ein wenig für die fünfzehntausend Franken konnte, die seine Erziehung seinem Vater kostete, und daß ein wenig nicht genug ist . . . Dagegen, man muß es sagen, hatte er große

Fortschritte auf dem Klavier gemacht; so daß er, als ihn sein Vater fragte, was er werden wollte, dreist und ohne Zögern antwortete: „„Musiker!““

„Der Vater wußte nicht genau, was ein Musiker war; der durch diese Worte repräsentirte Künstler schien ihm immer ein Mensch zu sein, der in freier Luft Concerte auf einer Leier, oder auf einer Harfe, oder auf einer Geige gebe. Doch daran lag ihm wenig: sein Sohn wollte Musiker sein; er hatte wohl das Recht, seinen Stand zu wählen.

„Man fragte den jungen Mann, bei wem er seine musikalischen Studien fortzusetzen wünsche; er bezeichnete den ersten Pianisten der Zeit.

„Nur mit großen Schwierigkeiten willigte der Meister ein, drei Lectionen wöchentlich gegen zehn Franken zu geben; das waren zwölf Lectionen, das heißt hundertundzwanzig Franken monatlich.

„Von vierzehnhundertvierzig Franken jährlich zu zweitausend fünfhundert Franken war der Unterschied nicht so groß, daß man etwas an der Pension des unglücklichen Knaben vermindern konnte, und was konnte er sogar mit elfhundert sechzig Franken machen!

„Zum Glücke erhielt um dieselbe Zeit der Vater eine Zulage von sechshundert Franken. Er war hierüber ungemein erfreut; das gab seinem Sohne siebzehnhundert fünfzig Franken Pension. Er, da er bis dahin mit fünfhundert Franken gelebt hatte, bei Gott! er würde wohl auch noch ferner davon leben.

„Aber man brauchte ein Klavier. — Man konnte nur auf einem Klavier von Erard lernen. Der Klavierlehrer sprach ein paar Worte mit dem berühmten Fabricanten; ein Klavier von viertausend Franken

wurde auf zweitausend sechshundert reducirt, und man gab dem Zögling zwei Jahre, um es zu bezahlen. Es wurde verabredet, der Zögling sollte hundert Franken monatlich von den siebzehnhundert sechzig Franken abziehen.

„Nach zwei Jahren hatte der Zögling eine gewisse Stärke erlangt, nur nicht für die Nachbarn; ungerecht, wie man im Allgemeinen gegen die Fortschritte ist, die man sich entwickeln sieht oder hört, fanden diese Nachbarn, der junge Klavierspieler sei sehr schwach, daß er nicht rascher die Schwierigkeiten überwinde, mit denen er sie vom Morgen bis zum Abend regalirte. — Die Nachbarn eines Pianisten sind immer ungerecht; doch der junge Mann bekümmerte sich durchaus nichts um diese Ungerechtigkeit. Er spielte mit aller Hartnäckigkeit die Studien von Bellini und Variationen von Mozart, den Freischütz von Weber, die Semiramide von Rossini.

„Mehr noch: durch fortwährendes Spielen kam er auf den Gedanken, er könnte auch Musik machen. Von da zur Ausführung ist es nur ein einziger Schritt; diesen Schritt vollbrachte er mit ziemlich viel Glück.

„Doch man weiß, die Musikalienhändler wie die Buchhändler haben alle eine und dieselbe Antwort, abwechselnd in der Form, unveränderlich im Grunde, über die Ambitionen der debutirenden Romanenschreiber oder Componisten: „„Machen Sie sich bekannt, und ich werde Sie veröffentlichen."" Das ist dem Anscheine nach ein ziemlich fehlerhaftes Verfahren, da man nur bekannt werden kann, wenn man gedruckt wird . . . Ich weiß nicht, wie das zugeht,

diejenigen aber, welche wirklich den Teufel im Leibe haben, werden am Ende immer bekannt. — Doch, ich weiß, wie das zugeht: das geschieht, wie unser junger Mann that.

„Er sparte an Allem, sogar an der Nahrung, und häufte am Ende zweihundert Franken an, mit denen er Variationen über Di tanti palpiti drucken ließ.

„Der Namenstag seines Vaters nahte heran; die Variationen wurden für diesen Tag gedruckt.

„Der Vater hatte die Befriedigung, den Namen seines Sohnes in Fettschrift über kleine schwarze Punkte gedruckt zu sehen, die ihm um so ehrwürdiger schienen, als er nichts davon begriff; doch, nach dem Mittagsmahle, legte der Sohn das Stück feierlich auf das Instrument, und, mit Hülfe von Erard, hatte es einen glänzenden Familiensucceß.

„Der Zufall, — damals sagte man die Vorsehung, — wollte, daß das Stück nicht schlecht war, und daß es einen gewissen Succeß in der Welt erhielt. Da der junge Mann darin nur die Schwierigkeiten, die er selbst überwinden konnte, angehäuft, und eine Anzahl von geschwänzten, doppelt geschwänzten, dreifach geschwänzten Noten hatte figuriren lassen, welche in unerfahrenen Augen eine ziemlich majestätische Wirkung hervorbrachten, so fielen die Zöglinge von zweiter Stärke über das Stück her, das sich rasch erschöpfte.

„Unglücklicher Weise konnte der Herausgeber allein den Succeß beurtheilen, und da die Hoffart eine Todsünde ist, und er eine so unschuldige Seele, wie es die des Klienten war, der ihn mit seinen Inte-

ressen betraut hatte, nicht gefährden wollte, war er bei seiner dritten Auflage, als er ihm sagte, es bleiben noch tausend von der ersten im Magazin. Er willigte indessen ein, ihm seine zweite Etude auf seine Gefahr drucken zu lassen; die dritte mit Theilung beim Nutzen. — Es versteht sich von selbst, daß nie eine Theilung stattfand. — Im Ganzen aber wurde der Effect hervorgebracht, und der Name unseres jungen Mannes fing an in den Salons in Umlauf zu kommen.

„Man machte ihm den Vorschlag, Lectionen zu geben. Er lief zu seinem Herausgeber und fragte ihn um Rath. Er fand, wenn er drei Franken für die Marke fordere, mache er maßlose Prätensionen; der Herausgeber setzte ihm aber auseinander, die Leute, welche drei Franken geben, können auch zehn geben; Alles hänge von den Anfängen ab, und er sei ein zu Grunde gerichteter Mensch, wenn er sich zu weniger als zehn Franken die Stunde schätze."

„Aber, mein Oheim," sagte Petrus, der mit viel Aufmerksamkeit zugehört hatte, und von einer gewissen Aehnlichkeit betroffen war, „wissen Sie, daß diese Geschichte große Aehnlichkeit mit der meinigen hat?"

„Du findest?" erwiederte der Graf mit seinem spöttischem Lächeln; „warte, Du wirst das sogleich besser beurtheilen."

Und er fuhr fort:

„Während sich unser junger Mann in der Composition versuchte, erlangte er zugleich eine gewisse Stärke in der Execution. Eines Tages machte ihm sein Herausgeber den Vorschlag, er sollte ein Concert

geben. Der junge Mann schaute den vermessenen Musikalienhändler mit Schrecken an. Ein Concert geben, war indessen der Gegenstand seiner heißesten Wünsche. Doch er hatte sagen hören, die Kosten eines Concertes belaufen sich wenigstens auf tausend Franken. Wie eine solche Speculation wagen? Schlug das Concert fehl, so war er zu Grunde gerichtet; nicht nur er, sondern auch sein Vater!... Damals fürchtete sich unser junge Mann noch, seinen Vater zu Grunde zu richten."

Petrus schaute den General an.

„Der Dummkopf, nicht wahr?" fuhr dieser fort.

Petrus schlug die Augen nieder.

„Gut! nun hast Du mich unterbrochen, und ich weiß nicht mehr, wobei wir sind," sagte der General.

„Wir waren beim Concert, mein Oheim; der junge Musiker befürchtete nicht auf seine Kosten zu kommen."

„Ganz richtig . . . Der Musikverleger erbot sich edelmüthig, Alles zu übernehmen — immer auf seine Gefahr. Die Entrées, die ihm seine Musik in den ersten Salons von Paris gewährte, gaben ihm Hoffnung, eine Anzahl Billets unterzubringen. Er brachte tausend zu fünf Franken unter und sandte davon großmüthig fünfzehn dem Concertgeber: das war für seine Familie und für seine Freunde.

„Es versteht sich von selbst, daß der gute Vater seinen Platz auf der ersten Bank hatte. Dies exaltirte ohne Zweifel unsern Debutanten, denn er that Wunder. Sein Succeß war ungeheuer; der Unternehmer hatte zwölfhundert Franken Kosten und sechstausend Franken Einnahme."

„„Mir scheint,““ sagte schüchtern unser junger Mann zu seinem Musikalienhändler, „„wir hatten einige Personen in unserem Concerte?““

„„Verschenkte Billets,““ antwortete der Herausgeber.“

„Gut!“ rief Petrus lachend, „mir scheint, es ist in der Musik wie bei der Malerei. Sie erinnern sich meines Succesſes im Salon von 1824, nicht wahr, mein Oheim?“

„Bei Gott!“

„Ein schändlicher Händler kaufte mir mein Bild um zwölfhundert Livres ab und verkaufte es wieder um sechstausend.“

„Du bekamst aber doch zwölfhundert Franken,“ sagte der General.

„Ein paar Louisd'or weniger,“ erwiederte Petrus, „die ich für meine Leinwand, für meine Modelle und für meinen Rahmen ausgegeben hatte.“

„Nun wohl,“ sprach der Graf mit einer immer mehr spöttischen Miene, „eine neue Aehnlichkeit zwischen Dir und unserm neuen Musiker.“

Und der General, als wäre er über diese Unterbrechung entzückt gewesen, zog seine Tabaksdose aus seiner Weste, schöpfte daraus eine Prise mit dem Ende seiner aristokratischen Finger, und schlürfte sie, indem er ein wollüstiges ah! entschlüpfen ließ.

XXXV.

In welchem man in dem Momente, wo man es am wenigsten erwartete, eine neue Person eintreten sieht.

„Von diesem Augenblicke an," fuhr der Graf fort, „war unser junger Mann lancirt. Der Musikalienhändler hätte gern die angefangene Ausbeutung fortsetzen mögen; doch was unser junger Mann nicht sah, machten ihn seine Freunde sehen, und wie groß auch seine Bescheidenheit war, er begriff am Ende, daß er mit seinen eigenen Flügeln fliegen konnte. Und in der That, von dieser Zeit an gingen Studien für das Klavier, Lectionen, Concerte mit gleichen Schritten vorwärts, und der junge Mann gelangte mit dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren dahin, daß er sechstausend Franken jährlich verdiente, das heißt das Doppelte von dem, was sein Vater mit fünfzig Jahren sich erwarb."

„Der erste Gedanke, der sich nun dem Herzen des jungen Mannes bot, — denn er hatte ein gutes Herz, — war, seinem Vater wieder zu erstatten, was sein Vater für ihn ausgegeben hatte. Er hatte lange mit siebzehnhundert Franken jährlich gelebt, er konnte also großartig mit dreitausend leben. Er war also im Stande, seinem Vater dreitausend Franken jährlich zurückzugeben. Seinem Vater, der sich für ihn jede Entbehrung auferlegt hatte, würde es fortan an nichts mehr fehlen."

„Sodann würden sich die Einnahmen verdoppeln; es würde ein Gedicht kommen, er würde die Musik

dazu machen; er würde in der Opéra-Comique gespielt werden, wie Hérold, oder in der großen Oper wie Auber; er würde zwanzig-, dreißig-, vierzigtausend Franken verdienen, und wie der Wohlstand auf die Noth folgen sollte, so sollte der Luxus auf den Wohlstand folgen. Was sagst Du zu diesem Plane, Petrus?"

„Ei!" erwiederte der junge Mann ziemlich verlegen, denn er bemerkte, daß sich die Lage des Musikers immer mehr der seinigen näherte, „ei! ich finde ihn ganz natürlich, mein Oheim."

„Und Du hättest an der Stelle des Musikers gethan, was der Musiker zu thun vorhatte?"

„Mein Oheim, ich hätte gegen meinen Vater dankbar zu sein gesucht."

„Traum! ein schöner Traum, mein Freund, die Dankbarkeit der Kinder!"

„Mein Oheim!"

„Ich, was mich betrifft, glaube nicht daran," fuhr der General fort, „und zum Beweise dient, daß ich nicht verheirathet bin."

Petrus antwortete nichts.

Der General heftete einen tiefen Blick auf ihn; sodann, nach einem Momente des Stillschweigens, sagte er:

„Nun wohl, diesen Traum machte eine Frau verschwinden."

„Eine Frau?" murmelte Petrus.

„Oh! mein Gott, ja," fuhr der General fort; „unser Musiker fand in der Gesellschaft eine hübsche, sehr reiche Frau, die auf großem Fuße lebte. Es war übrigens eine sehr schöne und sehr verständige

Person; selbst Künstlerin, so weit dies einer vornehmen Frau zu sein erlaubt ist. Der junge Mann legte ihr, nach dem Ausdrucke der Schmachtenden, seine Liebe zu Füßen. Sie geruhte diese Liebe aufzuheben, und von diesem Augenblicke war Alles beendigt."

Petrus hob rasch den Kopf empor.

„Ja," sagte der General, „Alles war beendigt. Unser Musiker vernachlässigte seine Lectionen. — Wie noch Lectionen zu sechs Franken die Marke geben, wenn man von einer Gräfin, einer Marquise, einer Prinzessin, was weiß ich? ausgezeichnet worden? — Er vernachlässigte die Etuden, die Themen, die Variationen für das Klavier; er wollte keine Concerte mehr geben. Er hatte von einem Gedichte, von einer Aufführung in der Oper gesprochen; er erwartete das Gedicht, das Gedicht kam nicht. Die Herausgeber machten Queue vor seiner Thüre, er übernahm Verbindlichkeiten gegen Sie unter der Bedingung von Vorschüssen, die man ihm machen würde. Man kannte ihn als ehrlichen Mann, ganz seinem Worte treu, man that Alles, was er wünschte: er steckte sich in Schulden. Mußte man sich nicht auf den Fuß setzen, auf dem der Geliebte einer vornehmen Dame leben soll? Pferde, ein Coupé, Livreebediente, Teppiche auf den Treppen haben? Sie vermuthete natürlich nichts; sie hatte zweimalhunderttausend Livres Einkommen; was für den armen Musiker ein zu Grunde richtender Aufwand war, war für sie die Mittelmäßigkeit. Ein Coupé, ein paar Pferde! sie bemerkte nicht einmal, daß der junge Mann ein Coupé und ein paar Pferde hatte. Wer hat nicht zwei Pferde und ein Coupé? . . . Er indessen erschöpfte alle

seine Mittel; sodann als seine Mittel erschöpft waren, wandte er sich an seinen Vater. Ich weiß nicht, wie es der Vater machte, um ihn zu unterstützen; er gab ihm sicherlich kein Geld, denn er hatte keines; wahrscheinlich aber gab er ihm seine Unterschrift. Die Unterschrift eines ehrlichen Mannes, der keinen Sous Schulden hat, das discontirt sich — mit Verlust, ich weiß es wohl, doch das discontirt sich. — Nun wird der Vater, am Verfalltage, trotz seines guten Willens, nicht bezahlen können; so daß eines Tages bei der Rückkehr von der Spazierfahrt unser Livreebedienter unserm jungen Mann auf einem silbernen Brette einen Brief überreichen wird, der ihm ankündigt, sein Vater sei in der Rue de la Clef, und ist man einmal dort, Du weißt, Petrus, so ist man für fünf Jahre dort."

„Mein Oheim! mein Oheim!" rief Petrus.

„Nun was?" fragte der General.

„Oh! ich bitte, haben Sie Mitleid!"

„Mitleid? Ah! ah! mein Lieber, Sie begreifen also, daß es Ihre Geschichte ist, oder ungefähr, was ich Ihnen erzähle?"

„Mein Oheim," sagte Petrus, „Sie haben Recht, ich bin ein Narr, ein Hoffärtiger, ein Wahnsinniger!"

„Sind Sie nicht schlimmer als Alles dies?" sprach der Graf mit einer Strenge, in die sich eine gewisse Traurigkeit mischte. „Weil Ihr Vater einst um den Preis seines Blutes ein Vermögen besaß, das Ihnen als Edelmann zu leben erlaubt hätte, wäre dieses Edelmannsleben in einer Zeit, wo die Arbeit eine Pflicht für jeden Bürger ist, nicht gleichbedeutend mit Müßigang, folglich mit Schande gewesen; weil Sie Ihr Vater, der dreißig Jahre auf dem harten

Bette des Oceans geschüttelt worden war, Sie als ein Kind in eine goldene Wiege gelegt hat, bildeten Sie sich ein, der Sturm habe die Beute wiedergewonnen, die der Sturm sich hatte nehmen lassen; Sie bildeten sich ein, Alles sei, wie in den Tagen Ihrer Kindheit, als Sie mit den englischen Guineen und den spanischen Dublonen spielten, und Sie dachten nicht daran, es sei Feigheit von Ihnen, hätten Sie es nicht von ihm verlangt, von einem Greise, und zwar um Ihre tolle Eitelkeit zu befriedigen, anzunehmen, was ihm die Wohlthat des Zufalls ließ."

„Mein Oheim! mein Oheim! ich bitte," rief Petrus, „schonen Sie mich!"

„Ja, ich werde Dich schonen; denn ich habe Dich soeben über Deinen eigenen Fehler, verkleidet unter dem Namen eines andern, erröthen sehen. Ja, ich werde Dich schonen; denn ich hoffe, wenn es noch Zeit ist, Dich zu retten, — der Anblick des Abgrundes, welchem Du zuläufst, und in den Du Deinen armen Vater mit Dir fortreißst, wird Dich bewegen, einen Schritt rückwärts zu machen."

„Mein Oheim," sagte Petrus, indem er dem General die Hand reichte, „ich verspreche Ihnen..."

„Oh!" antwortete der General, „ich gebe nicht so die Hand wieder, die ich einmal zurückgezogen habe. Du versprichst, das ist gut, Petrus, doch erst, wenn Du kommst und mir sagst: „„Ich habe gehalten,"" werde ich Dir erwiedern: „„Bravo, Junge, Du bist in der That ein redlicher Mensch!""

Und der General, um seine Weigerung etwas weniger hart zu machen, beschäftigte seine beiden Hände, die eine, um seine Tabaksdose zu halten, die

andere, um eine Prise an den Ort ihrer Bestimmung zu führen.

Petrus, der abwechselnd erröthete und erbleichte, ließ träge die Hand fallen, die er dem General reichte.

In diesem Augenblicke hörte man einen gewaltigen Lärmen auf der Treppe; zugleich einen Lärmen von Stimmen und Tritten.

Die Stimmen sagten:

„Ich erkläre dem Herrn, daß die Befehle, die ich erhalten habe, bestimmt sind.“

„Was für Befehle hast Du erhalten, Bursche?“

„Niemand eher hinaufzulassen, als bis ich die Karte überbracht habe.“

„Wem?“

„Dem Herrn Baron.“

„Und wie nennst Du den Herrn Baron?“

„Den Herrn Baron von Courtenay.“

„Komme ich zum Herrn Baron von Courtenay? Ich komme zu Herrn Pierre Herbel.“

„Dann werden Sie nicht hinaufgehen.“

„Wie! ich werde nicht hinaufgehen?“

„Nein.“

„Ah! Du versperrst mir den Weg . . . warte.“

Ohne Zweifel wartete derjenige, welcher zu warten eingeladen war, nicht lange, denn der Oheim und der Neffe hörten fast in demselben Momente ein ziemlich seltsames Geräusch, das dem eines schweren vom ersten Stocke in das Erdgeschoß fallenden Körpers glich.

„Was Teufels geht denn auf Deiner Treppe vor?“ fragte der General.

„Ich weiß es nicht, mein Oheim, doch so viel ich beurtheilen kann, ist es mein Bedienter, der sich mit Jemand streitet.“

„Potz Henker!“ rief der General, „ohne Zweifel ist es ein Gläubiger, der für geeignet gehalten haben wird, den Augenblick zu wählen, wo ich bei Dir bin.“

„Mein Oheim!“

„Sieh' nach.“

Petrus machte ein paar Schritte nach der Thüre.

Doch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sich diese Thüre mit Heftigkeit und gewährte einem Manne Durchgang, der mit der Wuth einer Bombe in das Atelier hereintrat.

„Mein Vater,“ rief Petrus, indem er sich diesem Manne in die Arme warf.

„Mein Sohn,“ sagte der alte Seemann, indem er ihn in seinen Armen empfing.

„Ei! in der That, es ist mein Pirat von einem Bruder,“ murmelte der General.

„Und Du auch!“ rief der alte Seemann, „der verdammte Hund hatte doppelt Unrecht, mir die Thüre zu verschließen, Petrus.“

„Ich nehme an, Du sprichst vom Kammerdiener meines Herrn Neffen?“

„Ich spreche von einem Burschen, der mich verhindern wollte, heraufzugehen.“

„Ja, und den Du allem Anscheine nach hinabgehen gemacht hast.“

„Ich befürchte es . . . Sage doch Petrus.“

„Mein Vater!“

„Du mußt nachsehen, ob sich der Dummkopf nicht irgend etwas gebrochen hat.“

„Ja, mein Vater,“ erwiederte Petrus, und er stieg rasch die Treppe hinab.

„Nun, alter Seewolf, Du hast Dich also nicht geändert?“ sagte der General, „und ich finde Dich noch so zornsüchtig, wie ich Dich verlassen habe.“

„Und es ist viel zu wetten, daß ich mich nun nicht mehr ändern werde,“ erwiederte Pierre Herbel, „ich bin zu alt dazu.“

„Ah! sagen Sie nicht, Sie seien alt, mein Herr Bruder, denn ich bin drei Jahr älter als Sie,“ sprach der General.

In diesem Augenblicke kam Petrus zurück und brachte die Nachricht, sein Bedienter habe nichts gebrochen, sondern nur den rechten Fuß verstaucht.

„Ah!“ sagte der alte Seemann, „dann war er doch weniger dumm, als er aussah.“

XXXVI.

Ein Freibeuter.

Der Name des Bruders vom General Herbel, des Vaters von Petrus, ist schon mehr als einmal in dieser Erzählung vorgekommen; doch die Zahl unserer Personen ist so groß, und unsere Thatumstände sind so zahlreich und so tief mit einander verhalftert, daß wir es, zu größerer Klarheit, vorziehen, — statt, nach den Regeln der dramatischen Kunst, unsere Personen schon in den ersten Scenen aufzustellen, — um nicht die Intrigue zu verwickeln, das Physische und Moralische dieser Personen in dem Augenblicke zu schildern, wo

sie dem Leser erscheinen, um activen Antheil an unserer Handlung zü nehmen.

Der Vater von Petrus hat, wie man sieht, die Thür vom Atelier seines Sohnes gewaltsam geöffnet und ist in unserem Buche erschienen. Dieser Ankömmling wird spielen und hat sogar gespielt in der Existenz seines Sohnes eine Rolle, welche wichtig genug, daß wir uns im Interesse der folgenden Scenen verbunden glauben, ein paar Worte über seine Lebensvorgänge zu sagen, die ihm sein Bruder so bitter vorwarf.

Unser Leser wolle sich beruhigen: es ist kein neuer Roman, den wir unternehmen, nein, wir werden so kurz sein, als möglich.

Christian Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay, jüngerer Bruder des Generals, war, wie dieser, in der Heimath von Duguay-Trouin und von Surcouf geboren; er war geboren 1770 in St. Malo, dem Horste aller dieser Seeadler, welche man unter dem generischen Namen Corsaren bezeichnet, und die, wenn nicht der Schrecken, doch wenigstens die Geißel der Engländer sechs Jahrhunderte hindurch, das heißt von Philipp August bis zur Restauration, gewesen sind.

Ich weiß nicht, ob eine Geschichte der Stadt St. Malo existirt; ich weiß aber, daß sich keine Seestadt mit mehr Recht als diese rühmen könnte, die loyalsten Kinder zur Welt gebracht und Frankreich die unerschrockensten Seeleute geschenkt zu haben. Zwischen Duguay-Trouin und Surcouf können wir setzen, Christian der Corsar oder — wenn wir ihm statt

seines Kriegsnamens seinen Familiennamen geben wollen — Pierre Herbel, Vicomte von Courtenay.

Um mit ihm bekannt zu machen, wird es uns genügen, mit einem Strahle einige von den ersten Tagen seiner Jugend zu beleuchten.

Schon 1786, das heißt kaum sechszehn Jahre alt, gehörte Pierre Herbel zur Equipage eines Freibeuters, auf dem er sich zwei Jahre vorher als Freiwilliger engagirt hatte.

Nachdem er in einem einzigen Feldzuge sechs englische Schiffe erbeutet, wurde dieser, in St. Malo bemannte, Corsar selbst genommen. Das erbeutete Schiff ward auf die Rhede von Portsmouth gebracht, und die Mannschaft auf den Pontons vertheilt.

Der junge Herbel wurde mit fünf von seinen Gefährten auf den Ponton der König Jacob geschickt. Er blieb hier ein Jahr, immer unter seinen fünf Gefährten. Man hatte im Zwischendeck eine Art von stinkender Kajüte angebracht, welche als Prison für die sechs Gefangenen diente; dieser Kerker wurde gelüftet und beleuchtet durch eine einen Fuß breite und sechs Zoll hohe Stückpforte. Durch diese Oeffnung sahen die Unglücklichen den Himmel.

Eines Tages sagte Herbel zu seinen Gefährten; die Stimme dämpfend:

„Langweilt Ihr Euch nicht hier?"

„Zum Sterben," antwortete ein Pariser, der von Zeit zu Zeit ein wenig Heiterkeit in die Bande brachte.

„Was würdet Ihr wohl wagen, um von hier loszukommen?" fuhr der junge Mann fort.

„Einen Arm," sagte der Eine. — „Ein Bein," sagte der Andere. — „Ein Auge," sagte ein Dritter.

„Und Du, Pariser?"

„Den Kopf."

„Du gefällst mir, Du handelst nicht, und Du bist mein Mann."

„Wie, ich bin Dein Mann?"

„Ja."

„Was willst Du damit sagen?"

„Daß ich heute Nacht die Flucht ergreife, und da Du denselben Einsatz gibst, wie ich, so werden wir mit einander fliehen."

„Ah! keine Dummheiten!" rief der Pariser.

„Erkläre Dich," sagten die Anderen.

„Das wird bald geschehen sein. Ich habe dieses warme Wasser, das sie Thee nennen, dieses abscheuliche Kuhfleisch, das sie Ochsenfleisch nennen, diesen Nebel, den sie Luft nennen, diesen Mond, den sie Sonne nennen, diesen Milchkäse, den sie Mond nennen, satt und übersatt und ich gehe."

„Wie gehst Du?"

„Ihr braucht das nicht zu wissen, da nur der Pariser mit mir kommt."

„Und warum kommt nur der Pariser mit Dir?"

„Weil ich keine Leute haben will, welche feilschen, wenn es sich um Frankreich handelt."

„Ei! alle Teufel! wir feilschen nicht."

„Dann ist es etwas Anderes. Ihr seid entschieden, wenn es sein muß, Euer Leben bei dem Unternehmen zu lassen, das wir versuchen wollen?"

„Haben wir eine Chance für uns?"

„Wir haben eine."

„Und gegen uns?"

„Neun."

„Dann sind wir dabei."

„Gut."

„Was haben wir zu thun?"

„Nichts."

„Aber . . ."

„Ihr habt mich anzuschauen und zu schweigen, sonst nichts."

„Das ist sehr leicht," sagte der Pariser.

„Nicht so sehr, als Du glaubst," erwiederte Herbel; „mittlerweile Stille!"

Herbel machte nun seine Binde von seinem Halse los, und bedeutete seinem Nachbar durch ein Zeichen, dasselbe zu thun; alle Andern ahmten sodann dem Nachbar nach.

„Gut!" sagte Herbel.

Und er nahm die Halsbinden und knüpfte sie aneinander; als sie zusammengeknüpft waren, schob er das Ende durch die Stückpforte, und ließ es gegen das Meer hängen, wie er es mit einer Leine gethan hätte; dann zog er es an sich.

Das Ende war nicht befeuchtet.

„Teufel!" sagte er, „wem liegt nichts an seinem Hemde?"

Einer von den Gefangenen zog sein Hemd aus und riß einen Streifen davon ab.

Herbel fügte den Streifen den Halsbinden bei, knüpfte einen Kieselstein an das Ende, um das Senkblei zu ersetzen, und wiederholte dieselbe Operation.

Die Leine kam befeuchtet zurück. Sie war also lang genug, um das Meer zu erreichen.

„Alles geht gut," sagte Herbel.

Und er warf die Leine wieder aus.

Die Nacht war finster, und man konnte unmöglich diese Leine sehen, welche an den Flanken des Schiffes hinabhing.

Die Anderen schauten ihm mit Besorgniß zu, und wollten ihn befragen; er antwortete ihnen aber durch einen Wink, der bedeutete: „Stille!"

Es verging ungefähr eine Stunde.

Man hörte die Glocke von Portsmouth Mitternacht schlagen.

Die Gefangenen zählten die Schläge voll Bangigkeit.

„Zwölf Uhr," sagte der Pariser.

„Mitternacht," sagten die Anderen.

„Das ist spät, nicht wahr?" fragte eine Stimme.

„Es ist keine Zeit verloren," erwiederte Herbel; „Stille!"

Und Alles kehrte in die frühere Unbeweglichkeit zurück.

Nach einigen Minuten klärte sich sein Gesicht auf.

„Das beißt an," sagte er.

„Gut!" sprach der Pariser; „laß nach."

Herbel bewegte sachte die Leine, wie er es mit einer Klingelschnur gethan hätte.

„Beißt das immer an?" fragte der Pariser.

„Es ist genommen!" antwortete Herbel.

Und er zog sachte die Leine an sich, während sich die Gefangenen auf den Fußspitzen erhoben, um zu sehen, was er bringen werde.

Er brachte eine kleine stählerne Klinge, fein wie eine Uhrfeder, scharf wie der Kinnbacken eines Hechtes.

„Ich kenne diesen Fisch," sagte der Pariser, „das nennt man eine Säge."

„Und Du weißt, zu welcher Sauce er taugt, nicht wahr?"

„Vollkommen."

„Dann lassen wir Dich machen."

Herbel machte die Säge los, und fünf Minuten nachher griff das Instrument geräuschlos in die Flanke von König Jacob ein und verlängerte die Stückpforte, wodurch die Oeffnung so vergrößert wurde, daß ein Mensch durchschlüpfen konnte.

Während dieser Zeit erzählte der Pariser, dessen offener Geist die Fäden einer Handlung so leicht an einander knüpfte, als Pierre Herbel die zwei Enden einer Halsbinde, — der Pariser erzählte leise den Anderen, wie sich Pierre Herbel das Werkzeug, mit dem er operirte, verschafft habe.

Drei Tage vorher war eine Amputation an Bord des König Jacob von einem in Portsmouth ansäßigen französischen Wundarzte vorgenommen worden. Pierre Herbel und der Wundarzt hatten ein paar Worte gewechselt. Ohne Zweifel hatte Pierre Herbel seinen Landsmann gebeten, ihm eine Säge zu verschaffen, der Landsmann hatte sie ihm versprochen und Wort gehalten.

Als der Pariser seine Suppositionen beendigt hatte, nickte Pierre Herbel, mit dem Kopfe bezeichnend, Alles, was er vermuthet, sei Wahrheit.

Eine Seite der Stückpforte war durchsägt, man ging zur andern über.

Es schlug ein Uhr.

„Gut!" sagte Pierre Herbel, „wir haben noch fünf Stunden Nacht."

Und er schritt wieder zur Arbeit mit einem Eifer von guter Vorbedeutung für den Erfolg des Unternehmens.

Nach einer Stunde war die Arbeit beendigt, und das abgesägte Holzstück hielt nur noch an einem Faden; die geringste Anstrengung mußte genügen, um es loszumachen.

Als man so weit war, hielt Pierre Herbel inne und sagte:

„Achtung! Jeder mache ein Päckchen aus seinen Hosen und seinem Hemde, und befestige es mit seinen Hosenträgern auf seinen Schultern, ungefähr wie ein Fußgänger seinen Tornister. Der Jacke müssen wir entbehren wegen der Farbe und der Marke."

Die Jacken der Gefangenen waren gelb und mit einem T und einem O bezeichnet.

Man gehorchte stillschweigend.

„Hier sind nun sechs Stäbchen von verschiedener Größe," fuhr er fort; „derjenige, welcher das größte zieht, springt zuerst ins Wasser und so fort."

Man zog das Loos. Pierre Herbel sollte zuerst abgehen und der Pariser zuletzt.

„Wir sind bereit," sagten die sechs Matrosen.

„Zuvor einen Eid."

„Welchen?"

„Es ist möglich, daß die Schildwache auf uns schießt."

„Es ist sogar wahrscheinlich," erwiederte der Pariser.

„Wird Niemand berührt, desto besser; wird aber Einer berührt, desto . . ."

„Desto schlimmer für denjenigen, welcher berührt wird," bemerkte der Pariser; „mein Vater, der Koch war, pflegte zu sagen, man mache keinen Pfannkuchen, ohne Eier zu zerbrechen."

„Das ist noch nicht genug; wir werden uns unser Wort geben, daß derjenige, welcher berührt wird, keinen Schrei ausstößt, sich sogleich von seinen Kameraden trennt, nach rechts oder nach links schwimmt, und wird er wieder gefangen, falsche Auskunft gibt."

„Bei meinem Ehrenworte!" sprachen die fünf Franzosen.

„So wollen wir uns der Obhut Gottes empfehlen!"

Pierre Herbel machte eine Anstrengung, zog das Holzstück an sich, und nachgebend gewährte dieses eine Oeffnung, durch welche der Körper eines Menschen passiren konnte. Sodann grub er, vermittelst zweier senkrecht gethanen Sägezüge, eine Art von Fuge, durch die er das Ende des Strickes schob, der aus Halsbinden und Hemdärmeln zusammengesetzt war, welcher dazu dienen sollte, die Leute ins Meer hinabzulassen; er machte einen Knoten an das Ende dieses Strickes, so daß der Knoten, da er nicht durch die Oeffnung schlüpfen konnte, den nöthigen Widerstand bot, um den Körper eines Menschen zu halten; hierauf hing er mittelst einer Schnur eine Rumflasche an seinen Hals; endlich ließ er sich um das linke Faustgelenk sein Messer offen binden, und nachdem alle diese Vorbereitungen beendigt waren, nahm

er den Strick und glitt ins Meer hinab, wo er verschwand, um erst jenseits des Lichtkreises wieder zu erscheinen, den die Laterne zog, welche auf der äußeren Gallerie brannte, wo die Schildwache auf und abging.

Ein Kind des Oceans, unter den Wellen aufgezogen, wie ein Sturmvogel, war Pierre Herbel ein vortrefflicher Schwimmer; er durchschwamm auch ohne Anstrengung an fünfzehn bis zwanzig Klafter, auf die sich der Lichtkreis ausdehnte; dann erschien er in der Finsterniß wieder. Nun, statt seinen Weg zu verfolgen, hielt er an und erwartete seine Gefährten.

Nach einem Augenblicke öffnete sich die Welle ein paar Schritte vor ihm, und der Kopf eines zweiten Gefangenen erschien auf der Oberfläche des Meeres; dann der eines dritten, dann der eines vierten.

Plötzlich beleuchtete ein Licht die Wogen, ein Schuß knallte, die Schildwache hatte gefeuert.

Man hörte keinen Schrei, aber es erschien Niemand mehr; nur wurde fast unmittelbar darauf das Geräusch eines ins Meer fallenden Körpers hörbar, und nach drei Secunden ließ die See, sich öffnend, das feine spöttische Gesicht des Parisers sehen.

„Vorwärts!“ sagte er, „es ist keine Zeit zu verlieren; Numero 5 hält aus.“

„Folgt mir,“ sprach Pierre Herbel, „und suchen wir uns nicht zu trennen.“

Bei diesen Worten wandten sich die fünf Flüchtlinge, unter Anführung von Pierre Herbel, so viel das möglich war, nach der offenen See.

Hinter ihnen, an Bord des Ponton, entstand ein ungeheurer Tumult; der Schuß der Schildwache hatte Lärm gemacht; fünf bis sechs Schüsse wurden aufs Gerathewohl gefeuert; die Flüchtlinge hörten die Kugeln pfeifen, doch keiner derselben wurde getroffen.

Eine Barke wurde ins Meer gesetzt mit der Geschwindigkeit, welche diese Art von Manoeuvre bezeichnet; vier Ruderer sprangen hinein; vier Soldaten und ein Sergeant stiegen nach ihnen hinab, mit geladenen Gewehren, die Bajonnete auf der Flinte, und die Barke fing an, den Flüchtlingen nachzusetzen.

„Verzettelt Euch, wenn Ihr wollt," sagte Herbel, „und Glück zu!"

„Gut!" erwiederte der Pariser, „das ist unser letztes Mittel."

Die Barke sprang auf den Wellen. Ein Matrose, der auf dem Vordertheile stand, trug eine Fackel, die ein Licht auswarf, daß man eine Barbe von einer Goldbrasse unterscheiden konnte. Sie rückte gerade in Verfolgung der Flüchtlinge vor.

Plötzlich hörte man links von der Barke einen Schrei. Man hätte glauben sollen, es sei die Klage eines Meergeistes.

Die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, dann hielt die Barke an.

„Zu Hülfe! zu Hülfe! ich ertrinke!" rief eine Stimme mit dem Ausdrucke der tiefsten Angst.

Die Barke drehte sich, änderte ihre Richtung, und wandte sich nach der Seite, von wo die Stimme kam.

„Wir sind gerettet," sagte Herbel; „der brave

Mathieu, da er sich verwundet sah, schwamm gegen links und zieht sie nun nach sich."

„Es lebe Numero 5!" sagte der Pariser; „bin ich wieder auf dem Lande, so gelobe ich, einen tüchtigen Schluck auf seine Gesundheit zu trinken."

„Kein Wort mehr, und vorwärts," sprach Herbel; „Jeder von uns wird seinen ganzen Athem nöthig haben; verschwenden wir ihn also nicht."

Man schwamm immer weiter, wobei Herbel die Spitze der Colonne bildete.

Nach einem Stillschweigen von zehn Minuten, in denen man eine Viertelmeile zurückgelegt zu haben schätzen konnte, sagte Herbel:

„Scheint Euch nicht, daß die See schwieriger wird? Werde ich müde, oder sollten wir gegen rechts abgefallen sein?"

„Links! links!" sagte der Pariser; „wir sind im Schlamme."

„Wer hilft mir?" sagte einer von den Schwimmern; „ich fühle mich gepackt."

„Gib mir die Hand, Kamerad," sagte Herbel; „diejenigen, welche schwimmen können, mögen uns an sich ziehen."

Herbel fühlte sich am Faustgelenke gepackt; ein gewaltiger Stoß machte ihn gegen links treiben, er zog den im Schlamme steckenden Gefangenen mit sich.

„Ah! bei meiner Treue," sprach dieser, als er sich wieder in einem etwas flüssigen Wasser befand, „nun geht es besser. Ertrinkend sterbend, gut: das ist der Tod eines Seemannes; doch im Schlamme sterben, das ist der Tod eines Gassenfegers."

Man umschwamm ein kleines Cap und erblickte ein Licht.

„Das Gefängniß von Forton!" sagte Herbel; „die Schlamminselchen sind westlich; hier haben wir zwei Meilen See; doch wir haben manchmal längere Promenaden gemacht als diese, und es handelte sich nicht um unser Leben."

In diesem Augenblicke ging eine Rakete, gefolgt von einem Kanonenschusse, vom Ponton der König Jacob aus.

Dieses doppelte Signal verkündigte eine Entweichung.

Fünf Minuten nachher gingen eine andere Rakete und ein Kanonenschuß von der Festung Forton aus. Hierauf eilten zwei oder drei Barken, von denen jede eine Fackel auf dem Vordertheile hatte, in See.

„Rechts! rechts!" sagte Herbel, „oder sie werden zeitig genug kommen, um uns die Passage zu versperren."

„Doch die Schlamminselchen?" fragte eine Stimme.

„Wir haben sie hinter uns."

Man schwamm stillschweigend fünf Minuten gegen rechts. Es herrschte eine so tiefe Stille, daß man das Athmen von einem der Schwimmer hörte, dem es enge zu werden anfing.

„He!" sagte der Pariser, „ist ein Seekalb unter uns, so sage er es."

„Ich werde müde," erwiederte Numero 3; „ich fühle, daß mir der Athem fehlt."

„Schwimm auf dem Rücken!" sagte Herbel, „ich werde Dich antreiben."

Der Flüchtling drehte sich auf den Rücken und ruhte einen Augenblick in dieser Lage; bald aber wandte er sich wieder um.

„Bist Du schon nicht mehr müde?" fragte der Pariser.

„Nein, doch dieses Wasser ist eiskalt, und ich friere."

„Es hat allerdings keine fünfunddreißig Grad Wärme."

„Warte," sagte Herbel, indem er mit einer Hand schwamm und seine Flasche Numero 3 reichte.

„Es wird mir unmöglich sein, mich auf dem Wasser zu halten und zu trinken."

Der Pariser schob ihm die Hand unter der Achsel durch.

Numero 3 ergriff die Flasche und nahm ein paar Schlücke.

„Ah!" sagte er, „das rettet mir das Leben."

Und er reichte die Flasche Herbel.

„Und der Pariser, wird er nichts für seine Mühe haben?"

„Trink geschwinde," sagte Herbel, „wir verlieren Zeit."

„Man verliert nie Zeit, wenn man trinkt," erwiederte der Pariser.

Und er nahm auch ein paar Schlücke von der alkoholischen Flüssigkeit.

„Wer will?" sagte er, indem er die Flasche über das Wasser emporhob.

Die zwei anderen Flüchtlinge streckten die Hand aus, und Jeder schöpfte neue Kräfte aus dem Feuerbehälter.

Die Flasche kam zu Herbel zurück, und dieser befestigte sie wieder an seinem Halse.

„Nun, Du trinkst nicht?" fragte ihn der Pariser.

„Ich habe noch Wärme und Kräfte," antwortete Herbel, „und ich bewahre, was in der Flasche bleibt, für Einen, der mehr ermüdet ist als ich."

„O großer weißer Pelican," rief der Pariser, „ich bewundere Dich, doch ich ahme Dir nicht nach."

„Stille!" sagte Numero 4, „ich höre vor uns sprechen."

„Und zwar, Gott verdamme mich, Niederbretanisch sprechen!"

„Wie können sich Bretagner im Hafen von Portsmouth finden?"

„Stille!" sagte Herbel, „wir wollen uns so viel als möglich dem schwarzen Punkte nähern, den wir vor uns haben, und der mir ganz aussieht wie eine Schlupe."

Er täuschte sich nicht, die Stimme kam von da.

„Stille doch!"

Man schwieg, und man hörte ein Geräusch von Rudern, die das Meer peitschten.

„Geben wir auf die Barke Acht," sagte leise einer von den Flüchtlingen.

„Sie hat kein Licht: sie wird uns nicht sehen."

Sie kam in der That auf zehn Klafter an den Flüchtlingen vorüber, ohne sie zu bemerken; nur setzte sie einen Austausch von Worten mit der Schlupe fort.

„Halte gut Wache, Pitcaërn," sagte eine Stimme, „und in zwei Stunden kommen wir mit Münze zurück."

„Seid unbesorgt," sprach eine Stimme, welche von Bord kam und ohne Zweifel die von Pitcaërn war, „man wird gut Wache halten."

„Aber Tag Gottes!" sagte Numero 3, „wie kommt es, daß Landsleute im Hafen von Portsmouth sind?"

„Ich werde Dir das sogleich erklären," erwiederte Herbel; „mittlerweile sind wir gerettet."

„Mache, daß das bald geschieht," sagte Numero 3, „denn ich fühle mich nicht mehr, so friere ich."

„Ich ebenso," fügte Numero 4 bei.

„Seid ruhig," sprach Herbel; „haltet Euch hier, wenn Ihr könnt, ohne zurückzuweichen oder vorzurücken, und laßt mich machen."

Und wie ein Delphin die Woge durchschneidend, rückte er in der Richtung der Schlupe vor.

Die vier Flüchtlinge näherten sich einander, so viel sie konnten, und schauten mit allen ihren Augen und horchten mit allen ihren Ohren, um für jedes Ereigniß bereit zu sein.

Zuerst sahen sie Pierre Herbel in der durch den Schatten, welchen die Schlupe auswarf, noch dichter gewordenen Dunkelheit verschwinden; sodann hörten sie folgenden Dialog in Niederbretanisch, den zwei Schwimmer, von welchen der Eine von Saint-Brieuc war, der Andere von Guimperlé, ihren Gefährten übersetzen konnten; es war offenbar Pierre Herbel, der ihn hervorrief.

„Oho! Barke, oho! Hülfe!"

Eine Stimme, in der man diejenige erkannte, welche man schon gehört hatte, antwortete:

„Wer verlangt dort Hülfe?"

„Ein Kamerad, ein Landsmann von Wallis!"

„Von Wallis? von welchem Theile von Wallis?"

„Von der Insel Anglesey . . . Ei! geschwinde, Hülfe, oder ich sinke unter."

„Hülfe, Hülfe, das ist bald gesagt; doch was machst Du da mitten im Hafen?"

„Ich bin Matrose an Bord des englischen Schiffes die Krone; man hat mich ungerecht gestraft, ich desertire."

„Was verlangst Du?"

„Einen Augenblick Ruhe, der mir die Kräfte gibt, das Land zu erreichen."

„Warum sollte ich mich dem Gefängnisse für einen Menschen aussetzen, den ich nicht kenne? . . . Suche das Weite!"

„Wenn ich Dir aber sage, ich sinke unter, wenn ich Dir sage, ich ertrinke!"

Und man hörte, wie die Stimme durch die Welle, welche über den Kopf des Schwimmers hinging, abgeschnitten wurde.

Die Scene war so gut gespielt, daß die Flüchtlinge einen Augenblick glaubten, ihr Kamerad ertrinke wirklich, und sich mehrere Klafter der Schlupe näherten.

Doch die Stimme ließ sich bald aufs Neue hören.

„Herbei!" sagte sie, „zu Hülfe! Du wirst einen Landsmann nicht umkommen lassen, während Du, um ihn zu retten, nur ein Tau auszuwerfen hast."

„Vorwärts! drehe Dich nach dem Backbord!"

„Ah! mein Gott! bist Du es nicht, Pitcaern?"

„Doch, ich bin es," antwortete der Matrose erstaunt. „Und wer bist Du?"

„Wer ich bin? Das Tau! das Tau! Ich sinke unter . . . ich ertrinke . . . das T . . ."

Zum zweiten Mal ging die Welle über den Kopf des Schwimmers hin.

„Ei! alle Teufel! hier ist es, das Tau! Hältst Du es?"

Man hörte jenes Brummeln des Untersinkenden, der antworten will, dessen Athmungswege aber durch das Wasser versperrt sind.

„Gut!" rief Pitcaërn, „laß nicht los . . . Ah! Du siehst mir aus, wie ein trefflicher Seemann; hätte man das gewußt, so würde man ein auf zwei Rollen laufendes Fauteuil eingeschifft haben, um den Herrn an Bord zu bringen."

Doch der wallisische Matrose hatte kaum Zeit, seinen Scherz zu vollenden, als Herbel, der über die Schanzverkleidung der Schlupe gestiegen war, seinen Freund Pitcaërn um den Leib packte, rücklings auf das Verdeck warf, ihm das Messer an die Kehle hielt, und seinen Gefährten französisch zurief:

„Herbei, Kameraden! steigt über Backbord! wir sind gerettet!"

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal sagen; sie schwammen hinzu, wobei Jeder alle seine Kräfte anstrengte, und in einem Augenblicke waren alle Vier auf dem Verdecke der Schlupe.

Herbel hielt Pitcaërn unter dem Knie mit dem Messer an der Kehle.

„Bindet und knebelt mir diesen braven Burschen,

doch ohne ihm etwas zu Leide zu thun," sagte Pierre Herbel.

Und gegen Pitcaërn fuhr er fort:

„Mein lieber Pitcaërn, Du mußt uns diese kleine List verzeihen; wir sind keine englischen Deserteurs, sondern Franzosen, die von den Pontons entweichen; wir entlehnen nun von Dir Deine Schlupe, um eine kleine Fahrt nach Frankreich zu machen: sobald wir in Saint-Malo oder in Saint-Brieuc sind, bist Du frei."

„Aber," fragten die Flüchtlinge, „wie kommt es, daß die Mannschaft einer englischen Schlupe Niederbretanisch spricht?"

„Nicht die Mannschaft der englischen Schlupe spricht Niederbretanisch, sondern wir sprechen Gälisch."

„Nun bin ich gerade so weit als vorher," sagte der Pariser.

„Liegt Dir daran, eine Erklärung zu haben?" fragte Herbel, während er Pitcaërn, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit aller Behutsamkeit knebelte.

„Ich gestehe, das wäre mir nicht unangenehm."

„Nun wohl, ich will Dich also lehren, was man mich im Collége gelehrt hat."

„Lehre mich."

„Die Engländer von Wallis sind ganz einfach eine Colonie von Niederbretagnern, welche vor acht bis neunhundert Jahren aus Frankreich ausgewandert ist, und die Muttersprache rein und unverdorben bewahrt hat; darum sprechen die Gälischen Bretanisch, und die Bretagner sprechen Gälisch."

„So ist es, wenn man studirt hat!" sagte der

Pariser; „Herbel, Du wirst eines Tags Admiral werden."

Mittlerweile hatte man Pitcaërn geknebelt und gebunden.

„Nun," sprach Pierre Herbel, „nun handelt es sich darum, sich wieder zu erwärmen, seine Kleider trocken zu machen, nachzusehen, ob in dieser seligen Schlupe sich nicht etwas findet, was man unter die Zähne schieben könnte, und sich bereit zu halten, bei Tagesanbruch aus dem Hafen auszulaufen."

„Warum nicht sogleich?" fragte der Pariser.

„Weil man nicht aus dem Hafen ausläuft, Pariser, ehe das Admiralsschiff das Thor durch einen Kanonenschuß geöffnet hat."

„Das ist richtig," antworteten im Chor die Flüchtlinge.

Einer von den vier Gefährten wurde als Schildwache auf das Bugspriet gestellt, und die drei anderen zündeten das Feuer wieder an, das in der Kajüte schlummerte.

Zum Unglücke trockneten die von Seewasser durchnäßten Kleider nicht leicht. Man suchte auf allen Seiten, und man fand Hemden, Hosen und Kittel, die den Freunden von Pitcaërn gehörten; man bekleidete sich wieder, so gut man konnte, und war in diese ernste Beschäftigung vertieft, als man die Stimme der Schildwache rufen hörte:

„He! da unten! Jedermann aufs Verdeck!"

In einem Augenblicke waren die drei Gefährten an dem Posten, zu dem man sie berief.

Nicht ohne Grund hatte man sie kommen lassen: man sah drei bis vier leuchtende Punkte heranrücken,

die, so wie sie sich näherten, die Form von Barken mit Soldaten beladen annahmen. Diese Soldaten machten ein Treibjagen im Hafen.

„Ah!“ sagte Pierre Herbel, „wir werden dem Besuche nicht entgehen; nun müssen wir mit Dreistigkeit bezahlen. Macht mir Freund Pitcaërn verschwinden.“

„Sollen wir ihn ins Wasser werfen?“

„Nein; man muß ihn nur so verbergen, daß man ihn nicht findet.“

„Sage doch, Pierre,“ sprach der Pariser, „wenn wir ihn in einer Hängematte verbergen und ihm die Decke bis an die Augen ziehen würden, man könnte nicht sehen, daß er geknebelt ist, und wir würden sagen, er sei krank, und fänden einen Vortheil dabei: da sich ein Kranker nicht ganz angekleidet niederlegt, so würde Einer von uns eine Weste, Hosen und einen Kittel, Alles ganz gewärmt, erben.“

Der Vorschlag ging einstimmig durch.

„Diejenigen, welche Niederbretanisch sprechen,“ sagte Pierre Herbel, „bleiben bei mir auf dem Verdecke, während die Anderen Pitcaërn Gesellschaft leisten; ich übernehme Alles.“

Hatte Herbel gesagt: „Ich übernehme Alles,“ so wußte man, daß man sich auf ihn verlassen konnte; der Pariser und sein Gefährte gingen auch, Pitcaërn schleppend, hinab, während Herbel und die zwei Bretagner den Besuch erwarteten.

Er ließ nicht auf sich warten.

Eine von den Barken wandte sich gegen die Schlupe.

Um gut im Gesichte zu sein, stieg Pierre Herbel auf die Schanzverkleidung.

„Oho! Barke!“ rief der Capitän, der die Abtheilung commandirte.

„Gegenwärtig!“ antwortete niederbretanisch Pierre Herbel.

„Ah! gut!“ sagte der Capitän, „wir haben es mit Wallisern zu thun. Ist Einer da, der die Sprache dieser Wilden spricht?“

„Ich, mein Officier,“ antwortete ein Soldat; „ich bin von Caëremotra.“

„Nun, so befrage.“

„Oho! Barke,“ rief der Soldat wallisisch.

„Gegenwärtig!“ wiederholte Herbel.

„Wer seid Ihr?“

„Die Schöne Sophie von Pembroke.“

„Woher kommt Ihr?“

„Von Amsterdam.“

„Was habt Ihr in Ladung?“

„Stockfisch.“

„Habt Ihr nicht fünf Franzosen gesehen, die von den Pontons entwichen sind?“

„Nein! doch wenn wir sie sehen, mögen sie ruhig sein.“

„Was werdet Ihr ihnen thun!“

„Wir werden sie behandeln, wie sie es verdienen.“

„Was sagen sie?“ fragte der Capitän.

Der Soldat übersetzte den Dialog.

„Es ist gut!“ rief der Officier. „Tod den Franzosen und es lebe König Georg!“

„Hurrah!“ antworteten die drei Bretagner.

Die Barke entfernte sich.

„Glückliche Reise!“ sagte Pierre Herbel. „Und

nun, da es in einer halben Stunde Tag sein wird, laßt uns den Anker lichten und uns segelfertig machen."

Unsere fünf Flüchtlinge brachten eine Stunde in der grausamsten Bangigkeit zu; endlich streifte eine gräuliche Linie den östlichen Horizont; das ist das, was man in England die Morgenröthe nennt.

Beinahe zu gleicher Zeit erschien ein lebhafter Schein, gefolgt von einem Knalle, der auf den Wällen hinlief und sich am Ufer brach, an den Flanken eines majestätischen Dreideckers, der wie eine bewegliche Festung den Eingang des Hafens bewachte.

Das war das Signal für die Schlupe, den Anker zu lichten.

Sie fragte auch nicht eine Secunde um Erlaubniß.

Man hißte die Flagge Groß-Britanniens auf und fuhr auf einen Pistolenschuß am Admiralsschiffe vorüber.

Im Vorüberfahren schwang Herbel, der auf der Schanzverkleidung stand, seinen Hut und schrie mit aller Macht seiner Lunge:

„Hurrah für König Georg!"

Die Kost an Bord der Schlupe war nicht üppig; doch im Vergleiche mit denen der Pontons waren die Mahle der fünf Gefangenen wahre Schmäuse.

Lassen wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren: an jedem dieser Mahle durfte der unglückliche Pitcaërn Theil nehmen. Mit der Gefahr hatte die Strenge für ihn aufgehört: man hatte ihm Knebel und Bande abgenommen, und Pierre Herbel hatte in Beziehung auf ihn die kymrische Geschichte wieder angefangen, die er seinen Gefährten gegeben.

Pitcaërn hatte begriffen, war aber nicht getröstet; nur gelobte er sich fortan, denjenigen zu mißtrauen, welche Gälisch mit ihm sprechen würden.

So oft man ein Schiff im Angesichte hatte, zwang man Pitcaërn, ins Zwischendeck hinabzugehen. Man hatte sehr oft Schiffe im Angesicht. — Doch das Fahrzeug war von englischer Construction; es führte ein wesentlich britisches Segelwerk; es hatte an seiner Gabel die drei Leoparden von England, den Löwen von Schottland, die Leier von Irland und sogar die drei Lilien von Frankreich, die erst zwanzig Jahre später verschwanden.

Es ließ sich unmöglich annehmen, eine französische Nußschale wage sich so unter die englischen Kreuzer, und Niemand fiel es ein, fünf französische Gefangene in diesen so ruhig auf dem Verdecke liegenden Matrosen zu sehen, die es dem Winde und den Segeln überließen, ihre Arbeit zu verrichten. Man segelte in der That vor dem Winde, und man brauchte sich um nichts zu bekümmern.

Am andern Morgen, das heißt vierundzwanzig Stunden nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth, erblickte man deutlich das Cap de la Hogue.

Es handelte sich darum, den Wind zu pressen, um es nicht zu umschiffen, sonst gerieth man in die Archipele der Inseln Aurigny, Guernesey, Jersey, englische Besitzungen seit Heinrich I., und unbequeme Wüsteneien unserer Küsten.

Man preßte den Wind und segelte gerade auf Beaumont zu.

Es wäre schwer, die Gefühle auszudrücken, die

das Herz der Gefangenen überströmten, als sie, nachdem sie die Erde Frankreichs wie einen Nebel erschaut, dieselbe auf eine solidere Weise mit ihren Hügeln, ihren Häfen, ihren Kriken, ihren Terrainausläufern hervortreten sahen.

Und als sie gar weiße Häuser mit ihren Rauchwirbeln erblickten, waren sie dergestalt in diese Beschauung vertieft, daß sie die englische Flagge einzuziehen vergaßen.

Eine Kanonenkugel, die das Wasser hundert Klafter vor der Schlupe aufspritzen machte, entzog sie ihrer Extase.

„Nun!" sagten die Franzosen erstaunt, „was machen sie denn? sie schießen auf uns!"

„Ei! nein, alle Teufel! nicht auf uns schießen sie," entgegnete Herbel, „sondern auf diesen blauen Fetzen!"

Und er zog rasch die Flagge ein; doch es war zu spät, die Schöne Sophie war signalisirt. Ueberdies hätte sie, in Ermangelung der Flagge, ihr ganzer britischer Gang verrathen.

Es ist bei der Marine wie bei der Bevölkerung: laßt die reizendste Engländerin, und wäre sie in Frankreich erzogen worden, mitten unter eine Gruppe Französinnen treten und Ihr werdet die Engländerin erkennen.

Man hatte also die Schlupe doppelt erkannt: an ihrer Tournure. Herbel mochte auch die Flagge immerhin einziehen, eine zweite Kugel folgte auf die erste und schlug so nahe bei der Schönen Sophie ein, daß sie das Wasser bis auf das Verdeck spritzen machte.

„Ah!" sagte der Pariser, „sie erkennen also offenbar die Freunde nicht?"

„Was ist zu thun?" fragten die Anderen.

„Vorrücken," antwortete Herbel; „es ist wahrscheinlich keine französische Flagge an Bord der Schlupe, und es wird uns dasselbe in jedem Hafen begegnen, wo wir erscheinen."

„Gut!" sagte der Pariser, „man wird wohl ein Tischtuch, eine Serviette, ein Hemd finden."

„Ja," erwiederte Herbel, „doch mittlerweile sind wir signalisirt, nicht wahr? wir sind als Engländer signalisirt . . . und seht, dort macht sich eine Corvette gegen uns segelfertig. In zehn Minuten wird sie Jagd auf uns machen. Nehmen wir die Jagd an, so werden wir eingeholt, und in einer Stunde sind wir in den Grund gebohrt; denn welches Mittel haben wir, wenn sie auf uns jagen, ihnen begreiflich zu machen, wir seien Franzosen. Vorwärts also, meine Kinder und es lebe Frankreich!"

Es erscholl der einstimmige Ruf: „es lebe Frankreich!" und man fuhr fort, gerade auf Beaumont zu steuern.

Einen Augenblick hörte das Feuer auf. Man hätte glauben sollen, die Kanoniere machen sich die Reflexion, diese Schlupe hätte keine große Chance, ihre Landung an der französischen Küste zu bewerkstelligen.

Nach einer Minute aber zerbrach eine neue Lage, diesmal besser gerichtet, eine Raa und stieß die Schiffsverkleidung der Schönen Sophie ab.

„Auf," rief Herbel, „es ist nicht mehr zu zögern; hängt einen weißen Fetzen an die Spitze eines Boots-

hakens, und macht Zeichen, daß wir parlamentiren wollen."

Man that, was Herbel verlangte.

Aber sah man nun den weißen Fetzen nicht, oder glaubte man nicht an das Parlamentiren. Das Feuer dauerte fort.

Während dieser Zeit hatte sich Pierre Herbel entkleidet.

„Was Teufels machst Du?" fragte der Pariser; „willst Du ihnen Deinen Hintern zeigen? Das ist keine Flagge."

„Nein," erwiederte Herbel, „doch ich will ihnen sagen, wer wir sind."

Und zu gleicher Zeit stürzte er sich von der Schanzverkleidung köpflings hinab und verschwand im Meere, aber nur um zwanzig Minuten weiter wieder zu erscheinen.

Er wandte sich schwimmend gerade nach dem Hafen.

Die Schlupe ihrerseits braßte auf, zum Zeichen, sie habe durchaus nicht die Absicht, sich von der Küste zu entfernen.

Beim Anblicke dieses Mannes, der sich ins Wasser warf, dieses Schiffes, das sich selbst überlieferte, hörte das Feuer auf; bald sah man ein Fahrzeug dem Schwimmer entgegenkommen.

Der Hochbootsmann, der dieses Fahrzeug commandirte, war gerade aus Malo.

Durch einen Zufall, den nur die Umstände wunderbar machten, hatte Pierre Herbel seinen ersten Unterricht in der Küstenfahrerei unter dem alten Seewolfe genommen.

Während er schwamm, erkannte er ihn und rief ihn bei seinem Namen.

Der Seemann hob den Kopf empor, hielt die Hand über seine Augen, verließ das Steuerruder, um nach dem Vordertheile zu laufen, und rief:

„Gott verdamme mich, wenn es nicht Pierre Herbel ist, der zu uns kommt!“

„Pfui doch! Vater Berthaut!“ erwiederte Herbel, „es ist ein englischer Fluch, den Ihr mir da zugeschleudert habt, und so empfängt man einen Kameraden, und besonders einen Zögling nicht. Guten Morgen, Vater Berthaut! wie befindet sich Eure Frau? was machen Eure Kinder?“

Und indem er sich an die Barke anklammerte, sagte er:

„Ja, bei Unserer lieben Frau von Saint-Brieuc, ich bin Pierre Herbel, und ich komme von fern, dafür stehe ich Euch!“

Und ganz triefend warf er sich in die Arme des Hochbootsmannes.

Die Schlupe war so nahe bei der Barke, daß die vier Gefährten von Herbel diese kindliche Umarmung sehen konnten.

„Es lebe Frankreich!“ riefen sie einstimmig.

Der Ruf gelangte zum Boote.

„Es lebe Frankreich!“ antworteten die Matrosen, welche Pierre Herbel aufgenommen hatten.

„Ah!“ sagte der Vater Berthaut, „das sind also auch Freunde?“

„Ich glaube wohl, und Ihr werdet selbst urtheilen.“

Herbel winkte der Schlupe, herbeizukommen.

Die Flüchtlinge ließen sich das nicht zweimal sagen. In einem Augenblicke bedeckte sich das kleine Schiff mit Segeln und rückte gegen den Hafen vor, — diesmal nicht mehr unter dem Lärmen des Musketenfeuers, sondern unter dem wiederholten Rufe: „Es lebe Frankreich! es lebe Frankreich!"

Die ganze Bevölkerung von Beaumont war auf dem Hafendamme.

Die fünf Flüchtlinge landeten.

Pierre Herbel küßte die Erde, wie es ein alter Römer gethan hätte.

Die Andern warfen sich dem Ersten dem Besten in die Arme. Was lag daran, wer die Ersten die Besten waren? waren es nicht Brüder? . . Der Pariser wandte sich besonders an seine Schwestern.

Während dieser Zeit schaute der arme Pitcaern diese allgemeine Freude sehr traurig an.

„Ei!" fragte der alte Berthaut, „was für ein Bursche ist denn das, der keinen Theil nimmt am Feste?"

„Das ist der Engländer, der uns sein Schiff geliehen hat," erwiederte lachend Pierre Herbel.

„Geliehen!" sagte Berthaut; „ein Engländer hat Euch sein Schiff geliehen? Er komme doch, und wir wollen ihn mit Rosen bekränzen."

Herbel hielt Berthaut zurück, der in seiner Begeisterung Pitcaern an sein Herz drücken wollte.

„Alles schön!" sprach Herbel, „er hat es uns geliehen, wie wir Jersey König Georg leihen, mit Gewalt."

„O! dann ist es etwas Anderes," sagte Berthaut. „Ah! Du entweichst nicht nur, sondern während Du

entweichst, machst Du noch Gefangene! Das ist Deine Sache! Ein schöner Seemann, und eine hübsche Schlupe, bei meiner Treue! Die Schlupe ist fünfundzwanzigtausend Livres wie einen Liard werth: fünftausend Franken Jedem."

„Pitcaërn ist nicht Gefangener," entgegnete Herbel.

„Wie, Pitcaërn ist nicht Gefangener?"

„Nein, und seine Schlupe wird nicht verkauft werden."

„Warum nicht?"

„Pitcaërn ist in die Falle gerathen, weil er Bretanisch spricht und ein gutes Herz hatte; ein doppelter Grund, daß wir ihn als Landsmann behandeln."

Herbel winkte sodann dem Walliser und sagte niederbretanisch zu ihm:

„Komm hierher, Pitcaërn."

Pitcaërn hatte nichts Besseres zu thun, als zu gehorchen, und er gehorchte; doch traurig, wider Willen, und trotzend wie ein Bullenbeißer, der seinen Meister gefunden hat.

„He!" rief Herbel, „alle Niederbretagner mögen hierher kommen."

Es bildete sich ein großer Kreis.

„Meine Freunde," sprach Herbel, indem er ihnen Pitcaërn vorstellte, „das ist ein Landsmann, dem wir heute ein gutes Mahl geben müssen, denn er kehrt morgen früh nach England zurück."

„Bravo!" riefen alle Seeleute, indem sie Pitcaërn die Hand reichten.

Pitcaërn begriff das nicht; er glaubte, er sei in

irgend einem ihm unbekannten Winkel des Fürstenthums Wales gelandet.

Jedermann sprach wallisisch.

Herbel erzählte ihm, was vorging, und was von ihm und seiner Schlupe beschlossen worden war.

Der arme Teufel wollte nicht daran glauben.

Wir werden es nicht versuchen, eine Scene von dem Schmause zu geben, dessen Helden die fünf Gefangenen und der brave Pitcaërn waren. Man brachte den Abend bei Tische, die Nacht beim Tanze zu.

Am andern Tage geleiteten Gäste, Tänzer und Tänzerinnen Pitcaërn zur Schönen Sophie zurück, die er verproviantirt fand, wie sie es nie gewesen war; sodann half man ihm seine Segel aufziehen und den Anker lichten; endlich, da der Wind gut war, lief er majestätisch aus dem Hafen aus, unter dem Rufe: „Es leben die Bretagner! es leben die Walliser!"

Und da das Wetter an diesem Tage und am andern schön war, so hat man alle Ursache, zu glauben, der brave Pitcaërn und die Schöne Sophie seien glücklich in England gelandet, und die Erzählung dieses Abenteuers setzt heute noch die Einwohner der Stadt Pembroke in Erstaunen.

XXXVII.

Die Schöne Therese.

Man begreift, daß die von uns soeben erzählten Ereignisse, vergrößert durch die bretanische Poesie,

verschönert durch die Pariser Aufschneiderei, Pierre Herbel einen Ruf des Muthes und der Klugheit verschafften, der ihn rasch ihn die erste Linie unter seinen Gefährten setzte, die ihm um so mehr Dank wußten, daß er ihr Gefährte war, als es Jedermann bekannt, daß er einer der ersten Familien, nicht nur von Bretagne, sondern auch von Frankreich angehörte.

Während der paar Jahre des Friedens, welche auf die Anerkennung durch England der amerikanischen Unabhängigkeit folgten, machte Pierre Herbel, um seine Zeit nicht zu verlieren, als Second und als Capitän auf Handelsschiffen, eine Reise in den Golf von Mexico und zwei Reisen nach Indien, eine nach Ceylon, die andere nach Calcutta.

Dem zu Folge als der Krieg mit mehr Wuth als je 1794 und 1795 wieder ausbrach, suchte Herbel beim Convente um ein Capitänspatent an, das ihm, kraft seiner früheren Dienste, ohne irgend eine Schwierigkeit bewilligt wurde.

Mehr noch: da Pierre Herbel wegen seiner Uneigennützigkeit und des ganz nationalen Hasses, den er gegen die Engländer hegte, bekannt war, so ermächtigte man ihn, seine Corvette oder seine Brigg, wie er wollte, zu bemannen. Es wurde ihm zu diesem Ende ein Credit von fünfmalhunderttausend Franken eröffnet, und man gab im Arsenal von Brest Befehl, den Capitän Herbel alle Waffen nehmen zu lassen, die er zur Ausrüstung seines Schiffes für nothwendig erachten würde.

Es war damals auf den Werften von St. Malo eine hübsche Brigg von fünf- bis sechshundert Tonnen,

der der Capitän in ihrem Wachsthume mit wahrem Interesse gefolgt war, wobei er sich sagte:

„Derjenige, welchem dieses Schiff gehören würde, ganz gehören, mit zwölf Mann Equipage in Friedenszeiten, um Handel mit Indigo und Cochenille zu treiben, und hundert und fünfzig Mann in Kriegszeiten, um auf die Engländer Jagd zu machen, hätte Recht, den König von Frankreich einst als seinen Vetter zu betrachten."

Als Pierre Herbel seine Commission, seinen Credit von fünfmalhunderttausend Franken und seine Erlaubniß, auf der Rhede von Brest auszurüsten, hatte, ging er mit mehr Beharrlichkeit als je auf der Werfte umher, wo sich wie eine Seeblume die Schöne Therese erschloß.

Pierre Herbel hatte die Brigg mit dem Namen des Mädchens, das er liebte, getauft.

Es brauchte nicht lange, um den Handel abzuschließen: der Capitän kaufte, im Namen der Regierung, den Erbauern die Brigg ab, und konnte folglich das Uebrige ihrer Construction, nämlich ihr Mastwerk und ihr Takelwerk leiten.

Nie hatte ein Vater für seine einzige Tochter, welche ihre erste Communion machen soll, die Coquetterien, welche Pierre Herbel für seine Brigg hatte.

Er maß selbst die Länge und die Dicke der Masten und die Raaen; er kaufte selbst auf dem Markte von Nantes das für ihr Segelwerk bestimmte Tuch; er ließ unter seinen Augen das Kupfer nageln, das ihren Gürtel bilden sollte, und ließ ihr lebendes Werk dunkelgrün anmalen, so daß sich in einiger Entfernung der Schiffskörper mit den Wellen vermengt

fand. Er ließ zwölf Stückpforten auf jede Seite und zwei am Hintertheil anbringen; als diese Vorbereitungsarbeit gethan war, berechnete er das Gewicht, welches dem natürlichen Gewichte der Brigg das ihrer völligen Ausrüstung beifügen würde, ersetzte es durch einen Ballast von gleichem Gewichte, fuhr dann längs der Küste von Bretagne hin, nahm zuweilen seinen Flug wie ein Seevogel, der seine Flügel versucht, umsegelte die Spitze von Sillon, kam zwischen der Insel Raz und Saint-Pol-de-Léon durch, umsegelte das Cap Renan und lief in dem Hafen von Brest ein, in seinem Gefolge drei bis vier englische Schiffe schleppend, wie ein hübsches junges Mädchen drei bis vier Verliebte nach sich zieht.

In der That, es wäre eine schöne Prise gewesen, die der Schönen Therese; doch die Schöne Therese war Jungfrau, und suchte gerade in Brest die Mittel, ihre Jungfrauschaft zu bewahren.

Man muß sagen, daß hinsichtlich der Vertheidigung ihr Capitän nichts sparte; sie erhielt in ihr falsches Verdeck einundzwanzig Zwölfpfünder, welche nicht durch Backbord und Steuerbord schauten, und zwei Vierundzwanzigpfünder, die am Vordertheile untergebracht wurden, für den Fall, daß sie, hätte sie es mit einer zu starken Partei zu thun, sich genöthigt sähe, die Flucht zu ergreifen, wo es ihr dann, indeß sie flöhe, nicht unangenehm wäre, wie jene Parthen furchtbaren Andenkens, ihren doppelten Pfeil abzuschießen.

Und dennoch, wenn es nöthig war, daß man in der Schönen Therese nur ein ehrliches Handels-

schiff sah, das seine Geschäfte betrieb, hatte kein Schiff einen Gang, der jungfräulicher als der ihre.

Dann machten ihre einundzwanzig Zwölfpfünder einen Schritt rückwärts, ihre Vierundzwanzigpfünder zogen ihren ehernen Hals in das falsche Verdeck zurück, die Friedensflagge flatterte harmlos an ihrer Gabel, ein Tuchstreifen von derselben Farbe wie sein Kiel dehnte sich über die ganze Linie seiner Stückpforten aus, welche ganz einfach Athemöffnungen wurden.

Seine hundertfünfzig Mann Equipage legten sich in das falsche Verdeck, und die acht bis zehn Mann, welche genügen, um das Manöver einer Brigg zu machen, trieben sich entweder träg auf dem Verdeck umher, oder stiegen, um eine frischere Luft zu genießen, in die Mastkörbe, oder — die Matrosen sind so launenhaft! — belustigten sich damit, daß sie auf der großen oder kleinen Braastange ritten, und von da ihren Kameraden Nachricht über das gaben, was in den acht bis zehn Orten vorging, welche den kreisförmigen Horizont bildeten, den ein Schiff mit sich führt, sobald es nur noch das Meer unter seinem Kiele und den Himmel über seinen Masten hat.

Unter diesem friedlichen Gange lief die Brigg die Schöne Therese sechs Knöpfe in der Stunde an einem schönen Morgen des Monats September 1798 zwischen der Insel Bourbon und den Inselchen Amsterdam und St. Paul, das heißt in der großen Seefurche, die sich von der Meerenge der Sonde bis Tristan d'Acunha erstreckt, und in die sich natürlich alle Schiffe ziehen, welche, um nach Europa zurück-

zukehren, das Cap der guten Hoffnung umsegeln müssen.

Man wird uns vielleicht einwenden, sechs Knöpfe in der Stunde sei ein sehr kleiner Marsch; worauf wir antworten, der Wind sei sanft gewesen, das Schiff scheine keine Eile gehabt zu haben, und statt unter allen seinen Segeln zu gehen, habe es sich darauf beschränkt, seine große Marssegel, seine Focksegel und seinen großen Klüver zu entfalten.

Was die andern Segel betrifft, man bewahrte sie, wie es scheint, für eine bessere Gelegenheit.

Plötzlich rief eine Stimme, welche vom Himmel zu kommen schien:

„Ho! da unten, ho!“

„Holla!“ antwortete, ohne sein Spiel zu verlassen, der Hochbootsmann, der auf dem Vordertheile mit dem Steuermann Karten spielte, „was gibt es?“

„Ein Segel!“

„In welcher Richtung?“

„Unter dem Winde zu uns.“

„He! dort,“ sagte sein Spiel fortsetzend der Hochbootsmann, „benachrichtige den Capitän.“

„Ah! ja, ein Segel! ein Segel!“ riefen alle Matrosen, welche theils auf dem Verdecke, theils auf der Schanzverkleidung zerstreut waren.

In der That, eine das Schiff, das am Horizont erschien, aufhebende Welle hatte es dem Auge der Matrosen sichtbar gemacht, während das Auge eines einfachen Passagiers nur den Flug einer den Gipfel der Wogen streifenden Möve gesehen hätte.

Bei dem Rufe: „Ein Segel!“ sprang ein sechs-

bis achtundzwanzigjähriger junger Mann auf das Verdeck.

„Ein Segel?" rief er ebenfalls.

Die sitzenden Matrosen standen sogleich auf; diejenigen, welche ihren Hut auf dem Kopfe hatten, nahmen ihn in die Hand.

„Ja, Capitän," antworteten einstimmig die Matrosen.

„Wer ist da oben?" fragte er.

„Der Pariser," erwiederten ein paar Stimmen.

„He! da oben, hast Du immer noch Dein gutes Gesicht, Pariser," fragte der Capitän, „oder soll ich Dir mein Fernrohr hinaufschicken?"

„Ah!" rief der Pariser, „unnöthig, ich sehe von hier aus die Stunde auf der Uhr der Tuilerien."

„Dann kannst Du uns sagen, was für ein Schiff es ist."

„Es ist eine große Brigg, die wohl sechs bis acht Zähne mehr hat als wir, und den Wind preßt, um sich gegen uns zu wenden."

„Unter welchem Segel fährt es?"

„Unter seinen großen Bramsegeln, seinen Marssegeln, seinem Focksegel, seinem großen Klüver und seiner Brigantine."

„Hat es uns gesehen?"

„Wahrscheinlich, denn es läßt sein großes Segel fallen, und hißt seine Bramsegel auf."

„Ein Beweis, daß es mit uns sprechen will," sagte eine Stimme in der Nähe des Capitäns.

Der Capitän wandte sich um, um zu sehen, wer sich erlaube, in ein Gespräch sich zu mischen, welches so interessant war, wie das, das er führte. Er er-

kannte einen von seinen Lieblingsmatrosen, Pierre Berthaut, Sohn des alten Berthaut, der ihn zehn Jahre früher als Flüchtling im Hafen von Beaumont aufgenommen hatte.

„Ah! Du bist es," sagte er lachend, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Ja, Capitän, ich bin es," antwortete der junge Mann, das Lachen durch ein Lachen erwiedernd, wobei er eine doppelte Reihe herrlicher Zähne zeigte.

„Und Du glaubst, es wolle mit uns sprechen?"

„Ei! das ist meine Idee!"

„Nun wohl, mein Junge, benachrichtige den Batteriechef, wir haben ein verdächtiges Segel im Gesichte, damit er sich in den Stand setzt."

Pierre tauchte in eine Lucke und verschwand.

Der Capitän schaute empor und rief:

„He! Pariser!"

„Capitän!"

„Welchen Gang hat das Schiff?"

„Ganz militärisch, Capitän, und obgleich es nicht möglich ist, seine Flagge zu sehen, würde ich für ein Goddamer sprechen."

„Ihr hört Kameraden? ist Einer unter Euch, der die geringste Lust hat zurückzukehren, und eine Tour auf die Pontons zu machen?"

Fünf bis sechs Matrosen, welche die englische Gastfreundschaft gekostet hatten, antworteten einstimmig:

„Ich nicht! ich nicht, tausend Donner!"

„Nun denn, wir wollen vor Allem schauen, ob man es auf uns abgesehen hat, und sind wir in seinen Absichten sicher, so wollen wir ihn mit den unsern bekannt machen. Zieht alle Segel der Schönen

Therese auf, Kinder, damit wir den Engländern zeigen, was die Söhne von St. Malo zu thun verstehen."

Kaum hatte der Capitän Befehl gegeben, als das Schiff, das sich, wie gesagt, einfach unter seinen Marssegeln, seinem Focksegel und seinem großen Klüver fand, wie eine doppelte Wolke seine Bramsegel, sodann sein großes Segel und zugleich seine Brigantine entrollte.

Den Wind in allen seinen Segeln empfangend, arbeitete es sich sodann in die Wogen, wie ein kräftiger Ackersmann die Pflugschaar in die Erde eindrückt.

Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, bei welchem, als ob die hundertsechzig Mann, die die Equipage des Schiffes bildeten, von Marmor gewesen wären, man keinen andern Hauch hörte, als den des Windes, der die Segel anschwellte und im Tauwerk bebte.

Während dieses Augenblickes kam Pierre Berthaut zum Capitän zurück.

„Ist es geschehen?" fragte Herbel.

„Es ist geschehen."

„Doch unsere Stückpforten sind immer bedeckt?"

„Sie wissen, daß es Ihres persönlichen Befehles bedarf, um sie zu entblößen."

„Gut; ist der Augenblick gekommen, so wird man ihn geben."

Wir wollen diese Worte erklären, welche für den Leser vielleicht ziemlich unbegreiflich sind.

Der Capitän war nicht nur ein Original, wie es die Wahl seines Standes beweist, sondern er war auch ein spaßhafter Charakter. Beim ersten Anblicke

bot, einige Launen im Takelwerk nicht zu rechnen, welche zu entdecken man das geübte Auge eines Seemanns haben mußte, bot die Schöne Therese einen ebenso friedlichen Anblick, als ihr Name reizend war.

Abgesehen von ihren etwas schlanken Spirren, welche hätten auf den Glauben bringen können, sie gehe von den Werften von New-York oder Boston aus, oder statt einer Ladung Indigo oder Cochenille führe sie das, was man im Negerrothwälsch eine Ladung Ebenholz nennt, offenbarte nichts an ihr ihr ungestümes Wesen und ihren zanksüchtigen Charakter.

Mehr noch: ihre sorgfältig in das Zwischendeck zurückgeschobenen Kanonen hätten um keinen Preis der Welt ohne die Erlaubniß des Herrn durch die Stückpforten geschaut. Diese Stückpforten selbst waren bedeckt mit einem breiten Streifen wie das lebende Werk des Schiffes angemalten Segeltuchs. Allerdings hob sich im Augenblicke des Kampfes dieser Leinwandstreifen auf wie eine Theaterdecoration und ließ einen lebhaft rothen Streifen sehen, in dessen Unterbrechungen die Kanonen, welche es drängte, Luft zu schöpfen, wollüstig ihren ehernen Hals hinausstreckten.

Sodann, da der Capitän Herbel der Einzige war, dem dieser lustige Gedanke gekommen, wußte der Engländer, daß er es mit einem Manne zu thun hatte, der, da er keinen Pardon verlange, auch keinen geben würde.

In diesen Dispositionen erwartete er und seine Mannschaft, daß das Schiff, welches man im Gesicht hatte, selbst seine Dispositionen kundgebe.

Er hatte nicht nur alle seine Segel entfaltet,

sondern man hatte auch wie Dunstflocken alle seine Beisegel emporsteigen sehen; so daß an seinem Bord kein Fetzen Tuch mehr war, den man nicht benützt hätte.

„Gut nun!“ sagte der Capitän Herbel, „bekümmern wir uns nicht mehr um jene: ich mache mich anheischig, ihn von hier nach St. Malo zu führen, ohne daß es uns einen Zoll Terrain abgewinnen soll. Beliebt es uns, ihn zu erwarten, so wird er uns einholen.“

„Aber,“ sagten drei bis vier Matrosen, die es mehr drängte, als die andern, „warum sollten wir die Brigg nicht sogleich erwarten, Capitän?“

„Ei! das ist Eure Sache, Kinder; bittet Ihr mich inständig, so werde ich es sicherlich nicht abschlagen.“

„Tod dem Engländer und es lebe Frankreich!“ rief einstimmig die Mannschaft.

„Nun wohl, meine Kinder,“ sprach der Capitän Herbel, „das wird für unsern Nachtisch sein. Speisen wir zuerst zu Mittag, und, in Betracht der Feierlichkeit der Umstände, soll jeder Mann seine doppelte Ration Wein und sein Gläschen Rhum haben . . . Du hörst, Meister Koch?“

Eine Viertelstunde nachher saß Jedermann bei Tische, und aß mit so gutem Appetit, als ob dieses Mahl, wie das von Leonidas, nicht das letzte sein sollte.

Das Mahl war reizend; es erinnerte den Pariser an die heitersten Stunden seiner Kindheit; im Namen der Gesellschaft und mit Erlaubniß des Capitäns, bat er seinen Kameraden, Pierre Berthaut, genannt Monte-Haubon, eines von den charakteristischen

Seemannsliedern zu singen, die er so gut sang, und das, wie das ça ira, die Mitte zwischen der Marseillaise und der Carmagnole hielt.

Pierre Berthaut stand auf, ohne sich im Geringsten bitten zu lassen, und stimmte mit einem Tone, so schallend als eine Trompete, dieses zugleich tolle und furchtbare Lied an, von dem wir bedauern, daß wir weder die Melodie kennen, noch die Worte zu geben vermögen.

Sagen wir indessen, um wahr zu sein, daß, welches Vergnügen auch die Mannschaft im Allgemeinen und der Pariser insbesondere beim Anhören dieses pittoresken Liedes empfanden, sich eine so gewaltige Ungeduld zeigte, daß der Capitän Pierre Herbel genöthigt war, seinen Leuten Stillschweigen aufzuerlegen, damit der Virtuose seine achte Strophe singen konnte.

Man erinnert sich, daß Pierre Berthaut der Liebling des Capitäns war; der Capitän wollte also nicht, daß man ihm die Unart anthat, ihn zu unterbrechen.

Dank dieser Protection sang Pierre Berthaut nicht nur seine achte, sondern auch seine neunte und seine zehnte Strophe.

Hier endigte das Lied.

„Das ist Alles, Capitän,“ sagte der Sänger.

„Ist es wirklich Alles?“ fragte Pierre Herbel.

„Ganz und gar.“

„Du brauchtest Dir keinen Zwang anzuthun, wenn es noch andere Strophen hätte,“ erwiederte der Capitän; „wir haben Zeit.“

„Es hat keine andere.“

Der Capitän schaute umher und fragte dann mit lauter Stimme:

„Wo ist denn der Pariser? He! Pariser!"

„Hier, Capitän, an meinem Posten, auf der Bramstange."

Nach Beendigung des Liedes hatte der Pariser in der That mit der Behendigkeit eines Affen das wieder erreicht, was er seinen Posten nannte.

„Wo waren wir mit unserer Inspection, Pariser," fragte der Capitän, „als wir sie unterbrachen, um ein gutes Mahl zu machen?"

„Capitän, ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, die Brigg habe einen ganz militärischen Gang, und rieche auf eine Meile nach ihrem Goddam."

„Was siehst Du mehr?"

„Nichts; sie ist immer gleich weit entfernt. Doch wenn ich ein Fernrohr hätte . . ."

Der Capitän gab sein eigenes Fernrohr in die Hände eines Schiffsjungen, und ertheilte ihm, um ihm Feuer zu verleihen, einen Tritt auf den Hintern:

„Bring das dem Pariser, Casse-Noisette *)."

Casse-Noisette stürzte nach den Wänden.

War der Pariser mit der Behendigkeit eines Affen auf seinen Posten gestiegen, so stieg Casse-Noisette, wir müssen ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit der Geschwindigkeit eines Eichhörnchens hinauf.

„Erlauben Sie mir, bei Ihnen zu bleiben, Herr Pariser?" fragte der Schiffsjunge.

„Hat es Dir der Capitän verboten?" sagte der Pariser.

---

*) Nußknacker.

„Nein,“ antwortete der Knabe.

„Alles, was nicht verboten ist, ist erlaubt.“

Der Knabe setzte sich auf das Ende der Raa, wie ein Groom sich aufs Kreuz hinter einen Stallmeister setzt.

„Nun,“ fragte der Capitän, „erhellt Dir das Dein Gesicht?“

„Das heißt, Capitän, ich sehe das Schiff, als ob ich darauf wäre.“

„Eine oder zwei Reihen Zähne?“

„Eine; aber, bei meiner Treue, ein schönes Gebiß!“

„Wie viel Zähne?“

„Sechsunddreißig.“

„Teufel! zehn mehr als wir!“

Man erinnert sich, daß die Schöne Therese vierundzwanzig Kanonen führte, nebst zwei weiteren an ihrem Hintertheile, was sechsundzwanzig machte; nur waren die zwei am Hintertheile diejenigen, welche der Capitän seine Ueberlister nannte, weil sie ein Caliber doppelt so stark als die anderen hatten.

Wenn zum Beispiel eine Brigg, welche Vierundzwanzigpfünder führte, nachdem sie die Schöne Therese an Backbord und an Steuerbord genau betrachtet hatte, bemerkte, sie führe nur Zwölfpfünder, so unternahm die Brigg voll Vertrauen die Verfolgung; die Schöne Therese ergriff die Flucht, und da der Capitän auf ein Klafter die Tragweite einer Kanonkugel kannte, so ließ er die feindliche Brigg bis in die schöne Schußweite seiner Vordertheilstücke heranrücken, und dann begann er, ganz

vor dem Winde und der Brigg laufend, das, was er sein Kegelspiel nannte.

Da nun Pierre Berthaud ein vortrefflicher Stückrichter war, so ward er ganz besonders damit beauftragt, die zwei Sechsunddreißigpfünder zu richten, und dann hatte, da man, während er die eine richtete, die andere wieder lud, der Capitän Herbel das Vergnügen, von der Schanze aus die Kanonenkugeln ohne Unterlaß auf dem Verdecke, in den Segeln oder im Fugenwerk des Schiffes sich folgen zu sehen, je nachdem ihm zu rufen beliebte: „Höher, Pierre!“ oder: „Tiefer, Pierre!“

„Ihr hört?“ sagte der Capitän zu den Matrosen.

„Was, Capitän?“

„Was der Pariser spricht.“

„Was spricht er, Capitän?“

„Er sagt, der Engländer habe zehn Zähne mehr als wir.“

„Und unsere Haken, Capitän, rechnen Sie diese für nichts?“ fragte Pierre Berthaud.

„Ihr seid also der Meinung, meine Kinder, wir haben uns nichts um diese zehn Zähne mehr zu bekümmern?“

„So wenig als um die andern,“ antwortete Pierre Berthaud; „wir kümmern uns den Teufel um dergleichen!“

Und der Matrose ließ seinen Daumen an seinem Mittelfinger schnalzen.

„Gleichviel,“ sagte der Capitän; „vor Allem müssen wir wissen, mit wem wir zu thun haben.“

Und er kehrte zum Pariser zurück und sagte zu ihm:

„He! Pariser! Du, der Du Schiffe von allen Hunden von Ketzern kennst, als hättest Du sie über die Taufe gehalten, kannst Du mir den Namen von diesem sagen?“

Der Pariser hielt das Fernglas an sein Auge, betrachtete die Brigg mit einer Aufmerksamkeit, welche bewies, wie groß sein Verlangen war, dem Vertrauen seines Capitäns zu entsprechen; dann schob er, als ob er nichts mehr zu sehen hätte, die drei Rohre des Fernglases in einander und sagte:

„Capitän, es ist die Calypso!“

„Bravo!“ rief Pierre Herbel. „Meine Kinder, wir werden sie über die Abreise von Ulysses trösten.“

Die Mannschaft, welche diese Worte buchstäblich nahm, wußte nicht recht, was dieselben besagen wollten, doch sie begriff, es sei einer von den unbändigen Scherzen, wie sie Pierre Herbel in dem Augenblicke, wo man handgemein werden sollte, zu machen pflegte.

Sie empfing daher die Worte des Capitäns mit einem Hurrah von der Stärke desjenigen, welches, auf dem römischen Forum ausgestoßen, einen vorüberfliegenden Raben aus Angst herabfallen machte.

Ein Anderer als dieser unerschrockene Seemann würde lange gezögert haben, ehe er einen um ein Drittel Stärkeren als er angegriffen hätte; die Ueberlegenheit des feindlichen Schiffes gab aber im Gegentheile dem Capitän Herbel die Befriedigung, welche jeder Mann von Muth fühlt, der mit einem seiner würdigen Gegner zusammentrifft.

Sobald das Hurrah erloschen war, schaute auch der Capitän mit Zufriedenheit alle diese ehernen

Gesichter, alle diese flammenden Augen, alle diese funkelnden Zähne, die ihn umgaben, an, und sprach mit lauter Stimme:

„Ich frage zum letzten Male: seid Ihr fest entschlossen?"

„Ja! ja!" antwortete einstimmig die Mannschaft.

„Ihr werdet Euch bis zum Tode wehren?"

„Bis zum Tode!" rief man von allen Seiten.

„Und sogar darüber hinaus!" rief der Pariser von seiner Webeleiter.

Kaum war dieser Befehl gegeben, als die Binde, welche die Batterie der Schönen Therese bedeckte, wie durch einen Zauber verschwand, und die Calypso konnte nun auf jeder Seite der Flanken der Schönen Therese zwölf Stückpforten zählen, aus denen eben so viel Achtzehnpfünder wollüstig ihren Hals hervorstreckten.

Alsdann glitt Casse-Noisette, der die wichtigen Functionen eines Pfeifers mit denen eines Schiffsjungen verband, von seinem hohen Posten herab, und befand sich auf dem Verdecke zu gleicher Zeit mit dem Trommler, der mit aufgehobenen Schlegeln nur auf ein Zeichen des Capitäns wartete, um seinem melodiösen Instrumente die ersten Noten zu entlocken.

Der Capitän machte dieses Zeichen.

Sogleich erscholl der Branle-bas auf der Schönen Therese; der Trommler durchlief das Verdeck in seiner ganzen Länge, trat durch die Hinterluke ein und kam durch die Vorderluke wieder heraus, immer in Begleitung von Casse-Noisette, welcher Mittel gefunden hatte, Accompagnement zum Trommelschlagen

mit Variationen über die Nationalmelodie: Bon voyage, monsieur du Mollet, zu machen.

Die ersten Töne des doppelten Instruments brachten eine energische Wirkung hervor.

In einem Augenblicke war Jeder auf dem Posten, den er unter solchen Umständen einnahm, bewaffnet mit den Waffen, welche die seinigen waren.

Die Marsgäste eilten mit ihren Carabinern in die Mastkörbe; die mit Musketen bewaffneten Leute stellten sich auf den Hinter- und Vordercastellen und auf der Verbindung auf, die Musketonnen wurden montirt, die Kanonen wurden losgemacht und an die Stückpforten geführt; Vorräthe an Granaten wurden an allen Orten aufgehäuft, von denen man sie auf das feindliche Verdeck regnen machen zu können glaubte.

Das ging auf dem Verdeck vor.

Unter dem Verdecke, das heißt im Innern des Schiffes, war die Thätigkeit nicht minder groß.

Die Pulverkammern wurden geöffnet, die Laternen angezündet, die Querwände niedergerissen.

Eine Gruppe Fantasiesoldaten bildete sich: das waren die größten und stärksten Matrosen der Schönen Therese. Jeder hatte die Waffe seiner Wahl genommen: Dieser ein Aextchen, Jener eine Harpune, ein Anderer eine Lanze.

Man hätte glauben sollen, es sei eine Gruppe von Riesen, von denen Jeder ein Muster einer verschwundenen Waffe trage, welche in den Titanenzeiten gedient habe, aber nicht mehr diene seit den fabelhaften Tagen von Antäos, Enkelados und Geryon.

Die Hände in seiner Tasche und in einer Sammtjacke, wie ein bürgerlicher Löwe von St. Malo, der auf dem Hafendamme spazieren geht, inspicirte Capitän Herbel das Schiff, richtete an jede Gruppe kleine Zeichen der Zufriedenheit und verschenkte eine ungeheure Carotte Tabak, deren Ende aus seiner Tasche hervorstand, wie der Kopf einer sich aufrichtenden Schlange.

Als sodann die Inspection beendigt war, sagte er:

„Meine Kinder, Ihr wißt, ich werde wahrscheinlich früher oder später heirathen."

„Nein, Capitän, wir wußten das nicht."

„Nun, so setze ich Euch davon in Kenntniß."

„Unsern Dank, Capitän," sprachen die Matrosen. „Wann ist die Hochzeit!"

„Oh, was das betrifft, das weiß ich noch nicht; doch Eines weiß ich."

„Was, Capitän?"

„Daß ich, wenn ich heirathe, ganz gewiß mit Madame Herbel einen Knaben zeuge."

„Wir hoffen es wohl," sagten lachend die Matrosen.

„Gut, meine Söhne, ich verspreche Euch, der Zweite, der auf das Verdeck der Calypso springt, wird der Pathe dieses Jungen sein."

„Und der Erste?" fragte der Pariser.

„Der Erste?" antwortete der Capitän, „ich werde ihm mit einem Axtstreiche den Schädel spalten: ich höre nur, wo ich bin, Niemand passirt vor mir. Und wohl verstanden, meine Kinder, zieht das große Segel, die Brigante und den fliegenden Klüver auf,

sonst wird der Engländer nie nahe genug kommen, daß wir das Gespräch anknüpfen können."

„Gut!" sagte der Pariser, „ich sehe wohl, daß der Capitän Kegel spielen will. An Deinen Posten, Pierre Berthaut!"

Pierre Berthaut schaute den Capitän an, um zu sehen, ob er die Aufforderung des Parisers als einen Befehl nehmen sollte.

Herbel nickte mit dem Kopfe.

„Sagen Sie doch, Capitän?" sprach Pierre Berthaut.

„Was, Pierre?" fragte der Capitän, „was gibt es?"

„Nicht wahr, Sie haben nichts gegen Loysa?"

„Nein, mein Junge: warum dies?"

„Weil ich hoffe, sie wird bei unserer Rückkehr nicht nur meine Frau, sondern auch die Pathe Ihres Knaben sein."

„Ehrgeiziger!" rief der Capitän.

In einem Augenblicke waren die vom Capitän bezeichneten Segel aufgegeit, und Pierre Berthaut, an seinem Posten, streichelte seine zwei Sechsunddreißigpfünder, wie es ein Pascha mit seinen zwei Sultaninnen gethan hätte.

XXXVIII.

Das Gefecht.

Da von diesem Augenblicke an der Gang der französischen Brigg schneller wurde, und der des

englischen Schiffes derselbe blieb, so fing die Entfernung, welche das gejagte Schiff vom jagenden trennte, stufenweise an, abzunehmen.

Der Capitän saß auf seiner Quartbank und schien die Entfernung mit einem Compaß zu messen.

So sehr es ihn drängte, die Kegelpartie zu beginnen, war der Capitän Pierre Herbel doch nicht derjenige, welcher das Feuer eröffnete.

Ohne Zweifel hatte die feindliche Brigg nicht das Gefühl der Entfernung, denn man sah es gewisse Segel aufgeien, so daß die Calypso, statt ihres Vordertheils, eine von ihren Flanken bot. Zugleich breitete sich ein Dampfstreifen längs seinen Stückpforten aus, und ehe man das Knallen seiner Achtzehnpfünder hörte, schlug ein Kugelnhagel auf drei bis vier Kabellängen von der Schönen Therese ins Meer.

„Es scheint, unsere Freunde, die Engländer, haben Pulver und Kugeln, von denen sie nicht wissen, was sie damit machen sollen,“ sagte der Capitän Herbel; „wir werden sparsamer sein als sie, nicht wahr, Pierre?“

„Ei! Sie wissen, Capitän,“ erwiederte Pierre, „ganz nach Ihrer Fantasie; sagen Sie, man soll anfangen, so wird man anfangen.“

„Gut!“ sprach der Capitän; „laßt sie noch ein paar Klafter herbeikommen, wir haben Zeit.“

„Ja,“ sagte der Pariser, „es ist Mondschein. Ah! Capitän, nicht wahr, das muß schön sein, ein Gefecht beim Mondscheine? Sie müßten sich damit regaliren: das ist nichts Gewöhnliches.“

„Höre, das ist eine Idee!“ rief der Capitän. „Sprich, wird Dir das Vergnügen machen, Pariser?“

„Bei meinem Ehrenworte, ich werde Ihnen dankbar dafür sein.“

„Ah!“ sagte der Capitän, „man muß etwas für seine Freunde thun.“

Er zog seine Uhr und sprach:

„Es ist fünf Uhr Abends, meine Kinder; wir werden die Calypso bis elf Uhr belustigen; um elf Uhr fünf Minuten entern wir sie; um ein Viertel nach elf Uhr wird sie genommen sein; um halb zwölf Uhr wird Jeder in seiner Hängematte liegen: die Schöne Therese ist ein wohlerzogenes Mädchen, das frühzeitig zu Bette geht, sogar an den Balltagen.“

„Um so mehr als es um halb zwölf Uhr keinen Tänzer mehr geben wird, der Fußweh hat,“ bemerkte der Pariser.

„Capitän,“ sagte Pierre Berthaut, „Capitän, die Hand juckt mich!“

„Nun denn,“ erwiederte Herbel, „so schicke ihnen ein paar Kugeln zu; doch ich erkläre Dir, daß diese für Deine Rechnung sind, und nicht für die meinige.“

„Ah!“ sagte Pierre Berthaut, „wir werden sehen, was wir sehen.“

„Warte noch einen Augenblick, Pierre, warte noch einen Augenblick, daß uns der Pariser ein wenig sagt, was sie dort machen.“

„In fünf Secunden sollen Sie das wissen, Capitän,“ antwortete der Pariser, während er auf die Fockstange stieg; denn diesmal waren beide Schiffe

nahe genug bei einander, daß er nicht nöthig hatte, bis zur Oberstange hinaufzusteigen.

„Meine Schwester Anna," fragte der Capitän, „siehst Du nichts kommen?"

„Ich sehe das Meer, das grün wird," entgegnete der Pariser, „und die Flagge Seiner Großbritannischen Majestät, welche blinkt."

„Und zwischen dem Meer und der Flagge?" fragte der Capitän.

„Ich sehe Jeden an seinem Posten für den Kampf, die Kanoniere bei ihrer Batterie, die Marinesoldaten auf der Verbindung und auf den Castellen; ich sehe endlich den Capitän, der sein Sprachrohr an den Mund setzt."

„Ah! Pariser," sagte der Capitän, „welch ein Unglück, daß Dein Ohr nicht so fein ist, als Deine Augen scharf sind! Du würdest uns wiederholen, was er spricht."

„Oh!" erwiederte der Pariser, „horchen Sie selbst, und Sie werden es erfahren."

Der Pariser hatte nicht vollendet, als zwei Blitze vom Vordertheile der feindlichen Brigg hervorgingen, ein Knall sich hören ließ, und zwei Kugeln im Kielwasser der Schönen Therese recochirten.

„Ah! ah!" rief der Capitän, „es scheint, das ist ein Contretanz zu vier. Pierre auf! auf! Der Cavalier gibt seine Hand der Dame. En avant deux, Pierre, en avant deux!"

Der Capitän hatte seinerseits kaum vollendet, als Pierre Berthaut, nachdem er sich einen Augenblick auf das Stück geneigt hatte, sich wieder erhob und selbst das Zündlicht an das Zündloch hielt.

Der Schuß ging los.

Man hätte glauben sollen, der Capitän folge der Furche der Kugel in der Luft.

Die Kugel drang in das Vordertheil ein.

Fast in demselben Momente wurde der zweite Knall hörbar, und die zweite Kugel folgte der ersten so rasch, daß man hätte denken können, sie laufe ihr nach.

„Das ist mehr werth!“ rief Pierre Berthaut ganz freudig, als er einen ungeheuren Splitter von der Wand des Vordertheils springen sah. „Was sagen Sie dazu, Capitän?“

„Ich sage, Du verlierst Deine Zeit, Freund Pierre.“

„Wie! ich verliere meine Zeit?“

„Allerdings. Hast Du ihm zwanzig Kugeln in den Leib gejagt, so wirst Du doch nur dem Zimmermann Arbeit gegeben haben. Eine volle Salve, alle Teufel! ziele nach dem Mastwerk! zerschmettere ihr die Beine und die Flügel: das Holz und die Leinwand sind in diesem Augenblicke kostbarer für sie als das Fleisch.“

Während dieses Dialogs hatte die Calypso der Schönen Therese fortwährend Terrain abgewonnen; diese gab Feuer mit ihren zwei Vorderkanonen; eine von ihren Kugeln starb auf einen Pistolenschuß vom Hintertheile der Brigg, während die andere, ricochirend, die Flanke der Schönen Therese traf, jedoch ins Wasser fiel, nachdem sie kaum ihre Spur bezeichnet hatte.

„Hören Sie, Capitän,“ sprach Pierre Berthaut, während er sich auf eine der zwei Kanonen aus-

streckte, „ich glaube, wir sind in einer guten Entfernung, und wenn Sie auf mich hören wollen, so werden wir uns hier behaupten.“

„Was muß man zu diesem Ende thun?“

„Die Schöne Therese wieder unter alle Segel setzen. Ah! könnte ich zugleich beim Steuerruder und bei meinen Stücken sein, ich stünde Ihnen dafür, Capitän, daß ich fahren würde, um nicht einen zwischen uns ausgebreiteten Jungfernfaden zu zerreißen.“

„Spannt das große Segel, den fliegenden Klüver und die Brigantine aus!“ rief der Capitän, indeß Pierre Berthaut die Lunte an's Zündloch hielt und Feuer gab.

Diesmal ging die Kugel über die Wasserlinie und zerbrach das Ende der Raa.

„Das ist das, was wir einen Manchettenschuß nennen,“ sagte der Capitän Herbel. „Auf! Pierre, zehn Louisd'or Prämie auf dem ersten Boden, wo wir landen, mit den Kameraden zu verzehren, zerschmetterst Du mir seinen Fockmast oder seinen großen Mast zwischen der Hauptmarsstange und der Vormarsstange.“

„Hurrah für den Capitän!“ rief die Mannschaft.

„Darf man sich der Stangenkugeln bedienen?“

„Bei Gott!“ antwortete der Capitän, „bediene Dich der Dinge, die Dir belieben.“

Pierre Berthaut forderte vom Hochbootsmann das Wurfgeschoß, dessen er bedurfte; dieser ließ einen Haufen Patronen holen, Kugeln enthaltend, von denen zwei und zwei mittelst einer Kette an einander befestigt waren.

Sobald man das zweite Stück geladen hatte, zielte Pierre Berthaut und gab Feuer.

Die Kugel durchlöcherte die Focke und das große Segel auf einen halben Fuß vom Mast.

„Ah! ah!“ rief der Capitän, „die Intention ist da.“

Die ganze Mannschaft hatte sich allmälig dem Hintercastelle genähert.

Ein Theil der Matrosen war, um das Schauspiel besser zu sehen, auf die Wände gestiegen. Die Marsgäste, welche in den Mastkörben saßen, verhielten sich so ruhig, als wären sie in einer ersten Loge bei einem Gratisschauspiele gewesen.

Pierre Berthaut ließ die zwei Stücke mit den neuen Patronen laden.

„Oho! Capitän!“ rief der Pariser.

„Nun, was gibt es Neues, Bürger Mausselard?“

„Capitän, sie sind damit beschäftigt, eine Kanone vom Hintertheile nach dem Vordertheile zu rollen, und die zwei Kanonen vom Vordertheile nach dem Hintertheile.“

„Was denkst Du hiervon, Pariser?“

„Ich denke, sie werden es müde sein, Orangen zu empfangen und uns Kirschen zu geben, und wir werden es nun auch mit Sechsunddreißigpfündern zu thun haben.“

„Du hörst, Pierre?“

„Ja, Capitän.“

„Pierre, zehn Louisd'or.“

„Capitän, man würde schon um der Ehre willen sein Bestes thun; wollen Sie auch beurtheilen: ‚Feuer!‘“

Indem er sich selbst Feuer befahl, hielt Pierre die Lunte an's Zündloch, der Schuß ging los, und ein neuer Riß entstand in den Segeln.

Beinahe in demselben Momente antwortete die Calypso durch einen ähnlichen Knall und eine Kugel, welche das Ende der Raa des Obermastes fortriß, schnitt einen Mann auf dem Tauwerk entzwei.

„Ei! sprich doch, Pierre," rief der Pariser, „wirst Du uns nur so abraupen lassen?"

„Tausend Donner!" sagte Pierre, „es scheint, sie haben auch Sechsunddreißigpfünder! Warte, warte, Pariser, und Du sollst sehen!"

Diesmal zielte Pierre Berthaut mit einer ganz besonderen Aufmerksamkeit, richtete sich rasch auf, nachdem er gezielt hatte, und hielt die Lunte an's Zündloch, — Alles im Zeitraum einer Secunde.

Diesmal sah man nichts, doch man hörte ein entsetzliches Krachen.

Der große Mast schwankte einen Augenblick, als wüßte er nicht, ob er vorwärts oder rückwärts fallen sollte; dann neigte er sich vorwärts, und ein wenig über der großen Stange gebrochen, fiel er auf das Verdeck und überhäufte es mit Segeltuch; die Kette der Kugel hatte ihn in der Mitte durchschnitten.

„Bei meiner Treue!" rief der Capitän ganz freudig, „ich habe von einem Buche, betitelt: les Liaisons dangereuses*) sprechen hören; solltest Du

---

*) Ein höchst lasciver Roman.

es zufällig gelesen haben, Pierre? Du hast Deine zehn Louisd'or gewonnen, mein Freund."

„Und man wird auf die Gesundheit des Capitäns trinken!" rief die ganze Mannschaft.

„Nun gehört die Calypso uns, als gäbe man sie uns umsonst," sagte Herbel; „nur wollen wir den Mond erwarten, nicht wahr Pariser?"

„Ich glaube, das wird klug sein," antwortete der Pariser; „denn es wird Nacht, und bei dem Geschäfte, das wir noch zu verrichten haben, ist es nicht übel, zu sehen, wohin man den Fuß setzt."

„Und ich," sagte der Capitän, „ich verspreche Euch, da Ihr sehr vernünftig gewesen seid, ein Feuerwerk."

Die Abenddämmerung war wirklich gekommen und die Nacht rückte mit der in den Tropenbreiten eigenthümlichen Geschwindigkeit heran.

Da diese Nacht, so lange sie ohne Mond wäre, sehr dunkel zu sein drohte, so befahl der Capitän Herbel, um den Engländern seine Absicht, in der Nacht nicht zu verschwinden, deutlich zu bezeichnen, Laternen an seinen Oberstangen aufzuhissen.

Die Laternen wurden aufgehißt.

Der Engländer seinerseits, — zum Zeichen, daß er die Partie nur als angefangen betrachte, ließ zwei Schiffslaternen aufziehen, wie es sein Gegner gethan hatte.

Auf beiden schien man mit gleicher Ungeduld den Aufgang des Mondes zu erwarten.

Die zwei Schiffe hatten ihre Segel maskirt, daß sie fast aufgebraßt lagen; sie sahen in der Finsterniß aus wie zwei über die See hinlaufende Wolken, er-

schreckliche Wolken, die in ihren Flanken den Blitz und den Sturm verbargen.

Um eilf Uhr ging der Mond auf.

Sogleich verbreitete sich eine sanfte Helle in der Atmosphäre, und das Meer glasirte sich mit Silber.

Der Capitän Herbel zog seine Uhr.

„Meine Kinder,“ sprach er, „ich sagte Euch, ein Viertel nach eilf Uhr werde die Calypso genommen sein, und um halb zwölf Uhr werden wir in unsern Hängmatten liegen; wir haben also keine Zeit zu verlieren. Bekümmern wir uns nicht um den Feind: er wird thun, was ihm beliebt. Vernehmt, was wir zu thun haben... Hat Pierre Berthaut sein Gespann aufs Vordertheil gebracht?“

„Ja, Capitän,“ antwortete Pierre.

„Ist Alles mit Hagelpatronen geladen?“

„Ja, Capitän.“

„Wir gehen gerade auf den Engländer los. Pierre Berthaut fängt damit an, daß er ihn mit zwei Sultaninnen begrüßt; gut! wir senden ihm unsere Salve vom Backbord zu: sehr gut! wir drehen sogleich, wir entern die Brigg und werfen unsere Drege aus. Dann senden wir ihm unsere Salve vom Steuerbord zu: vortrefflich! Da er seinen großen Mast verloren hat und behende ist wie ein Mensch, dem das Bein zerschmettert worden, so sendet er uns seine ganze Salve vom Steuerbord zu; achtzehn Vierundzwanzigpfünder für vierundzwanzig Achtzehnpfünder und zwei Sechsunddreißigpfünder. Macht den Uebertrag, und Ihr werdet sehen, daß wir einen reinen Nutzen von acht Kanonenschüssen haben. Nun

laßt uns anlegen, und das Uebrige ist meine Sache. Auf, meine Kinder, vorwärts, und es lebe Frankreich!"

Ein ungeheurer Ruf: „Es lebe Frankreich!" schien sich aus dem Schooße des Meeres zu erheben und dem Engländer zu verkündigen, der Kampf werde sogleich wieder beginnen.

Zu gleicher Zeit manövrirte die Schöne Therese, um den Vortheil des Windes zu erlangen.

Das Resultat hievon war, daß, indeß sie Anfangs den Anschein hatte, als entfernte sie sich von der Calypso, in einem gegebenen Augenblicke, und da sie fühlte, sie habe den Wind hinter sich, die Schöne Therese gerade dem Feinde zusegelte und über ihn herfiel, wie der Seeadler über seine Beute.

Bewunderungswürdig bei der Mannschaft des Capitäns Herbel war ihr passiver Gehorsam.

Hätte der Capitän befohlen, geraden Weges nach Malström zu segeln, — nach diesem berüchtigten Schlunde der scandinavischen Mährchen ... der die Dreidecker so leicht verschlingt, als Saturn seine Kinder verschlang, — der Steuermann wäre unmittelbar nach Malström gefahren.

Was befohlen war, wurde buchstäblich vollzogen.

Pierre Berthaut sandte zwei Hagelschüsse beinahe zu gleicher Zeit ab, wo die Schöne Therese die Backbordsalve von ihrem Feinde erhielt; dann donnerte ihre Backbordsalve ebenfalls; hiernach, und ehe es der Calypso, von Schmerzen ergriffen, wie sie war, einfiel, zu drehen, um ihr ihre Steuerbordsalve zuzusenden, eilte das Bugspriet der Schönen Therese, mit Menschen beladen wie eine Weinrebe mit Trauben, in die Wände des großen Masts, wäh-

rend man unter dem Krachen des Tauwerks den Capitän rufen hörte:

„Feuer! meine Kinder! eine letzte Salve! rasirt sie wie ein Ponton, und dann werden wir sie ersteigen wie eine Festung.“

Zwölf mit Hagelpatronen geladene Kanonen schienen bei diesem Befehle vor Freude zu brüllen.

Ein Flammenstrahl warf einen düstern Schein auf die Calypso, eine dichte Wolke verbreitete sich auf dem Verdecke; man hörte das Krachen von Holz und das Gebrülle des Schmerzes, sodann die Stimme des Capitäns, rufend, als geböte sie dem Sturme:

„Entert, meine Kinder!“

In demselben Augenblicke sprang der Erste, wie das seine Gewohnheit war, der Capitän Herbel auf das Verdeck der Calypso.

Doch er war noch nicht fest auf seinen Füßen, als ihm eine Stimme ins Ohr sagte:

„Gleichviel, Capitän, ich werde der Pathe Ihres ersten Kindes sein.“

Es war die Stimme von Pierre Berthaut.

In derselben Minute glitten vom Bogspriet, das sich auskörnte wie eine Aehre, von den Raaen, von den Wänden, vom Takelwerk die Malunen auf das Verdeck der Calypso, wo fünf Sekunden lang die Menschen gedrängt wie der Hagel eines Sommersturmes fielen.

Was sodann auf dem Verdecke der Calypso vorging, läßt sich unmöglich beschreiben: es war ein entsetzlicher Durcheinander, ein Kampf Leib an Leib, ein allgemeines Hallali, ein Hexensabbat, unter dem

man zum großen Erstaunen von Jedem den Capitän Herbel weder sah, noch hörte.

Nach Verlauf von fünf Minuten jedoch erblickte man ihn, aus einer Luke hervorkommend. Eine Fackel, die er in der Hand hielt, beleuchtete sein von Pulver schwarzes und von Blut rothes Gesicht.

„Alle an Bord der Schönen Therese, Kinder!" rief er, „der Engländer wird in die Luft springen!"

Die Wirkung dieser Worte war magisch: die angefangene Blasphemie erlosch, der aufgehobene Arm hielt an.

Plötzlich drang aus dem Innern hervor der entsetzliche Schrei:

„Feuer!"

Sogleich begann die Mannschaft der Schönen Therese mit demselben Eifer, den sie angewandt hatte, um an Bord der feindlichen Brigg zu springen, diese zu verlassen, indem sie sich an alles Tauwerk anklammerte und von einem Bord auf das andere sprang, während der Capitän, Pierre Berthaut und das, was man hätte die Gruppe der Riesen nennen können, nämlich die Männer, die wir vor dem Kampfe gezeigt haben, bewaffnet mit fantastischen Waffen, den Rückzug unterstützten.

Er bewerkstelligte sich, ehe der Engländer sich von seinem Erstaunen erholt hatte, und während zwei Männer das Bogspriet von dem Tauwerk, wo es festgefaßt war, mit der Axt in der Hand losmachten, hörte man eine Stimme rufen:

„Braßt Backbord vornen! hißt die Klüver! geit das große Segel und die Brigantine auf, Alles an Steuerbord."

Diese mit der mächtigen Stimme, die den passiven Gehorsam auferlegt, befohlenen verschiedenen Manövers, wurden so rasch vollzogen, daß man, was auch die Befehle des englischen Capitäns waren, die zwei Schiffe nicht an einander binden konnte, und daß die Schöne Therese, als begriffe sie, welcher Gefahr sie preisgegeben war, sich von den Wänden des feindlichen Schiffes losmachte, indem sie ihre Drege abhackte und ihr Tauwerk durchschnitt, denn sie hatte keinen andern Gedanken mehr als den, der erschrecklichen Ansteckung der Flammen zu entkommen.

Der Capitän Herbel konnte es indessen nicht verhindern, daß ihm die feindliche Brigg, sich durch eine letzte Anstrengung um sich selbst drehend, ihre ganze Backbordsalve als einen letzten Abschied des Hasses oder der Rache zusandte. Doch die Mannschaft war so glücklich, sich der entsetzlichen Gefahr, der sie ihren Feind überließ, entkommen zu fühlen, daß man kaum auf den Fall von drei bis vier Todten und auf das Geschrei von fünf bis sechs Verwundeten merkte.

„Und nun, Kinder," sagte der Capitän, „das Feuerwerk, das ich Euch versprochen habe. Gebt Acht!"

Ein dichter Rauch fing an durch die Luken der englischen Brigg hervorzudringen, während ein Dampf anderer Art an den Stückpforten erschien und die Mündung der Kanonen verschleierte.

Man hörte die Stimme des englischen Capitäns, verstärkt durch das Sprachrohr, rufen:

„Die Boote in See!"

Auf der Stelle wurde das Manöver vollzogen und vier Boote schwammen um die Brigg.

„Das Boot vom Hintertheil und das Boot von

der Douine für die Marinesoldaten!" rief der Capitän; „die zwei Seitenboote für die Matrosen. Laßt die Verwundeten zuerst hinab."

Die Soldaten und Offiziere der Schönen Therese schauten einander an. Hier, und unter ihren Augen, trat die Ueberlegenheit der englischen Disciplin hervor. Das Manöver, das an Bord der Calypso mit so großer Regelmäßigkeit ausgeführt wurde, als ob das Schiff eine einfache Uebung im Hafen von Portsmouth oder im Meerbusen von Salway gemacht hätte, wäre aller Wahrscheinlichkeit an Bord eines französischen Schiffes unmöglich gewesen.

Die Verwundeten wurden zuerst hinabgelassen; ihre Zahl war groß; man vertheilte sie in die vier Boote; dann nahmen mit vollkommener Ordnung die Marinesoldaten Platz in den zwei Booten, die man ihnen zugeschieden hatte.

Der Capitän saß auf seiner Quartbank, und gab seine Befehle mit derselben Ruhe, als hätte er nicht eine Mine unter seinen Beinen gehabt.

Von diesem Augenblicke an hörte der Ort der Scene auf, sichtbar zu sein; dichter durch alle Oeffnungen hervordringend, umhüllte der Rauch das Schiff mit einem Schleier, durch den sich unmöglich etwas unterscheiden ließ.

Von Zeit zu Zeit schienen sich Feuerschlangen längs den Masten hinzurollen; alsdann gingen einige Kanonen, welche geladen geblieben waren, weil man keine Zeit gehabt hatte, sie zu entladen, von selbst los; hierauf sah man aus dem Brande ein Boot, dann zwei, dann drei hervorkommen; — plötzlich wurde ein Knall hörbar, das Schiff öffnete sich wie

der Krater eines Vulkans, die Luft bestreifte sich mit entflammten Trümmern, welche Riesenraketen ähnlich zum Himmel aufstiegen.

Das war das vom Capitän Herbel versprochene Feuerwerk.

Alles fiel ins Meer zurück, Alles erlosch, Alles versank wieder in Dunkelheit, und nichts blieb vom Riesen, der sich einen Augenblick vorher in den Flammen krümmte; nur drei Barken durchfurchten das Meer, sich mit aller Gewalt der Ruder entfernend.

Der Capitän Herbel hütete sich wohl, sie zu verfolgen; und sogar, als eine von diesen Barken unter dem Feuer der Backbordbatterie der Schönen Therese vorüberkam, nahmen die Matrosen und der Capitän selbst ihre Hüte ab, um diese Braven zu begrüßen, welche, der Gefahr des Brandes entkommen, einer andern minder nahen, minder sichtbaren, aber nicht minder großen: der doppelten Gefahr des Sturmes und des Hungers, trotzen sollten.

Das vierte Boot, der Capitän und das letzte Viertel der Mannschaft, war in die Luft gesprengt worden.

Herbel und seine Leute folgten mit den Augen den drei Booten bis zu dem Momente, wo sie dieselben in der finstern Unermeßlichkeit völlig aus dem Gesichte verloren.

Alsdann zog der Capitän Herbel seine Uhr und sprach:

„Meine Kinder, es ist Mitternacht vorüber; doch bei meiner Treue, an Festtagen ist es wohl erlaubt, sich ein wenig später als gewöhnlich schlafen zu legen."

Und fragt man uns nun, warum der Capitän

Herbel, statt die drei Viertel der Mannschaft der Calypso zu Gefangenen zu machen, sie so entschlüpfen ließ, so antworten wir, die Schöne Therese, welche schon hundert und zwanzig Mann führte, habe sich nicht mit einem hundert Gefangenen überlasten können.

Fragen uns endlich, sich mit dieser Antwort nicht begnügend, einige schwierigere Leser, warum dann der Capitän, der mit drei Kanonenschüssen die drei Boote in den Grund bohren konnte, diese drei Schüsse nicht gethan habe, so antworten wir . . .

Nein, wir werden nicht antworten.

Thaddäus Kosciuszko.

Historischer Roman

von

Heribert Rau

3 Bde. eleg. geh. Thlr. 1. 24 Ngr. oder 3 fl. rhein.

Es ist wohl unbestritten, daß der Verfasser dieses Romans einer unserer beliebtesten Schriftsteller ist. Haben doch seine Romane wie seine wissenschaftlichen Werke in ganz Deutschland, ja sogar in Amerika großes Aufsehen gemacht, sowie mehrere der letzteren in verschiedene Sprachen übersetzt wurden. Unter diesen zeichnet sich vor allen das oben genannte Werk aus. Nicht nur daß die Wahl des Helden eine sehr glückliche genannt werden darf, da schon bei dem Namen Kosciuszko alle edleren Herzen diesseits und jenseits des Oceans höher schlagen — es ist dem Verfasser auch gelungen, die Schicksale desselben mit einer solchen Treue und doch zugleich poetischen Verklärung darzustellen, daß sie uns bis zum letzten Momente fesseln und zum innigsten Mitgefühle hinreißen.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Vierter Band.



Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XXXIX.

Die Hochzeit eines Freibeuters.

Während der zehn Jahre, welche auf die von uns so eben erzählten Ereignisse folgten — um, nach unserer Gewohnheit, durch Thatsachen, und nicht durch eine einfache Erzählung einen Begriff vom Charakter unserer Helden zu geben, — schritt der Capitän Herbel, dessen Art zu verfahren man gesehen hat, immer weiter fort auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte.

Wir beschränken uns in Betreff dessen, was den gewaltigen Seemann betrifft, darauf, daß wir aus den Journalen jener Zeit Notizen über seine Prisen geben.

Der San-Sebastian, ein portugiesisches Schiff, von Sumatra auf Isle de France gefrachtet, dessen Ladung drei Millionen werth war — Herbel erhielt für seinen Theil viermal hunderttausend Livres.

Die Charlotte, ein holländisches Schiff von dreihundert sechzig Tonnen, zwölf Kanonen und siebzig Mann Equipage. — Die Charlotte wurde um sechsmal hunderttausend Livres verkauft.

Der Adler, eine englische Goëlette von hundert

und sechzig Tonnen, um hundertfünfzigtausend Livres verkauft.

Der San-Jago und der Karl III., spanische Schiffe, um sechsmal hunderttausend Livres verkauft.

Der Argos, ein russisches Schiff von sechshundert Tonnen.

Der Hercules, eine englische Brigg von sechshundert Tonnen.

Der Glorieux, ein englischer Kutter, u. s. w. u. s. w.

Dieser von den officiellen Blättern jener Zeit veröffentlichten Liste könnten wir noch die Nomenclatur von dreißig bis vierzig anderen Schiffen beifügen; doch es ist nie unsere Absicht gewesen, eine Biographie vom Capitän Herbel zu schreiben; wir wünschen nur unsern Lesern eine Idee von seinem Charakter zu geben.

Im Winter von 1800 nach St. Malo zurückgekehrt, mit seinem treuen Pierre Berthaud, empfing er von seinen Landsleuten alle möglichen Zeugnisse von Sympathie. Ueberdies erwartete ihn ein Brief vom ersten Consul, der ihn einlud, nach Paris zu kommen.

Bonaparte fing damit an, daß er dem wackern Maluiner über seine fabelhaften Kreuzfahrten sein Compliment machte: dann bot er ihm die Epauletten eines Capitäns und das Commando über eine Fregatte der republikanischen Marine an.

Pierre Herbel schüttelte jedoch den Kopf.

„Was verlangen Sie denn?“ fragte der erste Consul erstaunt.

„Ich wäre sehr in Verlegenheit, sollte ich es Ihnen sagen," antwortete Herbel.

„Sie sind also bedeutend ehrgeizig?"

„Im Gegentheile, ich finde das, was Sie mir anbieten, zu schön für mich."

„Sie wollen also nicht der Republik dienen?"

„Doch; ich will ihr aber auf meine Weise dienen."

„Wie dies?"

„Als Corsar . . . Lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen."

„Sprechen Sie."

„Sobald ich befehle, bin ich ein trefflicher Seemann; sobald ich gehorchen muß, bin ich nicht so viel werth, als der Letzte von meinen Matrosen."

„Man muß indessen immer Jemand gehorchen."

„Bei meiner Treue," erwiederte der Capitän, „bis jetzt, Bürger Consul, habe ich nur Gott gehorcht, und dabei, wenn er mir durch seinen ersten Ordonnanzoffizier Seine Excellenz den Wind sagen ließ, ich soll die Segel aufgeien und vor Topp und Takel treiben, ist es mir mehr als einmal begegnet, dergestalt bin ich vom Dämon der Unbotmäßigkeit besessen, daß ich mit meinen unteren Segeln, meiner Brigantine und meinem Klüver die See hielt. Was besagen will, daß ich, wenn ich Fregattencapitän wäre, nicht nur Gott, sondern auch meinem Viceadmiral, meinem Admiral, dem Marineminister, was weiß ich? gehorchen müßte, und das sind zu viel Herren für einen Diener."

„Ah!" sagte der erste Consul, „ich sehe wohl, Sie haben nicht vergessen, daß Sie von der Familie

der Courtenay stammen, und daß Ihre Ahnen in Constantinopel regiert haben."

„Es ist wahr, Bürger erster Consul, ich habe das nicht vergessen."

„Ich kann Sie aber nicht zum Kaiser von Constantinopel ernennen?"

„Nein, Bürger, doch Sie können etwas Anderes thun."

„Ja, ich kann Ihnen ein Majorat für Ihren ältesten Sohn constituiren, Sie die Tochter von einem meiner Generale heirathen lassen, wollen Sie sich mit dem Ruhme verbinden, einer meiner Lieferanten, wollen Sie sich mit dem Gelde verbinden?"

„Bürger erster Consul, ich habe drei Millionen, was wohl so viel werth ist als ein Majorat, und was meine Verheirathung betrifft, so ist das meine Sache."

„Sie heirathen eine Prinzessin von der Pfalz, eine deutsche Markgräfin?"

„Ich heirathe ein armes Mädchen Namens Therese, das ich seit acht Jahren liebe, und das seit acht Jahren auf mich wartet."

„Teufel!" rief Bonaparte, „ich habe kein Glück; dort Saint-Jean-d'Acre, und Sie hier! . . . Was gedenken Sie also zu thun?"

„Hören Sie, Bürger! zuerst will ich heirathen, ich habe große Eile, und wäre es nicht Ihnen zu Liebe gewesen, ich stehe Ihnen dafür, ich hätte St. Malo nicht vor der Hochzeit verlassen."

„Gut; doch sind Sie einmal verheirathet?"

„Ruhig den Frieden genießen, meine drei Millionen verzehren, und wie der Schäfer von Virgil sagen:

„O Melibaee deus nobis haec otia fecit!“

„Bürger Capitän, ich verstehe nicht sehr gut Lateinisch.“

„Ja, nicht wahr, besonders wenn es sich um den Frieden handelt? Ich verlange von Ihnen keinen dreißigjährigen Frieden; nein, nur die Zeit, ein paar Jahre den Honigmonat zu genießen, nicht mehr. Alsdann, hienach, bei dem ersten Kanonenschusse, den ich . . . nun wohl, die Schöne Therese ist noch nicht ganz geschlagen.“

„Ich vermag also nichts für Sie?“

„Bei meiner Treue, ich suche.“

„Und Sie finden nicht?“

„Nein, doch finde ich, so werde ich Ihnen schreiben, so wahr ich Herbel heiße.“

„Ich kann nicht einmal der Pathe Ihres ersten Knaben sein?“

„Sie spielen unglücklich, Bürger Consul, mein Wort ist verpfändet.“

„Wem denn?“

„Pierre Berthaud, genannt Monte-Hauben, meinem Hochbootsmanne.“

„Und dieser Bursche kann mir nicht seinen Platz abtreten, Capitän?“

„Ah! ja wohl, er würde ihn nicht dem Kaiser von China abtreten; über dies ist nichts zu sagen: er hatte ihn mit seiner Degenspitze gewonnen.“

„Wie so?“

„Indem er als der Zweite an Bord der Calypso sprang . . . und unter uns, die wir Tapfere sind, sage ich, indem er zuerst darauf sprang . . . nun, ich habe die Augen darüber geschlossen.“

„Gleichviel, Capitän, obschon ich nicht glücklich mit Ihnen bin, erlauben Sie mir doch wohl, nicht wahr, daß ich mich nach Ihnen erkundige?"

„Haben Sie Krieg, Bürger erster Consul, und ich werde Ihnen Nachrichten von mir geben, das verspreche ich Ihnen."

„Wohlan, von einem schlechten Zahler muß man nehmen, was man kann; auf Wiedersehen, wenn wir Krieg haben."

„Auf Wiedersehen, Bürger erster Consul!"

Pierre Herbel ging bis zur Thüre und kam dann wieder zurück.

„Das heißt auf Wiedersehen," sagte er, „nein, ich kann mich nicht hiezu verbindlich machen."

„Warum nicht?"

„Weil Sie ein Landgeneral sind, und ich ein Seemann bin; es ist aber keine Wahrscheinlichkeit, daß wir, wenn wir, Sie in Italien oder in Deutschland, ich im Atlantischen Meere oder im Indischen Meere sein werden, oft zusammentreffen; also viel Glück in Ihren Feldzügen, Bürger erster Consul."

„Und Ihnen wünsche ich viel Glück bei Ihren Kreuzfahrten."

Hienach trennten sich der Capitän und der erste Consul, um sich erst fünfzehn Jahre später in Rochefort wieder zu sehen.

Drei Tage nach seinem Abgange aus den Tuilerien trat Pierre Herbel mit offenen Armen in das Häuschen von Therese Brea ein, das im Dorfe Plancoët, am Arquenon, vier bis fünf Meilen von St. Malo lag.

Therese stieß einen Freudenschrei aus und warf sich Pierre in die Arme.

Sie hatte ihn drei Jahre nicht gesehen. Therese hatte seine Rückkehr nach St. Malo und sodann seine Abreise nach Paris an demselben Tage erfahren.

Jede Andere als Therese wäre in Verzweiflung gewesen und hätte sich gefragt, welche wichtige Angelegenheit bei ihrem Geliebten das Verlangen, sie wieder zu sehen, überwiegen könne, doch dem Worte von Pierre vertrauend kniete sie in Notre-Dame in Plancoët nieder, und begnügte sich damit, daß sie Gott für seine Rückkehr dankte, ohne daß es ihr einfiel, Rechenschaft über die darauf gefolgte unerwartete Abreise zu verlangen.

In der That, wie gesagt, in Paris eine Stunde vor seiner Audienz angelangt, war Pierre Herbel eine Stunde nach derselben wieder abgereist . . . Seine Abwesenheit dauerte also nur sechs Tage. — Diese sechs Tage schienen Therese allerdings sechs Jahrhunderte.

Als sie ihren Geliebten erblickte, war auch die Bewegung, welche sie in seine Arme trieb, sehr rasch, und der Schrei, der ihrem Munde oder vielmehr ihrem Herzen entschlüpfte, sehr freudig.

„Ah!" fragte Pierre Herbel, nachdem er von den Wangen Theresens zwei gute, ganz mit Thränen gefüllte, Küsse genommen hatte; „wann die Hochzeit, Therese?"

„Wann Du willst," antwortete diese; „ich bin seit sieben Jahren bereit, und unser Aufgebot ist seit drei Jahren angeschlagen."

„Wir haben also nur den Maire und den Pfarrer in Kenntniß zu setzen?"

„Ah! mein Gott, ja!“

„Thun wir das, Therese; ich bin nicht der Ansicht von denjenigen, welche sagen: „„Er hat sechs Jahre gewartet, er kann auch noch länger warten.““ Nein, ganz im Gegentheil sage ich: „„Ich habe sechs Jahre gewartet, das ist ziemlich hübsch und ich will nicht mehr warten.““

Ohne Zweifel war Therese derselben Ansicht wie ihr Bräutigam, denn er hatte diese letzten Worte nicht vollendet, als ihr Shawl auf ihren Schultern und ihre Haube auf ihrem Kopfe waren.

Pierre Herbel nahm sie beim Arme.

Wie sehr sich auch der Maire und der Pfarrer beeilten, man mußte drei Tage warten. Während dieser drei Tage war der Capitän wie ein Verrückter.

Am dritten Tage, als der Maire sprach: „Im Namen des Gesetzes seid Ihr verbunden,“ sagte Pierre Herbel:

„Das ist ein Glück; hätte das noch länger angestanden, heute Abend legte ich an.“

Neun Monate nachher, auf den Tag, gebar Therese einen starken Knaben, dessen Pathe, nach dem gegebenen Worte, Pierre Berthaud, genannt Monte-Haubon, war; man schrieb ihn auch in den Civilregistern von St. Malo unter dem Namen Pierre Herbel von Courtenay — das heißt Vicomte, ein . . . Er war doppelt Pierre: Pierre durch seinen Vater, Pierre durch seinen Pathen.

Wir haben gesagt, wie, um sich nach der Mode der Zeit zu richten, der junge Maler seinen Namen latinisirt und dem ein wenig gemeinen Namen des

renegaten Apostels, den mehr aristokratischen Namen Petrus substituirt hatte.

Doch Geduld, liebe Leser, wir haben noch nicht ganz geendigt mit seinem Seeräuber von einem Vater, wie ihn der General Herbel nannte.

Der Honigmonat des Capitäns dauerte gerade die Zeit, welche der Friede von Amiens dauerte; wir irren uns: er dauerte ein paar Tage länger.

Zehn Geschichtsschreiber für Einen werden Ihnen sagen, wenn Sie sich die Mühe nehmen, sie zu fragen, wie der Vertrag von 1802 gebrochen wurde; ich allein kann Ihnen sagen, wie der Honigmonat unseres würdigen Capitäns endigte.

So lange der Friede gedauert hatte, war Alles vortrefflich in der Wirthschaft von Herbel gewesen. Er betete seine Frau, welche sanft und liebevoll wie ein Engel war, an; er vergötterte seinen Sohn, von dem er behauptete — und zwar vielleicht mit Recht — es sei das schönste Kind, nicht nur von St. Malo, sondern auch von der ganzen Bretagne und von ganz Frankreich. Kurz, er war der glücklichste Mensch der Welt, und wäre nicht der Krieg ausgebrochen, so würde dieser Zustand der Ruhe Monate lang, Jahre lang, immer vielleicht gedauert haben, ohne daß eine einzige Wolke die Heiterkeit seines Himmels getrübt hätte.

Doch der Sturm häufte sich auf der Seite von England auf. Die englische Regierung hatte den Frieden nur gezwungen gemacht; um dazu zu gelangen, hatte die Coalition vom Kaiser Paul I. mit Preußen, Dänemark und Schweden das Ministerium Pitt stürzen und den Redner Addington zum Lord der Schatzkammer ernennen müssen. Unglücklicher-

weise bestand dieser Friede nur auf der Oberfläche; die Ermordung von Kaiser Paul machte den Hauptstein des Gewölbes fallen: die Engländer beklagten sich, Frankreich räume zu langsam Rom, Neapel und die Insel Elba; Frankreich beklagte sich, England räume Malta und Aegypten gar nicht. Bonaparte, um für jedes Ereigniß bereit zu sein, traf Anstalten zu einer Expedition nach St. Domingo. Der politische Barometer bezeichnete einen nahe bevorstehenden Krieg.

Seitdem diese Expedition, obgleich noch im Projekte, den Seehäfen Frankreichs die fieberhafte Aufregung verliehen hatte, die den Seekriegen vorangeht, war der Capitän Herbel auch fieberhaft und aufgeregt geworden. Das Familienleben war nie die Sache dieses abenteuerlichen Temperaments gewesen: das war für ihn eine jener blühenden Inseln des Oceans, wo ein Seemann einen mehr oder einen minder langen Aufenthalt machen kann, jedoch nichts Anderes. Das wahre Element des Capitäns war die See; die See, die ihn am Ufer aufgenommen hatte, reclamirte ihn, wie eine eifersüchtige Geliebte ihren Liebhaber reclamirt und zog ihn unwillkürlich an sich; von heiter, wie es bis dahin gewesen, war sein Gesicht traurig geworden; er erkundigte sich bei jeder Fischerbarke nach dem Tage, wenn die Feindseligkeiten beginnen würden; ganze Tage brachte er auf dem höchsten Gestade zu, die Augen verloren in der doppelten Unermeßlichkeit des Himmels und der Wogen.

Therese, welche in ihm und durch ihn zu sehen schien, bemerkte diese Veränderung und wußte lange

nicht, welchem Umstande sie dieselbe zuschreiben sollte. Diese bizarre Laune, diese finstere Schweigsamkeit waren so fern von den Gewohnheiten ihres Mannes, daß sie erschrak, jedoch ohne mit ihm darüber zu sprechen.

Sie begriff indessen, daß früher oder später eine Erklärung stattfinden mußte, als sie in einer Nacht plötzlich durch die wüthenden Bewegungen, die der Capitän machte, und das seltsame Geschrei, das er ausstieß, aufgeweckt wurde.

Er träumte, er sei mitten in der Schlacht und brüllte aus Leibeskräften.

„Drauf! drauf! auf die Engländer! zum Entern, und es lebe die Republik!"

Der Kampf war äußerst heftig, doch nach einigen Minuten endigte er, ohne Zweifel wie der des Cid, in Ermangelung von Streitern.

Der Capitän, der sich halb aufgerichtet hatte, fiel mit dem Kopf wieder auf sein Kissen und rief:

„Streich' die Flagge, englischer Hund! Sieg! Sieg!"

Und er versank in den friedlichen Schlaf des Sieges.

Von da an war der armen Therese Alles erklärt.

„Ah!" murmelte sie, denn ihr Schlaf verschwand beim Traume ihres Mannes, „er hat mir, ohne es zu wissen, die Ursache seiner schlimmen Stunden gesagt! Armer Pierre, aus Liebe für mich ist er hier angekettet geblieben, Gefangener im Hause, seinen Kopf ans Gitter schlagend, wie ein Löwe im Käfig. Ach! ich begreife, dieses friedliche Leben ist nicht für Dich gemacht, mein armer Pierre! Du brauchst Raum,

die freie Luft des Himmels über Dir, die See unter Deinen Füßen, Du brauchst die großen Stürme und die großen Schlachten, den Zorn der Menschen und den Zorn Gottes. Ich hatte nichts gesehen, nichts begriffen, nichts errathen, ich liebte Dich! Verzeih' mir, mein theurer Pierre!"

Und Therese erwartete den Morgen mit Todesangst.

Als der Tag gekommen war, sprach sie mit einer Stimme, die sie fest zu machen suchte:

„Pierre, Du langweilst Dich hier!"

„Ich?" erwiederte Pierre.

„Ja."

„Glaube das nicht."

„Pierre, Du hast nie gelogen; bleibe, sogar für mich, offenherzig und ehrlich wie ein Seemann."

Pierre stammelte.

„Dein müßiges Leben gereicht Dir zum Verderben," fuhr Therese fort.

„Deine Liebe entzückt mich," sagte Pierre.

„Du mußt aufbrechen, Pierre, wir werden Krieg haben."

„Ja, in der That, Jedermann sagt das."

„Und Du, mein Theuerster, hast die Feindseligkeiten begonnen."

„Was willst Du damit sagen?" fragte Pierre erstaunt.

Therese erzählte ihm seinen Traum von der vorhergehenden Nacht.

„Ah! ja," sagte Pierre, „was das betrifft, das ist möglich; meine ganze Nacht war nur ein langer Traum und ein erbitterter Kampf."

„Und aus der Leidenschaft, mit der Du bei diesem Kampfe, so eingebildet er auch war, zu Werke gingst, entnahm ich, die Zeit unseres ruhigen Lebens sei vorüber; Dein wahres Leben sei da, wo es Gefahren zu trotzen und Ruhm zu erwerben gebe; ich habe auch einen großen Entschluß gefaßt, mein Freund!"

„Welchen?"

„Dich aufzumuntern, sobald als möglich in See zu gehen."

„Du! liebe Therese des guten Gottes!"

„Ich, Pierre; die Vorsehung hat uns zwei verschiedene Aufgaben zugewiesen, mein Freund: ich habe sieben Jahre auf Dich gewartet, und war glücklich, auf Dich zu warten. Du bist gekommen und hast aus mir zwei Jahre lang die glücklichste Frau der Welt gemacht. Du wirst wieder abreisen, Pierre, und ich werde aufs Neue Deine Rückkehr erwarten; doch diesmal werde ich an der Wiege unseres Kindes warten, und das Warten wird mir leichter sein. Ich habe das theure Kind viele Dinge zu lehren, um bei ihm mein Mutterwerk zu vollbringen. Ich werde mit ihm von Dir sprechen, ich werde ihm Deine Kämpfe erzählen, von denen das Gerücht bis zu uns gelangen wird. Sodann werden wir alle Tage das hohe Gestade ersteigen, in der Hoffnung, Dein Schiff am Horizont erscheinen zu sehen. Und so, mein Freund, werden wir Beide vor dem Herrn die Pflicht erfüllen, die uns auferlegt ist. Als Mann wirst Du Dein Vaterland vertheidigen, als Weib werde ich unser Kind erziehen; und der Herr wird uns segnen."

Pierre war kein sehr demonstrativer Verliebter; doch bei diesen letzten Worten glaubte er die Stirne seiner Frau wie die der Jungfrau von Plancoët glänzen zu sehen, und er fiel ihr zu Füßen.

„Du versprichst mir also, nicht unter meiner Abwesenheit zu leiden?“ fragte er sie.

„Nicht leiden, Pierre,“ antwortete Therese, „das hieße Dich nicht lieben! Ich werde also leiden, doch ich werde mich erinnern, daß Du glücklich bist, und Dein Glück wird mir mehr Freude bereiten, als mir Deine Abwesenheit Gram verursacht haben wird.“

Pierre warf sich seiner Frau in die Arme; dann stürzte er aus dem Hause, lief in den Straßen von St. Malo umher, rief alle seine alten Matrosen bei ihren Namen und beauftragte seinen Freund, Pierre Berthaud, Alle diejenigen, welche er unterwegs oder in ihren Wohnungen treffen würde, zu sammeln.

Und acht Tage nachher lief, gründlich neu ausgerüstet, frisch angemalt, mit ihrer alten wohlbekannten Equipage, vermehrt durch etwa zwanzig Mann, mit ihren einundzwanzig Achtzehnpfündern und ihren zwei Sechsunddreißigpfündern, die schöne Therese aus dem Hafen von St. Malo aus, um die indischen Seegegenden wiederzusehen, wo Pierre Herbel zuerst seinen furchtbaren Ruf als Corsar erlangt hatte, der dem seines Freundes und Landsmannes Surcouf die Wagschale hielt.

Am 6. Mai 1802 auslaufend, nahm die Schöne Therese schon am 8. desselben Monats, nach einem zehnstündigen Kampfe, ein Sklavenschiff, das sechzehn Zwölfpfünder führte.

Am 15. caperte sie ein portugiesisches Schiff von achtzehn Kanonen und siebzig Mann Equipage.

Am 25. enterte sie einen Handelsdreimaster, unter holländischer Flagge, befrachtet mit fünftausend Ballen Reis und fünfhundert Fässern Zucker.

Am 15. Juni, in einer Nacht ähnlich der, wo wir den Capitän Herbel die Calypso haben vernichten sehen, machte sie einen englischen Dreimaster rhedelos, der, wenn nicht unter dem Commando, doch wenigstens unter der Führung von Pierre Berthaud vorüber kam, welcher eben zum Grade eines Lieutenants erhoben worden war.

Am Anfang des Juli endlich, nach achtzehn Gefechten und fünfzehn Prisen ging die Schöne Therese bei Isle de France vor Anker, von wo sie, mit Beute aller Art beladen, erst 1805, das heißt nach der Schlacht bei Austerlitz, zurückkehrte.

Therese hatte ihrem Manne Wort gehalten; alle Tage hatte sie mit ihrem schon über drei Jahr alten Kinde das schroffe Gestade erstiegen; so daß, sobald die Gegenstände bemerkbar wurden, Pierre Herbel auf der Küste eine Frau und ein Kind zu erkennen vermochte, die ihm Willkommzeichen machten.

Therese hatte die Brigg ihres Gatten erkannt, lange, ehe dieser sie hatte erkennen und sogar nur unterscheiden können.

XL.

Malmaison.

Es kam 1815.

Man war am 6. Juli; Waterloo rauchte noch am Horizont.

Am 21. Juni, Morgens um sechs Uhr, war Napoleon nach dem Elysée zurückgekehrt; am 22. unterzeichnete er folgende Erklärung:

„Franzosen!

„Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu behaupten, zählte ich auf das Zusammenwirken aller Anstrengungen, aller Willenskräfte und den Beistand aller nationalen Autoritäten. Ich hatte Grund, auf glücklichen Erfolg zu hoffen, und trotzte allen Erklärungen der Mächte gegen mich. Die Umstände scheinen sich geändert zu haben: ich biete mich als Opfer dem Hasse der Feinde Frankreichs. Möchten sie aufrichtig sein in ihren Erklärungen und immer nur gegen meine Person feindlich gesinnt gewesen sein! Mein politisches Leben ist beendigt, und ich proclamire meinen Sohn, unter dem Titel Napoleon II., zum Kaiser der Franzosen. Die gegenwärtigen Minister werden provisorisch den Regierungsconseil bilden. Das Interesse, das ich für meinen Sohn hege, verbindet mich, die Kammern einzuladen, ohne Verzug die Regentschaft durch das Gesetz zu organisiren. Vereinigt Euch Alle für das

öffentliche Wohl und um eine unabhängige Nation zu bleiben.

Gegeben im Palais de l'Elysée, am 22. Juli 1815.

Napoleon."

Vier Tage, nachdem er diese Erklärung unterzeichnet hatte, am 26. Juni erhielt Napoleon — wie man sieht, fast als Antwort auf seine Entsagung — folgenden Beschluß:

„Die Regierungs-Commission beschließt, wie folgt:

„Art. 1. Der Marine-Minister wird Befehle geben, daß zwei Fregatten vom Hafen von Rochefort ausgerüstet werden, um Napoleon Bonaparte nach den Vereinigten Staaten zu transportiren.

„Art. 2. Es wird ihm, bis zum Punkte der Einschiffung, wenn er es wünschte, eine genügende Escorte, unter den Befehlen des Generals Becker gegeben werden, die zu seiner Sicherheit bevollmächtigt ist.

„Art. 3. Der General-Director der Posten wird seinerseits alle auf den Dienst der Relais bezüglichen Befehle ertheilen.

„Art. 4. Der Marine-Minister wird Befehle erlassen, um die Rückkehr der Fregatten sogleich nach dem Ausschiffen zu sichern.

„Art. 5. Die Fregatten werden die Rhede von Rochefort nicht verlassen, ehe die verlangten Geleitsbriefe angelangt sind.

„Art. 6. Die Minister der Marine, des Krieges und der Finanzen sind, Jeder in dem, was ihn

betrifft, mit dem Vollzuge gegenwärtigen Beschlusses beauftragt.

„Unterzeichnet: Herzog von Otranto, Graf Grenier, Graf Carnot, Baron Quinette, Caulincourt, Herzog von Vicenza."

Kraft einer neuen Entschließung des Gouvernements, ermächtigte am andern Tage der Herzog von Otranto den Kaiser, gegen motivirte Quittung zu empfangen: einen Silberservice von zwölf Gedecken; den Porcellanservice, genannt die Hauptquartiere; sechs Services von zwölf Gedecken von Leinendamast; sechs Services von Officeleinwand; zwölf Paar Tücher von erster Wahl; zwölf Paar Servicetücher; sechs Dutzend Zimmerservietten; zwei Reisewagen; drei Sättel und Zäume eines Generaloffiziers; drei Piqueursättel und Zäume; vierhundert Bände aus der Bibliothek von Rambouillet zu nehmen; verschiedene Landkarten; endlich hunderttausend Franken für die allgemeinen Reisekosten. — Das war das letzte Trousseau des Kaisers.

An demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, erhielt der General Graf Becker, der mit der Bewachung desjenigen, welchen man schon nicht mehr Napoleon Bonaparte nannte, beauftragt war, vom Marschall Kriegsminister, Fürsten von Eckmühl, folgenden Brief; der Letztere nannte wenigstens noch seinen ehemaligen Herrn Kaiser und Majestät; das machte ihn aber, wie man sehen wird, zu nichts

verbindlich, und dann weiß man, was die Macht der Gewohnheit ist.

„Herr General!

„Ich habe die Ehre, Ihnen beifolgend einen Beschluß zu übersenden, welchen die Regierungs-Commission dem Kaiser Napoleon zu eröffnen Sie beauftragt, wobei Sie Seiner Majestät bemerken wollen, die Umstände seien so gebieterisch geworden, daß sie sich ganz nothwendig zur Abreise entschließen müsse, um sich nach der Insel Aix zu begeben.

„Dieser Beschluß ist sowohl im Interesse der Person des Kaisers als des Staates, der ihm theuer sein muß, gefaßt worden.

„Sollte der Kaiser bei der Notification, die Sie ihm von diesem Beschlusse machen werden, keine Entschließung fassen, so würden Sie die thätigste Ueberwachung üben, sowohl, daß sich Seine Majestät nicht aus Malmaison entfernen kann, als auch um jedem Versuche gegen seine Person zuvorzukommen. Sie werden sodann alle Zugänge bewachen, welche gegen Malmaison von allen Seiten münden. Ich schreibe dem Inspecteur der Gendarmerie und dem Commandanten des Platzes Paris, daß sie zu Ihrer Verfügung die Gendarmerie und die Truppen stellen, die Sie verlangen dürften.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr General, daß dieser Beschluß ganz für das Interesse des Staats und für die persönliche Sicherheit des Kaisers gefaßt worden ist. Seine rasche Ausführung ist unerläßlich; das Schicksal Seiner Majestät und ihrer Familie hängt davon ab.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, General, daß alle diese Maßregeln so geheim als nur immer möglich genommen werden müssen.

„Der Marschall Kriegsminister
Fürst von Eckmühl."

Eine Stunde nachher empfing derselbe General Becker vom Herzog von Otranto folgenden weiteren Brief, der ihm durch den Kriegsminister zugesandt wurde:

„Herr General,

„Die Commission erinnert Sie an die Instructionen, die Ihnen vor einer Stunde zugesandt worden sind. Sie müssen den Beschluß vollziehen lassen, so wie ihn die Commission gestern gefaßt hat, und wonach Napoleon auf der Rhede der Insel Aix bis zur Ankunft seiner Päße bleiben wird.

„Es ist für das Wohl des Staates, der ihm nicht gleichgültig zu sein vermöchte, von Wichtigkeit, daß er dort bleibt, bis sein Schicksal und das seiner Familie auf eine definitive Art geregelt worden sind. Man wird alle Mittel anwenden, damit diese Unterhandlung zu seiner Zufriedenheit ausfällt.

„Die französische Ehre ist dabei betheiligt; mittlerweile aber muß man alle Vorsichtsmaßregeln für die persönliche Sicherheit von Napoleon, und damit er den ihm momentan angewiesenen Aufenthaltsort nicht verläßt, nehmen.

„Herzog von Otranto."

Schon am 25. hatte der Kaiser, von der Regierungscommission aufgefordert, das Elysée verlassen und sich nach Malmaison zurückgezogen, das noch voll von der Erinnerung an Josephine.

Trotz des Briefes vom Herzog von Otranto und den dringlichen Ermahnungen der provisorischen Regierung konnte sich Napoleon nicht entschließen, abzureisen. Am 28. Juni dictirte er folgenden Brief dem Grafen Becker. — Wohlverstanden, obgleich vom Kaiser dictirt, übernahm doch der Graf Becker die Verantwortlichkeit davon. Er war an den Kriegsminister adressirt.

„Monseigneur,

„Nachdem sie vom Beschlusse der Regierung, ihre Abreise nach Rochefort betreffend, Kenntniß genommen, hat Seine Majestät der Kaiser mich beauftragt, Eurer Durchlaucht zu eröffnen, sie verzichte auf diese Reise, in Betracht daß sie, da die Communicationen nicht frei seien, keine genügende Garantie für die Sicherheit ihrer Person finde.

„An diesem Bestimmungsorte ankommend, betrachtet sich überdies der Kaiser als Gefangener, da seine Abreise von der Insel Aix der Ankunft der Pässe untergeordnet ist, die man ihm ohne Zweifel verweigern wird, um sich nach America zu begeben.

„In Folge dieser Interpretation ist der Kaiser entschlossen, seinen Spruch in Malmaison zu empfangen, und bis über sein Loos vom Herzog von Wellington, dem die Regierung diese Resignation mittheilen mag, statuirt worden ist, wird Napoleon in

Malmaison bleiben, überzeugt, man werde nichts gegen ihn unternehmen, was nicht der Nation und der Regierung würdig ist.

„Graf Becker."

Eine solche Antwort mußte strenge Maßregeln herbeiführen.

Im Verlaufe des Tages kam eine Depesche, man glaubte Anfangs, es handle sich um die Abreise des Kaisers, Napoleon öffnete sie und las wie folgt:

Befehl des Kriegsministers an den General Becker.

Paris den 28. Juni 1815.

„Herr General,

„Sie werden einen Theil der Garde, die sich in Rueil befindet, unter Ihre Befehle nehmen und die Brücke von Chatou in Brand stecken und völlig zerstören.

„Ich lasse gleichfalls von den Truppen, welche in Courbenoir sind, die Brücke von Bezons zerstören.

„Ich schicke einen meiner Adjutanten für diese Operation dahin.

„Ich werde auch Truppen nach Saint-Germain absenden, mittlerweile bleiben Sie jedoch auf dieser Straße.

„Der Offizier, der Ihnen diesen Brief bringt, ist beauftragt, mir selbst die Meldung über den Vollzug dieses Befehles zurückzubringen."

Der General Becker erwartete die Entschließung des Kaisers.

Der Kaiser gab ihm mit der größten Ruhe den Brief zurück.

„Was gebietet Seine Majestät?“ fragte der Graf Becker.

„Lassen Sie den Befehl, den man Ihnen gegeben, vollziehen.“

Der General Becker ließ den Befehl auf der Stelle vollziehen.

Am Abend berief man den General nach Paris: er ging um acht Uhr ab.

Napoleon wollte nicht vor der Rückkehr des Generals zu Bette gehen. Er wünschte zu wissen, was zwischen diesem und dem Kriegsminister vorgegangen war.

Um elf Uhr kam der General zurück.

Der Kaiser ließ ihn sogleich zu sich rufen.

„Nun,“ fragte er ihn, sobald er ihn erblickte, „was trägt sich in Paris zu?“

„Seltsame Dinge, Sire, welche Eure Majestät kaum glauben wird.“

„Sie irren sich, General: seit 1814 bin ich von der Ungläubigkeit geheilt. Sagen Sie also, was Sie gesehen haben.“

„Gesehen! ja, Sire, man sollte glauben, Eure Majestät habe die Divinitationsgabe. Als ich in das Hotel des Ministers kam, begegnete ich einer Person, welche vom Fürsten wegging, und der ich Anfangs keine große Aufmerksamkeit schenkte.“

„Und wer war diese Person?“ sagte Napoleon ungeduldig.

„Der Fürst war besorgt, es mir selbst mitzutheilen. „„Haben Sie den Mann erkannt, der mich so eben verläßt?““ fragte er. „„Ich habe nicht auf ihn Acht gegeben,““ antwortete ich. „„Nun, es ist Herr von Vitrolles, Agent von Ludwig XVIII.““

Napoleon konnte ein leichtes Beben nicht bewältigen.

Der General Becker fuhr fort:

„„Nun wohl, mein lieber General,““ sagte der Kriegsminister zu mir, „„es ist Herr von Vitrolles, Agent von Ludwig XVIII.; er kommt im Auftrage Seiner Majestät (Ludwig XVIII. war wieder Majestät geworden), um mir Vorschläge zu unterbreiten, die ich für das Land ganz annehmbar gefunden habe; so daß ich, wenn die meinigen gebilligt werden, morgen die Tribune besteige, um das Gemälde unserer Lage zu entwerfen, und die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, Projecte anzunehmen, die ich für die Sache der Nation ersprießlich erachte.““

„Also,“ murmelte Napoleon, „die Sache der Nation ist nun die Rückkehr der Bourbonen . . . Und Sie haben nichts hierauf geantwortet, General?“

„Doch, Sire: „„Herr Marschall,““ erwiederte ich, „„ich kann Ihnen mein Erstaunen, Sie einen Entschluß fassen zu sehen, der über das Schicksal des Reiches zu Gunsten einer zweiten Restauration bestimmen muß, nicht verbergen: hüten Sie sich, sich eine solche Verantwortlichkeit aufzubürden. Es gibt vielleicht noch Mittel, um den Feind zurückzutreiben, und die Meinung der Kammer scheint mir, nach ihrem

Votum für Napoleon II., der Rückkehr der Bourbonen nicht günstig.““

„Nun,“ fragte lebhaft der Kaiser, „was hat er geantwortet?“

„Nichts, Sire; er kehrte in sein Cabinet zurück und ließ mir einen neuen Befehl zum Abgange zustellen.“

Der General brachte in der That einen Befehl, in welchem gesagt war, wenn Napoleon nach vierundzwanzig Stunden abzugehen säume, stehe man nicht mehr für seine Person.

Doch der Kaiser blieb wie unempfindlich für diesen Befehl.

Er, der sich über nichts mehr wundern sollte, wunderte sich doch noch über Eines: daß die Rückkehr der Bourbonen mit Herrn von Vitrolles durch den Fürsten von Eckmühl unterhandelt wurde, der seine, Napoleons, Rückkehr negocirt hatte; durch denselben Mann, den ihm nach der Insel Elba Herr Fleury von Chaboulon geschickt hatte, um seine Aufmerksamkeit auf den Zustand der Dinge zu lenken und ihm zu sagen, Frankreich sei für ihn offen und erwarte ihn.

Und in der That, als die Kunde von der Landung kam, war der ehemalige Chef des Generalstabs von Napoleon dergestalt compromittirt, daß er sich eine Zuflucht von Herrn Pasquier erbat, dem Oberwundarzte der Invaliden, den er beim Heere gekannt hatte, und auf dessen Ergebenheit er, wie er wußte, rechnen durfte.

Napoleon täuschte sich: es gab also noch andere Dinge, die ihn in Erstaunen setzen konnten.

Er ertheilte den Befehl zu seiner Abreise für den andern Tag.

Während man aber die Anstalten zur Abreise des Kaisers traf, trug sich eine Scene zu, deren Folgen ernster werden konnten.

Einer von denjenigen, welche mit dem tiefsten Schmerze Napoleon unschlüssig, unter der Hand Gottes, Anfangs im Elysée, sodann in Malmaison hatten sich zerarbeiten sehen, war unser alter Freund Sarranti, der in diesem Augenblicke seine beharrliche Ergebenheit für den Kaiser unter Schloß und Riegel büßt und vielleicht mit seinem Leben bezahlen wird.

Seit der Rückkehr von Napoleon hatte er nicht aufgehört, seinem ehemaligen General ehrerbietigst zu bemerken, mit einem Lande wie Frankreich sei nie etwas verloren: die Marschälle seien vergeßlich, die Minister seien undankbar, der Senat sei schändlich; doch das Volk, doch die Armee bleiben treu.

Man müsse Alles fern von sich werfen, wiederholte Herr Sarranti, und bei diesem großen Zweikampfe an das Volk und das Heer appelliren.

Am 29. Juni Morgens trat nun ein Ereigniß ein, das dem herben, unbeugsamen Rathgeber vollkommen Recht zu geben schien.

Gegen sechs Uhr Morgens wurden alle Geächteten von Malmaison, — diejenigen, welche dieses Schloß bewohnten, waren schon geächtet, — alle Geächteten von Malmaison wurden durch das wüthende Geschrei: „Es lebe Napoleon! Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Verräthern!“ aufgeweckt.

Jeder fragte sich, was dieses Geschrei besagen wolle, das man nicht mehr gehört hatte seit dem

Tage, wo unter den Fenstern des Elysée zwei Regimenter Garde-Tirailleurs, Freiwillige aus den Arbeitern des Faubourg Saint-Antoine, im Garten defilirt hatten, — mit gewaltigem Geschrei verlangend, daß sich der Kaiser an ihre Spitze stelle und sie gegen den Feind führe.

Herr Sarranti allein schien mit dem, was vorging, vertraut zu sein. Er stand ganz angekleidet in dem Zimmer, das vor dem des Kaisers kam.

Ehe dieser nur gerufen hatte, um sich zu erkundigen, was für ein Lärm dies sei, trat er ein.

Seine ersten Blicke richteten sich auf das Bett: das Bett war leer. Der Kaiser war in der an das Zimmer anstoßenden Bibliothek; am Fenster sitzend, las er Montaigne.

Als er Tritte hörte, fragte er, ohne daß er sich umwandte:

„Was gibt es?"

„Sire," sagte eine ihm bekannte Stimme, „hören Sie?"

„Was?"

„Die Rufe: „„Es lebe der Kaiser! Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Verräthern!""

Der Kaiser lächelte traurig.

„Nun und dann, mein lieber Herr Sarranti?" fragte er.

„Sire, es ist die Division Broyer, welche von der Vendée zurückkommt und vor den Gittern des Schlosses Halt gemacht hat."

„Hernach?" sprach der Kaiser mit demselben Tone, mit derselben Ruhe oder vielmehr mit derselben Gleichgültigkeit.

„Hernach, Sire? ... Diese Braven wollen nicht weiter gehen; sie haben erklärt, man müsse ihnen ihren Kaiser zurückgeben, oder sie werden, wenn ihre Chefs nicht ihre Dolmetscher bei Ihnen sein wollen, selbst Eure Majestät holen und Sie an ihre Spitze stellen."

„Hernach?" fragte Napoleon.

Sarranti unterdrückte einen Seufzer; er kannte den Kaiser: das war nicht Gleichgültigkeit, das war Entmuthigung.

„Sire," erwiederte Sarranti, „der General Broyer ist da und bittet um Erlaubniß, eintreten zu dürfen, um Eurer Majestät den Wunsch Ihrer Soldaten zu Füßen zu legen."

„Er trete ein!" erwiederte der Kaiser, während er aufstand und sein Buch offen auf das Fenster legte wie ein Mensch, der eine Lecture, die ihn interessirt, nur unterbricht.

Der General Broyer trat ein.

„Sire," sagte er, indem er sich ehrfurchtsvoll vor Napoleon verbeugte, „meine Division und ich, wir kommen, um uns Eurer Majestät zu Befehlen zu stellen."

„Sie kommen zu spät, General!"

„Das ist nicht unsere Schuld, Sire; in der Hoffnung, rechtzeitig anzukommen, um Paris zu vertheidigen, haben wir zehn, zwölf und sogar fünfzehn Meilen im Tage gemacht."

„General," sprach Napoleon, „ich habe abgedankt."

„Als Kaiser, Sire: nicht als General."

Ein Blitz zuckte in den Augen von Napoleon.

„Ich habe ihnen meinen Degen angeboten, und sie haben ihn ausgeschlagen,“ sagte er.

„Sie haben ihn ausgeschlagen . . . Wer dies, Sire? Entschuldigen Sie mich, wenn ich Eure Majestät frage.“

„Lucian, mein Bruder.“

„Sire, der Prinz Lucian, Ihr Bruder, hat nicht vergessen, daß er am 1. Brumaire Präsident des Rathes der Fünfhundert war.“

„Sire,“ sprach beharrlich Herr Sarranti, „merken Sie wohl auf, die Stimme dieser zehntausend Mann, welche unter Ihren Fenstern stehen und rufen: „„Es lebe der Kaiser!““ das ist des Volkes Stimme, es ist die letzte Anstrengung Frankreichs; es ist mehr, es ist die letzte Gunst des Glückes . . . Sire, im Namen Frankreichs, im Namen Ihres Ruhmes . . .“

„Frankreich ist undankbar,“ murmelte Napoleon.

„Keine Blasphemie, Sire! eine Mutter ist nie undankbar.“

„Mein Sohn ist in Wien!“

„Eure Majestät weiß den Weg dahin.“

„Mein Ruhm ist gestorben auf den Ebenen von Waterloo.“

„Sire, erinnern Sie sich dessen, was Sie in Italien im Jahre 1796 sagten: „„Die Republik ist wie die Sonne; ein Blinder oder ein Narr, der ihre Helle leugnen würde!““

„Sire, bedenken Sie, daß ich hier zehntausend Mann frischer, begeisterter Truppen habe, welche noch nicht gefochten,“ fügte der General Broyer bei.

Der Kaiser blieb einen Augenblick nachdenkend und sagte dann:

„Lassen Sie meinen Bruder Jerome rufen.“

Einen Augenblick nachher trat der Jüngste der Brüder des Kaisers ein, der Einzige, der ihm treu geblieben war, der, von der Liste der Souverains gestrichen, als Soldat gestritten hatte, — noch bleich von zwei Wunden, die er, die eine bei Quatre-Baas, die andere beim Pachthofe von Hougoumont erhalten, und von den Strapazen, die er, den Rückzug des Heeres unterstützend, ausgestanden.

Der Kaiser reichte ihm die Hand; dann sagte er ungestüm und ohne Eingang:

„Jerome, was hast Du in die Hände des Marschalls Soult übergeben?“

„Das erste, zweite und sechste Corps, Sire.“

„Reorganisirt?“

„Vollständig.“

„Wie viel Mann?“

„Achtunddreißig bis vierzig tausend Mann.“

„Und Sie sagen, General? . . .“ fuhr der Kaiser sich an Broyer wendend fort.

„Zehntausend Mann.“

„Und zweiundvierzigtausend in die Hände des Marschalls Grouchy: zweiundvierzigtausend Mann frische Truppen,“ fügte Jerome bei.

„Versucher!“ murmelte Napoleon.

„Sire! Sire!“ rief Sarranti, die Hände faltend, „Sie sind auf dem Wege Ihres Heiles. Vorwärts! vorwärts!“

„Es ist gut, ich danke Dir, Jerome; entferne Dich nicht, ich werde Deiner vielleicht bedürfen. —

General, erwarten Sie meine Befehle in Rueil. — Du, Sarranti, setze Dich an den Tisch und schreibe."

Der Exkönig und der General gingen, sich verbeugend, ab, Beide das Herz voller Hoffnung.

Herr Sarranti blieb allein beim Kaiser.

Er saß schon mit der Feder in der Hand und wartete.

„Schreib!" sagte Napoleon.

Sodann, zerstreut:

„An die Regierungscommission."

„Sire," rief Sarranti, indem er die Feder von sich warf, „an diese Leute schreibe ich nicht."

„Wie, Du schreibst nicht an diese Leute?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil alle diese Leute persönliche Feinde Eurer Majestät sind."

„Sie haben Alles von mir."

„Ein Grund mehr, Sire; es gibt Wohlthaten, welche so groß, daß man sie nur mit Undank lohnen kann."

„Schreib, sage ich Dir."

Herr Sarranti stand auf, verbeugte sich, und legte die Feder, die er wieder aufgehoben, auf den Tisch.

„Nun?" fragte der Kaiser.

„Sire, wir sind nicht mehr in den Zeiten, wo sich die Besiegten durch einen Sklaven tödten ließen; an die Regierungscommission schreiben heißt Sie so sicher tödten, als ob ich Ihnen ein Messer in die Brust stieße."

Sodann, da der Kaiser nicht antwortete, sagte Sarranti:

„Sire! Sire! man muß das Schwert ergreifen und nicht die Feder; man muß an die Nation appelliren, und nicht an Menschen, die, ich wiederhole es, Ihre Feinde sind: sie mögen erfahren, daß Sie die Feinde in dem Augenblicke schlagen, wo sie Eure Majestät auf der Straße nach Rochefort glauben werden."

Der Kaiser kannte seinen Landsmann, er wußte, nichts würde ihn sich beugen machen, nicht einmal ein Befehl von ihm.

„Es ist gut," sagte er, „schicken Sie mir den General Becker."

Sarranti ging ab: der General Becker trat ein.

„General," sprach Napoleon, „ich theile Ihnen mit, daß ich meine Abreise um einige Stunden verschoben habe, um Sie nach Paris zu schicken, wo Sie der Regierung neue Vorschläge vorlegen sollen."

„Neue Vorschläge, Sire?" fragte der General erstaunt.

„Ja," erwiederte der Kaiser, „ich verlange das Commando des Heeres im Namen von Napoleon II. wieder zu übernehmen."

„Sire, darf ich Ihnen ehrerbietigst bemerken, daß eine solche Botschaft besser von einem Offizier des kaiserlichen Hauses vollzogen würde, als von einem Mitgliede der Kammer und einem Commissär der Regierung, dessen Instructionen sich auf die Begleitung Eurer Majestät beschränken."

„General," erwiederte der Kaiser, „ich hege alles Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit, und darum beauf-

trage ich Sie mit dieser Sendung, im Vorzuge vor jedem Andern."

„Sire, da meine Ergebenheit Eurer Majestät nützlich sein kann," antwortete der General, „so zögere ich nicht, ihr zu gehorchen; doch ich wünschte geschriebene Instructionen zu haben."

„Setzen Sie sich hierher, General, und schreiben Sie."

Der Kaiser dictirte und der General Becker schrieb:

An die Regierungscommission.

„Meine Herren.

„Die Lage Frankreichs, die Wünsche der Patrioten und endlich der Ruf der Soldaten fordern meine Gegenwart, um Frankreich zu retten. Nicht mehr als Kaiser verlange ich das Commando, sondern als General.

„Achtzigtausend Mann sammeln sich unter Paris: das sind dreißigtausend mehr, als ich je unter der Hand gehabt habe beim Feldzuge von 1814, und dennoch habe ich damals gegen die drei großen Heere von Rußland, Oesterreich und Preußen gestritten, und Frankreich wäre siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen ohne die Capitulation von Paris; es sind endlich fünfundvierzigtausend Mann mehr, als ich hatte, da ich die Alpen überstieg und Italien eroberte.

„Ich verpfände mein Soldatenwort, daß ich, nachdem ich den Feind zurückgeschlagen, mich nach den Vereinigten Staaten begebe, um mein Geschick in Erfüllung gehen zu lassen.

„Napoleon."

Der General Becker versuchte nicht die geringste Bemerkung mehr; als Soldat sah er ein, daß Alles dies möglich war.

Er ging ab.

Napoleon wartete mit Bangigkeit; es war vielleicht das erste Mal, daß seine Gesichtsmuskeln die Erregung seiner Seele verriethen.

Mit der Thätigkeit seines ungeheuren Genies hatte er Alles wieder hergestellt, Alles wieder aufgebaut; er dictirte einen, wenn nicht ruhmwürdigen, doch wenigstens ehrenhaften Frieden; er verließ Frankreich nicht als Flüchtling, sondern als ein Retter.

Zwei Stunden lang liebkoste er diesen strahlenden Traum.

Sein Auge leuchtete in die Allee, durch welche der General zurückkommen mußte; sein Ohr horchte auf jedes Geräusch. Von Zeit zu Zeit verweilte sein Blick mit Wohlgefallen auf seinem Degen, der quer auf den Armen eines Lehnstuhles lag: er begriff endlich, daß dies sein wahres Scepter war.

Alles ließ sich also noch gut machen, die Ankunft von Blücher, die Abwesenheit von Grouchy! der große Traum von 1814 von einer Schlacht, welche unter den Mauern von Paris die feindliche Armee vernichten werde, dieser große Traum konnte sich verwirklichen. Ohne Zweifel würden es diese Männer, an die er sich wandte, verstehen wie er; wie er würden sie in eine Seite der Wagschale die Ehre Frankreichs, in die andere seine Erniedrigung werfen, und sie würden nicht zögern.

Etwas wie ein Blitz zuckte vor den Augen des

geblendeten Kaisers hin: das war der Reflex der Sonne in den Scheiben eines Wagens.

Der Wagen hielt an; ein Mann stieg aus: es war der General Becker.

Napoleon strich mit einer Hand über seine Stirne, drückte die andere auf seine Brust. Mußte er nicht wieder von Marmor werden?

Der General trat ein.

„Nun?“ fragte lebhaft der Kaiser.

Der General Becker verbeugte sich, ohne zu antworten und überreichte ihm ein Papier.

„Nun?“ wiederholte der Kaiser, der das Papier mit einer maschinenmäßigen Miene nahm.

„Sire,“ erwiederte der General Becker, „indem ich mich Eurer Majestät mit der Betrübniß nähere, die sie auf meinem Gesichte lesen kann, glaube ich ihr genug fühlbar zu machen, daß mir meine Mission nicht geglückt ist.“

Der Kaiser entfaltete langsam das Papier und las:

„Die provisorische Regierung kann die Vorschläge nicht annehmen, die ihr der General Bonaparte macht, und hat ihm nur noch einen Rath zu geben: den, ohne Verzug abzureisen, in Betracht, daß die Preußen gegen Versailles marschiren.

„Herzog von Otranto.“

Der Kaiser las diese Zeilen, ohne daß eine einzige Fiber seines Gesichtes die Erregung seines Innern verrieth; dann sprach er mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Geben Sie Befehle für diese Abreise, General, und wenn sie vollzogen sind, melden Sie es mir."

An demselben Tage, und als es fünf Uhr Nachmittags schlug, verließ der Kaiser Malmaison.

Am Fußtritte seines Wagens fand er Sarranti wieder, der ihm als Stütze den Arm bot, welcher sich einbog.

„Ah!" fragte Napoleon, indem er die Hand auf diesen Arm legte, „hat man den General Brayer benachrichtigt, er könnte seinen Marsch nach Paris fortsetzen?"

„Nein, Sire," erwiederte Sarranti, „und es ist noch Zeit . . ."

Napoleon schüttelte den Kopf.

„Ah! Sire," murmelte der Corse, „Sie haben kein Vertrauen mehr zu Frankreich."

„Doch," erwiederte Napoleon, „aber ich habe kein Vertrauen mehr zu meinem Genie."

Und er stieg in den Wagen, dessen Schlag sich hinter ihm schloß.

Die Pferde gingen im Galopp ab.

Es handelte sich darum, in Versailles vor den Preußen anzukommen.

XLI.

Rochefort.

Am 3. Juli, an demselben Tage, wo der Feind in Paris einzog, traf der Kaiser in Rochefort ein.

Auf der ganzen Reise war Napoleon traurig,

aber ruhig. Er sprach wenig; die paar Worte, die ihm entschlüpften, bezeichneten die Richtung seines Gedankens: wie die Magnetnadel beharrlich den Norden sucht, so wandte sich dieser Gedanke hartnäckig immer Frankreich zu; doch von seiner Frau, von seinem Sohne kein Wort.

Nur, da er von Zeit zu Zeit eine Prise aus der Tabaksdose des Generals Becker nahm, bemerkte er, daß diese Dose mit dem Porträt von Marie Louise geschmückt war, er glaubte sich zu täuschen und bückte sich.

Der General begriff, und reichte die Dose dem Kaiser.

Dieser nahm sie, schaute sie einen Augenblick an, und gab sie zurück, ohne ein Wort vernehmen zu lassen.

Napoleon stieg in der Marinepräfectur ab.

Eine letzte Hoffnung, — wir sagen mehr, — eine letzte Ueberzeugung blieb ihm: er werde von der provisorischen Regierung zurückgerufen werden.

Einige Stunden, nachdem er sein Quartier in der Marinepräfectur genommen hatte, kam ein Courier an und brachte einen Brief von der Regierungs-Commission; er war an den General Becker adressirt.

Der Kaiser warf einen raschen Blick auf das Siegel, erkannte es und schien mit Ungeduld darauf zu warten, daß der General diesen Brief öffne. Der General begriff die Ungeduld des Kaisers und öffnete ihn.

Mittlerweile wechselte Napoleon einen Blick mit Herrn Sarranti, der den Courier eingeführt hatte.

Im Blicke des Corsen standen sichtbar die Worte

geschrieben: „Ich muß Sie nothwendig sprechen;“ doch der Geist Napoleons war anderswo. Obgleich er im Blicke seines Landsmannes gelesen hatte, wandte sich doch sein Geist der Depesche zu.

Der General hatte schon Zeit gehabt, ihn zu lesen, und da er das Verlangen des Kaisers, ihn ebenfalls zu lesen wahrnahm, so reichte er ihm denselben stillschweigend.

Man wird beurtheilen, ob er geeignet war, die Hoffnungen von demjenigen zu bestätigen, der, schon geächtet, Gefangener sein sollte.

Es folgt hier der Text dieser Depesche.

„Herr General Becker!

„Die Regierungscommission hat Ihnen Instructionen in Betreff der Abreise aus Frankreich von Napoleon Bonaparte gegeben.

„Ich zweifle nicht an Ihrem Eifer, den Erfolg Ihres Auftrags zu sichern; in der Absicht, Sie dabei, so viel als von mir abhängt, zu erleichtern, befehle ich den in la Rochelle und Rochefort commandirenden Generalen, Ihnen bewaffneten Beistand zu gewähren und mit ihren Mitteln die Maßregeln zu unterstützen, die Sie zu Vollführung der Befehle der Regierung zu ergreifen für geeignet erachten werden.

„Empfangen Sie u. s. w.

„Für den Kriegsminister.

„Der Staatsrath Generalsecretär.

„Baron Marchand.“

Also, falls Napoleon zögern sollte, dem Befehle, der ihn aus Frankreich jagte, zu gehorchen, hatte

der General Becker fortan das Mittel, ihn beim Kragen zu packen, und ihn mit Gewalt gehen zu machen.

Napoleon ließ seinen Kopf auf seine Brust sinken.

Es vergingen einige Minuten; er schien in eine tiefe Träumerei versunken.

Als er das Haupt wieder erhob, war der General Becker weggegangen, um der Commission zu antworten. Nur Sarranti stand vor ihm.

„Nun, was willst Du noch von mir?" fragte ihn der Kaiser mit einer Bewegung der Ungeduld.

„In Malmaison wollte ich Frankreich retten, Sire; hier will ich Sie retten."

Der Kaiser zuckte die Achseln; er schien völlig unter seinem Geschicke gebeugt zu sein: dieser letzte Brief hatte seine letzten Hoffnungen gebrochen.

„Mich retten?" erwiederte er. „Wir werden hievon in den Vereinigten Staaten sprechen."

„Ja, doch da Sie nie nach den Vereinigten Staaten kommen werden, Sire, so lassen Sie uns hier davon sprechen, wenn Sie rechtzeitig sprechen wollen."

„Wie, ich werde nie nach den Vereinigten Staaten kommen? Was wird mich davon abhalten?"

„Das englische Geschwader, das in zwei Stunden den Hafen von Rochefort blockiren wird."

„Wer hat Dir diese Nachricht gegeben?"

„Der Capitän einer Brigg, der so eben in Rhede zurückgekehrt ist."

„Kann ich diesen Capitän sprechen?"

„Er wartet, daß ihm Eure Majestät die Ehre erweise, ihn zu empfangen."

„Und wo wartet er?"

„Dort, Sire," erwiederte Sarranti.

Und er deutete auf die Thüre seines Zimmers.

„Er trete ein," sprach der Kaiser.

„Wünscht Eure Majestät nicht zuvor lange und ruhig mit ihm zu reden?"

„Bin ich nicht schon Gefangener?" fragte Napoleon mit Bitterkeit.

„Nach der Nachricht, die Ihnen mitgetheilt worden ist, wird es Niemand erstaunlich finden, daß Eure Majestät sich eingeschlossen hat."

„Schiebe den Riegel vor und laß Deinen Capitän eintreten."

Sarranti gehorchte.

Sobald die Thüre mit dem Riegel geschlossen, führte er denjenigen ein, dessen Besuch er gemeldet hatte.

Es war ein Mann von sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahren, als einfacher Seemann gekleidet, er trug keine der Insignien des Grades, unter welchem er angekündigt worden war.

„Nun," fragte der Kaiser Sarranti, der sich wegzugehen anschickte, „wo ist denn Dein Capitän?"

„Ich bin es, Sire," antwortete derjenige, welcher so eben eingetreten war.

„Warum tragen Sie nicht die Uniform der Marineoffiziere?"

„Weil ich kein Offizier von der Marine bin, Sire."

„Was sind Sie denn?"

„Ich bin ein Corsar."

Napoleon warf auf diesen Mann einen Blick, der nicht von einer gewissen Verachtung frei war; als er aber auf sein Gesicht kam, verweilte dieser Blick glänzend und starr darauf.

„Ah! ah!" sagte er, „es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie sehe."

„Nein, Sire, das dritte Mal."

„Das erste Mal . . .?"

Der Kaiser suchte einen Augenblick in seinem Gedächtniß.

„Das erste Mal . . ." erwiederte der Seemann, um das abnehmende Gedächtniß des großen Mannes zu unterstützen.

„Nein, lassen Sie mich suchen," unterbrach Napoleon; „Sie gehören zu meinen guten Erinnerungen, und ich liebe es, mich mit meinen alten Freunden zusammenzufinden. Das erste Mal, als ich Sie sah, war es im Jahre 1800; ich wollte Sie zum Schiffs-Capitän machen, Sie schlugen es aus!"

„Das ist wahr, Sire, ich habe immer meine Freiheit Allem vorgezogen."

„Das zweite Mal war es bei meiner Rückkehr von der Insel Elba; ich hatte einen Aufruf an den Patriotismus Frankreichs ergehen lassen: Sie kamen und boten mir drei Millionen an, ich nahm sie an."

„Das heißt, gegen Geld, von dem ich nicht wußte, was ich damit thun sollte, gaben Sie mir Canal-Actien und Anweisungen auf Holzschläge."

„Nun sehe ich Sie zum dritten Male wieder, und, wie immer, in einem äußersten Augenblicke. Was wollen Sie diesmal von mir, Capitän Pierre Herbel."

Der Capitän bebte vor Freude; der Kaiser erinnerte sich aller Umstände, erinnerte sich sogar seines Namens.

„Was ich will? Ich will es versuchen, Sie zu retten."

„Vor Allem sagen Sie mir, welche Gefahr mich bedroht."

„Die, von den Engländern gefangen genommen zu werden."

„Was mir Sarranti sagte, ist also wahr? der Hafen von Rochefort ist blockirt?"

„Noch nicht, Sire; doch in einer Stunde wird er es sein."

Der Kaiser blieb einen Moment nachdenkend.

„Jeden Augenblick erwarte ich Geleitsbriefe," sagte er.

Herbel schüttelte den Kopf.

„Sie glauben nicht, daß ich sie bekomme?"

„Nein, Sire."

„Was ist denn, nach Ihrer Meinung, die Absicht der verbündeten Souverains."

„Die, Sie zum Gefangenen zu machen, Sire."

„Ich habe sie aber auch in meiner Hand gehalten, und ich habe sie wieder freigelassen und ihnen ihre Throne zurückgegeben."

„Sie haben vielleicht Unrecht gehabt, Sire."

„Und kommen Sie nur, um mich von der Gefahr zu unterrichten?"

„Ich komme, um mein Leben zur Verfügung Eurer Majestät zu stellen, wenn ihr mein Leben nützen kann."

Der Kaiser schaute diesen Mann an, der sich mit so viel Einfachheit ausdrückte, daß man nicht bezweifeln konnte, er sei bereit zu thun, was er versprach.

„Ich hielt Sie für einen Republikaner,“ sagte Napoleon.

„Ich bin es in der That, Sire.“

„Warum sehen Sie denn nicht in mir einen Feind?“

„Weil ich vor Allem Patriot bin. Ah! ja, ich bedaure, und zwar aus tiefstem Herzen, daß Sie nicht, wie Washington, der Nation das Depot ihrer Freiheiten unversehrt zurückgegeben; haben Sie aber Frankreich nicht frei gemacht, so haben Sie es wenigstens groß gemacht, darum sage ich Ihnen: „„Glücklich und auf dem Gipfel des Ruhmes hätten Sie mich nicht wiedergesehen, Sire.““

„Ja, und nun, da ich unglücklich bin, und den Gipfel des Mißgeschickes erreicht habe, kommen Sie, nachdem Sie mir Ihr Vermögen angeboten, um mir Ihr Leben anzubieten. Geben Sie mir die Hand, Capitän Herbel; ich habe Ihnen nur noch meinen Dank für Ihre Ergebenheit auszusprechen.“

„Nehmen Sie dieselbe an, Sire?“

„Ja; doch was wollen Sie mir anbieten?“

„Drei Dinge, Sire. Wollen Sie nach Paris marschiren? Das Vendée-Heer unter den Befehlen des Generals Lamarque, die Gironde-Armee unter den Befehlen des Generals Clausel sind zu Ihrer Verfügung. Nichts kann leichter sein, als die provisorische Regierung als Verräther zu decretiren und gegen sie an der Spitze von fünfundzwanzig tausend Soldaten und hunderttausend fanatisirten Bauern zu marschiren.“

„Das wäre eine zweite Rückkehr von der Insel Elba, und ich will nicht wieder anfangen. Und dann

bin ich müde, mein Herr; und wünsche auszuruhen und zu sehen, was, wenn ich nicht mehr da bin, die Welt an meinen Platz stellen wird. Gehen wir zu dem zweiten über, was Sie mir angeboten haben."

„Sire, ein Mann, für den ich stehe, wie für mich selbst, Pierre Berthaud, mein Second, hat eine Corvette an der Mündung der Seudre; Sie steigen zu Pferde, Sie reiten durch die Salzsümpfe, Sie werfen sich in eine Feluke, Sie fahren durch die Passe de Maumasson hinaus, Sie vermeiden die Engländer, und Sie treffen in See mit dem amerikanischen Schiffe der Adler zusammen. Sie sehen, der Name ist ein gutes Vorzeichen."

„Das heißt fliehen, mein Herr, fliehen wie ein Schuldiger, der entweicht, und nicht aus Frankreich weggehen wie ein Kaiser, der vom Throne steigt!... Ihr drittes Mittel?"

„Das dritte ist das gewagteste, doch ich stehe dafür."

„Lassen Sie hören."

„Zwei französische Fregatten, der Saul und die Medusa, welche unter der Protection der Batterien der Insel Aix vor Anker liegen, sind von der französischen Regierung Eurer Majestät zur Verfügung gestellt?"

„Ja, doch wenn der Hafen blockirt ist?"

„Wollen Sie, Sire . . . Ich kenne die zwei Commandanten dieser zwei Fregatten, zwei der bravsten Offiziere: der Capitän Philibert und der Capitän Bonet."

„Nun?"

„Wählen Sie dasjenige von den beiden Schiffen,

das Sie besteigen wollen. Die Medusa, zum Beispiel, ist die beste Schnellseglerin. Die Blockade besteht aus zwei Schiffen, dem Bellerophon von vierundsechzig, und dem Superbe, von achtzig Kanonen. Ich werde mich an den Bellerophon mit meiner Brigg anhängen; der Capitän Philibert wird sich an den Superbe mit dem Saul anhängen; sie brauchen wohl eine Stunde, bis sie uns in den Grund gebohrt haben! Während dieser Zeit passiren Sie mit der Medusa, und diesmal nicht wie ein Flüchtling, sondern wie ein Sieger unter einem Triumphbogen von Flammen."

„Und ich werde mir den Verlust von zwei Schiffen und zwei Equipagen zum Vorwurfe zu machen haben, mein Herr! Nie!"

Der Capitän Herbel schaute Napoleon mit Erstaunen an.

„Und die Beresina, Sire! und Leipzig, Sire! und Waterloo, Sire!"

„Das war für Frankreich; und für Frankreich hatte ich das Recht, das Blut der Franzosen zu vergießen. Diesmal wäre es für mich, und zwar für mich allein."

Napoleon schüttelte den Kopf.

Alsdann wiederholte er noch fester als das erste Mal das Wort:

„Nie!"

Am 13. Mai schrieb er an den Prinz-Regenten den bekannten Brief, der so unselig geschichtlich geworden ist:

„Königliche Hoheit!

„Den Factionen, welche mein Land theilen, und der Feindschaft der Großmächte Europas preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn vollbracht, und ich will mich, wie Themistokles, an den Herd des britischen Volkes setzen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, welche ich von Eurer Hoheit reclamire, als den des mächtigsten, des beharrlichsten und des edelmüthigsten von meinen Feinden.

„Napoleon."

Am anderen Tage, den 15. Juli, begab sich Napoleon an Bord des Bellerophon.

Am 15. October landete er in St. Helena.

Als er den Fuß auf die verfluchte Insel setzte, stützte er sich auf den Arm von Herrn Sarranti, und er flüsterte ihm ins Ohr:

„Oh! daß ich den Vorschlag des Capitäns Herbel nicht angenommen habe!"

XLII.

Die Vision.

Der Rest der Geschichte des Capitäns Herbel ist leicht zu begreifen und kurz zu erzählen.

Wie Alles, was an der Rückkehr von 1815 Theil genommen hatte, wurde Pierre Herbel verfolgt.

Erschoß man ihn nicht wie Ney und Labedoyère, so war dies so, weil er den Bourbonen keinen Eid

geleistet hatte, und weil man wahrhaftig nicht gewußt hätte, worauf man den Proceß hätte gründen sollen. Doch die Canalactien, die ihm der Kaiser gegen sein baares Geld gegeben, verloren ihren ganzen Werth; die Anweisungen auf Holzschläge wurden nicht anerkannt; die Schöne Therese wurde als Schmugglerschiff in Beschlag genommen und confiscirt; der Banquier endlich, bei dem der Rest vom Vermögen des Capitäns war, fand sich, da er sich durch die politischen Ereignisse zu Grunde gerichtet sah, genöthigt, seine Bilanz niederzulegen, und gab zehn Procent.

Von seinem ganzen ungeheuren Vermögen vermochte Pierre Herbel nur etwa fünfzigtausend Franken und einen kleinen Pachthof zu retten.

Pierre Berthaud war glücklicher oder vielmehr geschickter gewesen als er: von der Reaction von 1814 unterrichtet, hatte er die von 1815 nicht erwarten wollen; er ging mit seiner Corvette, auf der er zusammengebracht hatte, was er besaß, fort.

Was war aber aus ihm und seiner Mannschaft geworden? Niemand wußte es, und man erfuhr nichts von ihm. Man nahm an, das Schiff sei bei einem Sturme mit Mann und Maus untergegangen, und da am Ende, wenn sich dies so zugetragen, Pierre Berthaud den Tod eines Seemanns gestorben war, so hatte Therese für ihn gebetet, Pierre Herbel Messen für ihn lesen lassen, und der Eine und der Andere von ihm hatte zu seinem Täufling als von einem Goldherzen, und von einem zweiten Vater für ihn, wenn er je wiederkäme, gesprochen, dann hatten, wie der einen Augenblick durch den Gießbach, der

sich darein wirft, oder durch die Lawine, die darein fällt, beunruhigte Fluß, die Dinge des Lebens wieder ihren Lauf genommen, und nach drei Jahren, wenn man von Pierre Berthaud sprach, sagte Herbel mit einem Seufzer: „Armer Pierre!“ Therese wischte eine Thräne ab und murmelte ein Gebet, und das Kind fragte: „Das war mein Pathe, nicht wahr, Papa? Ich liebe meinen Pathen sehr!“

Und Alles war abgethan.

Ueberdies hatte Pierre Herbel als Philosoph seinen persönlichen Ruin ertragen. Auf die Quote des väterlichen Vermögens beschränkt, hätte er nicht mehr gehabt, als er hatte, wenn er eben so viel gehabt hätte.

Bei der Rückkehr seines Bruders nach Frankreich machte er diesem den Vorschlag, seinen Pachthof zu verkaufen und den Rest seines Vermögens mit ihm zu theilen.

Der General Herbel schlug es aus, indem er seinen Bruder als Piraten behandelte. Sodann bekam er seinerseits einen ungeheuren Antheil an der den Emigranten bewilligten Entschädigungsmilliarde, bot Pierre keine Theilung mit ihm an, — Pierre würde das nicht getheilt haben, selbst wenn er es ihm angeboten hätte, — und jeder Bruder fuhr fort, den andern auf seine Weise zu lieben, das heißt der Capitän von ganzem Herzen, der General mit einem Theile seines Geistes.

Was den Knaben betrifft, so weiß man schon ungefähr, wie er erzogen wurde.

Er wuchs heran.

Man schickte ihn nach Paris; er wurde in einem

der besten Colléges der Hauptstadt untergebracht. Der Vater und die Mutter, welche alle Tage von ihrem kleinen Vermögen nahmen, um den Sohn zu erziehen, verließen St. Malo aus Sparsamkeit und lebten auf ihrem Pachthofe mit zwölf bis vierzehnhundert Franken Einkommen: die Erziehung von Petrus verschlang das Uebrige.

Im Jahre 1820 eröffnete der Capitän Herbel, — der damals erst fünfzig Jahre alt war und vor Langeweile, das Gras um seinen Pachthof wachsen zu sehen, starb, — der Capitän Herbel eröffnete eines Tags seiner Frau, ein Rheder von Havre habe ihm Vorschläge in Betreff einer Reise nach West-Indien gemacht.

Er war entschlossen abzugehen und an dem Unternehmen Theil zu nehmen, um es zu versuchen, das Vermögen von Pierre zu verdoppeln.

Der Antheil, den der Capitän nahm, betrug dreißigtausend Franken.

Doch die Tage des Glückes waren vorüber! Von einem ungeheuren Sturme im Golf von Mexico überfallen, wurde sein Dreimaster auf die Alacranas geworfen, — Felsbänke, welche noch viel erschrecklicher als die Scylla des Alterthums, — das Schiff versank, der Capitän und die besten Schwimmer der Mannschaft erreichten die Korallenspitzen, welche aus dem Wasser hervorragten, klammerten sich daran an und wurden nach Verlauf von drei Tagen, sterbend vor Hunger und gelähmt vor Müdigkeit, von einem spanischen Schiffe aufgenommen.

Herbel hatte nur noch nach Hause zurückzukehren; der spanische Capitän, der nach der Havannah segelte,

brachte ihn auch nach diesem Hafen, wo er ihn an Bord eines zur Rückkehr nach Frankreich segelfertigen Schiffes gab.

Unser alter Corsar kam in der That zurück, jedoch so traurig, den Kopf so gebeugt, daß Niemand glauben konnte, der Schiffbruch seines Dreimasters schlage dergestalt einen Mann danieder, der alle Wechselfälle des Glücks und des Unglücks erschöpft hatte.

Nein, das war es nicht, und was es war, das wagte er nicht zu sagen.

Während der letzten Nacht, die er an diesen Felsen angeklammert, die Kräfte gelähmt, den Magen leer, den Kopf verwirrt durch das gräßliche Tosen der See, die sich um ihn her an den Riffen brach, zubrachte, hatte Herbel das, was ein ungläubiger Geist das Delirium, ein gläubiger Geist eine Vision genannt haben würde.

Gegen Mitternacht, — der Capitän wußte besser als irgend Jemand auf der großen Uhr zu lesen, die man den Himmel nennt, — gegen Mitternacht verschleierte sich der Mond, und die Atmosphäre war folglich verdunkelt; da schien es dem alten Seemanne, es ziehe ein Geräusch über seinem Haupte hin, wie ein Schlagen von Flügeln, und eine Stimme sagte zu den Wellen:

„Besänftigt Euch!“

Das war die Stimme der Meergeister.

Sodann, wie man in der Phantasmagorie von fern eine Gestalt sieht, welche, Anfangs unmerkbar, immer größer wird, bis sie ihren natürlichen Wuchs erreicht, sah der Capitän auf den Wellen hingleitend

die verschleierte Gestalt einer Frau auf sich zukommen, welche vor ihm stehen blieb. Ein Schauer durchlief seinen ganzen Körper: in dieser Frau, ganz verschleiert, wie sie war, erkannte der Capitän vollkommen Therese.

Ueberdies, wäre ihm der geringste Zweifel geblieben, dieser Zweifel würde bald verschwunden sein.

Als die Frau zu ihm gelangt war, hob sie den Schleier auf.

Der Capitän stieß einen Schrei aus und wollte den Schatten anreden; doch dieser legte seine Fingerspitzen auf seine bleichen Lippen, als wollte er ihm Stillschweigen gebieten, und murmelte mit einer so schwachen Stimme, daß der Capitän begriff, das sei nicht die Stimme eines lebenden Wesens:

„Komm, geschwinde, Pierre! ich erwarte Dich, um zu sterben!“

Hernach, als hätte die Gestalt, nachdem sie gesprochen, plötzlich die magische Gewalt, die sie über dem Wasser hielt, verloren, sank sie langsam nieder, wobei sie das Wasser zuerst bis an den Knöcheln, dann bis an den Knieen, dann bis am Gürtel, dann bis am Halse hatte; dann endlich sank der Kopf wie das Uebrige unter, und die Vision verschwand . . . Die geebneten Wellen erhoben sich aufs Neue, ein durchdringender Regen fiel auf den vereisten Leib des Capitäns, und Alles kehrte in die gewöhnliche Dunkelheit zurück.

Herbel befragte seine Gefährten, doch seine Gefährten, die ganz nur mit ihren Leiden und Gefahren beschäftigt waren, hatten nichts von dem, was vorgefallen, gesehen, — oder vielmehr das, was sich

zugetragen, hatte sich für den Capitän allein zugetragen.

Uebrigens hätte man glauben sollen, diese Erscheinung habe ihm alle seine Kräfte wiedergegeben. Es schien ihm, er könne nicht sterben, bevor er Therese wiedergesehen, da Therese seiner harrte, um selbst zu sterben.

Wir haben gesagt, am andern Tage seien die Schiffbrüchigen von einem spanischen Schiffe entdeckt und von diesem aufgenommen worden; wir haben aber auch gesagt, wie sehr, so wie sie sich Frankreich näherten, die Vision, nicht in den Augen, sondern in der Erinnerung des Capitäns, deutlicher, klarer, reeller geworden sei.

Er landete endlich in St. Malo, von wo er seit achtundzwanzig Monaten abwesend war.

Die erste befreundete Gestalt, die er im Hafen traf, wandte sich von ihm ab.

Er lief auf denjenigen, welcher ihn fliehen zu wollen schien, zu.

„Therese ist also sehr krank?" fragte ihn der Capitän.

„Ah!" erwiederte der Angeredete, sich umwendend, „Sie wissen das?"

„Ja," antwortete Herbel; „doch sie ist also sehr krank?"

„Hören Sie, Sie sind ein Mann, nicht wahr?"

Der Capitän erbleichte.

„Nun wohl, gestern sagte man, sie sei todt."

„Das ist unmöglich!" rief Herbel.

„Wie! unmöglich?" fragte derjenige, welcher ihm diese Auskunft gab.

„Ja, sie hat mir gesagt, sie werde auf mich warten, um zu sterben."

Derjenige, welcher mit dem Capitän gesprochen hatte, glaubte, er sei ein Narr geworden; doch er hatte nicht Zeit, ihn über dieses neue Unglück zu befragen, denn Pierre, als er einen andern von seinen Freunden erblickte, welcher nach der Promenade reitend vorüberkam, lief auf ihn zu und bat ihn, ihm sein Pferd zu leihen, was dieser sogleich that, erschrocken über seine Blässe und seine verstörten Gesichtszüge; wonach sich der Capitän in den Sattel schwang, im Galopp wegritt und nach fünf Minuten die Thüre des Schlafzimmers seiner Frau öffnete.

Die arme Therese saß in ihrem Bette und schien zu warten. Petrus stand keuchend bei ihrem Kopfkissen. Seit einer Stunde glaubte er, seine Mutter delirire: das Auge starr, hatte sie beständig nach der Seite von St. Malo geschaut, und nach und nach gesagt:

„Nun landet Dein Vater ... nun erkundigt sich Dein Vater nach uns ... nun steigt Dein Vater zu Pferde ... nun kommt Dein Vater an."

Und in der That, als die Sterbende diese Worte sprach, hörte man den Galopp eines Pferdes, die Thüre öffnete sich, der Capitän erschien.

Diese zwei so zärtlich verbundenen Herzen, diese zwei Leiber, welche selbst der Tod zu trennen zögerte, hatten sich nichts zu sagen, sie hatten nur in einer letzten Umarmung in einander zu verschmelzen.

Die Umarmung war lang und schmerzlich, und als der Capitän seine Arme löste, war Therese todt.

Das Kind nahm im väterlichen Herzen den Platz seiner Mutter ein.

Dann forderte das Grab den Leichnam, Paris forderte den Knaben, und der Capitän blieb allein.

Von diesem Augenblicke an lebte Pierre Herbel traurig und einsam auf seinem Pachthofe, mit den Erinnerungen an seine Vergangenheit des Ruhms, der Abenteuer, der Leiden und des Glückes.

Von dieser ganzen Vergangenheit blieb ihm nur Petrus; Petrus konnte auch verlangen, was er wollte, auf der Stelle erhielt Petrus, was er verlangt hatte.

Petrus, ein verzogenes Kind in der vollen Bedeutung des Wortes; Petrus, in dem zugleich, für den Capitän Herbel, der Sohn und die Mutter lebten, Petrus hatte sich nie regelmäßig die Rechnung von seinem kleinen Vermögen gemacht.

Drei Jahre lang hatte er übrigens nichts von seinem Vater zu verlangen gehabt; einen Namen unterstützend, der ans Licht zu treten anfing, hatte die Arbeit reichlich alle seine Bedürfnisse bestritten.

Plötzlich aber hatte sich der Horizont des jungen Mannes um seine ganze Liebe für die schöne und aristokratische Regina vergrößert; seine Bedürfnisse hatten sich verdoppelt, verdreifacht; ganz im Gegentheile und im umgekehrten Verhältnisse hatte die Arbeit abgenommen.

Vor Allem hatte Petrus sich geschämt, Lectionen zu geben, und er hatte darauf verzichtet; sodann hatte es ihm demüthigend geschienen, seine Gemälde an den Fenstern der Bilderhändler auszustellen; die Liebhaber könnten wohl zu ihm kommen, die Bilderhändler könnten sich wohl bemühen.

Statt daß diese Einnahmen gemacht wurden, waren die Ausgaben furchtbar geworden.

Man hat ein Muster von der Art gesehen, wie Petrus lebte, mit Wagen, Pferden, Livreebedienten, seltenen Blumen, Volière, Atelier voll von Meubles von Flandern, chinesischen Potichen, böhmischem Glaswerk.

Petrus hatte die Quelle nicht vergessen, aus der er früher schöpfte, und er war dahin zurückgekehrt. Die Quelle war reich: es war das Herz eines Vaters.

Dreimal seit sechs Monaten hatte Petrus wachsende Summen verlangt: zweitausend Franken das erste Mal, fünftausend das zweite Mal, zehntausend das dritte Mal. Er hatte immer erhalten, was er verlangt.

Den Gewissensbiß im Herzen, die Schamröthe auf der Stirne, aber besiegt von der unwiderstehlichen Liebe, die ihn unter sich bog, hatte er sich endlich ein viertes Mal an seinen Vater gewandt.

Diesmal hatte die Antwort ein wenig auf sich warten lassen; dies kam davon her, daß, nachdem er an den General Herbel den Brief geschrieben, der die Scene motivirt hatte, von welcher wir Rechenschaft zu geben versucht haben, der Capitän die Antwort selbst brachte.

Man erinnert sich der Lection, die der General seinem Neffen in dem Augenblicke gegeben hatte, wo der Capitän Herbel die Thüre eintrat, nachdem er den Bedienten die Treppe hinabgeworfen hatte.

In diesem Momente nehmen wir unsere Erzählung wieder auf, nach einer Unterbrechung, deren

Länge nichts zur Entschuldigung hat, als den Wunsch, den wir hegten, dem Leser eine Idee von diesem würdigen, vortrefflichen Manne zu geben, der uns unter einem andern Anblicke als seinem wahren erschienen wäre, hätten wir ihn nur beleuchtet gelassen durch das Licht der Substantive, die der General seinem Namen beifügte, und der Epithete, mit welcher diese Substantive zu verschönern er nie versäumte.

Aber so weitschweifig wir auch gewesen sind, so bemerken wir doch Eines: daß, während wir das moralische Portrait des Capitäns Pierre Herbel gezeichnet haben, sein physisches Portrait völlig von uns vernachlässigt worden ist.

Beeilen wir uns, dieses Vergessen wieder gut zu machen.

XLIII.

Der Sansculotte.

Der Capitän Pierre Herbel, genannt der Sansculotte, war damals siebenundfünfzig Jahr alt.

Es war ein Mann von kleinem Wuchse, mit breiten Schultern, eisernen Armen, mit viereckigem Kopfe, dicht besetzt mit straubigen, krausen Haaren, von einem einst rothen, zu dieser Stunde ergrauenden Blond; ein bretanischer Hercules mit einem Worte.

Seine Augenbrauen, von einer dunkleren Farbe als seine Haupthaare, waren nicht weiß geworden und gaben seinem Gesichte eine erschreckliche Härte; seine durchsichtig himmelblauen Augen aber, sein auf

weißen Zähnen sich leicht öffnender Mund, offenbarten zugleich eine vollkommene Güte, eine unendliche Sanftmuth.

Er war lebhaft, ungestüm, wie wir ihn an Bord, in den Tuilerien, bei seinem Eintritt bei seinem Sohne gesehen haben; doch unter diesem ungestümen, lebhaften Wesen verbarg sich das empfindsamste Herz, die mitleidigste Seele der Schöpfung.

Seit langer Zeit gewohnt, den Menschen in Lagen zu befehlen, wo die Gefahr keine Schwäche gestattete, drückte sein Gesicht die Gewohnheit des Commandirens und große Willensenergie aus. In der That, als ob er immer an Bord der Schönen Therese gewesen wäre, hatte er in seinem Dorfe, trotz des Verlustes seines Vermögens, das Geheimniß bewahrt, sich gehorchen zu machen, und zwar nicht allein von den Bauern, welche Thür an Thür mit ihm wohnten, sondern auch von den reichsten Herren seiner Nachbarn.

Durch den europäischen Frieden gezwungen, im Müssiggange an seinen Fäusten zu nagen, hatte der Capitän, in Ermangelung des Kampfes mit den Menschen, den Thieren den Krieg erklärt; dieser Uebung seine ganze verzehrende Thätigkeit widmend, wurde er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, und mit dem Bedauern, daß er es nicht mit Thieren zu thun hatte, bei denen es der Mühe werth war, — wie Elephanten, Rhinozerosse, Löwen, Tiger und Leoparden, warf er sich, gleichsam sich schämend, daß er gegen so schwache Thiere kämpfte, auf die Wölfe und die Wildschweine.

Wittwer von Therese, entfernt von Petrus,

brachte es der Capitän Herbel dahin, daß er zwei Drittel des Jahres auf zehn bis zwölf Meilen in der Runde in den Wäldern und auf den Heiden, seine Flinte auf der Schulter, seine zwei Hunde voran, umherlief.

Zuweilen blieb er eine Woche, zehn Tage, vierzehn Tage vom Dorfe abwesend, und gab nur Kunde von sich durch die Wildpretkarren, welche er dahin schickte, und die meistens an die dürftigsten Familien adressirt waren; so daß der Capitän, der die Armen nicht mehr mit seinem Almosen nähren konnte, sie mit seiner Flinte nährte.

Der Capitän war also, viel mehr als Nimrod, ein echter Jäger vor dem Herrn.

Nur hatte diese hartnäckige Jagd manchmal ihre Unannehmlichkeiten.

Es ist dem Leser nicht unbekannt, daß, beim gesetzlichen Laufe der Dinge, der absoluteste Jäger in der Regel seine Flinte vom Monat Februar bis zum Monat September an den Kamin hängt. Nicht so war es bei der Flinte des Capitäns: sein Leclerc, — er hatte aus den Werkstätten des berühmten Waffenschmiedes dieses Namens hervorgehende Läufe gewählt, — sein Leclerc ruhte nie, und man hörte immer seinen wohlbekannten Knall in einem oder dem andern Winkel des Departements.

Es ist wahr, da alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen dieses Departements wußten, in welcher Absicht der Capitän jagte, und welchen Gebrauch er vom Produkte seiner Jagd machte, es ist wahr, sagen wir, daß alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen, sobald sie den Knall auf einer

Seite hörten, auf die andere gingen. Nur in dem Falle also, wo der Capitän zu vermessen zugleich den Schnurrbart des Wildes und den des Jagdeigenthümers versengt hatte, entschloß sich der öffentliche Agent, Klage zu erheben und den Delinquenten vor die Gerichte zu führen.

Und dabei geschah es noch, daß die Tribunale, so streng sie bei Jagdvergehen unter der Restauration waren, wenn sie erfuhren, das Vergehen sei vom Sansculotte Herbel begangen worden, die Strafe milderten, was auch die Meinung der Richter sein mochte, und es erhob sich die Buße nie über das Minimum. So daß mit hundert Franken Buße im Jahre der Capitän über zweitausend Franken Almosen gab, sich selbst ernährte und herrliche Federwildkörbe seinem Sohne Petrus schickte, — der sie regelmäßig mit denjenigen von seinen Collegen theilte, welche Küchenstücke malten, was beweisen würde, daß die Wilderei, wie die Tugend, immer ihren Lohn findet.

In Betreff alles Uebrigen war der Capitän ein wahrer Seemann geblieben. Er wußte nicht nur nichts von den Dingen der Stadt, sondern auch nichts von den Dingen der Welt.

Die Vereinzelung, in der der Seemann verloren inmitten der Einsamkeit des Oceans lebt, die Größe des Schauspiels, das er beständig vor den Augen hat, die Leichtigkeit, mit der er jeden Moment um sein Leben spielt, die Sorglosigkeit, mit der er den Tod erwartet, — das Leben des Seemanns und sodann das des Jägers hatten ihn so völlig von dem Verkehr mit den Menschen bewahrt, daß er, mit

Ausnahme der Engländer, die ihm, ohne daß er wußte, warum, seine natürlichen Feinde dünkten, für alle seines Gleichen, — was sich bestreiten läßt, und was wir zuerst bestreiten werden, — eine jungfräuliche Sympathie und Freundschaft hegte.

Die einzige Spalte dieses Herzens, das zugleich von Granit und von Gold, war der Schmerz, verursacht durch den Tod seiner Frau, der armen Therese, eines reizenden Körpers, einer heitern Seele, einer stillen Ergebenheit.

Als er, den Fuß in das Atelier setzend, und nachdem er Petrus umarmt hatte, diesen anschaute, wie ein Vater seinen Sohn anschaut, entstürzten zwei große Thränen seinen Augen, und er sagte, während er dem General die Hand reichte:

„So wie Du ihn siehst, Bruder, nun, so ist er ganz das Ebenbild seiner armen Mutter.“

„Das ist möglich,“ antwortete der General, „doch Du müßtest Dich erinnern, alter Pirat, der Du bist, daß ich nie die Ehre gehabt habe, seine Frau Mutter zu kennen.“

„Es ist wahr,“ erwiederte der Capitän mit einer sanften Stimme voller Thränen, wie jedesmal, wenn er von seiner Frau sprach; „sie ist 1823 gestorben, und wir waren noch nicht versöhnt.“

„Ah!“ rief der General, „und Du glaubst also, wir seien versöhnt?“

Der Capitän lächelte.

„Mir scheint,“ sagte er, „daß, wenn zwei Brüder sich umarmt haben, wie wir es gethan, nach mehr als dreiunddreißig Jahren Abwesenheit . . .“

„Das beweist nichts, Meister Pierre; ah! Du

glaubst, ich versöhne mich mit einem Banditen Deiner Art! Ich gebe ihm die Hand, gut! ich umarme ihn, gut! im Grunde des Herzens ist aber eine Stimme, welche spricht: „„Ich verzeihe Dir nicht, Sansculotte! ich verzeihe Dir nicht, Corsar! ich verzeihe Dir nicht, Seeräuber!““

Der Capitän schaute seinen Bruder lächelnd an, denn er wußte wohl, daß im Grunde der General eine aufrichtige Freundschaft für ihn hegte.

Sodann, als der Brummer geendigt hatte, sagte Pierre:

„Bah! ich verzeihe Dir wohl, daß Du gegen Frankreich gedient hast.“

„Gut!“ entgegnete der General, „als ob Frankreich je die Bürgerin Republik oder Herr Bonaparte gewesen wäre; ich habe gegen 93 und gegen 1805 gedient, verstehst Du, Wildschütz? und nicht gegen Frankreich.“

„Was willst Du, Bruder?“ erwiederte treuherzig der Capitän, „ich glaubte immer, das sei dasselbe.“

„Und wie es mein Vater immer geglaubt hat,“ sagte Petrus, „so wird er es immer glauben; ob Sie nun immer das Gegentheil geglaubt haben, mein Oheim, und es immer glauben werden, ich glaube, man müßte das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen.“

„Ah! ja,“ sprach der General, „auf wie lange gedenkst Du uns die Ehre Deines Besuches zu gönnen?“

„Ach! mein lieber Courtenay, auf sehr kurze Zeit.“

Auf den Namen Courtenay verzichtend, hatte

doch Pierre Herbel denselben fortwährend seinem Bruder, als dem Aeltesten der Familie, gegeben.

„Wie, auf sehr kurze Zeit?“ sagten einstimmig der General und Petrus.

„Ich gedenke noch heute wieder abzureisen, meine Kinder,“ antwortete der Capitän.

„Heute, mein Vater?“

„Ah! bist Du denn entschieden ein Narr, alter Pirat!“ rief der General; „Du willst im Augenblicke Deiner Ankunft wieder abreisen?“

„Meine Abreise ist der Unterredung untergeordnet, die ich mit Petrus haben werde,“ sagte der Capitän.

„Ja, und einer mit den Wildschützen des Departements Ille und Vilaine verabredeten Jagdpartie.“

„Nein, mein Bruder, ich habe dort einen Freund, welcher im Sterben liegt, einen alten Freund, der behauptet, er werde schlecht sterben, wenn ich ihm nicht die Augen schließe.“

„Ah! dieser ist Dir vielleicht auch erschienen,“ fragte der General mit seinem gewöhnlichen Skepticismus, „wie Deine Therese?“

„Mein Oheim!“ sagte Petrus, dazwischen tretend.

„Ja, ich weiß, mein Bruder glaubt an Gott und an die Geister. Aber, Du alter Seewolf, der Du bist, es ist ein Glück, daß, wenn es einen Gott gibt, dieser Gott nicht alle Deine abscheulichen Räubereien hat verüben sehen: sonst gäbe es weder in dieser, noch in der andern Welt einen Heiligen für Dich.“

„Wäre dies so,“ erwiederte sanft und den Kopf

schüttelnd der Capitän, „das wäre ein Unglück für meinen armen Freund Surcouf, und ein Grund mehr, daß ich so schnell als möglich zu ihm zurückkehren würde."

„Ah! Surcouf stirbt!" rief der General.

„Ach! ja," antwortete Pierre Herbel.

„Bei meiner Treue! da wird ein tüchtiger Bandit weniger sein!"

Pierre schaute den General traurig an.

„Nun," fragte der General, ganz durchdrungen von diesem Blicke, „was hast Du mich anzuschauen?"

Der Capitän schüttelte den Kopf mit einem Seufzer.

„Sprich, sprich," beharrte der General; „ich liebe die Leute nicht, welche schweigen, wenn man ihnen sagt, sie sollen sprechen; woran denkst Du? läßt sich das sagen?"

„Ich denke, wenn ich sterbe, werde das Alles sein, was mein Bruder von mir sagt!"

„Wer? was? was sagte ich?"

„„Ah! bei meiner Treue!"" wiederholte der Capitän, eine Thräne abwischend, „„da ist ein tüchtiger Bandit weniger!""

„Mein Vater! mein Vater!" murmelte Petrus.

Alsdann sich an den General wendend, sagte er.

„Mein Oheim, Sie schalten mich vorhin, und Sie hatten Recht; würde ich Sie ebenfalls schelten, hätte ich Unrecht? sprechen Sie!"

Der General unterdrückte einen kleinen Husten, der ihm immer entschlüpfte, wenn er in Verlegenheit war und nicht wußte, was er antworten sollte.

„Laß hören, steht es so schlimm mit Deinem

Surcouf? Bei Gott! ich weiß wohl, daß er Gutes hatte, und daß er ein Braver war, eine Art von Jean Benot, und daß er nur darin gefehlt hat, daß er nicht einer andern Sache diente."

„Er hat der Sache des Volkes gedient, mein Bruder, der Sache Frankreichs."

„Die Sache des Volkes! die Sache Frankreichs! haben sie gesagt Frankreich, haben sie gesagt das Volk, so glauben diese verdammten Sansculottes, Alles gesagt zu haben; frage Deinen Sohn Petrus, den Herrn Aristokraten, der Lakaien mit seiner Livree und Wappen an seinem Wagen hat, ob es in Frankreich nichts Anderes gebe, als das Volk."

Petrus erröthete bis ins Weiße der Augen.

Der Capitän wandte an seinen Sohn einen sanften fragenden Blick.

Petrus schwieg.

„Ah! er wird Dir Alles dies erzählen, wenn Ihr nur zu zwei seid, und ohne Zweifel wirst Du noch finden, er habe Recht."

Der Capitän schüttelte den Kopf.

„Ich habe nur ihn als Kind, Courtenay," sagte er, „und das ist ganz das Ebenbild seiner Mutter."

Das war abermals eine von den Antworten, auf die der General nichts zu erwiedern wußte.

Er hustete.

Während er jedoch hustete, fragte er:

„Ich sagte also, ob es so schlecht bei Deinem Freunde Surcouf stehe, daß Dich das abhalte, mit Petrus bei mir zu Mittag zu speisen?"

„Sehr schlecht, mein Freund," erwiederte traurig der Capitän.

„Dann ist es etwas Anderes," sprach der General, indem er aufstand; „ich lasse Dich mit Deinem Sohne allein, denn ich bin der Erste, der Dir sagt: Ihr habt nicht wenig schmutzige Wäsche in der Familie zu waschen; bleibst Du und willst Du bei mir speisen, so bist Du willkommen; reisest Du ab, und ich sehe Dich nicht wieder, glückliche Reise!"

„Ich befürchte, Du siehst mich nicht wieder, Bruder," sagte Pierre Herbel.

„Nun wohl also, umarme mich, alter Bösewicht!"

Und er öffnete seinem Bruder beide Arme; der würdige Capitän stürzte sich darein, mit einer tiefen Zärtlichkeit, gemischt mit der Ehrfurcht, die er immer für seinen ältern Bruder bewahrt hatte.

Sodann, als wollte er einer Rührungsscene entgehen, eine Art von Erregung, welche wenig in seinen Gewohnheiten und besonders in seinen Sympathieen lag, entriß sich der General mit Gewalt den Armen seines Bruders und warf Petrus die letzten Worte zu:

„Heute Abend oder morgen werde ich Sie wiedersehen, nicht wahr, mein Herr Neffe?"

Und er eilte nach der Treppe, die er mit der Leichtigkeit eines zwanzigjährigen jungen Mannes hinabstieg und murmelte dabei:

„Teufelsmensch! werde ich ihn denn nie wiederfinden können, ohne wahrzunehmen, daß mir eine Thräne im Grunde des Auges bleibt!"

XLIV.

Der Vater und der Sohn.

Kaum hatte sich die Thüre hinter dem General geschlossen, als Pierre Herbel zum zweiten Male die Arme gegen seinen Sohn ausstreckte; während dieser seinen Vater an sein Herz drückte, zog er ihn nach einem Sopha fort, auf den er ihn neben sich sitzen ließ.

Dann, als ob er dem Eindrucke der seinem Bruder entschlüpften letzten Worte gehorchte, ließ der Capitän einen Moment seine Augen auf den Herrlichkeiten des Ateliers umherlaufen, auf dem Tapetenwerk mit königlichen Personen, auf den alten Truhen der Renaissance, auf den griechischen Pistolen mit silbernem Knopfe, auf den arabischen Flinten mit Korallenincrustationen, auf den Dolchen mit Vermeilscheiden, auf dem böhmischen Glaswerk, auf dem alten flämischen Silberzeug.

Die Prüfung war kurz, und das Auge des Capitäns hatte nichts von seinem durchsichtigen heitern Lächeln verloren, als er es wieder auf seinen Sohn richtete.

Petrus dagegen schämte sich dieses Luxus, der einen scharfen Contrast mit den kahlen Mauern des Pachthofes Plancoët bildete, und schlug die Augen nieder.

„Nun, mein Kind," fragte der Vater mit dem Tone sanften Vorwurfs, „ist das Alles, was Du mir sagst?"

„Oh, mein Vater, verzeihen Sie mir," erwiederte Petrus, „ich mache es mir zum Vorwurfe, daß ich Sie veranlaßt habe, das Bett eines sterbenden Freundes zu verlassen, um zu mir zu kommen, der ich warten konnte."

„Das ist es nicht, erinnere Dich wohl, mein Kind, was Du mir in Deinem Briefe sagtest."

„Es ist wahr, mein Vater, entschuldigen Sie mich; ich sagte Ihnen, ich brauche Geld; doch ich sagte nicht: „„Verlassen Sie Alles, um es mir selbst zu bringen;"" ich sagte Ihnen nicht . . ."

„Du sagtest mir nicht?" ... wiederholte der Capitän.

„Nichts, nichts, mein Vater," rief Petrus, indem er ihn umarmte; „Sie haben wohl daran gethan, zu kommen, und ich bin glücklich, Sie zu sehen."

„Und dann, Petrus," fuhr der Vater mit einer durch die Umarmung seines Sohnes leicht erwärmten Stimme fort, „meine Gegenwart war nothwendig, ich hatte im Ernste mit Dir zu reden."

Petrus fühlte sich behaglicher.

„Ah! ich höre, mein Vater," sagte er, „Sie können nicht für mich thun, was ich von Ihnen verlange, und Sie wollten mir das selbst sagen. Sprechen wir nicht mehr hievon, ich war ein Narr, ich hatte Unrecht. Mein Oheim hat es mir vor Ihrer Ankunft begreiflich gemacht, und ich begreife es noch besser, seitdem ich Sie sehe."

Der Capitän schüttelte den Kopf mit seinem guten väterlichen Lächeln.

„Nein," sagte er, „Du begreifst mich nicht."

Dann zog er ein Portefeuille aus der Tasche, legte es auf den Tisch und fügte bei:

„Deine zehntausend Franken sind da.“

Petrus war niedergeschmettert durch diese unerschöpfliche Güte.

„Oh! mein Vater,“ rief er, „nie, nie!“

„Warum nicht?“

„Weil ich überlegt habe, mein Vater.“

„Du hast überlegt, Petrus? was?“

„Folgendes, mein Vater: daß ich seit sechs Monaten Ihre Güte mißbrauche; daß Sie seit sechs Monaten mehr thun, als Sie thun können; daß ich seit sechs Monaten Ihr Ruin bin.“

„Armes Kind, Du ruinirst mich . . . das ist nicht schwer.“

„Ah! Sie sehen wohl, mein Vater.“

„Nicht Du ruinirst mich, mein armer Petrus; ich habe Dich ruinirt.“

„Mein Vater!“

„Ja wohl!“ sagte der Capitän mit einer schwermüthigen Rückkehr zur Vergangenheit; ich hatte ein königliches Vermögen für Dich angehäuft, oder vielmehr dieses Vermögen hatte sich ganz von selbst angehäuft, denn ich habe nie recht gewußt, was Geld war; Du erinnerst Dich, wie dieses Vermögen zusammengestürzt ist.“

„Ja, mein Vater, und ich bin stolz auf unsere Armuth, wenn ich bedenke, auf welche Art wir darein gerathen sind.“

„Laß mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich, trotz dieser Armuth nie etwas gespart habe, handelte es sich um Deine Erziehung, um Dein Glück...“

Petrus unterbrach seinen Vater.

„Und sogar um meine Launen, mein Vater!“

„Was willst Du! vor Allem lag mir daran, Dich glücklich zu sehen, mein Kind. Was würde ich Deiner Mutter geantwortet haben, hätte sie mich, mir entgegen kommend, gefragt: „„Und unser Sohn!““

Petrus sank zu den Knieen des Capitäns nieder und brach in ein Schluchzen aus.

„Ah!“ sagte Pierre Herbel, „weinst Du, so werde ich nicht mehr wissen, was ich Dir zu sagen habe!“

„Mein Vater!“ rief Petrus.

„Uebrigens werde ich Dir, was ich Dir zu sagen hatte, ebenso gut auch bei einer andern Reise sagen.“

„Nein, nein, sogleich, mein Vater . . .“

„Hier, mein Kind,“ sagte der Capitän, indem er aufstand, um Petrus zu entgehen, „hier ist das Geld, das Du brauchst. Nicht wahr, Du wirst mich bei meinem Bruder entschuldigen? Du wirst ihm sagen, ich habe gefürchtet, zu spät zu kommen, und ich sei mit derselben Diligence, die mich gebracht, wieder abgereist.“

„Setzen Sie sich, mein Vater; die Diligence geht erst Abends um sieben Uhr ab, und es ist zwei Uhr; Sie haben also noch fünf Stunden vor sich!“

„Du glaubst?“ erwiederte der Capitän, ohne genau zu wissen, was er antwortete.

Und maschinenmäßig zog er aus seinem Hosentäschchen eine silberne Uhr mit stählerner Kette, die von seinem Vater herstammte.

Petrus nahm die Uhr und küßte sie. Wie oft hatte er nicht, ganz klein, mit dem naiven Erstaunen der Kindheit, die Bewegung dieser Erbuhr gehört!

Er schämte sich der goldenen Kette, die er am Halse hatte, der Uhr mit dem Wappen in Diaman-

ten, die an dieser Kette hing, und die er in seiner Westentasche trug.

„Oh! oh! theure Uhr!" murmelte Petrus, während er die alte silberne Uhr seines Vaters küßte.

Der Capitän begriff nicht.

„Willst Du sie?" fragte er.

„Oh!" rief Petrus, „die Uhr, welche die Stunde Ihrer Kämpfe, die Stunde Ihrer Siege bezeichnet hat, welche, den Bewegungen Ihres Herzens ähnlich, nie schneller geschlagen im Augenblicke der Gefahr, als in den Tagen der Ruhe, ich bin ihrer nicht würdig. Oh! nein, mein Vater, nie! nie!"

„Du vergissest zwei andere Stunden, welche sie auch bezeichnet hat, Petrus, und die die einzigen Data meines Lebens sind, deren ich mich erinnere: die Stunde Deiner Geburt; die Stunde des Todes Deiner Mutter."

„Es gibt eine dritte Stunde, die sie für mich und für Sie von heute an bezeichnen wird, mein Vater: das ist die Stunde, wo ich meinen Undank erkannt und Sie um Verzeihung gebeten habe."

„Um Verzeihung, worüber, mein Freund?"

„Mein Vater, gestehen Sie, daß es Sie die größten Opfer gekostet hat, um mir diese zehntausend Franken zu bringen."

„Ich habe den Pachthof verkauft, das ist das Ganze; und das hat mich aufgehalten."

„Sie haben den Pachthof verkauft!" rief Petrus vernichtet.

„Ja . . . Siehst Du, er war zu groß für mich allein. Wäre Deine arme Mutter nicht gestorben,

oder Du hättest bei mir gewohnt, dann wäre es wohl nicht geschehen."

„Oh! den Pachthof, der von meiner Mutter kam, Sie haben ihn verkauft?"

„Gerade weil er von Deiner Mutter kam, Petrus: das war Dein Gut."

„Mein Vater!" rief Petrus.

„Ich habe das meinige wie ein Narr verschleudert . . . Darum war ich also gekommen. Petrus, Du wirst das begreifen, ich alter Egoist, der ich bin, habe den Pachthof um fünfundzwanzigtausend Franken verkauft."

„Er war aber fünfzigtausend Franken werth."

„Du vergissest, daß ich schon fünfundzwanzigtausend Franken darauf entlehnt hatte, um sie Dir zu schicken."

Petrus verbarg seinen Kopf in seinen Händen.

„Nun denn, ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du mir die anderen fünfzehntausend lassen könntest?"

Petrus schaute seinen Vater mit einer erschrockenen Miene an.

„Nur für den Augenblick," sagte der Capitän, „wohlverstanden, wenn Du sie später brauchst, so hast Du das Recht, sie zurückzufordern."

Petrus erhob das Haupt.

„Fahren Sie fort, mein Vater!"

Und leise murmelte er:

„Das ist meine Strafe."

„Höre also meinen Plan," fuhr der Capitän fort; „ich werde eine kleine Hütte mitten im Walde pachten oder kaufen; Du kennst mein Leben, Petrus

ich bin ein alter Jäger; ich kann meine Gewehre und meinen Hund nicht mehr entbehren, Petrus; ich werde vom Morgen bis zum Abend jagen. Welch ein Unglück, daß Du kein Jäger bist! Du hättest mich besucht, wir hätten mit einander gejagt."

„Oh! seien Sie ruhig, mein Vater, ich werde kommen, ich werde kommen."

„Wahrhaftig?"

„Ich verspreche es Ihnen."

„Nun wohl, ein Grund mehr. Siehst Du, es gibt für mich zwei Dinge auf der Jagd: einmal das Vergnügen, zu jagen; sodann hast Du keine Idee, welche Menge von Menschen ich mit meiner Flinte ernähre."

„Ah! mein Vater, wie gut sind Sie," rief Petrus.

Und die Hände und die Augen zum Himmel erhebend fügte er halblaut bei:

„Wie groß sind Sie!"

„Warte doch," sagte der Capitän; „denn ich komme zu dem Augenblicke, wo ich auf Dich gerechnet habe."

„Sprechen Sie, mein Vater, sprechen Sie."

„Ich bin siebenundfünfzig Jahre alt, mein Auge ist noch klar, der Arm noch fest, das Knie noch solid; doch man steigt rasch die Seite des Berges hinab, wo ich bin. In einem Jahre, in zwei Jahren, in zehn Jahren kann sich das Auge trüben, der Arm kann schwach werden, das Bein straucheln; dann wirst Du an einem schönen Morgen einen alten, armen guten Mann zu Dir kommen sehen, der zu Dir sagt: „„Ich bin es, Petrus, ich tauge zu nichts mehr. Hast Du einen Winkel in Deinem Hause,

wohin Du Deinen alten Vater legen kannst? Er hat immer fern von dem gelebt, was er liebte, er möchte gern nicht sterben, wie er gelebt hat.""

„Oh! mein Vater, Vater," rief schluchzend Petrus, „ist der Pachthof wirklich verkauft?"

„Vorgestern morgen, ja, mein Freund."

„Aber an wen, mein Gott?"

„Herr Peyrat, der Notar, hat es mir nicht gesagt! Du begreifst, woran mir lag, war, das Geld zu bekommen; ich nahm die zehntausend Franken, die Du brauchtest, und hier bin ich."

„Mein Vater," sagte Petrus sich erhebend, „ich muß wissen, an wen Sie den Pachthof meiner Mutter verkauft haben."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Ateliers, und der Diener von Petrus erschien, noch ganz zaghaft, mit einem Briefe in der Hand.

„Oh! laß mich in Ruhe!" rief Petrus, indem er ihm den Brief aus der Hand riß; „ich bin für Niemand zu Hause."

Als er aber diesen Brief auf den Tisch werfen wollte, bemerkte er, daß die Adresse den Stempel von St. Malo hatte.

Er glaubte einen Augenblick, der Brief sei für seinen Vater.

Doch er sah die Aufschrift:

„An den Herrn Vicomte Petrus Herbel
von Courtenay."

Er öffnete rasch den Brief.

Er war von dem Notar, bei welchem der Verkauf des Pachthofes stattgefunden hatte.

Petrus schüttelte den Kopf, als wollte er den Flammenkreis, der ihn umgab, auslöschen und las:

„Herr Vicomte!

„Ihr Vater, der bei mir nach und nach Anlehen im Betrage von fünfundzwanzigtausend Franken gemacht hat, ist vor drei Tagen bei mir erschienen, um an mich seinen Pachthof zu verkaufen, auf dem schon diese Summe von fünfundzwanzigtausend Franken als Hypothek lastete.

„Diese fünfundzwanzigtausend Franken, wie die ersten, sagte er mir, seien für Sie bestimmt.

„Es ist mir der Gedanke gekommen, — entschuldigen Sie mich, Herr Vicomte, — Sie wissen vielleicht nichts von den Opfern, die Ihr Vater für Sie bringt, und daß dieses letzte Opfer ihn völlig zu Grunde richtete.

„Ich glaubte meiner Ehre angemessen, als Notar Ihrer Familie und als Freund Ihres Vaters seit dreißig Jahren, zwei Dinge zu thun: einmal ihm die fünfundzwanzigtausend Franken zu übergeben, die er verlangte, indem ich einen Verkauf, der nicht besteht, vorschützen würde; zweitens Sie von dem Zustande des Verfalles des Vermögens Ihres Vaters zu unterrichten, fest überzeugt, Sie wissen nichts davon, und sobald Sie es erfahren, werden Sie, statt zur völligen Vernichtung dieses Vermögens beizutragen, sich anstrengen, es wiederherzustellen.

„Behalten Sie die fünfundzwanzigtausend Franken, so muß sich der Verkauf realisiren.

„War aber das Bedürfniß, das Sie in Betreff dieser fünfundzwanzigtausend Franken haben, nur

eines von den Bedürfnissen, die man verschieben oder sogar ganz beseitigen kann, und Sie sind im Stande, durch eines oder das andere Mittel diese fünfundzwanzigtausend Franken innerhalb acht Tagen wieder in meine Hände zurückgehen zu lassen, so bliebe Ihr Herr Vater Eigenthümer des Pachthofes, und Sie würden ihm, wie ich glaube, einen ungeheuren Kummer ersparen.

„Ich weiß nicht, wie Sie mein Verlangen qualificiren werden, doch ich denke, es ist das eines redlichen Mannes und eines Freundes.

„Empfangen Sie u. s. w.

„Peyrat,
„Notar in St. Malo."

Das Ganze war begleitet von einem der complicirten Namenszüge, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren die Provinznotare machten.

Petrus athmete auf und drückte den Brief des würdigen Notars an seine Lippen, der ihn sicherlich nicht für diese Ehre bestimmt glaubte.

„Mein Vater," sagte er, „ich reise heute Abend mit Ihnen nach St. Malo ab."

Der Capitän stieß einen Freudenschrei aus; doch sogleich überlegend fragte er mit einer gewissen Bangigkeit:

„Was willst Du in St. Malo machen?"

„Nichts . . . Sie zurückbegleiten, mein Vater. Als ich Sie sah, glaubte ich, Sie werden einige Tage bei mir zubringen. Das ist Ihnen unmöglich: nun will ich einige Tage bei Ihnen zubringen."

Und, in der That, an demselben Abend, nachdem

er zwei Briefe geschrieben, den einen an Regina, den andern an Salvator, nachdem er seinen Vater zum Mittagessen geführt hatte, — nicht zum General, dessen Vorwürfe oder Sarkasmen sein empfindliches Herz verwundet hätten, sondern in einen Restaurant, wo Beide an einem kleinen Tische ein Mahl voll Innigkeit und Zärtlichkeit machten, stieg Petrus mit seinem Vater in den Wagen von St. Malo und verließ Paris sehr fest in dem Entschlusse, den er gefaßt.

XLV.

Herzenskummer gemischt mit Geld.

Was war dieser Entschluß, den Petrus gefaßt hatte?

Wir werden ihn vielleicht in einem von den beiden Briefen finden, die er geschrieben hatte.

Fangen wir mit dem an, der nach dem Boulevards des Italiens adressirt war:

„Meine geliebte Regina!

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Paris auf einige Tage verlasse, ohne Sie gesehen, ohne Ihnen brieflich oder mündlich etwas von dieser Abreise gesagt zu haben; ein unerwartetes Ereigniß, welches übrigens nichts Beunruhigendes hat, das versichere ich Ihnen, nöthigt mich, meinen Vater nach St. Malo zu begleiten.

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, um Sie völlig zu beruhigen, daß das, was ich stolzer Weise als ein Ereigniß bezeichnet habe, einfach eine Interessesache ist.

„Nur betrifft diese Interessesache, — erlauben Sie mir diese Blasphemie und vergeben Sie, daß ich sie gesagt habe! — diese Sache betrifft die Person, die ich am meisten nach Ihnen liebe: — meinen Vater.

„Ich spreche dies ganz leise aus, Regina, aus Furcht, Gott könnte mich hören und mich dafür bestrafen, daß ich Sie mehr liebe, als denjenigen, welcher meine erste Liebe sein müßte.

„Ist es für Sie eben so sehr Bedürfniß, mir zu sagen, daß Sie mich lieben, als es für mich Bedürfniß ist, es sagen zu hören, und wollen Sie mich Ihre Abwesenheit nicht vergessen, sondern ertragen machen durch einen von jenen Briefen, in denen Sie mir so gut einen Theil Ihrer Seele zuzuschicken wissen, so schreiben Sie mir poste restante nach St. Malo, doch nicht später als heute oder morgen. Ich gedenke nur die für die Reise und für die Angelegenheit, die mich dahin ruft, durchaus nothwendige Zeit abwesend zu bleiben, das heißt im Ganzen sechs Tage.

„Machen Sie, daß ich bei meiner Rückkehr einen Brief von Ihnen finde, der mich erwartet. Oh! ich schwöre Ihnen, ich werde das sehr nöthig haben.

„Auf Wiedersehen, meine geliebte Regina! mein Körper allein verläßt Sie; doch mein Herz, meine Seele, mein Geist, kurz Alles, was in mir liebt, bleibt bei Ihnen.

Petrus."

Nun, was er Salvator sagte:

„Mein Freund!

„Mit demselben blinden Gehorsam, den Sie für eine letzte Ermahnung Ihres sterbenden Vaters hätten, thun Sie, ich bitte, was ich Ihnen sagen werde.

„Bei Empfang meines Briefes nehmen Sie einen Schätzungs-Commissär und gehen Sie zu mir. Lassen Sie das Inventar meiner Pferde, meines Wagens, meiner Gemälde, meiner Meubles, meiner Waffen, meiner Teppiche, kurz, Alles dessen, was ich besitze, machen; behalten Sie nur für mich, was für die Lebensbedürfnisse streng nothwendig ist.

„Ist das Inventar gefertigt, so lassen Sie jede Sache schätzen.

„Dann lassen Sie Anschlagzettel machen, und kündigen Sie in den Journalen, — das gehört, glaube ich, zur Competenz von Jean Robert, — kündigen Sie den Verkauf eines Künstlermobiliars an.

„Setzen Sie hierfür Sonntag den 16. l. M. fest, damit die Liebhaber Zeit haben, die Gegenstände auf dem Platze zu besichtigen.

„Trachten Sie danach, daß der Commissär, an den Sie sich wenden, gewohnt ist, Kunstgegenstände zu schätzen und zu verkaufen.

„Ich brauche für mein Mobiliar fünfunddreißig bis vierzig tausend Franken.

„Ganz der Ihrige, lieber Salvator.

„Ex intimo corde

„Petrus."

„NS. Bezahlen Sie meinen Bedienten und entlassen Sie ihn."

Petrus kannte Salvator; er wußte, bei seiner Rückkehr werde Alles gethan sein, wie er es wünschte.

In der That, als er am sechsten Tage nach seiner Abreise zurück kam, fand er den Anschlagzettel an der Thüre, und eine Procession von Neugierigen, die seine Treppe auf und abstiegen.

Dieser Anblick schnürte ihm das Herz zusammen. Er hatte nicht den Muth, in sein Atelier zurückzukehren. Ein kleiner Corridor führte unmittelbar vom Ruheplatze nach seinem Zimmer; er trat in sein Zimmer, schloß sich darin ein, setzte sich mit einem tiefen Seufzer, und ließ seinen Kopf in seine Hände fallen.

Petrus war mit sich selbst zufrieden und stolz auf den Entschluß, den er gefaßt hatte; doch diesen Entschluß hatte er nicht ohne Kampf und Erschütterungen gefaßt.

Man erräth, was er dort hatte thun wollen und was seine Absichten bei seiner Rückkehr waren.

Er war dorthin gegangen, um es zu verhindern, daß der Pachthof dieses guten, trefflichen Vaters, — die letzten Trümmer vom Vermögen des Capitäns, — aus seinen Händen käme; er hatte ein Obdach für die letzten Tage desjenigen gesichert, welchem er das Leben verdankte. Das war leicht zu thun, und es geschah, ohne daß es der Notar nur vermuthete: der Notar zerriß die Scheinurkunde, und Petrus nahm Abschied von seinem Vater, der zum Sterbebette seines Freundes gerufen wurde.

Dann kam er nach Paris, um den zweiten Theil, sagen wir es, den schwierigern und besonders den schmerzlichern seines Entschlusses zu erfüllen: Petrus

hatte sich, wie wir gesehen, entschlossen, Pferde, Wagen, Meubles, Gemälde, japanesische Potischen, flämische Truhen, Waffen und Teppiche zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen; sodann, nachdem diese Schulden bezahlt wären, sich wieder an die Arbeit zu begeben, wie ein Schüler in der Loge um den großen Preis von Rom.

Auf seine tollen Ausgaben verzichtend, und besonders zur Arbeit die Zeit verwendend, die er verlor, nicht einmal um Regina zu sehen, sondern um es zu versuchen, sie zu sehen, war Petrus allerdings sicher, sein Leben zu einer bessern Lage, sowohl was die Kunst, als was das Geld betrifft, zurückzuführen. Dann könnte er seinen Vater unterstützen, und sein Vater wäre nicht mehr genöthigt, sich seines letzten Fetzens zu berauben, um den wahnsinnigen Luxus seines Sohnes zu unterhalten.

Allerdings war Alles dies Logik, es war Rechtschaffenheit, es war Vernunft; doch es ist nichts so hart und so schwer zu befolgen, als die Logik, die Rechtschaffenheit, die Vernunft. Darum befolgt man sie meistens nicht. In der That, diesen reizenden Luxus der Augen verkaufen, aus dem er sich eine so süße Gewohnheit gemacht hatte, um sich wieder zwischen vier kahlen Wänden zu finden, war das Etwas, was sich mit Herzensheiterkeit thun läßt? Nein, es war eine schmerzliche Lage und man konnte nur durch einen heftigen Kummer daraus hervorgehen.

Die Armuth an und für sich erschreckte Petrus keineswegs. Mäßig von Natur, sparsam durch sich selbst, hatte er mit fünf Franken täglich großartig

gelebt. Wäre Regina nicht gewesen, so hätte er sich nichts darum bekümmert, reich zu sein; hatte er nicht im Herzen die drei großen Reichthümer der Schöpfung: den Reichthum des Talentes, der Jugend und der Liebe?

Gerade aber auf seiner Liebe, das heißt auf der Seele seiner Seele, sollte unmittelbar und vielleicht tödtlich seine Armuth lasten.

Ach! die Frau, die sich ins Feuer stürzen würde, um uns zu gefallen, die ihr Leben und ihren Ruf wagen würde, um, wie Julie, ihrem unter dem Balcon des Gartens wartenden Romeo einen nächtlichen verstohlenen Kuß zu geben, diese Frau würde oft nicht ihre aristokratische Hand in eine schlecht behandschuhte Hand fallen lassen.

Und dann folgt zu Fuße, im Kothe der Straße, der Frau, die Ihr liebt; erwartet ihr Vorüberkommen zu Fuße, am Rande von einer der Alleen des Waldes, wenn Ihr ihr am Tage zuvor noch auf einem herrlichen, aus den Ställen von Drake oder Crémieux hervorgehenden Pferde reitend begegnet seid!

Ueberdies macht die Armuth traurig, sie färbt gewissermaßen an den frischesten und kräftigsten Gesichtern ab. Die Stirne des Armen bewahrt den Abdruck der Sorgen des vorhergehenden Tages und der Schlaflosigkeit der Nacht.

Es ist naiv, es ist kindisch, es ist lächerlich in den Augen der Philosophen, was wir sagen, doch der schmerzliche Gedanke, fortan nicht in seinem Coupé oder in seinem Tilbury zu der Soirée kommen zu können, zu der Regina in ihrer Caleche gekommen war; sie nicht zu Pferde auf den äußeren

Boulevards kreuzen zu können, wo er ihr zum ersten Male begegnet war, oder in den Alleen des Bois de Boulogne, die sie jeden Tag vorüberkommen sahen, dieser Gedanke erfüllte, allen Philosophen der Erde zum Trotz, das Herz von Petrus mit Traurigkeit. Die Philosophen begreifen wahrhaftig die Liebe nicht, und zum Beweise dient, daß sie, sobald sie verliebt sind, keine Philosophen mehr sind.

Wie fortan eine anständige Figur in den für arme Edelleute so kitzlichen Salons des Faubourg Saint-Germain spielen, wo er, Petrus, nicht unter dem Titel eines Mannes von Talent, sondern als Edelmann von altem Geschlechte empfangen wurde? Der Faubourg Saint-Germain verzeiht einem Edelmanne, daß er Talent hat, unter der Bedingung, daß er nicht von seinem Talente lebt.

Allerdings konnte Petrus, außer dem Boulevard, wo er Regina begegnete, außer den Bois, wo er sie kreuzte, sie zuweilen in ihrem Hause sehen; doch die Begegnungen in der Welt waren der Vorwand dieser Besuche, und dann sah er sie bei ihr, außerdem, daß Petrus sie nicht häufig sehen konnte, selten allein: es war bald Herr de la Mothe-Haudon, bald die Marquise de la Tournelle, Abeille immer, Herr Rappt zuweilen, Herr Rappt, der ihn mit einer verdrießlichen Miene anschaute und ihm bei jedem Zusammentreffen mit dem Blicke zu sagen schien: „Ich weiß, daß Sie mein Todfeind sind; ich weiß, daß Sie meine Frau lieben; aber halten Sie sich gut, ich überwache Sie Beide.“

„Ja, bei Gott! ja, Ihr erbitterter Feind! ja, Ihr Todfeind, der Feind des Bösen, Herr Rappt!“

Nun denn! alle Wohlthaten des Glückes, alle Genüsse des Luxus, alle Vortheile des Reichthums hatte Petrus sechs Monate lang gehabt, und plötzlich mußte er darauf verzichten.

Wir wiederholen, die Lage war schmerzlich.

O Armuth! Armuth! wie viel Herzen, die dem Aufblühen nahe waren, hast Du hingemäht! wie viel erschlossene Blumen der Seele hast Du unter Deiner Sense fallen gemacht und in den Wind gestreut! denn, Armuth, finstere Göttin, Du hast den Hauch und die Sense des Todes . . .

Regina war allerdings keine gewöhnliche Frau. — Vielleicht . . .

Ihr wißt, was dem in den Katakomben verlorenen Reisenden begegnet, dem Reisenden, der von Müdigkeit niedergedrückt, auf einem hohlen Steine sitzend, auf einem alten Grabe, die Stirne mit Schweiß bedeckt, mit Bangigkeit schaut und horcht, ob er kein Licht sehen, kein Geräusch hören werde: er erschaut einen Schein, er vernimmt einen Ton, er steht auf: „Vielleicht!“ sagt er.

Es war so bei Petrus: er hatte einen Schein in dem düstern unterirdischen Gewölbe schimmern sehen.

„Vielleicht!“ hatte er ebenfalls gesagt. „Keine falsche Scham! Sobald ich sie wiedersehe, werde ich ihr Alles erzählen . . . sowohl meine albernen Eitelkeiten, als meinen entlehnten Reichthum! Keinen falschen Stolz mehr! eine einzige Eitelkeit! einen einzigen Ruhm: für sie arbeiten und ihr meine Successe zu Füßen zu legen. Sie ist keine gewöhnliche Frau und... vielleicht wird sie mich noch mehr lieben.“

O schöne Jugend, durch welche die Hoffnung

zieht, wie der Sonnenstrahl durch den Kristall! o reizender Vogel, der den Schmerz singt, wenn er die Freude nicht mehr singen kann!

Ohne Zweifel sagte sich Petrus, mit Unterstützung dieses Entschlusses, viele andere Dinge, die wir hier nicht wiederholen werden. Bemerken wir nur, daß er, während er so mit sich selbst plauderte, seine Reisekleider auszog, ein elegantes Morgencostume anlegte, und sich hastig wieder ankleidete.

Ohne in sein Atelier zurückzukehren, wo er die Stiefel krachen und den Dialog an einander stoßen hörte, stieg er sodann die Treppe hinab, übergab seinen Zimmerschlüssel dem Concierge, der ihm dagegen ein Billet überreichte, an welchem Petrus mit dem ersten Blicke die Handschrift seines Oheims erkannte.

Er lud Petrus auf den Tag seiner Rückkehr nach Paris zum Diner ein. Der General wünschte ohne Zweifel zu wissen, ob die Lection gefruchtet habe.

Petrus beauftragte den Concierge, auf der Stelle in das Hotel Courtenay zu gehen, seinem Oheim zu melden, er sei zurückgekehrt, und er werde die Ehre haben, auf den Schlag sechs Uhr aufzuwarten.

XLVI.

Das Lied von der Freude.

Wir haben nicht gesagt, warum sich Petrus ankleidete, noch wohin er ging; doch der Leser wird es schon errathen haben.

Petrus war aus seinem Zimmer mit eines Vogels Flügeln hinabgeeilt. Er hatte beim Concierge aus dem erwähnten Grunde angehalten, hatte aus Gewohnheit gefragt, ob man keine anderen Briefe für ihn habe, als die seines Oheims, hatte maschinenmäßig die Augen auf drei bis vier Briefe geworfen, die man ihm dargereicht, und auf keinem die Handschrift findend, die er gesucht, hatte er sie zurückgeschoben, aus seinem Portefeuille ein Briefchen mit feiner Schrift, mit zartem, wohlriechendem Umschlage genommen, es an seine Lippen gehalten, und war über die Thürschwelle gesprungen. Das war der Brief, den er von Regina in St. Malo erhalten.

Die zwei jungen Leute schrieben sich alle Tage: die Briefe von Petrus waren adressirt an die gute Manon, die von Regina an Petrus selbst.

Regina hatte aus ihrer ausnahmsweisen Stellung eine gewisse Stärke geschöpft, welche die Trennung der zwei jungen Leute milderte.

Petrus war übrigens der Erste gewesen, der ihr gesagt hatte, sie sollte ihm während seiner Abwesenheit nicht schreiben: ein verloren gegangener Brief, ein gestohlener Brief stürzte sie Beide ins Verderben.

Der junge Mann verschloß die Briefe von Regina in eine Art von Kasse von bewunderungswürdiger Eisenarbeit, welche wiederum in einer Truhe befestigt war.

Es versteht sich von selbst, daß die Truhe bei dem Verkaufe, der stattfand, ausgenommen sein sollte: diese Truhe war heilig. Mit jener Religion der Liebe, die man für gewisse Gegenstände hegt, wenn man

wahrhaftig liebt, hätte es Petrus als eine Ruchlosigkeit betrachtet, sie zu verkaufen.

Bliebe der Mensch fünfundzwanzig bis fünfzig Jahr in derselben mit denselben Meubles ausgestatteten Wohnung, er könnte mit den geringsten Einzelheiten die Geschichte seines Lebens wiederherstellen. Unglücklicher Weise fühlt der Mensch von Zeit zu Zeit die Nothwendigkeit, seine Wohnung zu ändern, und das Bedürfniß, sein Mobiliar zu erneuern.

Bemerken wir, daß der Schlüssel der fraglichen Truhe Petrus nie verließ; er trug ihn an seinem Halse an einer goldenen Kette hängend, sodann versicherte der Schlosser, der sie reparirt hatte, Petrus, der geschickteste Rossignoliste*) würde seine Zeit verlieren, wenn er die Kasse mit dem Diebshaken aufmachen wollte.

Petrus hatte also keine Besorgniß auf dieser Seite. Nun, wie die Könige von Frankreich auf den Stufen von Saint-Denis warten, bis ihr Nachfolger kommt, um sie zu ersetzen, wartete immer ein Brief von Regina am Herzen von Petrus, bis ein anderer Brief kam, um seinen Platz einzunehmen. Dann schloß sich der neue Brief seinen Brüdern in der eisernen Kasse an, die, wenn Petrus in Paris war, sich regelmäßig öffnete, um ein neues Depot zu empfangen, — das heißt, den am vorhergehenden Tage eingelaufenen Brief.

War der Brief geküßt und wieder in seine Tasche gesteckt, so sprang Petrus leicht über die Thürschwelle,

---

*) Einer, der mit dem Dietrich arbeitet.

eilte in die Rue Notre-Dame des Champs, schlug den Weg durch die Rue Chevreuse ein und erreichte das äußere Boulevard.

Haben wir noch nöthig, das Ziel seines Laufes zu bezeichnen?

In demselben gymnastischen Schritte forteilend, folgte Petrus dem Boulevard des Italiens, und hielt erst eine kurze Strecke an, ehe er an das Gitter gelangte, hinter welchem das Hotel des Marschalls von Lamothe-Haudon lag.

Nachdem er das Boulevard inspicirt und sich versichert hatte, daß es beinahe verödet war, wagte es Petrus, am Gitter vorüberzugehen.

Er sah nichts, und es schien ihm nicht, er sei gesehen worden; er kehrte auch wieder um, lehnte sich an eine ungeheure Eiche an, und schlug die Augen zu den Fenstern von Regina auf.

Ach! die Sonne schoß in ihrer Fülle in die Vorhänge und die Sommerläden waren geschlossen; doch er war sicher, es würde sich vor Abend der eine oder andere von diesen Läden erheben und die weiße Freundin sehen lassen, von der er seit einer Ewigkeit getrennt war.

Die Woge der Reflexionen schlug indessen an seinen Geist.

Was that sie in diesem Augenblicke? war sie zu Hause? dachte sie an ihn gerade zu dieser Stunde, wo er in ihrer Nähe war?

So öde gewöhnlich das Boulevard des Invalides ist, von Zeit zu Zeit fährt ein verirrter Wagen vorüber.

Einer von diesen Reisenden kam nach der Seite von Petrus.

Petrus verließ seinen Baum und setzte sich in Bewegung.

Er kannte längst die Märsche und Gegenmärsche, die er zu machen hatte, um die Blicke der Vorübergehenden und die Inquisitionen der Nachbarn auf eine falsche Spur zu bringen.

Er nahm seinen gymnastischen Schritt wieder an und ging mit der Geschwindigkeit eines äußerst geschäftigen Menschen, den es drängt, am Ziele seines Laufes anzukommen.

Zuweilen war es Regina unmöglich, sich völlig zu zeigen und sich dieser ausdrucksvollen Telegraphie hinzugeben, welche von den Verliebten erfunden wurde, lange ehe es den Regierungen einfiel, ein Mittel der politischen Correspondenz daraus zu machen; dann vermuthete sie aber, Petrus sei da; sie ließ das Ende einer Echarpe, eine Haarlocke flattern; sie ließ durch die Zwischenräume ihrer Jalousie ihren Fächer oder ihr Taschentuch fallen, — manchmal eine Blume.

Ah! Petrus fühlte sich sehr glücklich, wenn es eine Blume war; das bedeutete: „Komm' heute Abend wieder, lieber Petrus; ich hoffe, wir werden einige Augenblicke mit einander zubringen können."

Andere Male erblickte er weder Echarpe, noch Haare, noch Taschentuch, noch Fächer, noch Blumen; doch ohne sie zu sehen, gelang es ihm, ihre Stimme zu hören: es war ein Befehl, den sie einem Dienstboten gab; es war das Geräusch eines Kusses, der auf die Stimme von der kleinen Abeille erscholl, und

sein Echo — ein köstliches Echo, im Herzen des jungen Mannes hatte.

Doch die besten Stunden von Petrus waren die Stunden des Abends und der Nacht, selbst wenn er keine Hoffnung mehr hegte, Regina zu sehen.

Hatte die junge Frau die Blume fallen lassen oder nicht fallen lassen, welche fallend ein Rendezvous bezeichnete, — sobald die Dunkelheit eingetreten war, lehnte sich Petrus an seinen Baum an. Er hatte seinen Lieblingsbaum, von dem aus er besser sah, wo er besser gesehen wurde.

Die Augen unbestimmt auf die ganze Façade des Hauses geheftet, verlor er sich hier in köstlichen Träumereien, in bezaubernden Beschauungen. Regina ahnte nicht einmal seine Gegenwart; denn sicherlich würde sie, hätte sie geglaubt, Petrus sei hier, Mittel gefunden haben, ihr Fenster zu öffnen und ihm auf dem Mondstrahle, auf dem Funkeln eines Sternes den Kuß zuzusenden, den er so wohl verdient.

Doch nein, in diesen Nächten, wo ihm nichts versprochen war, verlangte Petrus nicht einmal einen Kuß, ein Wort, nur einen Blick.

Sah er sie sodann wieder, so hütete er sich wohl, ihr zu sagen: „Alle meine Traumstunden, o meine vielgeliebte Regina! habe ich bei Ihnen zugebracht!“ Nein, er hätte im Herzen der jungen Frau alle die während ihres keuschen Schlafes eingeschlummerten Zärtlichkeiten aufzuwecken befürchtet.

Er behielt also für sich das süße Geheimniß seiner nächtlichen Spaziergänge; beglückt durch sein Wachen zu der Stunde, wo Regina schlief, wie die

Mütter glücklich sind während des Schlafes ihrer Kinder.

Gott allein weiß, und Gott allein vermöchte die Freuden ohne Beimischung zu nennen, — denn die arme menschliche Sprache ist sehr arm, um die inneren Glückseligkeiten auszudrücken, — Gott allein vermöchte die Freuden ohne Beimischung, die reinen Gemüthsbewegungen zu nennen, welche die fünfundzwanzigjährigen Herzen während dieser Stunden stiller Träumereien und stummer Beschauungen unter den Fenstern einer geliebten Frau zugebracht, liebkosen. Da gehören der Himmel, die Luft, die Erde dem Liebenden; nicht allein die Welt, die er unter seinen Füßen tritt, sondern alle die Welten, die über seinem Haupte hinrollen. Von den Fetzen der Materie befreit, strahlt seine Seele wie ein weißer Stern, in einem reinen Aether zwischen den Menschen und Gott.

Doch, man muß sagen, die Zeit ist kurz, während welcher die Engel ihre weißen Flügel der liebenden Seele leihen, und es kommt zu rasch ein Augenblick, wo, wenn sie es wagt, ihren Flug wieder zu nehmen, das Gewicht des Körpers, erschwert durch die Jahre, sie gebrochen auf die Erde niederfallen macht.

Es versteht sich von selbst, daß Petrus, von seinem Vorübergehenden verjagt, zurückkam, sobald der Vorübergehende sich entfernt hatte.

Seine Seele schwebte im Himmel mit Engelsflügeln.

Und es machte doch nicht die geringste Bewegung die starren Sommerläden zittern; die Secunden, die Minuten, die Stunden verliefen; ohne Zweifel war

Petrus zu spät gekommen, Regina war schon ausgegangen.

Doch gleichviel! gegenwärtig oder abwesend, sprach Petrus mit ihr; er erzählte ihr die lange Elegie seiner Mißgeschicke. Wie hatte er, der Wahnsinnige! glauben können, um ihr zu gefallen, müsse er anders erscheinen, als er war; den Luxus des Reichthums, und nicht den des Genies aushängen; und, in seiner Einbildungskraft, hörte ihn Regina an, hörte sie ihn an, zuckte sie die Achseln, nannte sie ihn Kind! strich sie mit ihren zarten weißen Händen durch seine fahlen Haarlocken, schaute sie ihn mit ihren erlöschenden Augen an und sagte: „Wieder! wieder!“ so daß er, über sich selbst spottend, Alles erzählte, bis auf den Besuch seines Vaters, bis auf die Geschichte des Pachthofes; und Regina lachte nicht mehr, spottete nicht mehr, Regina weinte, und sie sagte zu sich selbst, während sie weinte: „Arbeite, mein Petrus, und sei ein Mann von Genie. Ich werde, das verspreche ich Dir, die Hand betrachten, die den Pinsel führt, und nicht den Handschuh, der diese Hand bedeckt. Arbeite, und begegne ich Dir nicht mehr auf der Promenade im Walde auf Deinem Apfelschimmel, mit dem schwarzen Schweife und der schwarzen Mähne, der das Auge und die Füße der Gazelle hat, welche er zu verfolgen bestimmt scheint, so werde ich mir sagen: „„Mein Van Dyck arbeitet und bereitet seine Ruhmeswerke für die nächste Ausstellung.““ Arbeite, mein vielgeliebter Petrus, und sei ein Mann von Genie!“

Petrus war so weit in seinen Träumereien, als

er das Geräusch eines Wagens hörte, der von der Seite der Invalides kam.

Er wandte sich um: es war Regina, die mit der Marquise de la Tournelle und dem Marschall von Lamothe-Haudon nach Hause kehrte.

Petrus entfernte sich zum zweiten Male vom Baume, doch so, daß er, wenn er gesehen wurde, nur von Regina erkannt werden konnte.

Noch wagte er es nicht, den Kopf umzudrehen.

Er hörte das schrille Geräusch des Gitters, das geöffnet und wieder geschlossen wurde, das Aechzen des colossalen Schlüssels, der sich im Schlosse drehte.

Erst dann wandte er sich um: die Calesche war eingefahren.

Es schlug halb sechs Uhr bei den Invaliden.

Man speiste bei seinem Oheim auf den Schlag sechs Uhr: er hatte ungefähr noch zwanzig Minuten.

Petrus verlor keine Zeit und stellte sich wieder auf seinen Beobachtungsposten.

Doch er sagte sich selbst, Regina könne nicht sogleich, nachdem sie zurückgekehrt, in ihr Zimmer hinaufgehen und sich an ihren Laden stellen; sie brauchte ein paar Minuten, eine Gelegenheit, einen Vorwand; hatte sie ihn überhaupt nur gesehen? Man erinnert sich, daß Petrus es nicht gewagt hatte, den Kopf umzudrehen.

Es schlug drei Viertel auf der Uhr der Invaliden.

Während der letzte Schlag noch in der Luft vibrirte, that sich der Laden auseinander und gewährte zuerst dem blonden Kopfe von Abeille Durchgang.

Ihr erster Blick sagte Petrus, sie wisse, er sei da.

Seit wie lange war er da? Das hatte Petrus völlig vergessen, das hätte er nicht sagen können.

Was Regina betrifft, sie sagte wohl klar mit ihren Augen: „Es ist nicht meine Schuld, man nahm mich mit. Ich wollte nicht ausgehen, ich wußte, Du kämest, ich erwartete Dich. Verzeih' mir, ich konnte nicht früher kommen; doch nun bin ich hier . . .“

Sodann lächelte Regina, als wollte sie noch beifügen: „Sei unbesorgt, mein Geliebter, ich werde Dir Rechenschaft tragen für die Zeit, die Du durch mich verloren hast, und es ist Dir eine Ueberraschung von mir vorbehalten!“

Was für eine Ueberraschung war dies?

Regina lächelte immer.

Petrus konnte nicht mehr daran denken, daß die Zeit verstrich, daß ihn sein Oheim beim Mittagsbrode erwartete, und daß sein Oheim, wie Ludwig XIV., in Wuth gerieth, wenn er warten mußte.

Endlich nahm Regina eine Rose, die mitten aus den blonden Haaren der kleinen Regina Abeille hervorstach; sie hob die Rose bis zur Höhe ihrer Lippen empor, ließ sie fallen, indem sie einen Kuß in den Wind warf, und schloß den Laden wieder.

Petrus stieß einen Freudenschrei aus: er würde sie in der Nacht wiedersehen.

Als sodann der Laden wieder geschlossen und Millionen von erwiederten Küssen gegen den übersandten Kuß gegeben waren, dachte er an seinen Oheim, zog seine Uhr und schaute nach der Stunde.

Es war sechs Uhr weniger fünf Minuten.

Petrus stürzte sich in die Rue Plumet, sprin-

gend wie ein junger Hirsch bei seinem ersten Lanciren.

Für einen Läufer von Profession waren es zehn Minuten vom Hotel de Lamothe-Haudon bis zum Hotel Courtenay: Petrus brauchte nur sieben.

Der General Herbel war so höflich gewesen, zwei Minuten auf seinen Neffen zu warten; doch des Krieges müde, setzte er sich an den Tisch, als die zwei Glockenschläge ertönten, welche verkündigten, der verspätete Gast komme so eben an.

Der General hatte seine Krebssuppe zur Hälfte gegessen.

Beim Anblicke des Verspäteten runzelte sich seine Stirne übermäßig, und auf eine so olympische Weise, daß der Oesterreicher Franz, der Petrus ungemein liebte, leise in seiner Muttersprache ein Gebet für ihn verrichtete.

Doch das Gesicht des Generals nahm seine gewöhnliche Heiterkeit bei der beklagenswerthen Erscheinung von Petrus wieder an.

Petrus troff von Schweiß.

„Bei meiner Treue!" sagte der General, „Du hättest einen Augenblick im Vorzimmer bleiben sollen, um das Wasser ablaufen zu lassen: Du wirst Deinen Stuhl durchnässen."

Petrus kam munter dem Gebrumme seines Oheims entgegen.

Der General konnte gegen ihn alle Flammen der Hölle ausspeien: Petrus hatte das Paradies im Herzen.

Er ergriff die Hand seines Oheims, küßte sie und setzte sich ihm gegenüber.

XLVII.

Frühling, Jugendzeit des Jahres! Jugend, Frühlingszeit des Lebens!

Um vier Uhr verließ Petrus seinen Oheim und schlug den Weg nach der Straße Notre-Dame des Champs ein.

Ehe er bei sich eintrat, erhob er den Blick nach seinem armen Atelier, das in fünf Tagen so verödet sein sollte, und sah dort Licht.

„Jean Robert oder Ludovic," murmelte er.

Und er ging an dem Concierge mit einer Verbeugung des Kopfes vorüber, welche sagen wollte: „Ich nehme den Schlüssel nicht, weil man mich erwartet."

Der junge Mann täuschte sich nicht: es war Jean Robert, der ihn erwartete.

Kaum erschien Petrus auf der Schwelle, als Jean Robert sich in seine Arme stürzte und ausrief:

„Erfolg, mein lieber Petrus! Erfolg!"

„Was für ein Erfolg?" fragte Petrus.

„Wenn ich sage Erfolg," fuhr Jean Robert fort, „so sollte ich eigentlich Enthusiasmus sagen."

„Wovon sprichst Du? nun!" fragte Petrus lächelnd; „denn wenn Du einen Erfolg hattest, werde ich Dir applaudiren; wenn Enthusiasmus, so will ich ihn theilen."

„Wie, was für Erfolg? wie, was für Enthusiasmus? Du hast wohl vergessen, daß ich diesen Morgen den Schauspielern der Porte Saint-Martin vorlas . . ."

„Ich habe es nicht vergessen, ich wußte es nicht. Also ein enthusiastischer Erfolg?“

„Ungeheuer, mein Freund! Sie sind alle wie vernarrt! Beim zweiten Acte stand Dante auf und kam auf mich zu, um mir die Hand zu drücken; beim dritten hat mich Beatrice umarmt; — Du weißt, daß die Dorval die Beatrice spielt; und als endlich die Leseprobe vorüber war, fielen mir alle, Schauspieler und Director, Regisseur, Souffleur, kurz alle Welt um den Hals.“

„Bravo, mein Herzlieber!“

„Und ich brachte Dir meinen Theil Zufriedenheit.“

„Danke, Dein Erfolg entzückt mich mehr, als er mich überrascht. Wir hatten ihn Dir vorausgesagt, Ludovic und ich.“

Und Petrus stieß einen Seufzer aus.

In sein Atelier zurückkehrend, das er nicht wieder gesehen, all' diesen mit so viel Mühe zusammengebrachten Gegenständen der Kunst und der Phantasie gegenüberstehend, war es Petrus vor die Seele getreten, daß er das alles verlassen müsse, und diese ungemischte Freude Jean Roberts hatte seiner Brust einen Seufzer entrissen.

„Nun, nun,“ sagte Jean Robert, „Du kehrst ja sehr traurig von St. Malo zurück, lieber Freund, und nun ist es an mir, Dich zu fragen: Was hast Du?“

„Und an mir ist es, Dir zu antworten: Du hast also vergessen?“

„Was?“

„Nun, wenn ich all' diese Dinge wieder sehe, all'

dieses Gerümpel, all' diese großen Kästen, all' diese Meubel, die ich verlassen soll, gestehe ich Dir, daß mir der Muth fehlt und daß mein Herz blutet."

„Du willst all' das verlassen, sagst Du?"

„Gewiß."

„Du willst Deine Wohnung als eingerichtetes Logis vermiethen, oder willst eine Reise machen?"

„Wie, Du weißt nicht?"

„Was?"

„Salvator hat Dir nicht gesagt?"

„Nein."

„Nun gut, so wollen wir von Deinem Stücke sprechen."

„Nein, bei Gott, sprechen wir von Deinem Seufzer. Man soll nicht sagen, ich sei heiter, während Du traurig bist."

„Mein Lieber, nächsten Sonntag werde ich all' das verkaufen lassen."

„Wie, Du wirst das alles verkaufen lassen?"

„Ja."

„Du verkaufst Deine Meubles?"

„Lieber, wenn das meine Meubles wären, würde ich sie nicht verkaufen lassen."

„Erkläre Dich."

„Sie werden erst dann mir gehören, wenn ich sie bezahlt habe, und ich verkaufe sie, um sie zu bezahlen."

„Ich begreife."

„Nein, Du begreifst nicht."

„So sprich."

„Wahrhaftig, ich schäme mich, meinem besten Freunde meine Schwächen zu enthüllen."

„Nun, nur zu!"

„Gut denn, mein Lieber, ich war ganz einfach im Zuge, meinen Vater zu ruiniren."

„Du?"

„Ja, meinen tapfern und würdigen Vater! Ich habe noch zur rechten Zeit innegehalten, mein Freund: in einem Monate wäre es zu spät gewesen."

„Petrus, mein lieber Freund, ich habe in meiner Schublade drei mit Garat unterzeichnete Billets, nicht blos einer der leserlichsten, sondern auch einer der schätzenswerthesten Unterschriften, die ich kenne: ich brauche nicht zu sagen, daß sie zu Deiner Verfügung stehen."

Petrus zuckte mit den Achseln, und die Hand seines Freundes drückend, fragte er ihn:

„Und Deine Reise?"

„Erstens, lieber Petrus, würde ich zu traurig reisen, wenn ich Dich traurig wüßte; dann habe ich meine Proben, meine Aufführung."

„Und dann noch eine andere Sache," sagte Petrus lächelnd.

„Wie, noch eine andere Sache?" fragte Jean Robert.

„Ist es denn zu Ende, Rue Lafitte?"

„O, großer Gott, warum sollte es zu Ende sein? Es ist, als wenn ich Dich fragte: Ist es zu Ende, Boulevard des Invalides?"

„Scht! Jean!"

„Aber Du lässest mich daran denken, Du weisest meine armen dreitausend Franken zurück, weil Du nicht wüßtest, was damit anfangen."

„Mein Lieber, es ist nicht deßhalb, obgleich Du

in einem Punkte Recht haben könntest: nämlich, daß mir tausend Thaler nicht zureichen würden."

„Nun gut, höre: befriedige immerhin mit meinen tausend Thalern die Ungeduldigsten; lasse sie auf meine Aufführung warten; am Tage nach derselben wird man Porcher aufsuchen und zehntausend Franken erheben, ja fünfzehntausend Franken, wenn es absolut sein muß, ohne einen Sou Interesse."

„Wer ist Porcher, mein Freund?"

„Ein einziger Mensch, die rara avis des Juvenal, der Nährvater der Schriftsteller, der wahre Minister der schönen Künste, von der Vorsehung beauftragt, dem Genie Aufmunterungen und Prämien zu Theil werden zu lassen. Willst Du, daß ich zu ihm gehe und ihm sage, Du machest ein Stück mit mir? Er wird Dir zehntausend Franken darauf leihen."

„Du bist ein Narr! Mache ich denn Stücke?"

„Du bist nicht so dumm, ich weiß das: aber ich werde es allein schreiben."

„Ja, und ich werde theilen."

„Gut! Du gibst mir zurück, wenn Du kannst."

„Dank, mein Lieber, das wenn ich kann käme zu spät, wenn es je käme."

„Ja, ich begreife, Du würdest lieber einen Juden vom Stamme Levi suchen: man hat keine Gewissensbisse, sie warten zu lassen, sie holen sich immer wieder ein."

„Einen Juden so wenig als einen andern, mein Freund."

„Teufel! Teufel! Teufel! Nun, da sieht man, daß die Kunst ihre Grenzen hat. Wie! man ist dramatischer Schriftsteller, man ist im Stande, Zufälle

zu schaffen und sich daraus herauszuhelfen, Situationen zu verwickeln und zu entwickeln; man hat die Prätension, Comödien zu machen wie Beaumarchais, Tragödien wie Corneille, Dramen wie Shakespeare, und verwickelt sich die Füße in der Wolle seiner Schafe, wie der Rabe, der den Adler nachahmen will. Wie! man ist arme fünfundzwanzigtausend oder dreißigtausend Franken vielleicht schuldig, man hat die Mittel in den Händen oder im Kopfe oder im Herzen, sie eines Tages zu bezahlen, aber provisorisch weiß man nicht, an welchen Helden man sich wenden soll: und was thun?"

„Arbeiten," sagte im Fond des Atelier eine sanfte und sonore Stimme.

Aus diesen einzigen Worten wird man ahnen, wer der gute Geist war, der auf solche Weise einem unentschiedenen Freunde und verlegenen dramatischen Schriftsteller zu Hülfe kam.

Es war Salvator.

Die beiden Freunde drehten den Kopf zu gleicher Zeit, Jean Robert mit einem Gefühle der Freude, Petrus mit einem Gefühle der Dankbarkeit. Beide boten dem Neuankommenden die Hand.

„Guten Abend, meine Meister," sagte er; „es scheint, daß wir bei der großen menschlichen Frage angekommen waren: „„Ist es erlaubt zu leben, ohne zu arbeiten?""

„Ganz richtig," sagte Petrus, „und einem erpichten Arbeiter, Jean Robert, der mit sechsundzwanzig Jahren mehr gethan, als Akademiker mit vierzig, antwortete ich: „„Nein, hundert Mal nein, lieber Freund, nein!"""

„Wie, unser Poet rühmte die Trägheit? Lassen Sie sich von Careau empfangen, mein Lieber: Sie machen alle Monate, alle Vierteljahre, ja selbst alle Jahre ein Gedicht und man wird nicht mehr von Ihnen verlangen."

„Nein: er bot mir ganz einfach seine Börse."

„Nehmen Sie sie nicht an, Petrus: wenn Sie diesen Dienst von einem Freunde annehmen würden, hätte ich den Vorrang beansprucht."

„Ich würde ihn von Niemand annehmen, Freund," sagte Petrus.

„Das bin ich überzeugt," antwortete Salvator; „das ist auch der Grund, weßhalb ich kein Anerbieten machte, ich wußte ja, daß Sie nichts annehmen würden."

„Nun," sagte Jean Robert, indem er sich an Salvator wandte, „Ihr Rath ist, daß wir verkaufen?"

„Ohne Zögern?" antwortete Salvator.

„Verkaufen wir denn," sagte Petrus entschlossen.

„Verkaufen wir!" sagte Jean Robert mit einem Seufzer.

„Verkaufen wir," sagte Salvator.

„Verkaufen wir!" sagte eine vierte Stimme, welche wie ein Echo im Hintergrunde des Ateliers erwachte.

„Ludovic!" sagten die drei Freunde.

„Wir sind also im Zuge zu verkaufen?" fragte der junge Doctor, indem er mit zwei offenen Händen und einem Lächeln auf seinen Lippen vortrat.

„Ja."

„Und was? . . . Darf man wissen?"

„Unser Herz, Skeptiker!" sagte Jean Robert.

„Nun, meinetwegen verkauft das Eure, wenn Ihr wollt,“ sagte Ludovic; „was das meine betrifft, so ziehe ich es aus dem Schaukästchen zurück: es hat seine Beschäftigung gefunden.“

Und ohne sich weiter mit dem fraglichen Kaufe zu beschäftigen, begannen die vier Freunde ein Gespräch über Kunst, Literatur und Politik, während der Kessel vor dem Feuer sang und sie selbst eine Tasse Thee bereiteten.

Der Thee ist nur gut — zeichnet euch dieses für Liebhaber wichtige Axiom auf — der Thee ist nur gut, wenn man ihn selbst bereitet.

Jeder blieb bis Mitternacht.

Aber bei dem Schlage Mitternacht erhoben sie sich wie von einem electrischen Faden berührt.

„Mitternacht!“ sagte Jean Robert, „ich muß nach Hause gehen.“

„Mitternacht,“ sagte Ludovic, „ich muß nach Hause gehen.“

„Mitternacht,“ sagte Salvator, „ich muß gehen.“

„Und auch ich,“ sagte Petrus.

Salvator bot ihm die Hand.

„Nur wir zwei haben die Wahrheit gesprochen, mein lieber Petrus,“ sagte der Commissionär.

Jean Robert und Ludovic begannen zu lachen.

Alle vier stiegen heiter die Treppe hinab.

An der Thüre blieben sie stehen.

„Soll ich euch allen sagen,“ begann Salvator, „wo ihr hingeht?“

„Ja,“ antworteten die drei jungen Leute.

„Sie, Jean Robert, gehen nach der Rue Lafitte.“

Jean Robert machte einen Schritt zurück.

„Nun einem andern," sagte er lachend.

„Sie, Ludovic, wollen Sie, daß ich Ihnen sage, wohin Sie gehen?"

„Sprechen Sie."

„Rue d'Ulm."

„Das ist richtig," sagte Ludovic zurückprallend.

„Und Sie, Petrus?"

„O, ich . . ."

„Boulevard des Invalides. — Nun, Petrus, Muth!"

„Ich werde welchen haben," sagte Petrus, indem er Salvator die Hand drückte.

„Und Sie," sagte Jean Robert, „wo gehen Sie hin? Sie begreifen, lieber Freund, daß Sie nicht unsere drei Geheimnisse bei sich tragen können, ohne daß wir jeder ein Stück von dem Ihrigen haben."

„Ich?" sagte Salvator mit einer ernsten Miene.

„Ja, Sie!"

„Ich will suchen, Herrn Sarranti zu retten, den man in acht Tagen hinrichtet."

Und jeder ging seines Weges.

Aber die drei jungen Leute entfernten sich nachdenklich.

Wie viel größer war er als sie. Dieser geheimnißvolle Arbeiter, der in der Stille ein so großes Werk vollendet und, während jeder von ihnen nur eine Frau liebte, die ganze Menschheit mit seiner Liebe umfaßte.

Es ist wahr, er liebte Fragola und Fragola liebte ihn!

XLVIII.

Rue Lafitte.

Folgen wir jedem unserer Helden: vielleicht machen wir auf diesem Wege einige Schritte vorwärts in unserer Geschichte.

Nach der hierarchischen Ordnung wollen wir mit Jean Robert beginnen.

Es ist weit von der Rue de l'Ouest nach der Rue Lafitte; Jean Robert nahm deßhalb in der Rue de Vaugirard ein Cabriolet, das ihm begegnete, als es leer nach der Barrière du Maine zurückfuhr. Gegen den Schluß des Jahres 1827 endigte Paris bei La Nouvelle Athènes und La Nouvelle Athènes begann bei der Straße Saint-Lazare.

Beim ersten Drittel der Straße ließ Jean Robert den Kutscher halten.

Der Kutscher hatte ihn unnützer Weise nach der Nummer gefragt.

„Ich werde Sie anrufen," hatte Jean Robert geantwortet.

Es schlug auf der Kirche Notre-Dame de Lorette, die damals eben vollendet worden, ein Viertel nach Mitternacht.

Jean Robert bezahlte seinen Kutscher als zufrieden gestellter Poet und befriedigter Liebhaber; dann schlich er in seinen Mantel gehüllt an den Mauern hin. Zu jener Zeit trugen die jungen Leute wie jene Titelblattportraits von Byron, Chateaubriand und Herrn von Arlincourt noch Mäntel.

Bei Nr. 24 angekommen, blieb Jean Robert stehen.

Die Straße war leer. Er zog neben der sichtbaren Glocke einen beinahe unsichtbaren Knopf und wartete.

Der Concierge zog nicht den Cordon, sondern kam selbst, um zu öffnen.

„Nathalie,“ sagte Jean Robert halblaut, indem er ein Goldstück in die Hand des aristokratischen Concierge gleiten ließ, um ihn für die nächtliche Störung zu entschädigen.

Der Concierge machte ein Zeichen des Verständnisses, kehrte mit Jean Robert in sein Stübchen zurück und öffnete eine Thüre, die auf eine Dienerschaftstreppe führte.

Jean Robert eilte hinauf.

Der Concierge schloß die Thüre hinter ihm.

Dann betrachtete er das Goldstück und sagte:

„Pest! Mademoiselle Nathalie scheint da einen hübschen Handel gemacht zu haben: jetzt wundert's mich nicht mehr, daß sie so elegant ist.“

Jean Robert stieg die Treppe mit einer Eile hinauf, welche zugleich von seiner Kenntniß der Localitäten, wie von seinem Wunsche zeugte, möglichst rasch in den dritten Stock zu kommen, welcher das Ziel seiner nächtlichen Excursion war.

Dies war um so wahrscheinlicher, als eine halb in der Dunkelheit verlorene Gestalt seine Ankunft zu erwarten schien.

„Bist Du es, Nathalie?“ sagte der junge Mann.

„Ja, mein Herr,“ antwortete eine Zofe, deren

tadelloser Anzug vollkommen rechtfertigte, was der Concierge so eben gesagt.

„Deine Herrin?"

„Sie ist unterrichtet."

„Kann sie mich empfangen?"

„Ich hoffe."

„Melde mich, Nathalie, melde mich."

„Will der Herr indessen in den Taubenschlag eintreten?" fragte die moderne Marton lächelnd.

„Wo Du willst, Nathalie, wo Du willst, mein Kind, vorausgesetzt, daß, wo ich eintrete, ich nicht lange warten muß."

„O was das betrifft, seien Sie ruhig, Sie können sich rühmen, daß man Sie liebt."

„Wahr, Nathalie, man liebt mich?"

„Nun Sie verdienen es auch."

„Schmeichlerin!"

„Ein Mann, von dem man in den Journalen spricht."

„Wohl wahr, aber spricht man nicht auch von Herrn von Marande in den Journalen?"

„Ja wohl, aber das ist nicht dasselbe."

„Gut."

„Er ist kein Dichter."

„Nein, dafür ist er aber Banquier. Ach, Nathalie, wenige Frauen würden, wenn sie zwischen einem Dichter und einem Banquier zu wählen hätten, den ersteren wählen . . ."

„Aber meine Herrin . . ."

„Deine Herrin, Nathalie, ist keine Frau, das ist ein Engel."

„Und ich, was bin denn ich?"

„Eine abscheuliche Schwätzerin, die mich meine Zeit verlieren läßt."

„Treten Sie ein," sagte die Zofe, „man wird die verlorene Zeit einzuholen suchen."

Und damit drängte sie Jean Robert in das, was der junge Mann den Taubenschlag nannte.

Es war ein reizendes kleines Zimmer, ganz persisch ausgeschlagen, wie das Toilettencabinet, das daran stieß: die Sopha's, die Kissen, die Vorhänge, das Bett, alles war persisch. Eine Nachtlampe, welche am Plafond in einer Ampel von rothem böhmischem Glase hing, beleuchtete dieses kleine Zelt, das dem ähnlich sah, welches die Sylphen und Undinen für die Feenkönigin aufschlagen, wenn sie in ihren Staaten reist.

Und wirklich, wenn Frau von Marande Jean Robert nicht empfangen konnte, brachte sie hier eine Stunde mit ihm zu; sie hatte das kleine Zimmer selbst nach ihrem Geschmack zu diesem Zwecke und in dieser Absicht eingerichtet.

Nur weil es sich unter dem Dache befand, nannten es Jean Robert und die junge Frau den Taubenschlag.

Und das kleine Zimmer verdiente seinen Titel, nicht nur, weil es sich im dritten Stockwerk befand, sondern auch weil man sich dort zärtlich liebte.

Niemand, mit Ausnahme von Frau von Marande, Jean Robert, Nathalie und dem Tapezier, der es eingerichtet, wußte von der Existenz dieses Schmetterlingsgehäuses.

Hier in diesem Schlupfwinkel waren alle die tausend Erinnerungen, die den Reichthum wahrer Liebe

bilden, eingeschlossen: die abgeschnittenen Haarlocken, die aus den Haaren gefallenen und am Herzen aufbewahrten Bänder, die welken Bouquets von Parmaveilchen, bis zu den Aderkieseln herab, welche am Meeresstrande gesammelt worden, wo die beiden Liebenden sich zum ersten Male begegnet hatten und mit einander umhergeirrt waren; hier wurden — weit das Kostbarste von Allem — die Briefe aufbewahrt, mit Hülfe derer sie seit dem ersten Tage, am dem sie sich ihre Liebe gestanden, ihren Lebenslauf Welle um Welle, Raum um Raum, Blume um Blume an ihrem Blicke vorüberziehen lassen konnten: jene Briefe, welche beinahe immer eine Katastrophe in der Liebe sind und die man sich nichtsdestoweniger schreiben muß, und die man nichtsdestoweniger nicht den Muth hat, zu verbrennen; und doch könnte man sie verbrennen und die Asche aufbewahren, aber die Asche ist das Bild des Todes, das Emblem des Nichts.

Es lag dort auf dem Kamin das kleine Portefeuille, in das beide dasselbe Datum, den 7. März, eingezeichnet; es lagen dort, zu beiden Seiten des Kaminspiegels, zwei kleine Blumenbilder, welche Frau von Marande gemalt, als sie noch ein junges Mädchen gewesen; es war dort ferner als eine seltsame Reliquie, an die Jean Robert mit dem Aberglauben der Poeten den vollkommensten Glauben hatte, über dem Kaminspiegel der elfenbeinerne Rosenkranz aufgehängt, mit dem Lydia zum ersten Male zur Communion gegangen; es war dort alles vereinigt, was in einem Zimmer, das nicht blos zum Zusammensein und zum Glücke, sondern auch zur Erwartung

und Träumerei bestimmt ist, das Warten erträglich machen, das Glück verdoppeln kann.

Uebrigens brauchen wir kaum zu sagen, daß Jean es nie war, welcher wartete.

Anfangs hatte er sich vollständig geweigert, von diesem Zimmer, das dem Hotel des Herrn von Marande entlehnt war, Gebrauch zu machen. Er hatte mit einem Zartgefühl, das gewissen auserlesenen Seelen entstammt, Lydia diesen Widerwillen ausgedrückt.

Aber Lydia hatte ihm geantwortet:

„Verlassen Sie sich deßhalb auf mich, und suchen Sie nicht zarter zu sein, als ich es bin; was ich Ihnen vorschlage, glauben Sie mir, kann ich Ihnen vorschlagen, es ist mein Recht.“

Und Jean Robert wollte sich die Erklärung dieses Rechtes geben lassen; aber Lydia hatte ihm das Wort kurz abgeschnitten.

„Verlassen Sie sich auf mein Feingefühl,“ hatte sie gesagt; „aber fragen Sie mich nicht weiter, denn Sie verlangen sonst, daß ich Ihnen ein Geheimniß enthüllen soll, das nicht das meine.“

Und Jean Robert, der am Ende verliebt wie ein Narr war, hatte die Augen geschlossen und sich an der Hand in den kleinen Taubenschlag der Rue Laffitte führen lassen.

Hier hatte er die süßesten Stunden seines Lebens verbracht.

Hier war, wie gesagt, alles süß, selbst das Warten.

In dieser Nacht, wie in allen anderen, war er in jener Geistes- und Gemüthsverfassung voll Reiz

und voll Zärtlichkeit, als er das herrliche Geschöpf erwartete, das er anbetete. Er küßte mit der Religion des Herzens den elfenbeinernen Rosenkranz, der am Hals des Kindes Lydia geruht, als er das Rauschen eines Pudermantels und den Schritt von Jemanden hörte, der sich näherte.

Er erkannte dieses doppelte Geräusch, und ohne seine Lippen von dem Rosenkranz zu heben, begnügte er sich mit einer halben Wendung nach der Thüre.

Der auf dem Elfenbein begonnene Kuß schloß auf der schauernden Stirn der jungen Frau.

„Habe ich auf mich warten lassen?“ fragte sie lächelnd.

„So lange als ein Vogel auf sich warten ließe,“ sagte Jean Robert; „aber Sie wissen, liebe Lydia, der Schmerz mißt sich nicht nach seiner Dauer, sondern nach seiner Intensität.“

„Und das Glück?“

„O das Glück läßt sich gar nicht messen.“

„Das ist der Grund, weßhalb es weniger lange dauert, als der Schmerz? Kommen Sie, mein Herr Poet, man hat Ihnen Complimente zu machen.“

„Nun, aber . . .“ fragte Jean Robert, der zu Frau von Marande herabzusteigen denselben Widerwillen fühlte, den er anfangs in den Taubenschlag hinaufzusteigen gezeigt, „warum nicht hier?“

„Weil ich wollte, daß der Tag für Sie endige, wie er begonnen, zwischen Ihren beiden Liebhabereien, den Blumen und dem Wohlgeruch.“

„O meine schöne Lydia!“ sagte der junge Mann mit verliebten Blicken auf die junge Frau; „sind Sie

nicht ein Wohlgeruch und eine Blume? Und weßhalb sollte ich, um meine beiden Liebhabereien zu finden, wie Sie sagen, nöthig haben, anders wohin zu gehen, als wo Sie sind?"

„Sie müssen mir in allen Dingen gehorchen, und diesen Abend habe ich mich dahin entschieden, daß man Sie mit Lorbeeren kröne. Kommen Sie, Dichter, oder keine Krone."

Jean Robert machte sanft seine Hand von der Hand der schönen Zauberin los und trat ans Fenster, dessen Vorhang er leise emporhielt.

„Aber," sagte er, „Herr von Marande ist ja zu Hause?"

„Ist er zu Hause?" sagte Lydia gleichgültig.

„Gewiß," sagte Jean Robert.

„Ah!" sagte die junge Frau.

„Nun?"

„Nun, ich erwarte Sie . . . Ah, Sie kommen nicht wie ein Vogel und es genügt nicht, Ihnen ein Zeichen zu geben."

„Lydia, ich schwöre Ihnen, daß Sie mich bisweilen erschrecken."

„Warum?"

„Weil ich Sie nicht mehr verstehe."

„Ja, nicht wahr? Und weil Sie sich sagen: Aber wahrhaftig, diese kleine Frau von Marande ist doch . . ."

„Vollenden Sie nicht, Lydia; ich weiß, daß Sie nicht bloß eine anbetungswürdige Frau, sondern auch ein ehrenwerthes Herz, eine zarte Seele sind."

„Nur zweifeln Sie . . . Herr Jean Robert.

Wollen Sie mir, ja oder nein, in mein Zimmer folgen? Es ist mein Recht, Sie dahin zu führen."

„Und Ihr Recht ist ein Geheimniß, das Ihnen nicht angehört?"

„Nein."

„Glücklicher Weise ist es, wie bei jedem Geheimniß, erlaubt, es zu vermuthen."

„Ueberzeugt, daß ich Ihnen in keiner Weise dabei helfe, ist mein Gewissen in Ruhe. Suchen Sie ..."

„Ich glaube, daß ich gefunden habe, Lydia."

„Bah!" machte die junge Frau, indem sie ihre Augen öffnete, in denen noch mehr Zweifel als Erstaunen lag.

„Ja."

„Nun, wir wollen hören."

„Wenn ich das Richtige getroffen, werden Sie mir sagen, das ist's?"

„Nur weiter."

„Gut denn, ich kreuzte gestern mit Ihrem Gemahl in der Allee, die nach der Muette führt."

„Zu Pferd oder in einer Caleche?"

„Zu Pferde."

„Allein?"

„Muß ich Ihnen offen antworten?"

„O fahren Sie fort, Lieber, ich bin nicht eifersüchtig."

Und Frau von Marande sprach diese Versicherung mit so viel Freimüthigkeit aus, daß man leicht sehen konnte, es war die Wahrheit, die sie sprach.

„Nein, nein, er war nicht allein; er machte den Cavalier einer reizenden Amazone."

„Ah, wirklich?"

„Sage ich Ihnen etwas Neues?"

„Nein; ich sehe aber kein Geheimniß bei alle dem hervorspringen."

„Nun wohl, ich dachte, weil Herr von Marande sich keinen Skrupel daraus machte, nach dem Gehölz mit einer Andern als seiner Frau zu gehen, glauben Sie ein ähnliches Recht zu haben."

„Ich habe nicht gesagt, daß ich ein Recht zu haben glaube, sondern ich sagte Ihnen, daß ich es habe."

„Ich habe also nicht richtig vermuthet?"

„Nein."

„Jetzt lassen Sie mich eine Frage an Sie richten, Lydia."

„Gut."

„Werden Sie darauf antworten?"

„Kommt darauf an."

„Wie geschieht es, daß Herr von Marande, der ein anbetungswürdiges Geschöpf wie Sie zur Frau hat, statt der Liebhaber aller Frauen zu sein . . ."

„Nun?"

„Nicht der Mann seiner eigenen ist."

„Das ist eben das Geheimniß, das ich Ihnen nicht entdecken kann, mein lieber Poet."

„Warum?"

„Ich wiederhole es Ihnen, weil es nicht mein Geheimniß ist."

„Aber wessen Geheimniß ist es denn?"

„Das Geheimniß des Herrn von Marande . . . Kommen Sie!"

Und Jean Robert, welcher keine weiteren Einwürfe

hatte, ließ sich von der schönen Ariadne durch die Gänge des Labyrinthes des Hotel Lafitte führen.

„Nun," murmelte er ihr folgend, „es scheint wenigstens, daß in diesem Labyrinthe kein Minotaurus existirt.".

XLIX.

Rue d'Ulm.

Das Zimmer der Frau von Marande befand sich, wie man weiß, auf der ersten Etage des Corps de Logis, welches den rechten Flügel des Hotels der Rue Lafitte oder d'Artois bildete, je nachdem man uns erlaubt, diese Straße mit ihrem gegenwärtigen Namen zu benennen, oder ihr den früheren Namen zu geben verlangt. Wir lassen dort Jean Robert und Frau von Marande — aus einem Grunde, den selbst der schwierigste unserer Leser nicht schlecht finden wird — nachdem das Zimmer der Frau von Marande sorgfältig und doppelt zwischen den beiden Liebenden und uns geschlossen ist.

Was würden wir auch in dem Zimmer dieser liebenswürdigen Frau von Marande, die wir von ganzer Seele lieben, zu thun Gefahr laufen.

Wir kennen dieses Zimmer.

Folgen wir denn jenem frisch unter den Strahlen der Sonne sich erschließenden Dichter, den wir Ludovic nannten, nach dem minder aristokratischen Quartier, nach welchem er träumend dahin schlendert.

Er kam nach der Rue d'Ulm.

Wenn ihn Jemand gefragt, wie er dahin gekommen und durch welche Straßen, würde Ludovic sehr verlegen geworden sein.

Durch die schlecht geschlossenen Läden des Parterre, welches die Brocante, Babolin, Phares, Babylas und seine Genossen bewohnten, gewahrte Ludovic ein schwaches Licht. Dieses Licht wurde abwechselnd heller oder dunkler, ein Beweis, daß man noch auf war und daß man es von einem Zimmer ins andere trug.

Ludovic näherte sich und legte sein Auge an die Oeffnung, wie einer, der damit vertraut ist. Aber obgleich das Fenster halb geöffnet war, konnte Ludovic doch bezüglich der Stellung der Personen und des Platzes, den sie einnahmen, nichts sehen.

Wovon er sich überzeugt, das war, daß Rose-de-Noël noch nicht in das Entresol hinaufgestiegen, da dort nichts auf die Anwesenheit des Kindes deutete, weder die Nachtlampe mit ihrem sanften Lichte, welche in dem Zimmer brannte, noch der Rosenstock, der die Blume enthielt, welche seinen Namen trug, und den sie, wenn sie in ihr Zimmer kam, ans Fenster stellte, da Ludovic ihr streng verboten hatte, Blumen oder Pflanzen im Zimmer zu haben, wenn sie schlief.

Und Ludovic lauschte, da er nicht sehen konnte.

Die Rue d'Ulm, welche bei Tage schon still, wie die Vorstadt einer Provinzstadt, war um diese Zeit verlassen, wie eine Landstraße. Man konnte deßhalb, wenn man unausgesetzt horchte, beinahe wörtlich das Gespräch der Personen hören, welche das Parterre bewohnten.

„Was hast Du denn, mein Liebling?" fragte die Brocante.

Diese Frage war offenbar die Folge eines vor der Ankunft Ludovics begonnenen Gesprächs.

Aber Niemand antwortete.

„Nun, ich frage Dich, was Du hast, mein Juwel," wiederholte die Zauberin mit unruhigerer Stimme.

Trotz dieser verdoppelten Theilnahme dieselbe Stille.

„O, o! der Liebling und das Juwel, an den Du Dich wendest, Mutter Brocante, ist ein Gassenjunge und Grobian, daß er Dir nicht antwortet," sagte Ludovic; „das ist ohne Zweifel der Schuft von Babolin, der schmollt oder den Kranken spielt."

Die Brocante fuhr mit ihren Fragen fort, aber immer ohne die geringste Antwort zu bekommen, nur konnte man bemerken, daß auf einer unsichtbaren Tonleiter ihre Stimme von dem Tone der Sanftheit bis zum Tone der Drohung stieg.

„Wenn Du nicht antwortest, Babylas," sagte endlich die Zigeunerin, „so verspreche ich Dir, mein Liebling, daß Du einen schlimmen Tanz bekommen sollst. Hörst Du?"

Ohne Zweifel glaubte die Person oder vielmehr das Thier, an das sich nach und nach die Fragen richteten, die wir erlauscht, daß Gefahr für seine Haut vorhanden sei, wenn es länger Stillschweigen beobachte, denn es antwortete durch ein Knurren, das, sich ins Unendliche verlängernd, zuletzt in ein schrecklich trauriges Geheul überging.

„Was haben wir denn, mein armer Babylas?" rief die Brocante, indem sie einen Ton ausstieß,

das eine gewisse philologische Aehnlichkeit mit dem Knurren ihres Lieblingshundes hatte.

Babylas, der diese neue Frage ganz wohl verstanden zu haben schien, antwortete ohne Zweifel durch ein neues ausführlicheres Knurren, als das erste, denn die Brocante rief mit dem Tone des lebhaftesten Erstaunens:

„Ist es möglich, Babylas?"

„Ja," antwortete der Hund in seinem Idiom.

„Babolin!" rief die Brocante, „Babolin! kleiner Bettler!"

„Was gibt's? was gibt's?" fragte Babolin, zur Unzeit aus seinem ersten Schlaf gerissen.

„Meine Karten, Schurke!"

„O! o! o! Karten um diese Stunde, gut, gut, gut, es fehlt uns nur das noch!"

„Meine Karten, sage ich Dir."

Aber Babolin antwortete nur durch eine Art Knurren, welches andeutete, daß der gute Alte der Muttersprache von Babylas nicht fremd war.

„Laß es mich nicht zweimal sagen, elendes Bübchen!" sagte die Alte.

„Was wollt Ihr mit Euren Karten um diese Stunde thun?" sagte der Straßenjunge in dem Tone eines Mitunterredners, der daran zu verzweifeln beginnt, seinem Gegner Vernunft beizubringen. „Eure Karten, das ist hübsch, geht! Wenn die Polizei wüßte, daß Ihr die Karten zu so ungebührlicher Zeit, zwei Uhr Morgens, schlagt . . ."

„O mein Gott!" sagte die sanfte Stimme Rose-de-Noëls, „ist es wahr, daß es zwei Uhr Morgens ist?"

„Nein, Töchterchen, es ist kaum Mitternacht," sagte Babolin, „sieh nur selbst zu."

Wie um den Streit zu schlichten, schlug die Penduluhr halb.

„Da hörst Du's ja, es schlägt ein Uhr!" rief Babolin.

„Das heißt halb ein Uhr," warf die Brocante ein, die nicht das letzte Wort haben wollte.

„O ja, halb ein Uhr. Wer sagt das? Dein verwünschter Kuckuck, der nur mit einem Flügel schlägt. Nun, guten Abend, Mama! seid recht freundlich und laßt den armen Babolin ruhig pioncer (schnarchen)."

Wir bitten den Leser wegen des Wortes pioncer um Entschuldigung; aber es war damals noch geläufig.

Die Brocante schien übrigens die Tragweite des Wortes ganz gut zu begreifen, denn sie rief:

„Warte, warte, ich will Dich pioncer, ich!"

Ohne Zweifel begriff Babolin seinerseits, auf welch' unhöfliche Art die Brocante ihn einschläfern oder vielmehr aufwecken wollte, denn er sprang von seinem Bette am Boden auf, und von der Erde auf die Strickpeitsche, nach welcher die Brocante die Hand ausstreckte.

„Ich will nicht die Strickpeitsche von Dir," sagte die Brocante, „sondern die Karten."

„Nun, da sind sie, Eure Karten," indem er sie der Brocante apportirte und die Strickpeitsche hinter seinem Rücken verbarg.

Dann fügte er commentarweise hinzu:

„Wenn das einem nicht den Schweiß austreibt, eine Frau in vorgerücktem Alter ihre Zeit mit sol-

chen Dummheiten zubringen zu sehen, statt ruhig sich schlafen zu legen!"

„Ist es möglich, daß Du in dem Alter, dem Du Dich mit Riesenschritten näherst, so unwissend bist!" sagte die Brocante mit einer Bewegung voll Verachtung; „aber Du siehst nichts, Du hörst nichts, Du bemerkst nichts."

„Wenn ich aber sehe, daß es ein Uhr Morgens ist; wenn ich höre, daß ganz Paris schnarcht, ausgenommen wir, und wenn ich Euch bemerke, daß jetzt der Augenblick gekommen, dem Beispiel von ganz Paris zu folgen."

„Ich bemerke Euch (je vous observe)," war vielleicht kein sehr reines Französisch: aber man erinnert sich wohl, daß die Erziehung Babolins ziemlich vernachlässigt war.

„Ja, scherze, scherze nur, Unglücklicher!" rief die Brocante, indem sie ihm die Karten aus der Hand riß.

„Aber Tag des Himmels! Mutter, was wollt Ihr denn, daß ich bemerken soll?" sagte Babolin, indem er ein ungemein energisches und langes Gebell ausstieß.

„Du hast also Babylas nicht gehört?"

„O ja, Deinen Liebling, es fehlt nur noch das, daß man sich verbunden fühlen müßte, den Herrn zu hören."

„Du hast ihn also nicht gehört? wiederhole ich Dir."

„Nun wohl, ich habe ihn gehört."

„Was hat er gethan?"

„Er hat geseufzt."

„Und aus seiner Klage hast Du keinen Schluß gezogen?“

„Doch.“

„Nun gut! Welchen Schluß hast Du daraus gezogen? Wir wollen hören.“

„Würdet Ihr mich schlafen lassen, wenn ich's Euch sage.“

„Ja, Träger!“

„Nun gut, ich habe den Schluß daraus gezogen, daß er an einer Unverdaulichkeit leidet. Er hat diesen Abend wie vier gegessen und hat wohl das Recht, wie zwei zu seufzen.“

„Fort,“ sagte die Brocante wüthend, „lege Dich, elender Gassenjunge! Du wirst in der Haut eines Blödsinnigen sterben, das prophezeie ich Dir!“

„Nun, nun, Mama, beruhigt Euch; Ihr wißt, daß Eure Prophezeiungen keine Worte des Evangeliums sind und da Ihr mich aufgeweckt, so erklärt mir das Knurren von Babylas.“

„Ein Unglück schwebt über unseren Häuptern, Babolin.“

„Ein Unglück?“

„Ein großes Unglück: Babylas heult nicht ohne Ursache.“

„Ich begreife wohl, Brocante, daß Babylas, dem nichts fehlt, der hier wie der Hahn im Korbe ist, nicht zum Vergnügen und ohne Grund heult; aber worüber heult er. Höre, warum seufzest Du, Babylas?“

„Das werden wir sehen, wenn wir seine Karten schlagen. Komm hierher, Phares!“

Phares folgte dieser Aufforderung nicht.

Die Brocante rief ihn zum zweiten Male; aber die Krähe wich nicht von der Stelle.

„Parbleu! um diese Stunde," sagte Babolin, „ist das nicht zu verwundern: es schläft das arme Thier; sie hat Recht und ich tadle sie nicht darob."

„Rose," sagte die Brocante.

„Mutter," antwortete das Kind, seine Lectüre zum zweiten Male unterbrechend.

„Laß Dein Buch, Kleine, und rufe Phares."

„Phares! Phares!" sang das junge Mädchen mit seiner sanften Stimme, die zu Ludovics Herzen wie der Gesang eines Vogels wiedertönte.

Die Krähe sprang alsbald aus ihrem Glockenthurm, beschrieb unter dem Plafond vier oder fünf Kreise und setzte sich dann auf die Schulter des jungen Mädchens, wie wir sie schon früher in dem Kapitel thun sahen, in welchen wir den Lesern das Innere der Wohnung der Brocante zeigten.

„Aber was habt Ihr denn, Mutter?" fragte das Kind; „Ihr scheint ganz bewegt!"

„Ich habe sehr traurige Ahnungen, meine kleine Rose," antwortete die Brocante; „sieh, wie unruhig Babylas ist, wie Phares bestürzt ist; wenn die Karten nach alle dem noch schlecht liegen, so muß man auf Alles gefaßt sein."

„Ihr erschreckt mich, Mutter!" sagte Rose-de-Noël.

„Aber was will sie denn, die alte Zauberin?" murmelte Ludovic, „und wozu denn dem Herzen des armen Kindes Angst einjagen? Zum Teufel! obgleich sie davon lebt, und gerade weil sie davon lebt, weiß sie auch wohl, daß ihre Karten Charlatanerie sind.

Ich hätte gute Lust, sie, ihre Krähe und ihre Hunde zu stranguliren."

Die Karten waren schlecht.

„Wir müssen auf Alles gefaßt sein, Rose!" sagte die Hexe schmerzlich, die, was Ludovic auch davon sagen mochte, ihr Zauberhandwerk ernstlich nahm.

„Aber, gute Mutter," sagte Rose, „wenn die Vorsehung erlaubt, daß Du vor Deinem Unglück gewarnt werdest, so muß sie Dir zugleich auch die Mittel geben, ihm auszuweichen."

„Du liebes Kind!" murmelte Ludovic.

„Nein," sagte die Brocante, „nein, das ist das Traurige; ich sehe das Unglück nahen und weiß ihm nicht zu entkommen."

„Nun denn, die Schöne rückt vor!" sagte Babolin.

„Ach! mein Gott! mein Gott!" murmelte die Brocante, die Augen zum Himmel erhebend.

„Gute Mutter! gute Mutter!" machte Rose, „das ist vielleicht nichts, wir dürfen uns nicht beunruhigen: was für ein Unglück kann uns denn begegnen? Wir haben nie Jemanden etwas Böses gethan! wir waren nie so glücklich; Herr Salvator wacht über uns... ich liebe . . ."

Sie hielt inne; das naive Kind wollte sagen: „Ich liebe Ludovic!" was ihr der Gipfel des Glücks zu sein schien.

„Du liebst was?" fragte die Brocante.

„O Du liebst was?" machte Babolin.

Dann fuhr er mit leiser Stimme fort: „Sprich doch, Rosette, die Brocante glaubt, Zucker, Honig und getrocknete Trauben sei alles, was Du liebst!

O! sie ist gut, die Brocante, herrlich, die Brocante!"

Und Babolin begann nach einer bekannten Melodie zu singen:

Wir lieben von Herzen, wie Jedermann weiß,
Herrn Lu, Lu, Lu,
Herrn do, do, do,
Herrn Lu,
Herrn do,
Herrn Ludovic heiß ...

Aber Rose-de-Noël warf dem schrecklichen Gassenjungen einen so süßen Blick zu, daß dieser plötzlich abbrach und sagte:

„Nun wohl, nein, nein, Du liebst ihn nicht! Bist Du zufrieden, kleine Schwester meines Herzens? Sprich doch, Brocante; es scheint mir nicht schwer, Verse wie Herr Jean Robert zu machen: Du siehst, ich mache unwillkürlich welche. Ach! es ist entschieden, ich mache mich zum Dichter."

Aber alles was Rose-de-Noël oder Babolin sagen konnten, war nicht im Stande, die Brocante aus ihren Träumen zu reißen.

Sie drängte deßhalb, mit düsterem Tone wieder beginnend:

„Geh' hinauf in Dein Bett, mein Kind! Und Du magst das auch thun, Träger!" fügte sie an Babolin gewandt, der so heftig gähnte, daß die Kinnladen beinahe aus den Fugen gingen; „ich werde indeß nachsinnen und das Unglück zu beschwören suchen. Lege Dich zu Bette, mein Kind."

„Ach!" machte Ludovic aufathmend, „das ist das

erste vernünftige Wort, das Du seit einer Stunde sprichst, alte Hexe."

Rose=de=Noël stieg in ihr Entresol hinauf; Babolin machte sich's wieder in seinem Neste zurecht und die Brocante schloß, ohne Zweifel um besser nachdenken zu können, das Fenster.

L.

Paul und Virginie.

Ludovic ging dann über die Straße und stützte sich an das gegenüberliegende Haus; von dort beobachtete er die Fenster von Rose=de=Noël, welche sich durch ihre kleinen weißen Vorhänge erleuchteten.

Seit dem Augenblicke, da die Liebe zögernd in seinem Herzen Einzug gehalten, hatte Ludovic alle Tage und den ganzen Tag von Rose=de=Noël geträumt und einen Theil der Nacht unter den Fenstern des Kindes zugebracht, wie Petrus vor der Thüre seiner Regina auf und ab ging.

Es war eine schöne Sommernacht; die Atmosphäre war von jenem durchsichtigen leuchtenden Blau, das der Himmel von Neapel auf den Golf von Baià ergießt. Statt des abwesenden Mondes streuten die Sterne ihre hellsten und sanftesten Lichter aus. Man glaubte sich in eine jener tropischen Landschaften versetzt, wo, wie Chateaubriand sagt, die Dunkelheit nicht Nacht, sondern nur die Abwesenheit des Tages ist.

Ludovic genoß, während er die Augen auf die Fenster Rose=de=Noëls heftete, und sein Herz von den süßesten Gefühlen bewegt war, in träumerisches

Sinnen versunken, die unaussprechlichen Süßigkeiten dieser Nacht.

Er hatte Rose nicht gesagt, daß er kommen würde; es war kein Rendezvous zwischen ihm und dem lieben Kinde verabredet; da sie jedoch wußte, daß es sehr selten vorkomme, daß der junge Mann gegen Mitternacht oder ein Uhr Morgens nicht da sei, erwartete er auch, daß sie, sobald sie in ihrem Zimmer wäre, die Fenster öffnen würde; was ihn überdies in dieser Erwartung bestärkte, ist, daß die Fenster, kaum einen Augenblick durch den Reflex der Lichter erhellt, wieder dunkel wurden. Rose-de-Noël hatte das verrätherische Licht in ein kleines Cabinet gestellt.

Dann öffnete sich leise das Fenster und während sie ihren Rosenstock auf die Fensterbank stellte, schweifte der Blick Rose-de-Noëls durch die Straße.

Ihre Augen, welche noch voll Licht waren, konnten einen Moment lang Ludovic in dem Schatten, der sich unter der Thüre des gegenüberstehenden Hauses ausbreitete, nicht erkennen.

Aber Ludovic hatte Alles gesehen, und seine Stimme, welche aus der Entfernung herüber drang, machte, daß das Kind bis in die Tiefe seines Herzens erzitterte.

„Rose!" hatte die Stimme gesagt.

„Ludovic?" antwortete Rose.

Denn wer anders, als Ludovic konnte Rose mit einer so süßen Stimme rufen, daß diese Stimme wie ein Seufzer der Nacht erschien?

Ludovic machte nun einen Sprung und mit diesem Sprung setzte er über die Straße.

Vor dem Hause der Brocante war einer jener hohen Ecksteine, wie man sie nur noch an den Ecken

der alten Häuser des Marais findet. Ludovic sprang mehr auf den Eckstein, als er stieg. Oben angekommen, konnte er, wenn er die Hand ausstreckte, die beiden Hände von Rose-de-Noël ergreifen und sie pressen. Er drückte sie lange, ohne etwas zu sagen, nichts anderes murmelnd, als die Worte:

„Rose, liebe Rose!“

Rose murmelte nicht mal den Namen des jungen Mannes; sie sah ihn an und ihre Brust, welche sanft wogte, athmete Leben und Glück.

Was hatten sie auch nöthig, unnütze Worte auszutauschen, diese beiden Kinder, von denen eines so klug wie das andere war, um das Rechte zu fühlen, und eines so unwissend, wie das andere, um den rechten Ausdruck zu finden? Ihr ganzes Herz war in dem zärtlichen Druck aufgegangen. Ihre Stimme hätte kein Wort zu diesem Concerte hinzugefügt, wo die Blicke Lieder sind.

Ludovic hielt Rose-de-Noëls Hände in den seinen, ohne daß Rose daran dachte, sie zurückzuziehen.

Er betrachtete sie mit jener süßen Extase, in die das Kind oder der Blinde, die zum ersten Male das Licht erblicken, getaucht sind.

Und das Stillschweigen brechend, sagte er:

„Ach! Rose! liebe Rose!“

„Freund!“ antwortete Rose.

Und in welchem Tone sagte sie jenes einfache Wort F r e u n d? mit welch liebenswürdiger Betonung? wir wüßten es nicht wiederzugeben. Aber dieses eine Wort machte Ludovic vor Entzücken zittern.

„O ja, Dein Freund, Rose!“ sagte er; „der zärtlichste, der ergebenste, der ehrfurchtsvollste Freund

. . . Dein Freund, Dein Bruder, meine süße Schwester!"

Als er diese Worte aussprach, hörte er ein Geräusch von Schritten; dieses Geräusch, obgleich man es merklich leiser zu machen suchte, scholl in der einsamen Straße, wie auf dem sonoren Pflaster einer Cathedrale.

„Es ist Jemand da!" sagte er.

Und dabei sprang er von seinem Eckstein.

Dann rasch über die Straße eilend, suchte er sich an der Ecke der Rue d'Ulm und der Rue des Postes ins Dunkel zu stellen.

Von Ferne gewahrte er zwei Schatten.

Während dieser Zeit schloß Rose-de-Noël ihr Fenster wieder, blieb jedoch sicher hinter dem Vorhang stehen.

Die beiden Schatten näherten sich: es waren zwei Männer, die ein Haus zu suchen schienen.

Vor dem der Brocante angekommen, blieben sie stehen, betrachteten das Parterre, dann den Entresol, dann den Eckstein, auf welchem vor einem Augenblicke noch Ludovic gestanden.

„Was wollen diese beiden Menschen?" fragte sich Ludovic, indem er über die Straße ging und sich an der Mauer hinschlich, um möglichst nahe zu kommen.

Er ging leise vorwärts und hielt sich so gut verborgen, daß die beiden Unbekannten ihn nicht gewahrten und er den Einen hören konnte, welcher sagte:

„Hier ist es."

„Hm! was will das bedeuten," dachte Ludovic, indem er seine Kapsel öffnete und das schärfste Ge-

cirmesser herausnahm, um im gefährlichen Fall eine Waffe zu haben.

Aber die beiden Männer hatten ohne Zweifel Alles gesehen, was sie sehen wollten, hatten Alles gesagt, was sie zu sagen hatten; denn sich umwendend, schritten sie quer über die Straße und entfernten sich durch die Rue des Postes.

„O, o!“ murmelte Ludovic, „sollte Rose-de-Noël wirklich eine Gefahr bevorstehen, wie die Brocante prophezeit?“

Rose hatte sich, wie gesagt, zurückgezogen und das Fenster geschlossen; aber wie wir ebenfalls gesagt, war sie hinter dem Vorhange stehen geblieben; durch eine Ecke der Scheibe sah sie die beiden Männer sich durch die Rue des Postes entfernen.

Als die beiden Männer verschwunden waren, öffnete sie das Fenster wieder und zeigte sich aufs Neue.

Ludovic stellte sich auf seinen Eckstein und nahm die beiden Hände des jungen Mädchens wieder.

„Was war es denn, Freund?“ fragte sie.

„Nichts, liebes Röschen,“ antwortete Ludovic. „Ohne Zweifel zwei Verspätete, die nach Hause gingen.“

„Ich hatte Furcht,“ sagte Rose.

„Ich auch,“ murmelte Ludovic.

„Du auch,“ sagte das junge Mädchen, „Du! Du hattest Furcht? Ich konnte wohl Furcht haben, denn die Brocante hatte mir Angst eingejagt . . .“

Ludovic machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches besagen wollte: „Wahrhaftig! Ich weiß es wohl.“

„Ich muß Dir sagen, lieber Freund,“ fuhr Rose

fort, „daß ich im Zuge war — das Buch zu lesen, das Du mir gegeben, Du weißt, Paul und Virginie. O! was das hübsch ist! so hübsch, daß ich nicht daran dachte, mich zu Bette zu legen."

„Liebe, kleine Rose!"

„Ja, es ist wahr; ich wußte jedoch, daß Du kommen mußtest. Nun, ich ging nicht herauf . . . was sagte ich nur?"

„Du sagtest, mein Kind, daß die Brocante Dich in Angst gejagt."

„Ach ja, richtig; aber sieh, ich habe keine Furcht mehr."

„Du sagtest auch, daß Paul und Virginie Dich so gut unterhalten, daß Du nicht daran gedacht, heraufzukommen."

„Nein; denke Dir, daß es mir war, als wenn ich träumte und als wenn dieser Traum mich in eine Zeit meines Lebens zurückführte, die ich längst vergessen. Sage doch, Ludovic, Du, der Du so viele Dinge weißt, ist es wahr, daß man schon gelebt, ehe man auf die Welt kommt?"

„O armes Kind, Du entblätterst da mit Deinen kleinen Händen das große Geheimniß, das die Menschen seit sechstausend Jahren mit der Loupe betrachten."

„So weißt Du also nichts darüber?" antwortete Rose mit trauriger Miene.

„Leider, nein! aber warum machst Du mir diese Frage?"

„Warte, ich will es Dir sagen: weil es mir bei der Lectüre der Beschreibung des Landes, welches Paul und Virginie bewohnten, jener großen Wälder,

jener frischen Cascaden, jener leuchtenden Wasser, jenes azurblauen Himmels, weil mir bei dieser Lecture war, als hätte ich in meinem ersten Leben, in einem Lande, dessen ich mich erst erinnere, seit ich Paul und Virginie gelesen, einem Lande wie das ihre gewohnt, mit Bäumen voll großer Blätter, Früchten wie mein Kopf, mit ungeheuren Wäldern, mit einer goldenen Sonne, mit einem himmelblauen Meere. Sieh' zum Beispiel, das Meer, ich habe es niemals gesehen; und wenn ich nun die Augen schließe, so ist es mir, als läge ich in einem Hamak, wie der von Paul und eine Frau schwarz wie Domingo wiege mich, indem sie mir ein Lied singe. Ach, mein Gott! mein Gott! es scheint mir wenig zu fehlen, so erinnere ich mich der Worte des Liedes, das sie mir singt. Warte! warte! . . ."

Und Rose-de-Noël schloß die Augen und machte einen Versuch, im tiefsten Grunde ihres Gedächtnisses nachzuforschen.

Aber Ludovic drückte ihr lächelnd die Hand.

„Strenge Dich nicht an, kleine Schwester," sagte er, „es wäre unnütz, wie Du sagtest, es ist ein Traum; Kind, Du würdest Dich doch einer Sache nicht erinnern, die Du weder gesehen, noch gehört."

„Es ist möglich, daß es ein Traum ist," sagte Rose-de-Noël traurig; „aber jedenfalls habe ich im Traume ein sehr schönes Land gesehen."

Und sie versank in eine süße und tiefe Träumerei.

Ludovic ließ sie träumen; denn durch die Dunkelheit sah er ihr Lächeln über seinem Haupte strahlen.

Da diese Träumerei jedoch seiner Ansicht nach etwas zu lange dauerte, sagte er:

„Die Brocante hatte Dir also Angst eingejagt, armes Kind?"

„Ja," murmelte Rose, den Kopf von oben nach unten werfend, ohne jedoch ganz bei dem zu sein, was Ludovic sagte.

Dieser las in den Gedanken des Kindes wie in einem Buche.

Sie dachte an das schöne Land der Tropen.

„Die Brocante ist ein thöricht Weib," versetzte Ludovic, „das ich selbst ausschelten will."

„Du?" fragte Rose-de-Noël erstaunt.

„Oder die ich durch Salvator ausschelten lassen werde," versetzte der junge Mann etwas verlegen, „denn er kann bei euch ein freies Wort sprechen, dieser Salvator, nicht wahr?"

Die Frage riß das Kind vollends ganz aus seiner Träumerei.

„O mehr als ein freies Wort, Freund," sagte sie, „er hat die ganze und volle Herrschaft; alles was bei uns ist, gehört ihm."

„Alles?"

„Ja, alles, Sachen und Leute."

„Du zählst Dich doch hoffentlich weder unter die Sachen, noch unter die Leute, Rose-de-Noël?" fragte Ludovic.

„Verzeihe mir, mein Freund," antwortete das Kind.

„Wie!" sagte Ludovic lächelnd, „Du gehörst Salvator, meine liebe, kleine Rose?"

„Gewiß."

„Unter welchem Titel?"

„Gehört man nicht denen, die man liebt?"

„Du liebst Salvator?"

„Mehr als Alles in der Welt."

„Du? . . ." rief Ludovic mit einer Art von Erstaunen, das sich in einem Seufzer aussprach.

Und wirklich das Wort lieben im Munde dieses jungen Mädchens und auf einen Andern angewandt als ihn, versetzte Ludovics Herz einen harten Stoß.

„Du liebst also Salvator mehr als Alles in der Welt?" drängte er, als er sah, daß Rose-de-Noel ihm nicht antwortete.

„Mehr als Alles in der Welt," antwortete das Kind.

„Rose!" sagte Ludovic traurig.

„Nun, was hast Du denn, mein Freund?"

„Du frägst, was ich habe, Rose?" rief der junge Mann, der nahe daran war, ins Schluchzen auszubrechen.

„Gewiß."

„Du begreifst also nicht?"

„Nein, wahrhaftig nicht."

„Sagtest Du mir nicht, Rose, daß Du Salvator mehr als Alles auf der Welt liebest?"

„Ja, das sagte ich Dir und ich wiederhole es; wiefern kann Dir dies Kummer verursachen?"

„Ihn mehr als Alles auf der Welt lieben, heißt das nicht, mich weniger als ihn lieben, Rose?"

„Dich! weniger als ihn! . . . Dich! was sagst Du da, mein Ludovic? . . . Ich liebe ja Salvator wie einen Bruder, wie einen Vater . . . während ich Dich . . ."

„Während Du mich, Rose?...“ fuhr der junge Mann zitternd vor Freude fort.

„Während ich Dich, mein Freund, liebe ... wie ...“

„Wie? ... Sprich, Rose, wie liebst Du mich?“

„Wie ...“

„Vollende!“

„Wie Virginie Paul geliebt.“

Ludovic stieß einen Freudenschrei aus.

„O! liebes Kind! Noch einmal! noch einmal! Sage mir den Unterschied zwischen der Liebe, die Du zu mir hast, und aller andern Liebe! Sage mir, was Du für Salvator thun würdest! Sage mir, was Du für mich thun würdest!“

„Nun gut, so höre Ludovic: zum Beispiel, wenn Herr Salvator stürbe, o! ich wäre sehr traurig! ich wäre sehr unglücklich! ich würde mich niemals trösten! ... aber wenn Du stürbest, Du... wenn Du stürbest, Du,“ wiederholte das junge Mädchen leidenschaftlich, „wenn Du stürbest, würde auch ich sterben!“

„Rose! Rose! liebe Rose!“ rief Ludovic.

Und sich auf die Zehenspitze stellend und die Hände des jungen Mädchens an sich ziehend, gelang es ihm, seine Lippen auf das gleiche Niveau mit seinen Händen zu bringen und sie voll Inbrunst zu küssen.

Von diesem Augenblicke an war zwischen den beiden jungen Leuten ein Austausch nicht von Worten, nicht von Tönen, sondern von den reinsten Gefühlen und den süßesten Gemüthsbewegungen. Ihre Herzen schlugen einen Schlag und ihr Athem vermischte sich zu einem Athem.

Wer in diesem Momente vorübergekommen wäre, und sie so mitten in dieser heitern Nacht umschlungen gesehen, hätte so zu sagen ein Stück ihrer Liebe, eine Blume aus diesem Strauße, eine Note aus diesem Concert mit sich fortgetragen.

Es war wirklich nichts anbetungswürdiger, als diese Mischung zweier reinen Seelen, zweier unentweihten Herzen, die von der Liebe nichts, als ihr geheimnißvolles Entzücken, ihre poetischen Extasen verlangen: es war das süßeste, was die Feder und der Pinsel seit der liebenden Eva im Blumenparadiese bis zur Mignon von Göthe herab geschaffen, dieser andern Eva, welche am äußersten Ende der Civilisation nicht mehr im Eden des Berges Ararat, sondern in den Gärten Böhmens geboren ist. Wie viel Uhr war es? Sie wären in große Verlegenheit gekommen, wenn sie es hätten sagen müssen, die armen Kinder.

Val de Grace, Saint Jacques du Hautpas und Saint Etienne mochten die Viertelstunden, die halben Stunden, die Stunden mit der ganzen Kraft ihres Hammers schlagen, sie hörten es nicht und der Blitz hätte in die Straße einschlagen können, sie hätten ihm sicher nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als dem unbekannten Ziel der vom Himmel fallenden Sterne.

Und doch machte ein weit schwächeres Geräusch, als die Stimmen der Uhren Ludovic plötzlich erzittern.

Rose-de-Noël hatte gehustet.

Ein kalter Schweiß trat dem jungen Manne auf die Stirne.

O! dieser Husten, er erkannte ihn: es war der, welchen er mit so viel Mühe bekämpft und besiegt.

„Verzeihung! Verzeihung, Rose, meine liebe Rose!“ rief er.

„Verzeihung, wofür. Was habe ich Dir zu verzeihen, mein Freund?“ sagte sie.

„Du hast kalt, mein geliebtes Kind.“

„Ich kalt?“ sagte das erstaunte und zu gleicher Zeit über diese Aufmerksamkeit Ludovics entzückte Kind.

Das arme Kind hörte — mit Ausnahme von Salvator — nie mit solcher Besorgtheit von sich sprechen.

„Ja, Rose, Du hattest kalt, Du hast gehustet; es ist spät, Du mußt Dich in Dein Zimmer zurückziehen, Rose.“

„Zurückziehen!“ sagte sie.

Und sie sprach dieses Wort mit einem Tone aus, als hätte sie sagen wollen: „Aber ich glaubte, wir würden ewig hier bleiben!“

Ludovic antwortete deßhalb auch auf den Gedanken, nicht auf das Wort.

„Nein, meine liebe Rose,“ sagte er, „nein, unmöglich, Du mußt Dich zurückziehen; es ist nicht der Freund, der Dir dies sagt, sondern der Arzt, der es verordnet.“

„Gute Nacht denn, böser Arzt!“ sagte sie traurig.

Dann fügte sie mit ihrem süßesten Lächeln hinzu:

„Auf Wiedersehen, mein liebster Freund!“

Und indem sie dies sagte, beugte sie sich so tief zu Ludovic herab, daß die Locken ihrer Haare die Stirne des jungen Mannes berührten.

„O! Rose! . . . Rose!“ murmelte er liebevoll.

Dann sich auf die Zehenspitzen stellend, erhob er seinen Kopf, verlängerte seinen ganzen Körper, so daß seine Lippen sich auf der gleichen Höhe mit der weißen Stirne des jungen Mädchens befanden.

„Ich liebe Dich, Rose!“ sagte er leise, indem er diese reine Stirne küßte.

„Ich liebe Dich!“ wiederholte das junge Mädchen, indem sie den Kuß ihres Geliebten empfing.

Dann verschwand sie und kehrte so rasch in ihren Käfig zurück, daß man hätte glauben können, sie sei fortgeflogen.

Ludovic sprang auf die Erde, aber er hatte nicht Zeit gehabt, drei Schritte rückwärts zu machen — denn er wollte beim Weggehen nicht einen Moment den Anblick des Fensters verlieren — als dieses Fenster sich wieder öffnete.

„Ludovic!“ sagte die sanfte Stimme Rose-de-Noëls.

Der junge Mann sprang vorwärts und war wieder auf dem Eckstein, ohne zu wissen, wie er heraufgekommen.

„Rose,“ sagte er, „bist Du unwohl?“

„Nein,“ antwortete das junge Mädchen, den Kopf schüttelnd, „aber ich erinnere mich.“

„Wie! Du erinnerst Dich! und wessen?“

„Daß ich gelebt habe, ehe ich lebte,“ sagte sie.

„Mein Gott!“ sagte Ludovic, „bist Du toll?“

„Nein; Du weißt, in dem schönen Lande, das ich eben wiedersah, als ich Kind war und wie Virginie in einem Hamak lag, und daß meine Wärterin eine gute Negerin, mit Namen . . . warte . . .

oh! sie hatte einen wunderlichen Namen! . . . sie hieß . . . Danae! . . . und daß eine gute Negerin, Namens Danae, während sie meinen Hamak wiegte, sang."

Und Rosa sang auf eine Wiegenmelodie, die ersten Worte suchend, als ob sie sich nur schwer und eines nach dem anderen ihrem Gedächtnisse vergegenwärtigten:

„Dodo! dodo! piti monde a maman!
Maman chanter, maman cuit vous nanan!"

Ludovic betrachtete Rose-de-Noël mit tiefem Erstaunen.

„Warte, warte," fuhr diese fort:

„Vaisseau qui là, si vou te sage,
Porté poissons, porté bagage . . ."

„Rose! Rose!" rief Ludovic, „weißt Du wohl, daß Du mich erschreckst?"

„Warte, warte," sagte Rose, „das Kind antwortete:

Mauvais, bon Dié! pas vée droumi,
Moi vlé danger . . .

Die Mutter:

Ça vou di là, Zami!
Paix bouche à vou, n'a pas fait moi la peine!
Fermé grands yeux, tendé coulé fontaine . .

„Rose! Rose!"

„Warte doch, es ist noch nicht aus; das Kind fährt fort:

Mauvais, bon Dié! pas vlé droumi,
Moi vlé danser . . .

Die Mutter:

Ça vous di la, Zami!
Fourré dans fleurs pitis bras, piti tête;
Moi voir là-bas cherché vous méchant bête!
Ce chien la mer qui rodé dans bois nous,
Si vous pas bon, li caler nanan vous.
Ti monde à moi! n'a pas fait moi la peine,
Fermé grands yeux, tendé coulé fontaine.

Das Kind:

Maman bon Dié! moi vlé droumi,
Pas vlé danger . . .

Die Mutter:

Oui nanan pour Zami,
Li va grandi! Li va droumi, droumi! . .“

Rosa hielt inne.

Ludovic keuchte.

„Das ist Alles!“ sagte das Kind.

Und sie hustete noch einmal.

„Gehe jetzt zurück, gehe zurück,“ sagte Ludovic, „wir werden später wieder davon sprechen . . . Ja, ja, Du erinnerst Dich an mich, liebe Rose; ja, wie

Du so eben sagtest, wir haben schon einmal gelebt, ehe wir das Licht der Welt erblickten."

Und Ludovic sprang von dem Eckstein herab.

„Ich liebe Dich!" rief ihm Rose zu, indem sie das Fenster schloß.

„Ich liebe Dich," gab ihr Ludovic so laut zurück, daß diese drei reizenden Worte noch durch das halb geschlossene Fenster dringen konnten. „O!" sagte er dann bei sich, „wie seltsam! Das ist wohl ein creolisches Lied, was sie mir da gesungen. Woher kam denn das arme Kind, als die Brocante es auflas? . . . Morgen gleich werde ich Salvator darüber befragen.

„Es müßte mich Alles täuschen, wenn Salvator nicht mehr von Rose-de-Noël wüßte, als er davon sagt."

In diesem Augenblick schlug es drei Uhr und ein leichter weißlicher Lichtstreifen, der sich im Osten zeigte, verkündete, daß der Tag nicht mehr zu erscheinen zögern werde.

„Schlafe wohl, liebes Kind meines Herzens," sagte Ludovic. „Bis morgen!"

Und wie wenn Rose-de-Noël diese Worte gehört und sie in ihrem Herzen ein Echo fänden, öffnete sich das Fenster wieder und das Kind rief Ludovic zu:

„Bis morgen!"

LI.

Der Boulevard des Invalides.

Die Scene, welche zur gleichen Stunde auf dem Boulevard des Invalides, Hotel de la Mothe Houdan,

vor sich ging, obgleich im Grunde mit den beiden Scenen, welche wir so eben erzählt, durchaus ähnlich, war doch in der Form verschieden.

Bei Rose-de-Noël war die Liebe noch in der Knospe.

Bei Regina öffnete sie den Kelch.

Bei Frau von Marande war sie in voller Blüthe.

Welches ist der köstlichste Moment der Liebe? Mein ganzes Leben habe ich dieses Räthsel gesucht, ohne es finden zu können. Ist es die Stunde, wo sie entsteht? ist es die Stunde, wo sie wächst? ist es die Stunde, wo sie, nahe am Stillestehen, als duftende und süße Frucht in das goldene Kleid der Reife fällt?

Welches ist der Augenblick, wo die Sonne ihre schönsten Strahlen hat? Ist es im Morgenrothe? Ist es im Mittagsglanze? Ist es um die Stunde, wo sie, zum Untergang sich neigend, den Rand ihrer purpurnen Scheibe in die lauen Wogen des Meeres taucht?

O! ein Anderer möge das sagen, ein Anderer möge es aussprechen, ein Anderer möge entscheiden, wir würden zu sehr fürchten, uns über eine so wichtige Frage zu täuschen.

Dies ist denn auch der Grund, weßhalb wir nicht zu sagen wissen, wer von Jean Robert, Ludovic oder Petrus der Glücklichste und wer die süßesten Freuden der Liebe bot, Frau von Marande, Rose-de-Noël oder Regina.

Damit man jedes beneide und vergleiche, wollen wir sagen, welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden, oder

vielmehr die beiden Verliebten . . . finden wir ein Wort, lieber Leser, finden wir ein Wort, schöne Leserin, um meinen Gedanken zu malen: die beiden Verliebten? nein, die beiden Liebenden? — welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden in dieser hellen und glänzenden Nacht austauschten.

Petrus war gegen halb ein Uhr vor dem Gitter des Hotels angekommen.

Nachdem er ein Langes und Breites sieben bis acht Touren auf dem Boulevard des Invalides gemacht, um zu sehen, ob ihn Niemand beobachte, duckte er sich an der Ecke, welche die rechtwinklige Mauerwand bildete, in welche das Gitter eingefügt war.

Er stand dort ungefähr seit zehn Minuten, die Augen mit einem gewissen düstern Ausdruck auf die geschlossenen Sommerläden geheftet, durch die er kein Licht gewahrte; er begann zu zittern, daß Regina nicht zum Rendezvous kommen könne, als er ein kleines hm! hm! ganz leise aussprechen hörte, was auf die Anwesenheit einer zweiten Person auf der andern Seite der Mauer deutete.

Petrus antwortete mit einem ähnlichen hm! hm!

Und wie wenn diese beiden einsilbigen Worte dieselbe Zauberkraft gehabt, wie das Wort Sesam, öffnete sich die kleine, zehn Schritte von dem Gitter entfernte Thür auf geheimnißvolle Weise, ohne daß man selbst die Hand bemerkte, die sie aufzog.

Während dieser Zeit hatte sich Petrus an der Mauer von dem Gitter nach der Thüre hingeschlichen.

„Sind Sie es, meine gute Nanon?“ fragte

Petrus leise, als er mit seinen verliebten Augen durch die Dunkelheit der finstern Lindenallee, welche bis zur Thüre führte, jene alte Frau bemerkte, die jeder andere, als er, für ein Phantom gehalten haben würde.

„Ich bin es," antwortete Nanon im gleichen Tone; denn es war wirklich die gute alte Amme Regina's.

O, die Ammen! von der Amme der Phädra bis herab zu der Giulietta's, von der Amme Giulietta's bis zu der Regina's!

„Und die Prinzessin?" fragte Petrus.

„Sie ist hier."

„Sie erwartet uns?"

„Ja."

„Aber es ist weder Licht an dem Fenster ihres Zimmers, noch ihres Gewächshauses."

„Sie ist am Rondel des Gartens."

Nein, sie war nicht mehr dort, sie war am Ende der Allee, wo sie wie eine weiße Vision erschien.

Petrus flog ihr entgegen.

Zwei Worte vermischten sich zwischen vier Lippen.

„Liebe Regina!"

„Lieber Petrus!"

„Sie hatten mich also gehört?"

„Ich hatte Sie vermuthet."

„Regina!"

„Petrus!"

Man hätte es für das Echo des ersten Kusses halten können, der sich wiederholte.

Dann zog Regina Petrus lebhaft fort.

„Nach dem Rondel," sagte sie.

„Wo Sie wollen, meine Liebe.“

Und die beiden jungen Leute, schnellfüßig, wie Hippomenes und Atalante, schweigsam wie die Sylphen und Undinen, die, ohne sie zu krümmen, über die hohen Gräser des Blumenthals hinschweben, kamen in einem Augenblicke nach dem Theile des Gartens, welchen man das Rondel nannte.

Das Rondel, in welchem Petrus und Regina sich niederließen, war das süßeste Liebesnest, das man sich denken konnte: scheinbar von allen Seiten durch Hagebuchen umschlossen, wie das Rondel eines wahrhaften Labyrinthes, begriff man nicht, wo ein Eingang sein sollte, und war man drinnen, wie man wieder herauskommen sollte; die Bäume, die schon unten am Stamme sehr nahe bei einander standen, waren an ihren Gipfeln so unentwirrbar mit ihren Zweigen verschlungen, daß man es für die Maschen eines Gestrickes von grüner Seide halten konnte, was den beiden Liebenden, die sich darunter befanden, das Aussehen zweier in einem ungeheuren Netze gefangenen Schmetterlinge gab.

Und doch waren die Blätter nicht so eng verwoben, daß die Strahlen der Sterne nicht hätten hindurchdringen können; aber mit welcher Schüchternheit schienen sie sich durch diese Blätter zu stehlen, mit welch' unendlicher Vorsicht schienen sie die Smaragde auf den goldenen Sand zu streuen.

In diesem Rondel war es noch dunkler, als anderwärts.

Regina war köstlich gekleidet, ganz weiß, wie eine Braut.

Es war eine Soirée im Hotel, aber Regina hatte

Zeit gefunden, ihre Salontoilette mit einem großen Pudermantel von gesticktem Battist mit weiten Aermeln zu vertauschen, der ihre prachtvollen Arme sehen ließ; nur um Petrus nicht warten zu lassen, hatte sie ihre Juwelen anbehalten.

Ihr Hals war mit einer Schnur feiner Perlen umgeben, die wie eben so viele Tropfen hart gewordener Milch erschienen; zwei Diamanten, jeder von der Größe einer Erbse, glänzten in ihren Ohren; ein Strom von Brillanten war in ihre Haare ergossen und Bracelets von Smaragd, Rubin, Saphir, in allen Formen, Ketten, Blumen und Schlangen umwanden ihre Arme.

Sie war entzückend schön! Von glänzender und feiner Weiße wie der Mond und rings, wie dieser, von Sternen umgeben!

Als Petrus anhalten, aufathmen, stehen konnte, war er ganz geblendet. Niemand weniger, als dieser junge Mann, der Maler, Dichter und Liebender zugleich war, konnte sich Rechenschaft von dem Feengemälde geben, das er vor Augen hatte; dies leuchtende und schauernde Gehölz, dieser moosige, von Veilchen und Leuchtwürmern durchzogene Boden, von welchen die Einen ihren Duft, die Anderen ihr Licht ausstrahlten! auf einem nahen Zweige eine Nachtigall, welche ihr nächtliches Lied sang und ihren Rosenkranz melodischer Töne abperlte, und sie, Regina! sie! auf seinen Arm gestützt! berauschend und berauscht! Der Mittelpunkt dieses reizenden Gemäldes! Eine Statue von rosa Alabaster! . . .

Man wird zugeben, daß dies mehr war, als es brauchte, um einen Gleichgültigen verliebt und einen

Verliebten verrückt zu machen; es war ein voller, echter Sommernachtstraum, — ein Traum der Liebe und des Glückes.

Petrus gab sich all diesen Berauschungen hin.

Aber wie schrecklich für den armen Petrus! mitten unter diesen Berauschungen war auch die des Reichthums.

Gewiß wäre Regina ohne Perlen, ohne Diamanten, ohne Rubine, ohne Smaragde, ohne Saphir immer noch schön gewesen, denn sie wäre Frau geblieben; aber war es bei ihrem Namen Regina genug für sie, Frau zu sein, mußte sie nicht auch ein wenig Königin sein?

Leider! war es das, was sich Petrus zugleich vor Liebe und Kummer seufzend sagte: er erinnerte sich des Geständnisses, das er seiner Geliebten zu machen hatte.

Er öffnete den Mund, um ihr Alles zu sagen; aber es war ihm, als ob noch viele andere Worte, als die dieses demüthigenden Geständnisses auf seinen Lippen schwebten, auf der Schwelle seines Herzens sich drängten.

„Später! später!“ murmelte er leise.

Und als Regina sich auf eine Moosbank setzte, legte er sich zu ihren Füßen, ihre Hände küssend und zwischen den Juwelen, welche ihre Arme bedeckten, nach einem Platze suchend, auf den er seine Lippen pressen könnte.

Regina sah wohl, daß alle diese Bracelets Petrus genirten.

„Entschuldigen Sie mich, mein Freund,“ sagte sie, „ich bin gekommen wie ich war. Ich wollte Sie

nicht warten lassen; und dann hatte ich Eile, Sie zu sehen. Helfen Sie mir, mich dieser Juwelen entledigen."

Dann drückte sie ein Schloß nach dem andern an ihren Bracelets auf und ließ alle diese in Gold gefaßten Rubinen, Smaragde und Saphire wie einen Funkenregen um sich her fallen.

Petrus wollte sie aufheben.

„O, lassen Sie das, lassen Sie das!" sagte sie mit jener aristokratischen Sorglosigkeit des Reichthums, „das ist Nanons Sache. Sieh, mein vielgeliebter Petrus, da sind meine Arme und meine Hände: sie gehören jetzt ganz Dir; keine Ketten mehr, nicht mal goldene; keine Fesseln mehr, nicht mal diamantene!"

Was sollte man darauf sagen? Niederknien und anbeten.

Petrus überließ sich, wie der Indier, der süßen Träumerei, der stummen Betrachtung der Schönheit, einer Trunkenheit, die der des Hadschidschs glich.

Nach einem stummen Augenblicke, während welches sein Blick in den von Regina versunken und seine Seele in der Seele des jungen Mädchens wieder aufzuleben schien, rief er in leidenschaftlicher Begeisterung:

„O meine geliebte Regina! Gott kann mich jetzt zu sich rufen, denn ich habe die Hände und die Lippen jener unbekannten Blume berührt, welche man das menschliche Glück nennt, und ich habe gelebt. Nie, selbst in den kühnsten Hoffnungen nicht, hatte mein süßester Traum mir einen kleinen Theil der Freuden gegönnt, die Sie wie eine wohlthätige Göttin über mich ausstreuen. Ich liebe Sie, Regina,

über jeden Ausdruck, über Zeit und Leben hinaus, und die Ewigkeit scheint mir kaum zu genügen, um Ihnen zu wiederholen: Ich liebe Dich, Regina, ich liebe Dich!"

Die junge Frau ließ von selbst ihre Hand auf seine Lippen fallen.

Regina saß, wie gesagt, und Petrus lag zu ihren Füßen; aber die Hand Regina's küssend, erhob er sich halb; den Arm um ihren Hals schlingend, erhob er sich ganz.

So kam es, daß er aufrecht stand und sie saß.

Auf diese Weise beherrschte er sie mit der ganzen Größe seines Wuchses.

Nun trat ihm der Gedanke an seine Armuth wieder vor die Seele und er stieß einen Seufzer aus.

Regina zitterte: sie verstand wohl, daß dies ein Seufzer des Schmerzes und nicht der Liebe sei.

„Was haben Sie denn, mein Freund?" fragte sie mit einem gewissen Schrecken.

„Ich? Nichts!" sagte Petrus, den Kopf schüttelnd.

„Gewiß," sagte Regina, „Sie sind traurig, Petrus; sprechen Sie, ich will es."

„Ich hatte schweren Kummer, meine Freundin."

„Sie?"

„Ja."

„Wann?"

„In letzter Zeit."

„Und Sie haben mir nichts davon gesagt, Petrus? Nun, was ist Ihnen denn geschehen? Sprechen Sie, sprechen Sie!"

Und Regina erhob den Kopf, um Petrus besser zu sehen.

Seine schönen Augen waren voll Liebe und glänzten wie die in ihrem Haare zerstreuten Diamanten.

Wenn nichts dagewesen, als die Augen Regina's, so hätte Petrus vielleicht gesprochen.

Aber es waren auch Diamanten da.

Die Diamanten blendeten ihn.

O! war es nicht wirklich ein grausames Geständniß, das darin bestand, dieser großen Dame, die ebenso reich als schön, zu enthüllen, daß sie einen armen Teufel von Maler zum Geliebten habe, dessen Meubles man in vier bis fünf Tagen im Aufstreich verkaufe?

Und dann dieser arme Teufel von Maler, war er bei dem Geständniß seiner Armuth gegenüber der reichen Frau nicht gezwungen, zu gleicher Zeit seiner makellosen Freundin zu gestehen, daß er ein schlechter Sohn habe sein müssen?

Diesmal noch fehlte ihm der Muth.

„Böse," sagte er, „ist es nicht ein tiefer Kummer, Paris verlassen und sechs Tage leben zu müssen, ohne Sie zu sehen?"

Regina zog ihn an sich, indem sie ihm die Stirne darbot.

Petrus preßte seine Lippen mit einem Zittern der Freude darauf, das seine Gesichtszüge erhellte.

In diesem Augenblicke berührte das aufsteigende Licht des Mondes gerade die Stirne von Petrus.

Als sie ihn durch dieses doppelte Licht so glänzend beleuchtet sah, konnte Regina einen Schrei der Bewunderung nicht zurückhalten.

„Sie sagen mir bisweilen, Petrus, daß ich schön sei."

Der junge Mann unterbrach sie.

„Ich sage es Ihnen immer, Regina!“ rief er; „wenn nicht mit meinen Lippen, so doch mit meinem Herzen.“

„Nun, lassen Sie mich Ihnen einmal sagen, daß Sie schön sind!“

„Wie?“ sagte Petrus erstaunt.

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie schön sind und daß ich Sie liebe, mein edler van Dyk. Ich sah gestern im Louvre das Portrait des großen Malers, dessen Talent Ihnen Gott gegeben und dessen Namen ich Ihnen gebe. Als ich mich erinnerte, in Genua die Liebesgeschichte van Dyks mit der Gräfin von Brignoles erzählen gehört zu haben, war ich im Begriffe, Ihnen zu sagen . . . — sieh, wie sich das glücklich trifft, mein Petrus, daß ich Dich in jenem Momente nicht traf! — ich war im Begriffe, Dir zu sagen: Ich gehöre Ihnen, wie sie ihm gehörte, denn Sie sind schön wie er, und ich liebe Dich gewiß noch mehr, als sie ihn liebte!“

Petrus stieß einen Freudenschrei aus.

Dann ließ er sich neben ihr nieder, umschlang ihre Hüfte und zog sie sanft an sich.

Regina bog sich wie ein Palmbaum unter dem Abendwind, und ihr Haupt auf Petrus' Brust senkend, hörte sie lächelnd die rascheren Schläge des Herzens, deren jeder ihr sagte: „Regina, ich liebe Dich!“

Es war wirklich eine reizende Gruppe, diese schönen jungen Leute, so eng umschlungen, und der Engel des Glückes hätte sie sollen in dieser Ekstase versteinern.

Das Wort erstarb auf ihren Lippen. Was hatten sie sich zu sagen? Der Athem von Petrus liebkoste die Haare der jungen Frau und ließ sie erzittern, wie eine Sinnpflanze unter dem Hauche eines Vogels.

Sie hatte die Augen geschlossen und genoß im Innern die unaussprechlichen Freuden, welche die Religion die Sterblichen hoffen läßt, wenn sie in einer andern Welt unter dem Blicke des Herrn erwachen werden.

Eine Stunde verfloß auf solche Weise in dieser berauschenden Lethargie; Jedes genoß seinerseits das Glück, das es dem Andern gab, und sog es wollüstig schweigend ein, wie wenn ein zu lautes Aussprechen eines solchen Glückes die Sterne, die es beleuchteten, eifersüchtig machen müßte.

Aber weder das Eine noch das Andere entging dem Einfluß der liebevollen Umarmung; ihr Athem wurde gepreßter, ihr Blick feuchter; ihr Hauch schien eine Klage; ihr Blut schien wie eine ansteigende Fluth das Herz überschwemmt zu haben und schlug in den Arterien ihrer Stirne.

Regina wachte plötzlich wie ein Kind auf, das sich einem bösen Traume entreißt, und an allen Gliedern zitternd, während die Lippen an denen des jungen Mannes beinahe klebten, murmelte sie:

„Geh . . . geh . . . verlasse mich, Petrus!“

„Schon!“ sagte der junge Mann, „schon! . . . Warum Dich verlassen, mein Gott?“

„Ich sagte Dir, Du sollst gehen, Inniggeliebter; geh . . . geh!“

„Droht uns eine Gefahr, angebeteter Engel?“

„Ja, eine große, eine furchtbare!“

Petrus erhob sich und sah um sich.

Regina ließ ihn wieder sich setzen und sagte mit einem Lächeln, das dem Schreck nicht fremd ist:

„Nein, die Gefahr ist nicht, wo Du sie suchst, mein Freund.“

„Wo ist sie denn?“ fragte Petrus.

„Sie ist in uns, sie ist in unsern Herzen, sie ist auf unsern Lippen, sie ist in dem Drucke Deiner Arme, in den Ketten der meinen . . . Habe Mitleid mit mir, Petrus . . . ich liebe Dich zu sehr!“

„Regina! Regina!“ rief Petrus, indem er den Kopf des jungen Mädchens zwischen seine Hände preßte und sie leidenschaftlich küßte.

Der Druck dauerte unbeschreiblich lange. In diesem feurigen und doch reinen Kuß, wie der von zwei Engeln, vermischten sich ihre Seelen. Ein Stern schoß vom Himmel und schien einige Schritte von ihnen zu fallen.

Regina riß sich mit einer letzten Anstrengung aus den Armen des jungen Mannes.

„Fallen wir nicht vom Himmel wie er, mein inniggeliebter Petrus,“ sagte Regina, indem sie ihn mit ihren beiden in Thränen der Liebe getauchten Augen ansah.

Petrus nahm sie bei der Hand, zog sie an sich und hauchte ihr einen Kuß auf die Stirne, der nicht reiner unter den Lippen eines Bruders hätte sein können.

„Im Angesichte Gottes, der uns sieht,“ sagte er, „im Angesichte der Sterne, die seine Augen sind,

gebe ich Dir diesen Kuß als Zeichen der höchsten Achtung und der tiefsten Ehrfurcht."

„Danke, mein Freund," sagte Regina. „Deine Stirne."

Petrus gehorchte, und die junge Frau gab ihm den Kuß zurück, den sie so eben von ihm empfangen.

In diesem Moment schlug es Drei und Nanon erschien.

„In einer halben Stunde wird es Tag sein," sagte sie.

„Du siehst, Nanon," machte Regina, „wir sagen uns Lebewohl."

Sie trennten sich.

Aber in dem Augenblicke, als ihre Hände sich loslassen wollten, hielt Regina Petrus' Hand.

„Freund," sagte sie, „morgen, hoffe ich, wirst Du einen Brief von mir erhalten."

„Ich hoffe dasselbe," sagte der junge Mann.

„Aber einen guten Brief."

„Alle Deine Briefe sind gut, Regina, mir ist der letzte immer der Beste."

„Dieser wird der Beste der Besten sein."

„O mein Gott! ich bin so glücklich, daß ich mich beinahe fürchte."

„Habe keine Furcht und sei glücklich!" sagte Regina.

„Was wirst Du mir denn in diesem Briefe sagen, meine innig geliebte Freundin?"

„O habe Geduld und warte; müssen wir uns nicht Glück für die Tage aufbewahren, wo wir uns nicht mehr sehen?"

„Dank, Regina; Du bist ein Engel."

„Auf Wiedersehen, Freund!"

„Auf ewig? nicht wahr?"

„Geht," machte Nanon, „wie ich sagte, da bricht der Tag an."

Petrus senkte den Kopf und ging weg, den Blick beständig nach der jungen Frau gewandt.

Was sagte Nanon und was sprach sie vom Tage?

In diesem Momente bedeckte sich der Himmel in den Augen der Liebenden mit einem Schleier, die Nachtigall hörte auf zu singen, die Sterne verschwanden am Himmel, und der ganze für sie geschaffene Feenzauber schien mit ihrem letzten Kuß verschwunden.

LII.

Die Rue de Jerusalem.

Salvator hatte, als er die drei jungen Leute verließ, gesagt: „Ich will Herrn Sarranti zu retten suchen, den man in acht Tagen hinrichtet."

Nachdem er die drei jungen Leute hatte Jeden seines Weges gehen lassen, eilte er nach der Rue d'Enfer, ging durch die Rue de la Harpe und über den Pont St. Michel, dann an dem Quai hin und beinahe im selben Momente, in dem jeder seiner Freunde zu seinem Rendez-vous kam, stand er vor dem Hotel der Präfectur.

Wie das erste Mal hielt der Concierge Salvator an und fragte ihn:

„Wohin gehen Sie?"

Wie das erste Mal nannte sich Salvator.

„Verzeihung, mein Herr," sagte der Concierge, „ich hatte Sie nicht erkannt."

Salvator ging vorüber.

Dann ging er über den Hof, trat unter dem Bogen ein, stieg in das zweite Stockwerk und kam in das Vorzimmer, wo sich der Huissier des Dienstbureaus befand.

„Herr Jackal?" fragte Salvator.

„Er erwartet Sie," antwortete der Huissier, indem er die Thüre zum Cabinet des Herrn Jackal öffnete.

Salvator trat ein und gewahrte den Polizeichef in der Tiefe eines Voltaire-Fauteuil begraben.

Als Herr Jackal den jungen Mann erscheinen sah, erhob er sich und ging ihm lebhaft entgegen.

„Sie sehen, daß ich Sie erwartete, lieber Herr Salvator," sagte er zu ihm.

„Ich danke Ihnen, mein Herr," sagte Salvator nach seiner Gewohnheit mit ziemlich viel Stolz und Verachtung.

„Haben Sie mir nicht gesagt," fragte ihn Jackal, „daß es sich ganz einfach um eine kleine Expedition in der Umgegend von Paris handle?"

„Allerdings," antwortete Salvator.

„Lassen Sie satteln," sagte Herr Jackal zu dem Huissier.

Dieser ging.

„Setzen Sie sich, lieber Herr Salvator," sagte Jackal, indem er dem jungen Mann einen Sitz anwies. „In fünf Minuten können wir gehen. Ich

hatte Ordre gegeben, die Pferde aufgezäumt in Bereitschaft zu halten."

Salvator setzte sich, aber nicht auf den Stuhl, den ihm Herr Jackal angewiesen, sondern auf einen andern entfernteren.

Man hätte glauben können, der junge Mann mit dem reinen Instincte meide die Berührung mit dem Leithunde der Polizei.

Herr Jackal bemerkte diese Bewegung, zeigte aber nur durch eine leichte Bewegung der Augbrauen, daß er sie bemerkt.

Dann zog er seine Tabaksdose aus der Tasche, setzte seiner Nase tüchtig mit Tabak zu und sagte, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte und die Brille abnahm:

„Wissen Sie, woran ich dachte, als Sie eintraten, lieber Herr Salvator?"

„Nein, mein Herr, ich habe keine Ahnungsgabe, auch ist es nicht mein Beruf."

„Nun wohl, ich fragte mich, woher Sie diese Macht der Liebe zur Menschheit haben mögen?"

„Aus meinem Gewissen, mein Herr," antwortete Salvator, „und ich habe immer vor Allem, selbst vor den Versen des Virgil, jenen Vers des carthagischen Dichters bewundert, der ihn vielleicht nur gemacht, weil er ein Sclave war:

Homo sum et nil humani a me alienum puto *).

---

*) Ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd.

„Ja, ja," sagte Herr Jackal, „ich kenne den Vers; er ist von Terenz, nicht wahr?"

Salvator machte ein Zeichen der Bejahung mit dem Kopfe.

Herr Jackal fuhr fort:

„Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator," sagte er, „wenn das Wort Philantrop noch nicht existirte, man müßte es für Sie schaffen. Der glaubwürdigste Journalist der Welt — wenn ein Journalist je glaubwürdig war — würde morgen schreiben, daß Sie mich um Mitternacht aufgesucht, um mich mit einer guten Handlung zu verbinden, die man ihm nicht glaubte; noch mehr, man würde bei Ihnen irgend ein Interesse bei dieser uninteressirten Handlung voraussetzen. Ihre politischen Freunde würden nicht ermangeln, Sie zu desavouiren, und ganz laut zu schreien, Sie seien an die bonapartistische Partei verkauft; denn sich so darauf zu pikiren, diesem Herrn Sarranti das Leben zu retten, der aus der andern Welt kömmt, den Sie vielleicht nie gesehen, als in dem Augenblicke, da er auf der Place de l'Assomption verhaftet wurde: diese Beharrlichkeit, mit der Sie einem Gerichtshofe beweisen wollen, daß er sich absolut getäuscht hat und daß er einen Unschuldigen verurtheilte, heißt das nicht, würden Ihre politischen Freunde sagen, den eclatantesten Beweis des Bonapartismus geben?"

„Einen Unschuldigen retten, Herr Jackal, heißt einen Beweis von Rechtlichkeit geben. Ein Unschuldiger gehört keiner Partei an oder vielmehr er gehört zur Partei Gottes."

„Ja, ja, gewiß, und das ist klar und genügend für mich, der ich Sie von langer Zeit her kenne und

der seit alten Zeiten weiß, daß Sie, wie man sagt, ein Freidenker sind. Ja, ich weiß, daß man schlecht ankäme, wollte man so fest gewurzelte Meinungen angreifen. Man wird es deßhalb auch bleiben lassen. Aber, wenn es Jemand unternähme, wenn man Sie zu verleumden suchte? . . ."

„Das wäre verlorene Mühe, mein Herr: Niemand würde es glauben."

„Ich war in Ihrem Alter," sagte Herr Jackal mit einer leichten Tinte von Melancholie; „ich hatte über Meinesgleichen dieselbe Ansicht, die Sie davon haben. Ich habe es seitdem bitter bereut und habe wie Mephistopheles gerufen — Sie haben Ihre Citation gemacht, lieber Herr Salvator, erlauben Sie, daß ich die meinige mache — ich habe wie Mephistopheles gerufen: „„Glaube unser einem. Dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht! Es findet sich in einem ewigen Glanze, uns hat er in die Finsterniß gebracht . . .""

„Gut," sagte Salvator, „ich werde Ihnen wie der Doctor Faust antworten: „„Allein ich will!""

„Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang!" fuhr Herr Jackal fort, die Citation zu Ende führend.

„Was wollen Sie?" antwortete Salvator, „der Himmel hat mich so geschaffen. Die einen sind von Natur zum Bösen getrieben; ich dagegen fühle mich durch einen natürlichen Instinct, durch eine unwiderstehliche Macht zum Guten getrieben. Damit will ich Ihnen sagen, mein Herr Jackal, daß alle Philosophen, die pedantischsten und die geschwätzigsten, wenn sie sich mit einander verbänden, mich nicht von meinem Vorsatz abzubringen vermöchten."

„O Tugend! Tugend!“ murmelte Herr Jackal mit einer Art Entmuthigung, indem er traurig den Kopf schüttelte.

Salvator glaubte, daß der Augenblick gekommen sei, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Seiner Ansicht nach entwürdigte Herr Jackal melancholisch die Melancholie.

„Da Sie mir die Ehre erzeigt, mich zu empfangen, Herr Jackal,“ sagte er, „so erlauben Sie mir, mit wenigen Worten Sie an den Zweck meiner Expedition zu erinnern, die ich Ihnen vorgestern vorgeschlagen.“

„Ich höre, lieber Herr Salvator,“ antwortete Herr Jackal.

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Huissier die Thüre wieder öffnete und meldete, daß der Wagen angespannt sei.

Herr Jackal erhob sich.

„Wir können auf dem Wege plaudern, lieber Herr Salvator,“ sagte er und nahm seinen Hut, indem er dem jungen Mann ein Zeichen machte, daß er vorangehen möge.

Salvator verbeugte sich und ging.

Als sie in den Hof gekommen waren, setzte Herr Jackal, nachdem er den jungen Mann in den Wagen hatte steigen lassen, den Fuß auf den Tritt und fragte:

„Wohin gehen wir?“

„Auf den Weg von Fontainebleau nach der Cour-de-France.“

Herr Jackal wiederholte den Befehl.

„Jedoch durch die Rue Macon," fügte der junge Mann hinzu.

„Durch die Rue Macon?" fragte Herr Jackal.

„Ja, bei mir vorüber, wir haben dort einen Reisegefährten mitzunehmen."

„Teufel, wenn ich das gewußt," rief Herr Jackal, „so hätte ich die Berline statt des Coupé befohlen."

„O," sagte Salvator, „seien Sie ruhig, er wird Sie nicht geniren."

„Rue Macon, Nr. 4," sagte Herr Jackal.

Der Wagen fuhr ab.

Einige Secunden später hielt er vor der Thüre des Herrn Salvator.

Salvator trat ein, indem er die Gangthüre mit seinem Schlüssel öffnete.

Kaum hatte er den Fuß auf die erste Stufe der Wendeltreppe gesetzt, als das obere Ende sich erhellte.

Fragola erschien mit einem Lichte in der Hand und gleich einem Sterne, den man von der Tiefe eines Brunnens erblickt.

„Bist Du es, Salvator?" sagte sie.

„Ja, Liebe."

„Kehrst Du zurück?"

„Nein, ich werde erst Morgen um acht Uhr nach Hause kommen."

Fragola stieß einen Seufzer aus.

Salvator ahnte diesen Seufzer mehr als daß er ihn hörte.

„Fürchte Nichts," sagte er, „es hat keine Gefahr."

„Nimm immerhin Roland mit."

„Ich kam, ihn zu holen."

Und Salvator rief Roland.

Als ob er nichts, als diesen Ruf gehört, kam der Hund die Treppe herabgesprungen und legte die beiden Tatzen auf den Hals seines Herrn.

„Und ich?“ fragte Fragola traurig.

„Komm!“ sagte Salvator.

Wir haben so eben das junge Mädchen einem Sterne verglichen.

Ein Stern, der am Himmel hingleitet, und in einigen Secunden den Raum von einem Horizonte zum andern durchmißt, gleitet nicht schneller daran hin, als Fragola an der Rampe der Treppe hinab.

Sie lag in dem Arme des jungen Mannes.

Dort beschwichtigten sie das ruhige Lächeln und das glänzende Auge Salvators.

„Bis Morgen, oder vielmehr heute um acht Uhr,“ sagte sie.

„Bis heute um acht Uhr.“

„Geh, mein Salvator,“ sagte sie, „Gott ist mit Dir.“

Und sie folgte dem jungen Manne mit den Augen, bis die Thüre geschlossen war.

Salvator nahm seinen Platz bei Herrn Jackal wieder ein und rief zum Kutschenschlag hinaus:

„Folge mir.“

Und als wenn Roland wüßte, wohin es ginge, folgte er nicht nur, sondern sprang sogar in der Richtung der Barrière Fontainebleau voraus.

LIII.

Das Schloß von Viry.

Für diejenigen unserer Leser, welche den Zweck der Expedition Salvators, Herrn Jackals und Rolands nicht wissen sollten, wollen wir einige Worte von dem sagen, was zwei Tage vorher geschehen.

Als Salvator die von dem Könige für die Rückkehr des Abbé Dominique bestimmte Frist mit Riesenschritten herannahen sah, hatte er Herrn Jackal aufgesucht und zu ihm gesagt:

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, Sie jedes Mal aufzusuchen, so oft ich Ihnen eine Ungerechtigkeit mitzutheilen oder ein Uebel, das wieder gut gemacht werden könnte, zu bezeichnen hätte."

„In der That, mein lieber Herr Salvator," antwortete Herr Jackal, „ich erinnere mich, das gesagt zu haben."

„Nun gut, ich komme, um mit Ihnen von der Verurtheilung des Herrn Sarranti zu sprechen."

„Ah! Sie kommen, um mit mir von dieser Verurtheilung zu sprechen."

„Ja."

„Gut denn, sprechen wir davon," hatte Herr Jackal gesagt, indem er seine Brille abnahm.

Salvator fuhr fort:

„Mein Herr, wenn Sie die Ueberzeugung hätten, daß Herr Sarranti unschuldig ist, würden Sie, um ihn zu retten, Alles thun, was in Ihren Kräften steht?"

„Natürlich, lieber Herr Salvator.“

„Gut denn, so werden Sie mich verstehen; ich habe diese Ueberzeugung.“

„Unglücklicher Weise,“ hatte Herr Jackal gesagt, „besitze ich sie nicht.“

„Ich komme deßhalb zu Ihnen, um Sie Ihnen zu geben; ich habe nicht bloß die Ueberzeugung, sondern auch den Beweis von der Unschuld des Herrn Sarranti.“

„Sie, lieber Herr Salvator? Ah! um so besser.“

Salvator bestätigte das, was er durch ein Zeichen des Kopfes andeutete.

„Sie haben diesen Beweis?“

„Ja.“

„Nun gut, warum zeigen Sie ihn mir nicht in diesem Falle?“

„Ich komme eben, um Sie zu bitten, mir ihn ans Tageslicht bringen zu helfen.“

„Ganz zu Ihrer Verfügung, lieber Herr Salvator: sprechen Sie rasch.“

„Nein, ich komme nicht um zu sprechen; Worte sind keine Beweise; ich komme, um zu handeln.“

„So handeln wir.“

„Können Sie über die nächste Nacht verfügen?“

Herr Jackal warf Salvator von der Seite einen Blick zu, rasch wie der Blitz.

„Nein,“ sagte er.

„Und über die übernächste Nacht?“

„Gewiß; nur muß ich wissen, wie viel Zeit Sie mich in Anspruch nehmen.“

„Für einige Stunden bloß.“

„Ist die Expedition innerhalb Paris oder außerhalb?"

„Außerhalb Paris."

„Wie viel Meilen ungefähr?"

„Vier bis fünf Meilen."

„Gut!"

„Dann werden Sie also bereit sein?"

„Ich stehe zu Ihren Diensten."

„Um wie viel Uhr?"

„Von Mitternacht an mit Leib und Seele."

„Uebermorgen also, um Mitternacht?"

„Uebermorgen um Mitternacht."

Und Salvator hatte Herrn Jackal verlassen.

Es war acht Uhr Morgens.

Unter dem Bogen war er an einem Menschen vorübergekommen, der so fest in einer langen Redingote mit aufrechtstehendem Kragen stack, daß sie expreß gemacht schien, um das Gesicht zu verdecken.

Er hatte nicht weiter darauf geachtet.

Die Leute, welche Herrn Jackal Besuche machten, hatten bisweilen ernste Gründe, ihre Besuche nicht mit offenem Visir zu machen.

Der Mann war zu Herrn Jackal hinaufgegangen.

Man meldete Herrn Gérard.

Herr Jackal hatte eine Art Freudenschrei ausgestoßen und die Thüre war hinter ihnen ins Schloß gefallen.

Die Conferenz hatte beinahe eine Stunde gedauert.

Vielleicht werden wir später erfahren, was der Gegenstand dieser Conferenz gewesen; für den Augen-

blick sind wir genöthigt, Salvator, Herrn Jackal und Roland auf dem Wege nach Fontainebleau zu folgen.

Der Weg wurde rasch zurückgelegt.

An dem Pont Godeau angekommen, sagte Salvator zu dem Kutscher, er solle halten, und man stieg aus.

„Ich glaube," sagte Herr Jackal, „daß wir unsern Hund verloren; das wäre schade, denn er hat das Aussehen eines sehr gescheidten Thieres."

„Er ist von außerordentlicher Gescheidtheit," sagte Salvator; „im Uebrigen werden Sie sehen."

Herr Jackal und Salvator folgten dem Apfelbaumweg, den unsere Leser bereits kennen und der an dem Gitter des Parkes endigte.

Vor dem Gitter fanden sie Roland, der sie erwartete und im Mondlicht ausgestreckt und den Kopf erhoben dalag, ganz wie die großen egyptischen Sphinxe.

„Da!" sagte Salvator.

„Hübsches Besitzthum!" sagte Herr Jackal, indem er seine Brille aufsetzte und durch das Gitter in die Tiefe des Parkes blickte. „Und wie kommt man da hinein?"

„O sehr leicht, wie Sie sehen werden!" antwortete Salvator. „Auf, Brasil!"

Der Hund sprang mit einer Bewegung auf die vier Pfoten.

„Ich glaubte, Sie hießen Ihren Hund Roland," sagte Herr Jackal.

„In der Stadt, ja; aber auf dem Lande nenne ich ihn Brasil. Das ist eine ganze Geschichte, die ich Ihnen an ihrem Orte erzählen werde. — Da Brasil!"

Salvator war an den Theil der Mauer gekommen, den er zu besteigen die Gewohnheit hatte.

Brasil hatte sich auf die Aufforderung seines Herrn genähert.

Salvator nahm ihn und hob ihn mit ausgestreckten Armen in die Höhe, wie wir es ihn bei der ersten Expedition, der wir angewohnt, haben thun sehen, bis zur Mauerkappe, an welcher sich Brasil mit beiden Vorderpfoten anklammerte, während er ihm die beiden Hinterpfoten auf die Schulter setzte.

„Spring!“ sagte Salvator.

Der Hund sprang und fiel auf der andern Seite herab.

„Ah! ah!“ machte Herr Jackal, „ich fange an zu begreifen, das ist eine Art, uns den Weg zu zeigen.“

„Allerdings. Nun kömmts an uns,“ sagte Salvator, indem er sich mit der Kraft der Fäuste bis zu der Mauerkappe emporschwang und sich rittlings auf die Mauer setzte.

Von hier aus bot er Herrn Jackal beide Hände und sagte:

„Nun Sie!“

„Ah!“ antwortete dieser, „das ist unnöthig.“

Und er schwang sich, wie Salvator zuvor gethan, mit einer Leichtigkeit auf die Mauer, die der junge Mann nicht entfernt bei ihm vermuthet hatte.

Freilich hatten die Hände bei seiner Magerkeit kein großes Gewicht zu tragen.

„Dann brauche ich mich nicht weiter um Sie zu kümmern,“ sagte der junge Mann.

Und sprang auf der andern Seite hinab.

Herr Jackal that das Gleiche mit einer Leichtig-

keit und Gewandtheit, die von großer gymnastischer Uebung zeugte.

„Nun," sagte Salvator, indem er Brasil mit einer Geberde zurückhielt, „wissen Sie, wo wir sind?"

„Nein," sagte Herr Jackal; „aber ich hoffe, daß Sie mir die Güte erzeigen, es mir zu sagen."

„Wir sind im Schlosse von Viry."

„Ah! ah! Viry! . . . Was ist das?"

„Ich will Ihrem Gedächtniß aufhelfen: im Schlosse von Viry, bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard."

„Bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard? Hm! . . . der Name ist mir nicht unbekannt."

„Nein, ich glaube wenigstens; es ist das Besitzthum, das er seit längeren Jahren nicht mehr bewohnte und das er an Herrn Lorédan de Valgeneuse vermiethet hatte, um Mina dort zu verbergen."

„Mina? ... welche Mina?" fragte Herr Jackal.

„Es ist das junge Mädchen, das in Versailles entführt worden."

„Ah! schön! Und was ist aus ihr geworden?"

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine kleine Anecdote zu erzählen, Herr Jackal?"

„Erzählen Sie, mein lieber Herr Salvator; Sie wissen, wie gerne ich Ihnen zuhöre."

„Nun gut, einer meiner Freunde in Rußland (er war in St. Petersburg) hatte die Unklugheit, als er bei einem großen Herrn spielte, eine sehr schöne, mit Diamanten besetzte Tabatière auf den Spieltisch zu legen; die Tabatière war verschwunden. Er hielt große Stücke auf die Tabatière."

„Das läßt sich begreifen."

„Es war weniger wegen der Diamanten, als wegen der Person, die sie ihm geschenkt."

„Ich hätte aus beiden Gründen große Stücke darauf gehalten."

„Nun gut, da er ebenso große Stücke aus einem Grunde darauf hielt, als Sie aus zwei Gründen, so vertraute er sein Mißgeschick dem Herrn des Hauses an, indem er alle Arten von Umschweifen anwandte, um ihm endlich zu sagen, daß ein Dieb in seinem Hause sei. Aber zu seiner großen Verwunderung schien der Herr des Hauses nicht sonderlich erstaunt."

„„Geben Sie mir das genaue Signalement Ihrer Tabatière!"" sagte er zu ihm.

„Mein Freund gab es ihm.

„„Gut,"" sagte er, „„ich werde versuchen, sie wieder zu bekommen.""

„„Sie werden sich wohl an die Polizei wenden?""

„„O keineswegs; das wäre das Mittel, sie nie wieder zu sehen. Sagen Sie im Gegentheil Niemanden ein Wort von dem Diebstahl.""

„„Aber welches Mittel werden Sie denn anwenden?""

„„Das ist meine Sache: ich werde es Ihnen sagen, wenn ich Ihnen die Tabatière wieder zurückgebe.""

„Nach Verfluß von acht Tagen erschien der große Herr bei meinem Freunde.

„„Ist es diese?"" fragte er ihn, indem er eine Tabatière vorwies.

„„Gewiß!"" sagte mein Freund.

„„Das ist Ihre Tabatière?""

„„Gewiß.““

„„Gut, so nehmen Sie sie; aber legen Sie sie nie mehr auf die Spieltische; ich begreife, daß man sie Ihnen gestohlen; sie ist zehntausend Franken wie eine Kopeke werth.““

„„Wie zum Teufel konnten Sie sie aber wieder bekommen?““

„„Es war einer meiner Freunde, der sie Ihnen genommen: ein Graf so und so.““

„„Und Sie haben es gewagt, sie wieder von ihm zu verlangen?““

„„Sie wieder von ihm verlangen? O nein, er würde sich durch eine solche Reclamation verletzt gefühlt haben.““

„„Wie haben Sie es dann gemacht?““

„„Wie er es selbst gemacht: ich habe sie ihm gestohlen.““

„Ha, ha!“ machte Herr Jackal.

„Begreifen Sie das Gleichniß, lieber Herr Jackal?“

„Ja; Herr von Valgeneuse hatte Mina Justin entführt.“

„Das ist's: und ich habe Mina Herrn von Valgeneuse entführt.“

Herr Jackal stopfte seine Nase mit Tabak voll.

„Ich habe nichts davon gewußt,“ sagte er.

„Nein.“

„Wie kam es, daß Herr von Valgeneuse nicht zu mir kam, um sich bei mir zu beschweren?“

„Wir haben die Sache mit einander abgemacht, lieber Herr Jackal.“

„Wenn die Sache abgemacht ist . . .“ sagte der Polizeimann.

„Bis auf neue Ordre wenigstens.“

„Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Nein, sprechen wir von Herrn Gérard.“

„Ich höre.“

„Gut, wie ich Ihnen sagte, Herr Gérard hatte das Schloß seit langen Jahren verlassen.“

„Einige Zeit nach dem Diebstahl des Herrn Sarranti und dem Verschwinden seines Neffen und seiner Nichte, diese Thatsachen kenne ich; sie wurden durch die Verhandlungen vor den Assisenhof verwiesen.“

„Ist die Art und Weise, wie der Neffe und die Nichte des Herrn Gérard verschwanden, Ihnen bekannt?“

„Nein; Sie wissen, Herr Sarranti hatte seine Betheiligung an der Sache beharrlich geleugnet.“

„Er hatte Recht; denn als Herr Sarranti das Schloß von Viry verließ, waren die beiden Kinder vollkommen am Leben und spielten auf dem Grasplatz.“

„Er hat es wenigstens gesagt.“

„Nun, mein Herr Jackal,“ sagte Salvatar, „ich weiß, was aus diesen Kindern geworden ist.“

„Bah!“

„Ja.“

„Sprechen Sie, lieber Herr Salvator, Sie interessiren mich lebhaft!“

„Das junge Mädchen wurde durch einen Messerstich der Madame Gérard getödtet und der kleine Junge durch Herrn Gérard ertränkt.“

„In welcher Absicht?“ fragte Herr Jackal.

„Sie vergessen, daß er sowohl Pflegevater, als Erbe der Kinder war.“

„O was sagen Sie mir da, lieber Herr Salvator. Ich habe Madame Gérard nicht gekannt . . .“

„Die niemals Madame Gérard, sondern einfach Orsola war.“

„Das ist möglich; aber ich habe Herrn Gérard, den ehrenwerthen Herrn Gérard, wie man ihn nannte, gekannt.“

Und die Lippe des Herrn Jackal zog sich zu einem Lächeln zusammen, das nur ihm eigenthümlich war.

„Nun,“ sagte Salvator, „der ehrenwerthe Herr Gérard ertränkte den kleinen Jungen, während seine Frau dem kleinen Mädchen den Hals abschnitt.“

„Und Sie können mir die Beweise davon liefern?“ sagte Herr Jackal.

„Gewiß.“

„Wann?“

„Augenblicklich . . . wenn Sie mir nur folgen wollen.“

„Da ich mal so weit gegangen bin . . .“ sagte Herr Jackal.

„So muß man auch bis zum Ende gehen, nicht wahr?“

Herr Jackal machte mit dem Kopfe und den Schultern ein Zeichen der Zustimmung.

„Kommen Sie,“ sagte Salvator.

Und Beide gingen an der Parkmauer hin bis zum Hause, während Salvator mit Stimme und Geberden Brasil zurückhielt, der durch eine unsichtbare und unbekannte Macht nach einem Punkte des Parkes hingezogen schien.

LIV.

Herr Jackal bedauert, daß Salvator ein rechtschaffener Mann.

So kamen sie bis zu dem Perron des Schlosses.

Das Schloß war ganz dunkel; kein Fenster war erhellt; offenbar war es öde und verlassen.

„Warten wir hier einen Augenblick, mein lieber Herr Jackal," sagte Salvator; „ich will Ihnen sagen, wie das geschehen."

„Nach Ihrer Vermuthung?"

„Nach meiner Ueberzeugung. Wir haben vor uns den Teich, wo man den kleinen Knaben ertränkt hat und hinter uns den Keller, wo man dem kleinen Mädchen den Hals abgeschnitten. Fangen wir mit dem Keller an."

„Ja; aber um mit dem Keller anzufangen, muß man ins Haus hinein kommen."

„Das darf Sie nicht beunruhigen; das letzte Mal, als ich hier war, dachte ich, man könnte eines Tages wiederkommen wollen und nahm den Thürschlüssel mit. Treten wir ein."

Roland wollte den beiden Männern folgen.

„Ganz schön, Brasil!" sagte Salvator. „Bleiben wir da, bis der Herr uns ruft."

Brasil setzte sich und wartete.

Salvator trat zuerst ein.

Herr Jackal folgte ihm.

Salvator schloß die Thüre hinter sich.

„Sie sehen im Dunkeln wie die Katzen und Luchse, nicht wahr, Herr Jackal?" fragte Salvator.

„Vermittelst meiner Brille," sagte Herr Jackal, indem er sie bis zur Stirne emporhob; „ja, mein lieber Herr Salvator . . . ich sehe genug, wenigstens so viel, daß mir kein Unglück begegnet."

„Gut denn, so folgen Sie mir."

Salvator ging durch den Corridor zur Linken.

Herr Jackal folgte ihm.

Der Corridor führte über ein Dutzend Stufen, wie man sich erinnert, zur Küche hinab, und die Küche in den Speisekeller, wo sich die furchtbare Scene ereignete, die wir erzählt haben.

Salvator ging ohne Aufenthalt durch die Küche.

„Hier ist der Ort," sagte er.

„Wie, hier?" fragte Herr Jackal.

„Hier wurde Madame Gérard erdrosselt."

„Ah, hier."

„Ja, — nicht wahr, Brasil, hier?" sagte Salvator, die Stimme erhebend.

Man hörte ein Geräusch, wie eine Wasserhose; durch eine Scheibe des Fensters fiel der Hund brummend zu den Füßen seines Herrn und des Herrn Jackal nieder.

„Was soll das?" fragte der Polizeimann zurückprallend.

„Es ist Brasil, der Ihnen zeigt, wie die Sache vor sich gegangen."

„O! o!" machte Herr Jackal, „hätte etwa Brasil durch Zufall die arme Madame Gérard erdrosselt?"

„Er selbst."

„Dann ist ja Brasil ein elender Meuchelmörder, der eine Kugel verdient."

„Brasil ist ein edler Hund, der den Monthyon-preis verdient.“

„Erklären Sie sich.“

„Brasil hat Madame Gérard erdrosselt, weil sie im Begriff war, die kleine Leonie zu ermorden; er liebte das Kind, er hörte es schreien, er kam — nicht wahr, Brasil?“

Brasil ließ ein unheimliches und langes Geheul vernehmen.

„Jetzt,“ fuhr Salvator fort, „wenn Sie daran zweifeln, daß es hier geschehen, so zünden Sie ein Licht an und betrachten Sie die Steinplatten.“

Als wenn es die einfachste Sache von der Welt wäre, ein Feuerzeug, Schwefelhölzchen und ein Licht bei sich zu tragen, zog er aus seiner Redingote ein Phosphorfeuerzeug und einen Wachsstock.

Fünf Secunden später war der Wachsstock angezündet und warf ein Licht umher, daß Herr Jackal mit den Augen blinzte.

Man hätte glauben sollen, wie bei den Nachtvögeln sei die Finsterniß sein Tag.

„Beugen Sie sich hinab,“ sagte Salvator.

Herr Jackal beugte sich hinab.

Eine leichte röthliche Farbe bedeckte die Steinplatten.

Salvator deutete mit dem Finger darauf.

Man hätte leugnen können, daß dieser Fleck ein Blutfleck, so schwach war er; aber Herr Jackal erkannte ihn ohne Zweifel als solchen, denn er machte keinen Einwurf.

„Nun wohl,“ sagte er, „was beweist dieses Blut?

Es kann ebensogut das Blut von Madame Gérard als von der kleinen Leonie sein."

„Dieses," sagte Salvator, „ist aber wirklich das Blut von Madame Gérard."

„Wie erkennen Sie es?"

„Warten Sie."

Salvator rief Brasil.

„Brasil!" sagte er, „warm! hier! warm!"

Und er zeigte dem Hunde die Blutspur.

Der Hund legte die Nase auf die Steinplatte; aber er zog brummend die Lefzen zurück und suchte den Stein zu beißen.

„Sie sehen!" sagte Salvator.

„Ich sehe, daß Ihr Hund wüthend ist, das ist Alles, was ich sehe."

„Warten Sie! . . . Jetzt will ich Ihnen das Blut der kleinen Leonie zeigen."

Herr Jackal sah Salvator mit tiefem Erstaunen an.

Salvator nahm den Wachsstock aus den Händen von Herrn Jackal und sagte, indem er in den Raum ging, welcher auf den Holzkeller folgte, und in der Richtung der Thüre, welche in den Garten führte, auf den Steinplatten andere röthliche Flecken zeigte:

„Sehen Sie, das ist das Blut des kleinen Mädchens. — Nicht wahr, Brasil?"

Diesmal näherte Brasil sanft seine Lefzen der Steinplatte, als wollte er sie küssen. Er stieß ein peinliches Geheul aus und berührte die Steinplatte mit der Spitze seiner Zunge.

„Da sehen Sie!" sagte Salvator. „Das kleine

Mädchen war noch nicht ganz hingewürgt; während Brasil Orsola erdrosselte, rettete sich jene in den Garten."

„Hm, hm!" machte Herr Jackal; „dann?"

„Nun gut; das ist, was das kleine Mädchen betrifft. Später werden wir uns mit dem kleinen Jungen beschäftigen."

Und das Wachslicht auslöschend, gab er es Herrn Jackal zurück.

Dann gingen Beide in den Garten.

„Hier," sagte Salvator, „sind wir im zweiten Theile des Drama's. Hier ist der Teich, wo Herr Gérard den kleinen Victor ertränkte, während Madame Gérard das kleine Mädchen ermordete."

Mit vier Schritten war man am Ufer des Teiches.

„Nun, Brasil," rief Salvator, „sag' uns ein wenig, wie Du den Leichnam Deines jungen Herrn aus dem Wasser gezogen."

Brasil, als wenn er ganz gut verstanden, was man von ihm erwartete, ließ es sich nicht zwei Mal sagen; er stürzte sich in den Teich, schwamm ungefähr bis zum dritten Theile, tauchte unter, erschien wieder, und legte sich dann mit einem unheimlichen Geheul zu Boden.

„Wahrlich, ein Hund," sagte Herr Jackal, „der ganz sicher Munito in Schach geschlagen hätte."

„Warten Sie, warten Sie!" versetzte Salvator.

„Ich warte," machte Herr Jackal.

Salvator führte Herrn Jackal an den Fuß eines dichten Gehölzes.

Dort forderte er ihn auf, seinen Wachsstock wieder anzuzünden.

Herr Jackal gehorchte.

„Sehen Sie," sagte Salvator, indem er dem Polizeimann eine tiefe Narbe in dem Stamme eines der Bäume zeigte, welche das Gehölz bildeten, „sehen Sie und sagen Sie mir, was das ist!"

„Es scheint mir das Loch einer Kugel zu sein," sagte Herr Jackal.

„Und ich bin dessen gewiß," sagte Salvator.

Dann nahm er ein kleines spitzes Messer, das als Messer, Dolch und Skalpel dienen konnte, schnitt in die Wunde des Baumes und alsbald fiel ein kleines Stück Blei heraus.

„Sie sehen! Die Kugel ist noch da," sagte er.

„Ich sage nicht nein," machte Herr Jackal; „aber was beweist eine Kugel in dem Stamm eines Baumes? Man mußte sehen, durch was sie vorher ging, ehe sie hierher gelangte."

Salvator rief Brasil.

Brasil kam herbei.

Salvator nahm den Finger des Herrn Jackal und legte ihn zuerst auf die rechte und dann auf die linke Seite Brasils.

„Fühlen Sie nicht?" fragte er.

„Allerdings fühle ich."

„Was?"

„Etwas wie zwei Narben."

„Gut," sagte Salvator, „Sie fragten, durch was die Kugel gegangen: Sie wissen es jetzt."

Herr Jackal betrachtete Salvator mit steigender Bewunderung.

„Jetzt kommen Sie!" sagte Salvator.

„Wo gehen wir hin?" fragte Herr Jackal.

„Wohin Horaz sagt, daß man gehen müsse, zur Entwicklung: Ad eventum festina.“

„Ach, lieber Herr Salvator,“ rief Herr Jackal, „welches Unglück, daß Sie ein rechtschaffener Mann sind!“

Und er folgte Salvator.

LV.

Das leere Nest.

„Jetzt,“ sagte Salvator, indem er an dem Teiche hinging,“ jetzt begreifen Sie alles, nicht wahr?“

„Noch nicht ganz,“ sagte Herr Jackal.

„Nun, während man das kleine Mädchen im Keller tödtete, ertränkte man den kleinen Knaben in dem Teiche. Brasil lief auf das Geschrei des kleinen Mädchens herbei, erdrosselte Orsola oder Madame Gérard, wie Sie wollen; dann nachdem er Madame Gérard erwürgt, suchte er seinen andern Freund, den kleinen Knaben, fand ihn in der Tiefe des Teiches, trug ihn auf den Grasplatz, erhielt eine Kugel durch den Leib, die, nachdem sie ihm durch den Leib gegangen, sich in dem Stamm des Baumes festsetzte, wo wir sie gefunden. Der grausam verwundete Hund rettete sich heulend. Dann nahm der Mörder den Leichnam des kleinen Knaben, trug ihn fort und begrub ihn.“

„Begrub ihn,“ machte Herr Jackal, „und wo das?“

„Wo Sie ihn sehen werden.“

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Wo ich ihn selbst gesehen,“ fügte Salvator hinzu.

Herr Jackal schüttelte abermals den Kopf.

„Aber, wenn Sie ihn sehen? . . .“ sagte Salvator.

„Wahrlich, wenn ich ihn sehe . . .“ machte Herr Jackal.

„Was werden Sie dann sagen?“

„Ich werde sagen, daß er da ist.“

„Auf denn!“ sagte der junge Mann.

Er verdoppelte den Schritt.

Wir kennen den Weg, den sie einschlagen. Wir sahen das eine Mal Herrn Gérard, das andere Mal Herrn Salvator ihn einschlagen; das erste Mal das Verbrechen, das zweite Mal die Rechtlichkeit.

Brasil ging zehn Schritt vor ihnen und drehte sich jede fünf Minuten um, um zu sehen, ob man ihm folge.

„Da sind wir,“ sagte Salvator, indem er in das Gebüsch trat.

Herr Jackal folgte ihm auf dem Fuße.

Brasil jedoch blieb, wie wenn er sich getäuscht sähe, stehen.

Statt mit der Schnauze die Erde zu beschnüffeln und den Boden mit den Pfoten aufzuscharren, blieb er aufrecht, von allen Seiten Luft einschnoppernd und brummend.

Salvator, der in allen Gedanken Brasils eben so leicht zu lesen schien, als Brasil in den seinen, begriff, daß etwas Ungewöhnliches vor sich gehe.

Er sah um sich.

Sein Blick ruhte auf Herrn Jackal: der Mond beleuchtete ihn in diesem Augenblicke.

Der Polizeimann hatte ein seltsames Lächeln auf seinen Lippen.

„Sie sagen also, daß hier der Ort sei?" fragte Herr Jackal.

„Er war wenigstens hier," antwortete Salvator.

Dann wandte er sich an den Hund und rief:

„Suche, Brasil!"

Brasil näherte seine Schnauze der Erde; dann ließ er, den Kopf erhebend, ein trauriges Geheul hören.

„O, o!" sagte Salvator, „haben wir uns getäuscht, mein guter Brasil? Suche!... Suche!..."

Aber Brasil schüttelte den Kopf, als wollte er antworten, es sei unnöthig zu suchen.

„Bah," sagte Salvator zu dem Hunde, „sollte?.."

Und sich selbst auf die Kniee werfend, that er, was der Hund hätte thun sollen, das heißt, er steckte seine Hand tief in die Erde.

Die Sache war um so leichter, als die Erde erst kürzlich durchgejätet schien und war.

„Nun?" fragte Herr Jackal.

„Nun," sagte Salvator mit rauher Stimme, denn seine letzte Hoffnung verschwand, „der Leichnam ward geraubt."

„Das ist bedauerlich," sagte Herr Jackal, „Teufel! Teufel! Teufel! Das wäre ein Probe gewesen . . . Suchen Sie wohl."

Trotz des sichtlichen Widerwillens, den er hatte, seine Hand mit dieser Erde in Berührung zu bringen, steckte Salvator seinen Arm bis an die Schulter in die Grube und wiederholte, als er aufstand, mit blassem Gesichte und schweißgebadeter Stirne:

„Der Leichnam wurde gestohlen!"

„Gut!" sagte Herr Jackal, „durch wen?"

„Durch den, welcher ein Interesse hatte, ihn verschwinden zu lassen."

„Sind Sie sicher, daß hier ein Leichnam war?" fragte Herr Jackal.

„Ich sage Ihnen, daß ich hier an diesem Platze, von Roland, von Brasil, wie Sie wollen, geführt, das Skelett des kleinen Victor gefunden, der dort begraben worden, nachdem ihn sein Oheim ertränkt und Roland aus dem Wasser gezogen. — Nicht wahr, Roland, er war da?"

Roland stand auf, stemmte seine beiden Pfoten gegen Salvators Brust und ließ ein langes, trauriges Geheul hören.

„Wann war er da?" fragte Herr Jackal.

„Noch vorgestern," sagte Salvalor; „er wurde also in der gestrigen Nacht fortgeschafft."

„Natürlich! ... Natürlich!" versetzte Herr Jackal, ohne daß man eine Veränderung in seiner Stimme oder in seinem Gesichte bemerken konnte, „da Sie behaupten, er sei vorgestern noch dagewesen."

„Ich behaupte nicht, ich versichere," sagte Salvator.

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte Herr Jackal.

Salvator sah dem Polizeimann ins Gesicht.

„Gestehen Sie," sagte er zu ihm, „daß Sie im Voraus wußten, wir würden hier nichts finden!"

„Herr Salvator, ich glaube alles, was Sie mir sagen, und da Sie mir sagten, wir würden hier etwas finden . . ."

„Gestehen Sie mir, Sie ahnen, wer den Leichnam gestohlen!"

„Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator, ich ahne nichts."

„Sacrebleu! mein lieber Herr Jackal," rief der junge Mann, „Sie haben heute nicht Ihren scharfsichtigen Tag."

„Ich gestehe," antwortete Herr Jackal mit vollkommener Bonhomie, „diese nächtliche Scene, in einem öden Parke, am Rande einer Grube, ist nicht geeignet, auch selbst dem Schlauesten Scharfsinn zu leihen, und ich mag thun, was ich will, ich ahne nicht, wer das Skelett fortgenommen."

„Wenigstens kann es nicht Herr Sarranti sein, da er im Gefängniß ist."

„Nein," sagte Herr Jackal; „aber seine Mitschuldigen könnten es sein; denn wer sagt, daß der Leichnam nicht von Herrn Sarranti hierher gelegt worden sei? wer sagt, daß Herr Sarranti das Kind nicht ertränkt, das der Hund herausgezogen?"

„Ich! ich! ich!" machte Salvator, „ich sage es! und der Beweis . . . Aber nein, Gott sei Dank! ich hoffe einen bessern, als den zu finden... Sie geben zu, nicht wahr, daß der, welcher den Leichnam fortgenommen, der Mörder ist?"

„Sie gehen sehr weit."

„Oder wenigstens sein Mitschuldiger?"

„Es wäre allerdings einiger Verdacht vorhanden."

„Roland hieher!" sagte Salvator.

Der Hund kam.

„Holla! Roland, es ist Jemand während der

letzten Nacht hierhergekommen, nicht wahr, mein Hund?"

Der Hund bellte.

„Suche! Roland, suche!" sagte Salvator.

Roland beschrieb einen Kreis, schien eine Fährte zu erkennen und stürzte nach dem Gitter zu.

„Ganz schön! Roland! ganz schön!" sagte Salvator, „gehen wir nicht zu rasch."

Und Herr Jackal folgte Roland, indem er sagte:

„Ein vortrefflicher Leithund, Herr Salvator, ein vortrefflicher Leithund! Wenn Sie sich je seiner entschlagen wollten, so kenne ich einen, der einen guten Preis dafür bezahlen würde."

Der Hund folgte bellend der Fährte.

Nach zwanzig Schritten machte er einen Satz und wandte sich dann nach links.

„Gehen wir links, Herr Jackal," sagte Salvator.

Herr Jackal gehorchte wie ein Automat.

Nach zwanzig weiteren Schritten ging der Hund wieder rechts.

„Gehen wir rechts, Herr Jackal," sagte Salvator.

Und Herr Jackal gehorchte mit derselben Pünktlichkeit.

Nach zehn Schritten blieb der Hund inmitten eines dichten Gehölzes stehen.

Salvator drang hinter ihm in das Gehölz.

„Ah!" sagte er, „der, welcher die Gebeine des Kindes fortschleppte, hatte die Absicht, sie hier niederzulegen; er hat sogar die ersten Hiebe mit der Hacke in die Erde gethan, aber er fand den Ort

nicht sicher genug und setzte seinen Weg fort, nicht wahr, Roland?"

Roland stieß einen Klageschrei aus und schlug wieder den Weg nach dem Gitter ein.

Am Gitter blieb er stehen, machte jedoch den Versuch, hinüberzusetzen.

„Es ist unnöthig, daß wir zuvor im Innern des Parkes suchen," sagte Salvator; „der Leichnam ist hier durchgebracht worden."

„Teufel! Teufel!" sagte Herr Jackal, „das Gitter ist geschlossen und das Schloß scheint mir solid."

„O," sagte Salvator, „wir werden sicher einen Hebel oder ein Brecheisen finden, um es aufzusprengen. Das Schlimmste wäre, wenn wir über die Mauer klettern müßten, wie wir schon einmal gethan, wir würden die Fährte auf der andern Seite des Gitters wieder verfolgen."

Und Salvator ging nach der Mauer, in der Absicht, sie zu ersteigen.

„Gut!" sagte Herr Jackal, indem er ihn am Rockflügel zurückhielt, „ich weiß etwas noch kürzeres."

Und indem er aus seiner Tasche einen kleinen Ring mit Dieterichen zog, machte er dreimal den Versuch, und beim dritten Male öffnete sich die Thüre wie durch einen Zauber.

Brasil ging zuerst hinein und fand, wie Salvator vorausgesehen, augenblicklich die Fährte.

Die Fährte führte an der Mauer hin und querfeldein, in der geradesten Linie auf die Landstraße.

Ein geackertes Feld durchschneidend, sah man auch hier die Spur von Schritten.

„Sehen Sie," sagte Salvator, „sehen Sie! sehen Sie!"

„Ja, ich sehe," sagte Herr Jackal. „Unglücklicher Weise sind diese Schritte nicht unterschrieben."

„Bah!" sagte Salvator, „vielleicht finden wir die Unterschrift am Ende der Fährte."

Aber die Fährte lief auf der Landstraße aus, den königlichen Weg, der vierundsiebzig Fuß breit und gepflastert war.

Roland ging bis an das Pflaster, dann erhob er den Kopf und heulte.

„Ein Wagen wartete hier," sagte Salvator; „der Mann ist mit dem Leichnam eingestiegen."

„Nun?" fragte Herr Jackal.

„Nun, ich muß eben suchen, wo er ausgestiegen."

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Ach, lieber Herr Salvator," sagte er, „ich fürchte sehr, daß Sie sich viel vergebliche Mühe machen."

„Und ich, Herr Jackal," sagte Salvator, hitzig geworden, „ich bin überzeugt, daß wir etwas herausbringen."

Herr Jackal machte mit dem Munde das kleine Geräusch, welches den Zweifel anzeigt.

„Die Fährte verloren," versetzte er, „Madame Gérard erdrosselt, die beiden Kinder todt . . ."

„Ja," sagte Salvator, „aber die beiden Kinder sind nicht todt."

„Wie! die beiden Kinder wären nicht todt?" rief Herr Jackal, das lebhafteste Erstaunen heuchelnd; „Sie sagten mir doch, der Junge sei ertränkt worden."

„Ja, aber ich habe Ihnen die Blutspur des klei=

nern Mädchens gezeigt, das sich rettete ... und ... es ist gerettet."

„Ah!" sagte Herr Jackal; „und lebt es noch immer?"

„Es lebt noch!"

„Ah! das wirft wirklich ein helles Licht auf die Sache, namentlich wenn sie sich erinnert."

„Sie erinnert sich."

„Das wäre eine sehr peinliche Erinnerung für das Mädchen," sagte Herr Jackal, den Kopf schüttelnd.

„Ja," sagte Salvator; „aber so lebhaft auch Ihr Mitleid sein mag, mein lieber Herr Jackal, welche Aufregung ihr diese Erinnerung verursachen mag — da es sich um das Leben eines Menschen handelt, werden Sie sie dennoch fragen, nicht wahr?"

„Ganz gewiß: es ist meine Pflicht."

„Das ist alles, was ich für den Augenblick wissen möchte. Nun aber sehe ich den Tag anbrechen; wenn Sie nach Paris zurückkehren wollten, Herr Jackal, will ich Sie nicht länger aufhalten."

Und Salvator machte eine Bewegung, um über den Graben zu gehen.

„Wo wollen Sie hin?" fragte Herr Jackal.

„Nach dem Wagen, den wir beim Pont Godeau stehen ließen."

„Gut!" sagte Herr Jackal, „es ist des Wagens Sache, zu uns zu kommen."

Dabei zog er aus seiner ungeheuren Tasche eine Pfeife, die er an seine Lippen setzte und mit der er einen so scharfen Ton hervorbrachte, daß man ihn eine halbe Meile weit hören mußte.

Dieser Ton wurde drei Mal wiederholt.

Fünf Minuten später hörte man das Rollen eines Wagens auf der Landstraße.

Der Wagen war der des Herrn Jackal.

Die beiden Männer stiegen ein.

Roland, der unermüdlich schien, lief voraus.

Um acht Uhr Morgens kam der Wagen an der Barrière Fontainebleau vorüber.

„Lassen Sie mich Sie bei Ihrem Hause absetzen, Herr Salvator, es ist unser Weg," sagte Herr Jackal.

Salvator hatte keinen Grund, die Artigkeit des Herrn Jackal zurückzuweisen.

Er ließ es schweigend geschehen.

Der Wagen hielt in der Rue Macon vor Nr. 4.

„Nun," sagte Herr Jackal, „ein anderes Mal werden wir glücklicher sein, lieber Herr Salvator."

„Ich hoffe," sagte Salvator.

„Auf Wiedersehen!" machte Herr Jackal.

„Auf Wiedersehen!" antwortete Salvator.

Salvator sprang aus dem Wagen, der Schlag schloß sich und das Coupé fuhr in großem Trab davon.

„O! Dämon!" sagte Salvator, „ich habe Dich im Verdachte, daß Du besser als ich weißt, wo der Leichnam des armen Kindes ist."

Und bei diesen Worten öffnete er die Thüre und trat bei sich ein.

„Thut nichts," sagte er, „bleibt doch Rose-de-Noël."

Und er begann die Treppe hinaufzusteigen, welche Roland bereits in Sprüngen zurückgelegt.

„Bist Du es, Freund?“ sagte eine Stimme oben auf dem Ruheplatz.

„Ja, ich bin es,“ rief Salvator.

Er warf sich in Fragola's Arme.

Einen Augenblick vergaß er die furchtbare Täuschung dieser Nacht in der süßen Umarmung, die ihn alles vergessen ließ.

Fragola kam zuerst wieder zu sich.

„Trete ein, Salvator,“ sagte sie; „seit sieben Uhr diesen Morgen wartet eine alte Frau auf Dich, welche ganz unglücklich ist, aber nicht sagen will, was sie weinen macht.“

„Eine alte Frau!“ rief Salvator, „das ist die Brocante.“

Und sich in das Zimmer stürzend, rief er:

„Rose-de-Noël! Rose-de-Noël!“

„Ach!“ antwortete die Brocante, „als ich diesen Morgen in ihr Zimmer kam, war das Zimmer offen und die arme Kleine fort.“

„Oh!“ rief Salvator, indem er sich mit der Faust vor die Stirne schlug, „ich hätte mir's denken sollen, daß in dem Augenblick, wo ich den Leichnam des Bruders nicht mehr fand, man zu gleicher Zeit die Schwester verschwinden lassen werde!“

LVI.

Vive l'ampleur! *)

Erklären wir jetzt, wie der Leichnam fehlte, welchen Salvator und Herr Jackal in dem Park von Viry zu suchen vergeblich gekommen waren.

Man wird sich erinnern, daß Salvator, als er Herrn Jackal verließ, einem Individuum begegnete, das, obgleich die Rauhheit der Jahreszeit noch durchaus nicht zu einer solchen Vorsichtsmaßregel nöthigte, in einen ungeheuren Winterüberrock gehüllt war, dessen Kragen ihm als Maske zu dienen bestimmt schien.

Dieser Mensch, dem Herr Jackal nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt hatte, war hinter ihm die Treppe hinaufgestiegen und hatte sich unter dem wohlbekannten Namen Gérard melden lassen.

Es war in der That Herr Gérard.

Wenn man die Eile sah, mit der er den Hof durchmessen und unter den Bogengang getreten, der zu dem Chef der geheimen Polizei führte; wenn man die ängstliche Besorgtheit beobachtete, mit der er den Theil des Gesichtes zu Boden senkte, der zwischen seinem Hut und seinem Rockkragen frei blieb, mußte man unwillkürlich mit Abscheu den Kopf abwenden, denn ein Beobachter erkannte alsbald in diesem Menschen den Polizeispion in der vollen Bedeutung des Wortes.

---

*) Es lebe die Weite!

Wie wir gesagt, man meldete Herrn Gérard.

Die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal ging auf und der Besuchende trat ein.

„Ah! ah!" sagte Herr Jackal, „da ist der ehrenwerthe Herr Gérard. Kommen Sie, mein lieber Herr, kommen Sie!"

„Ich komme Ihnen vielleicht ungelegen?" fragte Herr Gérard.

„Wie das? — Sie mir ungelegen kommen? Niemals!"

„Sie sind zu gütig, mein Herr!" machte Gérard.

„Ueberdies wollte ich gerade zu Ihnen schicken. Sie mir ungelegen kommen, Sie, mein Getreuer, mein Held, mein Liebling! Nein, nein, Herr Gérard, Sie sagen mir das nicht im Ernste."

„Es war mir, als wären Sie auf."

„Ja, gewiß, ich habe so eben einem Ihrer Freunde das Geleite gegeben."

„Einem meiner Freunde — welchem?"

„Herrn Salvator."

„Ich kenne ihn nicht," sagte Herr Gérard erstaunt.

„Ja, aber er kennt Sie, befürchte ich wenigstens."

„Und ich glaubte, Sie wollten ausgehen."

„Und Sie hofften unserer kleinen Plauderei auszuweichen, Undankbarer!"

„Herr Jackal . . ."

„Nun, legen Sie Ihren Hut ab; Sie sehen immer aus, als wenn Sie fliehen wollten . . . so, gut . . . und nun setzen Sie sich. Wo zum Teufel würden Sie einen heitereren Kameraden, einen liebens-

würdigeren Lustigmacher als mich finden, Undankbarer! Abgesehen davon, daß, während Sie über dem König wachen, ich über Ihnen wache. Ja, ich war im Begriffe, auszugehen: aber Sie kommen und ich bleibe . . . Ausgehen, ja wohl! ich werde meine wichtigsten persönlichen Angelegenheiten opfern, um die Freude zu haben, einen Augenblick mit Ihnen zu plaudern. Nun, was haben Sie mir Neues zu erzählen, ehrenwerther Herr Gérard?"

„Wenig, mein Herr."

„Um so schlimmer, um so schlimmer!"

Herr Gérard schüttelte den Kopf, wie ein Mann, der sagt: „Die Verschwörung bricht nicht aus!"

„Aber weiter?" fragte Herr Jackal.

„Man hat Ihnen gestern einen Mann gebracht, den ich vor dem Café Foy arretiren ließ."

„Was that er dort?"

„Er machte unmäßige napoleonische Propaganda."

„Erzählen Sie mir das, lieber Herr Gérard."

„Denken Sie sich . . ."

„Zuerst seinen Namen?"

„Ich weiß ihn nicht, mein Herr . . . Sie begreifen, daß es unklug von mir gewesen wäre, ihn darum zu fragen."

„Sein Signalement?"

„Nun, es war ein großer, starker, kräftiger Mann, mit einem bis ans Kinn zugeknöpften langen Rock, und einem rothen Band im Knopfloche."

„Ein Offizier außer Diensten."

„Das habe ich mir auch gesagt, namentlich als ich seinen Hut mit breitem Rand sah, der über den Kopf hereingedrückt war und keck auf dem Ohre saß."

„Nicht übel, Herr Gérard, nicht übel für einen Anfänger," murmelte Herr Jackal; „Sie werden sehen, daß wir etwas aus Ihnen machen können. Fahren Sie fort."

„Er trat in das Kaffeehaus, und da mir seine Erscheinung etwas Verdächtiges hatte, so folgte ich ihm."

„Gut, Herr Gérard, gut."

„Er setzte sich an einen Tisch und verlangte eine halbe Tasse Kaffee und eine Caraffe mit Branntwein, indem er laut sagte: „„Ich kann meinen Kaffee nur au gloria trinken; ich liebe den Gloria*)!"" Und dabei blickte er um sich, als wollte er sehen, ob ihm Niemand antwortete."

„Und Niemand antwortete ihm?"

„Niemand. Dann, als dächte er, er habe nicht laut genug gesprochen, fuhr er fort: „„Es lebe der Gloria!"""

„Teufel! Teufel! Teufel!" machte Herr Jackal. „Das ist ziemlich aufrührerisch. „Vive le gloria! das ist so, als sagte man: vive la gloire!"

„Das ist's auch, was ich dachte, und da unter unserer väterlichen Regierung kein Grund vorhanden, vive la gloire! zu rufen, so war mir dieser Mann sehr verdächtig."

„Sehr gut! . . . Räuber der Loire! . . ."

„Ich setzte mich an einen dem seinigen gegenüberstehenden Tisch, entschlossen, meine Ohren und Augen weit offen zu halten."

---

*) Eine kleine Tasse schwarzen Kaffees mit Branntwein.

„Bravo, Herr Gérard!"

„Er verlangte ein Journal . . ."

„Welches?"

„Ah, das weiß ich nicht."

„Das ist ein Fehler, Herr Gérard."

„Ich glaube, es war der Constitutionnel."

„Es war der Constitutionnel."

„Sie glauben?"

„Ich weiß gewiß."

„Wenn Sie gewiß wissen, Herr Jackal . . ."

„Er verlangte den Constitutionnel . . . Fahren Sie fort."

„Er verlangte den Constitutionnel; aber ich sah, daß es purer Betrug war; denn, sei es Zufall, sei es Verachtung, er hielt die Lectüre beständig verkehrt bis zu dem Augenblicke, da einer seiner Freunde in das Café trat."

„Woran sahen Sie, daß es einer seiner Freunde war, Herr Gérard?"

„Daran, daß er von Kopf bis zu Fuß genau wie er selbst angezogen war; nur war er bedeutend abgeschabter."

„Kehrte wohl vom Champ d'Asile*) zurück ... Fahren Sie fort, Herr Gérard."

„Es war zweifelsohne sein Freund.

„Die Sache ist um so weniger zweifelhaft; als der, welcher eintrat, gerade auf den Sitzenden zu ging und ihm die Hand bot.

---

*) Name eines Asyls, daß die französischen Refugiés nach der Restauration in Texas zu gründen beabsichtigten. D. Uebers.

„„Guten Tag,““ sagte der Erstere in rauhem Tone.

„„Guten Tag,““ sagte der Andere im selben Tone; „„Du hast also eine Erbschaft gemacht?““

„„Ich?““

„„Ja; Du.““

„„Warum das?““

„„Nun, weil Du ganz neu herausgeputzt bist.““

„„Meine Frau hat mich so zu meinem Geburtstage equipirt.““

„„Ich glaubte, man habe die Bezahlung erhalten?““

„„Nein, und ich glaube auch, wir müssen noch einige Zeit unserem Correspondenten in Wien Credit geben.““

„Dem Herzog von Reichstadt," machte Herr Jackal.

„Das habe ich mir auch gesagt," versetzte Herr Gérard.

„„Du weißt,““ fuhr der erste Militär fort, „„daß der genannte Correspondent von Wien nach Paris kommen sollte?““

„„Ich weiß es,““ antwortete der Andere; „„aber er wurde daran gehindert.““

„„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.““

„Hm! hm! Herr Gérard, was sagen Sie? nichts Bedeutendes? aber ich finde es schon genug, was Sie da gesagt, und wenn nichts weiter dazu kömmt ..."

„Es kömmt noch weiter dazu, mein Herr."

„Gut; fahren Sie fort, fahren Sie fort, mein Herr Gérard."

Und zum Zeichen der Befriedigung zog Herr Jackal seine Tabaksdose heraus und stopfte sich die Nase voll Tabak.

Herr Gérard fuhr fort.

„Der zuerst Anwesende sagte dann:

„„Wahrlich eine hübsche Redingote.““

„Dabei fuhr er ihm mit der Hand über das Tuch.

„„Sehr schön,““ antwortete der Andere stolz.

„„Ein herrlicher Strich.““

„„Elbeuftuch, ganz einfach.““

„„Etwas weit, vielleicht.““

„„Wie, etwas weit?““

„„Ich meine: Deine Redingote, ich finde sie etwas weit für einen Soldaten.““

„Das beweist,“ bemerkte Herr Jackal, „daß es ein Militär war und daß Sie sich nicht getäuscht, Herr Gérard.“

„„Warum etwas weit?““ antwortete der Offizier; „„die Kleider können nie weit genug sein; ich bin für die großen Sachen: ich habe Alles lieb, was weit ist: Vive l'empereur!““

„Vive l'empereur! wie, es lebe der Kaiser! ruft er gelegentlich einer Redingote?“

„Ich weiß wohl, daß das in keinem großen Bezügnisse steht,“ versetzte Herr Gérard etwas verlegen; „aber ich hörte vive l'empereur! rufen.“

Herr Jackal schnupfte eine zweite Prise mit großem Geräusch.

„Nehmen wir an, daß er: vive l'empereur! gerufen.“

„Ja, nehmen wir das an,“ sagte Herr Gérard, den die Discussion sichtlich in Verlegenheit setzte, „Sie begreifen wohl, daß ich das Café verließ, als ich diesen aufrührerischen Ruf hörte, der mehre Personen sich umzudrehen veranlaßte.“

„Ich begreife.“

„An der Thüre fand ich zwei Agenten; ich bezeichnete ihnen meinen Mann und entfernte mich erst, als ich sie ihn am Rockkragen fassen sah.“

„Bravo! mein Herr Gérard! aber es ist erstaunlich; ich habe Ihren Mann gar nicht gesehen, auch wurde mir kein Rapport darüber gemacht.“

„Ich versichere Sie indessen, daß der Mann arretirt wurde, Herr Jackal.“

Herr Jackal läutete.

Der Huissier erschien.

„Lassen Sie Herrn Gibassier rufen,“ sagte Herr Jackal.

Der Huissier ging.

Fünf Minuten verflossen, während welcher Herr Jackal alle Acten seines Bureaus durchwühlte.

„Ich sehe nichts,“ sagte er, „absolut nichts.“

Der Huissier trat ein.

„Nun?“ fragte Herr Jackal.

„Herr Gibassier wartet.“

„Er soll eintreten.“

„Er sagte, Sie seien nicht allein.“

„Das ist wahr. Herr Gibassier ist wie Sie, Herr Gérard, ein schüchterner Mann, der nicht gerne sich sehen läßt; man sollte wirklich glauben, es sei mit ihm, wie mit dem Veilchen: es verräth sich nur durch sein Parfüm. Treten Sie in dieses Zimmer ein, Herr Gérard.“

Herr Gérard, der wirklich kein größeres Verlangen hatte, sich sehen zu lassen, als Herr Gibassier, ging rasch in das Nebenzimmer, dessen Thüre er sorgfältig hinter sich schloß.

„Treten Sie ein, Gibassier!“ rief Herr Jackal; „ich bin allein.“

Gibassier trat, wie immer, mit lächelndem Gesichte ein.

„Was soll das heißen, Gibassier,“ rief Herr Jackal. „Man macht wichtige Gefangennehmungen und ich weiß nichts davon!“

Gibassier streckte den Hals vor und riß die Augen auf, wie ein Mensch, welcher sagt: „Erklären Sie sich!“

„Gestern,“ fuhr Herr Jackal fort, „hat man einen Mann arretirt, welcher Vive l'empereur! gerufen.“

„Wo das, Herr Jackal?“

„Im Café Foy, Herr Gibassier.“

„Im Café Foy? Der Mann hatte ja gar nicht Vive l'empereur! gerufen.“

„Was rief er denn?“

„Vive l'ampleur!“ *)

„Sie täuschen sich, Herr Gibassier.“

„Erlauben Sie mir zu versichern, daß ich dessen sicher bin, was ich vorbringe.“

„Und wie können Sie dessen gewiß sein?“

„Ich war es selbst,“ sagte Gibassier.

Herr Jackal schob seine Brille in die Höhe und betrachtete Gibassier mit jenem stummen Lächeln, das ihm eigen war.

„Das ist's, wenn man doppelte Polizei hat,“ sagte endlich Jackal. „Das braucht's noch, daß eine solche Mystification vorkömmt.“

*) Es lebe die Weite!

Und an die Thüre des Zimmers tretend, in welchem Herr Gérard eingeschlossen war, sagte er:

„Nun, Herr Gérard, Sie können wieder eintreten!"

„Sind Sie also allein?" fragte Herr Gérard durch die Thüre.

„Allein oder beinahe allein," versetzte Herr Jackal.

Gérard trat mit seiner gewöhnlichen Schüchternheit ein.

Als er deßhalb Gibassier gewahrte, machte er einen Schritt zurück

„O," sagte er, „was ist das?"

„Mein Herr?"

„Ja, mein Herr."

„Sie erkennen ihn?"

„Ich glaube wohl!"

Dann zu Herrn Jackal sich herabbeugend, flüsterte er ihm ins Ohr: „Das ist mein Offizier aus dem Café Foy."

Herr Jackal nahm Herrn Gérard an der Hand.

„Mein lieber Herr Gérard," sagte er, „ich stelle Ihnen Herrn Gibassier, meinen Unterbrigadechef, vor."

Dann wandte er sich an Gibassier und fuhr fort:

„Mein lieber Gibassier, ich stelle Ihnen Herrn Gérard, einen unserer ergebensten Agenten, vor."

„Herr Gérard!" machte Gibassier.

„Ja, der ehrenwerthe Herr Gérard von Vanvres, den Sie kennen."

Gibassier verbeugte sich mit einer gewissen respectvollen Miene und ging beinahe rücklings hinaus.

„Wie, den Sie kennen?" fragte Herr Gérard erblassend; „Herr Gibassier weiß also? . . ."

„Alles, mein lieber Herr Gérard!"

Der Meuchelmörder wurde leichenblaß.

„Das darf Sie aber in keiner Weise beunruhigen," sagte Herr Jackal, „Herr Gibassier ist mein anderes Ich."

„O, mein Herr," stotterte der Spion, „warum haben Sie mich diesem Menschen vorgestellt?"

„Erstens, weil es gut ist, sich zu kennen, wenn man im selben Regimente dient."

Dann fügte er mit einem Tone hinzu, der jede Sylbe bei Herrn Gérard tief ins Herz dringen ließ:

„Und ist es nicht wichtig, daß er Sie kennt, um Sie frei zu machen, wenn ein ungeschickter Mensch Sie arretiren würde?"

Bei dem Gedanken, daß er arretirt werden könnte, sank Herr Gérard in den Fauteuil à la Voltaire.

Aber Herr Jackal war nicht sehr empfindsam; er ließ Herrn Gérard auf seinem Throne und setzte sich auf einen einfachen Stuhl ihm gegenüber.

LVII.

Ein guter Rath.

Herr Jackal ließ Herrn Gérard einige Secunden, um sich zu erholen.

Endlich schlug Herr Gérard seinen Blick langsam zu ihm auf.

Herr Jackal machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Was wollen Sie," sagte er zu ihm mit schein-

bar vollkommener Bonhomie, „das ist eben eine Sache, die diesmal fehlgeschlagen.“

„Welche?“

„Nun, das Kreuz der Ehrenlegion.“

Der arme Herr Gérard, man muß es gestehen, dachte nicht daran.

„Nun,“ sagte Herr Jackal, „haben Sie mir nichts Neueres und Ernsteres mitzutheilen?“

„Nein, mein Herr, ich gestehe es.“

„Teufel! Teufel! Teufel! . . . so ist es also an mir, Ihnen etwas zu sagen, was Sie vielleicht interessiren wird.“

Und Herr Jackal schob seine Brille hinauf und heftete seine Luchsaugen auf den Mitunterredner, der sich unter diesem stechenden Blicke unwillkürlich blaß werden fühlte.

Herr Gérard war ihm durch höhere Ordre heilig: aber der Polizeimann hatte deßhalb nicht auf sein Recht moralischer Tortur verzichtet: er vermochte nichts über dies heitere und stoische Gemüth des Herrn Sarranti, der in dem Gefängniß der Verurtheilten den Tod von einem Augenblicke zum andern erwartete; er vermochte alles über den freien und geachteten Herrn Gérard.

Das fühlte Herr Gérard wohl; deßhalb erblaßte er unter dem Blicke des Herrn Jackal.

Jedesmal, so oft er das Hotel der Rue Jerusalem verließ, verließ er es, wie der Patient, der von der ärztlichen Berathung kömmt.

Der Unterschied war mehr oder weniger immer der, daß es sich um die gewöhnliche oder die außergewöhnliche Frage handelte.

Diesmal hatte Herr Jackal die außergewöhnliche Frage für ihn in Bereitschaft.

Herr Gérard lieh erblassend dem, was ihn interessiren sollte, sein Ohr.

Aber die Katze hielt die Maus in ihren Krallen und machte sich das Vergnügen, mit ihr zu spielen.

Herr Jackal zog die Tabaksdose aus seiner Tasche, tauchte die zwei Finger hinein und nahm eine ungeheure Prise heraus, die er mit großer Wollust schnupfte.

Herr Gérard wagte es nicht, den Polizeimann zum Sprechen zu drängen und lauschte mit einer Resignation, die nicht von einer gewissen Ungeduld frei war.

„Sie wissen, lieber Herr Gérard," sagte endlich Herr Jackal, „daß in acht Tagen die Frist abgelaufen ist, welche König Karl X. Herrn Sarranti zuerkannt?"

„Ich weiß es," murmelte Herr Gérard, indem er auf Herrn Jackal einen Blick voll Unruhe warf.

„Sie wissen ferner, daß der Abbé Dominique übermorgen zurück sein kann . . . vielleicht morgen oder heute schon?"

„Ja, ja, ich weiß auch das," antwortete der Philantrop an allen Gliedern zitternd.

„O, wenn Sie aber so schon bei dem ersten Worte zittern, das ich an Sie richte, lieber Herr Gérard, so würden Sie sicher ohnmächtig werden, wenn Sie wüßten, um was es sich handelte; und wären Sie ohnmächtig, so würden Sie nicht mehr hören, was ich Ihnen zu sagen habe und was wahrscheinlich noch interessanter ist."

„Was wollen Sie?" sagte Herr Gérard, „das ist stärker als ich."

„Nun, was haben Sie von Abbé Dominique zu fürchten, nachdem ich Ihnen gesagt, daß der Papst seine Bitte verwerfen wird?"

Herr Gérard athmete wieder auf.

„Sie glauben?" sagte er.

„Wir kennen Seine Heiligkeit Gregor XVI., das ist eine eiserne Stange."

Herr Gérard athmete noch mehr auf.

Herr Jackal gab ihm Zeit, seine Lungen mit Luft anzufüllen.

„Nein," sagte er, „nein, das ist es nicht, was Sie zu fürchten haben."

„Ach, mein Gott!" murmelte Herr Gérard, „ich habe also etwas zu fürchten?"

„O, mein lieber Herr Gérard, sind Sie so wenig Philosoph, daß Sie nicht wissen, daß der Mensch, diese schwache Creatur, unausgesetzt im Kampfe mit allem, was ihn umgibt, keinen Augenblick Ruhe hätte, wenn er die beständigen Gefahren kennte, durch die er geht, und denen er nur durch ein Wunder entgeht."

„Ach!" murmelte Herr Gérard, „das ist eine große Wahrheit, die Sie da aussprechen, Herr Jackal."

„Nachdem Sie dies anerkannt," versetzte Herr Jackal, indem er sich verbeugte, „so wünsche ich eine Frage an Sie zu richten."

„Machen Sie sie, mein Herr, machen Sie sie."

„Die Dichter, Herr Gérard . . . eine geringe Brut, nicht wahr?"

„Ich kenne sie nicht, mein Herr; ich glaube mir

nicht den Vorwurf machen zu dürfen, vier Verse in meinem Leben gelesen zu haben."

„Nun, die Dichter behaupten, daß die Todten bisweilen aus ihrem Grabe aufstehen. Glauben Sie daran?"

Herr Gérard murmelte fünf oder sechs unverständliche Worte und begann heftiger, denn je zu zittern.

„Ich hatte bis jetzt nicht daran geglaubt," versetzte Herr Jackal; „aber eine Thatsache, die allerneuestens zu meiner Kenntniß kam, hat mich in dieser Sache derart erbaut, daß ich eine These darüber jetzt aufrecht zu erhalten im Stande wäre; nein, sie stehen nicht von selber auf, aber man kann sie auferstehen machen."

Herr Gérard entfärbte sich immer mehr.

„Hören Sie die Anecdote; ich überlasse Ihnen die Würdigung derselben. Ein Mann von Ihrem Temperamente, von Ihrem Charakter, Ihrer Gesinnung, kurz ein Philantrop, hatte in einem bösen Augenblick — man ist leider nicht vollkommen, lieber Herr Gérard, ich weiß die Wahrheit mehr als irgend Jemand! — seinen Neffen ertränkt; und da er nicht wußte, was mit der Leiche anfangen, — man weiß immer nicht, was mit den Leichen anfangen! das ist's meist, was den Untergang der Leute herbeiführt, welche andere umbringen — und nicht wissend, was mit der Leiche anfangen, hat er sie in einem dichten Gehölze seines Parkes begraben."

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus und senkte den Kopf.

„Dort glaubte er ihn wohl verborgen. Er ist

es auch in der That; aber der Boden besitzt nicht immer die Verschwiegenheit, die man bei ihm voraussetzt. Da kömmt nun gar diesen Morgen — ei, du mein Gott, dieser Mann ging gerade weg, als Sie kamen! — ein Mann zu mir und sagt mir wörtlich:

„„Mein Herr Jackal, in acht Tagen wird man einen Unschuldigen hinrichten.““

„Sie begreifen, daß ich erstaunte, lieber Herr Gérard, daß ich antwortete, es gebe keinen Unschuldigen mehr, sobald die Justiz das Schuldig ausgesprochen; er legte mir jedoch Stillschweigen auf, indem er sagte:

„„Der, den man hinrichten will, ist unschuldig und den wahren Schuldigen kenne ich.““

Herr Gérard barg seinen Kopf in seinen Händen.

„Ich habe, so viel ich konnte, verneint,“ fuhr Herr Jackal fort, „aber der Fremde hemmte meine Worte, indem er sagte:

„„Können Sie über eine Nacht verfügen?““

„„Ja, gewiß,““ antwortete ich ihm.

„„Ueber die nächste Nacht?““

„„Nein, die nächste Nacht ist besetzt.““

„„Nun gut, die übernächste Nacht?““

„„Gewiß . . . zu einer Excursion?“ sagte ich obenhin.

„„Zu einer Excursion.““

„Sie begreifen, daß ich zu wissen wünschte, wohin man mich führe.“

„„Innerhalb von Paris oder außerhalb von Paris?““ fragte ich.

„„Außerhalb von Paris.““

„„Gut.““

„Und es wurde ausgemacht, daß nicht in dieser, sondern in der folgenden Nacht mir der Beweis in die Hände geliefert werden solle, daß nicht der, den man hinrichten wollte, sondern im Gegentheil ein Mensch, der sich in Freiheit befinde, der Schuldige sei."

„Sie nahmen also die Excursion an?" stotterte Herr Gérard.

„Konnte ich anders? ich frage Sie, der Sie ein Mann von Verstand, Sie wissen, was meine Aufgabe ist? Prudhon hat ein Bild davon gemacht: Die Gerechtigkeit das Verbrechen verfolgend. Sie wissen, daß die Devise des Philosophen von Genf: Vitam impendere vero! auch die meinige ist. Ich mußte sagen: Ich werde kommen!"

„Und Sie kamen?"

„Zum Teufel! ich mußte wohl, ich wurde requirirt; aber ich sagte Ihnen, ich gehe nicht in der nächsten Nacht; ich gehe erst in der übernächsten Nacht — übernächsten Nacht, Sie hören?"

„Ja," antwortete Herr Gérard, der wirklich hörte, aber ohne zu verstehen, und dessen Zähne wie Castagnetten klapperten.

„Ah! ich wußte es wohl," machte Herr Jackal, „daß ich Sie durch diese Erzählung interessiren würde."

„Aber, mein Herr, worauf zielt das ab, was Sie mir da sagen, was ist das Resultat der vertraulichen Mittheilung, die Sie mir machen?" stotterte Herr Gérard, sich zum Sprechen anstrengend.

„Was? Wie! Sie merken das nicht? Ich sagte mir: Herr Gérard ist ein Philantrop; wenn er weiß daß ein armer Teufel eine derartige Gefahr läuft

wie die, in welche ich ihn bringe, so wird er sich an den Platz dieses armen Teufels, dieses unglücklichen Mörders, dieses bedauerlichen Meuchlers stellen: er wird seine Qualen fühlen, als wenn er selbst schuldig wäre. Ich habe mich nicht getäuscht, wie mir scheint, nicht wahr, lieber Herr Gérard?"

„O nein! . . . o nein! . . ." rief dieser.

„Gut. Dieser erste Erfolg veranlaßt mich fortzufahren. Morgen, um Mitternacht, gehe ich mit diesem andern Philantropen auf das Land; er gleicht Ihnen durchaus nicht, Herr Gérard; denn man kann wohl sagen, zwischen Philantrop und Philantrop ist ein Unterschied, wie Molière sagte, zwischen Reisigbündel und Reisigbündel sei ein Unterschied; ich weiß nicht, wohin wir unsere Richtung nehmen werden, er hat mir nichts davon gesagt; aber mit einer Scharfsichtigkeit, die ich meiner langen Erfahrung danke, ahne ich, daß es die Richtung der Cour-de-France sein wird."

„Der Cour-de-France!"

„Ja . . . Sind wir dort angekommen, so schlagen wir den Weg nach rechts oder nach links ein, nach rechts wahrscheinlich; wir treten, — wie? ich weiß es nicht; — wahrscheinlich in einen Park. Wir constatiren dort das Vorhandensein eines Skelettes in einem Loche. Wir nehmen ein Protocoll auf und überbringen die Frucht dieser peinlichen Arbeit dem Herrn Procurator des Königs, der sich nach neuen Nachforschungen gezwungen sieht, den Herrn Minister der Justiz zu bitten, die Execution des Hern Sarranti zu verschieben."

„Des Herrn Sarranti?" rief Herr Gérard.

„Sagte ich, des Herrn Sarranti? Der Name ist mir entschlüpft: Ich habe, ich weiß nicht weßhalb, ewig den Namen dieses Teufels von Menschen im Munde . . . Man verschiebt also die Execution. Man decretirt die Arrestation des wirklich Schuldigen — eine neue Instruction beginnt . . . Sie begreifen doch, nicht wahr?"

„Gewiß," antwortete Herr Gérard, in dessen Blicken durch eine schwarze Wolke der rothe Galgen der Gehenkten ersichtbar zu werden schien.

„Es ist eine furchtbare Lage für den armen Mörder," sagte Herr Jackal, „denn sehen Sie mal den braven Mann; er geht in der Sonne des lieben Gottes spazieren, die beiden Hände in den Taschen, frei wie die Luft; plötzlich sieht er elende Gendarmen kommen, die ihn aus der Sonne wegschleppen, um ihn in den Schatten zu schleudern, und ihm die Hände aus den Taschen reißen, um ihn zu fesseln; er wird seine unschuldige Ruhe zerstört, seine gewöhnliche Heiterkeit vernichtet sehen und das, ich weiß nicht durch welche brutale Formalität, durch welches minutiöse Detail; dann wird er bereuen, daß er den Weg des Heils nicht benützte, den ich ihm geöffnet."

„Aber gibt es denn einen solchen?" rief Herr Gérard.

„Wahrhaftig, lieber Herr Gérard," sagte der Polizeimann, „Sie müssen einen sehr harten Kopf, ein sehr stumpfes Gehirn und ein sehr kurzes Gedächtniß haben."

„Ach, mein Gott!" rief der ehrenwerthe Herr Gérard, „ich höre dennoch mit beiden Ohren."

„Sehen Sie," machte Herr Jackal. „Das beweist, daß das Resultat nicht immer im Verhältniß mit der Geistesfähigkeit steht. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich mich weigerte, die Expedition in der nächsten Nacht zu unternehmen?"

„Allerdings."

„Daß ich sie von der morgenden Nacht auf die von übermorgen verschoben?"

„Das sagten Sie."

„Nun gut!"

Herr Gérard hatte den Mund offen und wartete.

„Wahrhaftig!" sagte Herr Jackal, die Achseln zuckend über eine solche Stupidität. „Das ist ja das Abc der Kunst und man muß ein so ehrbarer Mann sein wie Sie, um nicht bereits begriffen zu haben."

Herr Gérard machte einige verzweifelte Bewegungen mit Kopf und Händen, die, verbunden mit den rauhen Tönen, welche aus seinem Halse hervorkamen, sagen wollten: „Fahren Sie fort!"

„Ich weiß wohl, daß das in keinem Bezügnisse zu Ihnen steht," fuhr Herr Jackal fort; „daß Sie kein Interesse haben, den Mörder eines Andern zu verbergen. Aber nehmen Sie doch mal einen Augenblick an, — was sich eigentlich gar nicht annehmen läßt, — daß das Verbrechen statt von einem Andern von Ihnen begangen worden wäre, daß statt von einem Andern begraben worden zu sein, der Leichnam von Ihnen begraben worden wäre. Nehmen Sie an, daß der Schauplatz des Verbrechens ein Besitzthum wäre, das Ihnen gehörte... das Schloß von Viry zum Beispiel: nehmen Sie an, Sie kennten das Gehölz und den Baum, dessen geheimnißvollem

Schatten der Leichnam anvertraut worden; nehmen Sie an, Sie wüßten, daß in der Nacht von morgen oder übermorgen sich das Gericht nach dem Schlosse von Viry begeben und eine Untersuchung in dem Parke anstellen müßte; nun, was würden Sie in der Nacht zu thun haben, die Ihnen ein Freund verschafft, während der Nacht von morgen auf übermorgen zum Beispiel?"

„Was ich zu thun hätte? . . ."

„Ja . . ."

„Damit man ihn nicht fände . . ."

„Den Leichnam? — Ja."

„Ich müßte . . ."

Herr Gérard trocknete sich den Schweiß von der Stirne, der in dicken Tropfen über dieselbe rollte.

„Nun, vollenden Sie doch! Sie müßten . . ."

„Ich müßte ihn weg . . ."

„Weg . . ."

„Wegschaffen, verschwinden lassen."

„Gottlob! . . . Ah, lieber Herr Gérard, welch' träge Phantasie haben Sie! Sie müssen sie durch die Landluft, durch die Nachtluft auffrischen. Ich verabschiede Sie denn für heute und morgen. Es wird ein glänzender Tag werden; das ist ein Glück für einen Naturliebhaber. Gehen Sie auf das Land, gehen Sie, und wer weiß, ob in dem Gehölz von Meudon oder Vanvres — die Gehölze sind die Tröst-einsamkeiten für Fischer wie er — wer weiß, ob Sie nicht den armen Teufel von Mörder finden, den Sie mit Ihrer gewöhnlichen Milde vor einer kleinen Gefahr, in die er läuft, retten."

„Ich begreife Sie!" rief Herr Gérard, indem er die Hand des Polizeimannes küßte. „Danke!"

„Pfui!" sagte Herr Jackal, indem er verächtlich den Mörder zurückstieß, „glauben Sie denn, daß ich alles das thue, um Ihren elenden Rumpf zu retten. Gehen Sie, gehen Sie, Sie sind gewarnt; das Uebrige ist Ihre Sache."

Herr Gérard stürzte aus dem Cabinet des Herrn Jackal.

„Pah!" machte der Letztere mit einem Blick auf die Thüre, die sich hinter Jenem schloß.

LVIII.

Ein Kutscher, der seine Vorsichtsmaßregeln trifft.

Herr Gérard verließ in aller Eile das Hotel de Jerusalem.

Auf dem Quai angekommen, warf er sich in einen Wagen und rief dem Kutscher zu:

„Auf eine Stunde und zehn Franken für die Stunde, wenn Du zwei Meilen in einer Stunde machst."

„Zuverlässig . . . wohin, Bourgois?"

„Nach Vanvres."

Nach Verlauf von einer Stunde war man in Vanvres.

„Behalten Sie mich, Bourgois?" fragte der Kutscher, der die Bedingungen gut fand.

Herr Gérard sann einen Augenblick nach. Er hatte zu Hause Pferde und Wagen; aber er fürchtete

eine Indiscretion von Seiten seines Kutschers: er dachte, ein Fremder tauge mehr, ein Mann, mit dem er nie mehr zu thun hätte, nachdem seine Rechnung mit ihm ausgeglichen war.

Er beschloß deßhalb seinen Limoosiner zu behalten.

Er befürchtete einzig, daß wenn er ihn zum selben Preise behielte, es einigen Verdacht erwecken könnte. Das Verlangen rascher zu gehen, hatte ihn eine Unklugheit begehen lassen; man durfte eine zweite nicht begehen.

„Danke," sagte er, „ich habe die Person, welcher ich nacheilte, um einige Minuten verfehlt. Sie ist nach Viry-sur-Orge."

„Fatal, Bourgois, fatal."

„Ich möchte sie aber wohl heute noch sehen," murmelte Herr Gérard, als wenn er mit sich selbst spräche.

„Man kann Sie nach Viry-sur-Orge führen, Bourgois; sieben Meilen, das ist bald zurückgelegt."

„Ah, ja; aber Du begreifst," sagte Herr Gérard, „mit den kleinen Wagen fahre ich für drei Franken nach Viry-sur-Orge."

„Ich kann Sie allerdings nicht für drei Franken dahin bringen; aber in den kleinen Wagen, merken Sie wohl, werden Sie mit Leuten aller Art zusammen geworfen, während Sie in meinem Fiacre allein sind."

„Weiß wohl, weiß wohl," sagte Herr Gérard, der namentlich allein zu sein wünschte, „und das verdient überlegt zu werden."

„Nun, Bourgois, was würden Sie dem armen Barnabé geben, wenn er Sie nach Viry führte?"

„Er müßte mich auch wieder zurücknehmen."

„Man wird Sie wieder zurücknehmen."

„Und dann auch auf mich warten."

„Man wird Sie erwarten."

„Nun, das macht? . . . Sei vernünftig."

„Für hin und zurück dreißig Franken."

„Und für das Warten?"

„Die Wartestunden werden Sie mit vierzig Sous bezahlen. Ich hoffe, daß Sie dagegen nichts einzuwenden haben."

Es ließ sich allerdings dagegen nichts einwenden. Um sich das Ansehen des Handelns zu geben, handelte er fünf Franken ab und der Handel wurde für fünfundzwanzig Franken hin und zurück und vierzig Sous die Stunde Wartegeld abgeschlossen.

Nachdem man über diesen Preis übereingekommen war, nahm Herr Gérard den Schlüssel des Schlosses von Viry zu sich und stieg, nachdem man den beiden Pferden des Meister Barnabé gepfiffen, wieder in den Wagen.

„Ueber Fromenteau?" fragte der Kutscher.

„Ueber Fromenteau, wenn Du willst," antwortete Herr Gérard, dem der Weg, den man einschlug, gleichgültig war, wenn man nur ankam.

Der Wagen fuhr in großem Trabe ab.

Meister Barnabé war ein Ehrenmann, der sein Geld auf rechtmäßige Weise verdienen wollte.

Als Herr Gérard deßhalb nach Viry kam, war es noch heller Tag und man konnte wahrhaftig nicht daran denken, bei hellem Sonnenschein an die trau=

rige Ausgrabung zu gehen, die ihn nach dem Schlosse führte.

Herr Gérard, der sich jetzt mehr als je in seinen Hut vertieft, stieg aus dem Wagen und befahl dem Kutscher, den er im Wirthshause zurückließ, sich bis elf Uhr auszuruhen.

Präcis um elf Uhr sollte er vor dem Schloßthore sein.

Herr Gérard öffnete die Thüre und schloß sie hinter sich, nachdem er sich den Blicken von einem Dutzend Kinder und einigen alten Frauen entzogen, welche das Geräusch eines Wagens herbeigezogen.

Man begreift die Aufregung des Philanthropen, als er den Fuß wieder in die Wohnung seines Bruders setzte, wo er eines der Kinder desselben hingemordet.

Auch werden wir nicht zu schildern brauchen, wie es ihm das Herz zusammengeschnürt, als er den Perron hinaufstieg und den Fuß in das umheimliche Haus setzte.

Als er am See vorüberkam, wandte er den Kopf ab.

Nachdem er die Thüre des Vestibules hinter sich geschlossen, mußte er sich an die Mauer stützen, die Kraft fehlte ihm.

Er stieg in sein Zimmer hinauf.

Die Fenster dieses Zimmers, wird man sich erinnern, gingen auf den Teich.

Aus dem Fenster dieses Zimmers hatte er Brasil untertauchen und den Leichnam des kleinen Victor herbeischleppen sehen.

Er zog die Vorhänge zusammen, um den Teich nicht zu sehen.

Aber die zusammengezogenen Vorhänge machten das Zimmer düster.

Er wagte es nicht, in diesem düstern Zimmer zu bleiben.

Zwei halbe Kerzen staken in zwei Leuchtern, welche das Kamin schmückten.

Gérard hatte die Vorsicht gehabt, eine Zündhölzerschachtel mitzubringen.

Er zündete die Lichter an.

Nun erwartete er etwas ruhiger die Nacht.

Gegen neun Uhr, als es ganz dunkel geworden, dachte er, es sei Zeit, sich hinauszubegeben.

Es handelte sich zuerst darum, einen Spaten zu bekommen.

Es mußte ein solcher in dem Schoppen des Küchengärtners sein.

Herr Gérard ging hinab, sah sich gegenüber dem Teiche, der in der Dunkelheit wie ein Spiegel von polirtem Stahl glänzte, dann schlich er in den kleinen Gang, der nach dem Küchengarten führte, und suchte das Werkzeug, dessen er bedurfte.

Der Schoppen mit den Werkzeugen war mit einem Schlüssel verschlossen. Der Schlüssel steckte nicht.

Es war glücklicher Weise ein Fenster vorhanden.

Herr Gérard näherte sich dem Fenster, in der Absicht, eine Scheibe einzubrechen, die eiserne Fensterstange zu öffnen und durch das Fenster in das Gewächshaus zu dringen.

Als er die Scheibe eben zerbrechen wollte, hielt

er inne, mit Schrecken an den Lärm denkend, der durch das Zerbrechen der Scheibe entstehen würde.

Der Unglückliche erschrak vor allem.

Er blieb deßhalb zaudernd und die Hand auf dem Herzen stehen.

Sein Herz schlug, daß die Seiten zerspringen zu wollen schienen.

Er verlor auf diese Weise mehr als eine Viertelstunde.

Endlich erinnerte er sich, daß er einen Diamanten am kleinen Finger hatte.

Der kostbare Stein glitt knirschend über die vier Seiten des Glases hin und Herr Gérard brauchte bloß an das Glas zu stoßen, daß es fiel.

Er wartete noch einen Augenblick, stieß an das Glas und steckte zu gleicher Zeit den Arm durch die Oeffnung.

Die Stange drehte sich und das Fenster ging aus einander.

Herr Gérard blickte rings umher, um sich zu versichern, daß die Nacht ganz stille sei und stieg über die Brüstung des Fensters.

Nachdem er einmal in dem kleinen Häuschen war, tastete und suchte er nach dem Werkzeug, dessen er bedurfte.

Er fiel auf zwei bis drei Handgriffe von Werkzeugen, ehe er den Handgriff eines Spatens zu packen kriegte.

Endlich gelang es ihm.

Er nahm den Spaten und ging denselben Weg zurück.

Es schlug zehn Uhr.

Er überlegte, daß er einen weit kürzeren Weg hätte, wenn er durch das Gitter des Parkes ginge, das nach dem Pont Godeau führte, als wenn er wieder an dem verwünschten Teiche vorüberginge, der seinen Blick auf sich zog und nach der furchtbaren Operation, die er vornehmen wollte, noch weit mehr auf sich ziehen würde.

Er faßte zu gleicher Zeit einen andern Entschluß.

Nämlich den Kutscher wissen zu lassen, daß er ihn an dem Gitter des Gartens erwarte, das nach der Ebene zu ging, statt ihn, wie er ihm gesagt, an dem Gitterthor zu erwarten, das nach dem Dorfe zu ging.

Herr Gérard öffnete diese letztere Thüre, legte seinen Spaten in eine Ecke und schlich sich an den Häusern hin, um nach dem Wirthshaus zu kommen.

Auf dem Wege änderte er abermals seinen Entschluß.

Ein Wagen, welcher am Parkthore stand, konnte Aufmerksamkeit erregen, da alle Welt wußte, daß das Haus unbewohnt sei.

Es war klüger, daß der Kutscher auf der Landstraße nach Fontainebleau wartete, hundert Schritt über der Cour-de-France.

Als er an dem Wirthshause angekommen war, sah Herr Gérard durch die Fenster.

Er sah seinen Mann, der eine Flasche Wein trank und mit Fuhrleuten Karten spielte.

Herr Gérard hatte wenig Lust, sich in dem Wirthshause zu zeigen, wo er erkannt werden konnte, obgleich er sich schrecklich verändert, seit er Viry verlassen hatte.

Da Barnabé indessen nicht ahnen konnte, daß er hinter dem Fenster stehe und mit ihm zu sprechen wünsche, so sah sich Herr Gérard genöthigt, die Thüre zu öffnen und dem Kutscher ein Zeichen zu geben, er solle zu ihm kommen.

Eine Viertelstunde verfloß, ehe Herr Gérard diesen Entschluß gefaßt.

Er hoffte noch immer, es werde Jemand herauskommen, dem er den Auftrag geben könnte, Barnabé zu sagen, daß sein Reisender etwas mit ihm sprechen müsse.

Niemand kam.

Herr Gérard sah sich deßhalb genöthigt, einzutreten.

Wenn wir sagten „einzutreten", so begingen wir einen Irrthum; Herr Gérard trat nicht ein, sondern öffnete die Thüre halb und rief mit zitternder Stimme:

„He, Barnabé!"

Herr Barnabé war ganz bei seinen Karten; Herr Gérard mußte deßhalb den Namen dreimal wiederholen und hob jedesmal den Ton seiner Stimme.

Endlich sah Barnabé auf.

„Ah, ah!" sagte er. „Sind Sie es, Bourgois?"

„Ja, ich bin's," sagte Herr Gérard.

„Sie wollen gehen? . . ."

„Noch nicht."

„Das ist ein Glück! Die armen Thiere sind noch nicht ausgeruht."

„Nein, das ist's auch nicht."

„Was denn?"

„Ich habe Dir zwei Worte zu sagen."

„Das können Sie, ich bin sogleich zu Ihren Diensten."

Und indem er aufstand und auf seinem Wege soviel Spieler derangirte, als möglich, kam er nach der Thüre.

Alle Gesichter der derangirten Trinker waren lebhaft nach der Thüre gerichtet.

Herr Gérard warf sich in den Schatten des Corridors zurück.

„O! o!" sagte einer der Weingäste, „glaubt sich Euer Bourgois etwa entehrt, wenn er in ein Wirthshaus eintritt?"

„Es ist ein vermöglicher Liebhaber," sagte ein Anderer lächelnd.

„Dann hat er sein Knie und nicht seinen Kopf durch die Thüre gesteckt," sagte ein Dritter.

„Thor," versetzte der Erste, „er hat ja gesprochen."

„Nun?"

„Man spricht doch nicht mit dem Knie."

„Da bin ich, Bourgois," sagte Barnabé; „was steht zu Diensten?"

Gérard erklärte ihm die Veränderung, die in dem Programm eingetreten war und daß er ihn auf der Landstraße statt an dem Eingangsthore des Schlosses erwarten solle.

Die Auseinandersetzung des Herrn Gérard wurde durch häufige: „Hm! hm!" unterbrochen.

Herr Gérard begriff, daß in den Veränderungen, welche mit dem ersten Plane vorgegangen waren, Meister Barnabé etwas nicht nach seinem Sinne war.

Als er endlich seinen Wunsch gehörig auseinandergesetzt, sagte Barnabé:

„Aber wenn wir uns auf der Landstraße nicht finden sollten?"

„Wie sollten wir uns denn nicht wieder finden?"

„Wenn Sie zum Beispiel vorübergehen, ohne mich zu sehen."

„Da ist keine Gefahr, ich habe gute Augen."

„Ja, sehen Sie, es gibt Leute, deren Gesicht schwächer wird, wenn sie einen Wagen seit vierzehn Stunden haben und dem Kutscher fünfzig Franken schuldig sind. Ich kannte Bürger, zum Beispiel, ich sage das nicht wegen Ihnen, Gott bewahre, Sie haben das ehrlichste Gesicht, das jemals ein Mensch auf Erden besessen! ich sagte, daß ich Bürger gekannt, die, nachdem sie mich den ganzen Tag behalten, sich gegen fünf Uhr Abends nach der Passage Dauphine oder nach der Passage Vero-Dodat führen ließen und sagten: „Erwarten Sie mich hier, Kutscher; ich komme wieder."

„Nun?" fragte Herr Gérard.

„Nun . . . und nicht wieder kamen."

„O!" sagte Herr Gérard, „nicht möglich, mein Freund . . ."

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen; aber sehen Sie doch . . ."

„Mein lieber Freund," sagte Herr Gérard, „ist es nur das?"

Damit zog er zwei Louisd'ors aus der Tasche und gab sie Meister Barnabé.

Meister Barnabé benützte einen Lichtstrahl, der

durch die halbgeöffnete Thür fiel, um sich zu vergewissern, daß die Louisd'ors gut seien.

„Man wird Sie hundert Schritt oberhalb der Cour-de-France erwarten und zwar von elf Uhr an, wie ausgemacht. Von dem Augenblick, wo man bezahlt ist, kein Einwurf mehr."

„Aber ich habe einen zu machen."

„Welchen?"

„Wenn . . . wenn . . ."

Herr Gérard wagte nicht zu vollenden.

„Wenn was?"

„Wenn ich Dich nicht finden sollte?"

„Wo?"

„Auf der Landstraße."

„Warum sollten Sie mich da nicht finden?"

„Weil Du voraus bezahlt bist . . ."

„Sie mißtrauen also Barnabé?"

„Du hast ja auch mir mißtraut."

„Sie haben keine Nummer, aber ich habe eine... und zwar eine famose! eine Nummer, die allen denen Glück bringt, welche sie an sich vorüberkommen sehen, die Nummer 1."

„Ich wünschte weit mehr," sagte Herr Gérard, „sie brächte denen Glück, die darin sind."

„Sie bringt auch diesen Glück, Nummer 1 bringt aller Welt Glück."

„Um so besser, um so besser," sagte Herr Gérard, indem er den Enthusiasmus seines Kutschers zu dämpfen suchte.

„Und man wird Sie von elf Uhr an auf der Landstraße erwarten, weil Sie's mal so wollen."

„Gut," sagte Herr Gérard leise.

„Hundert Schritte oberhalb der Cour-de-France. Ist es so recht?"

„Ja, ja," sagte Herr Gérard, „es ist so recht, mein Freund; aber es ist unnöthig, so laut zu schreien."

„Ja, ja, stille! und da Sie Gründe haben, sich zu verbergen . . ."

„Ich habe keine Gründe!" sagte Herr Gérard. „Warum wollen Sie, daß ich Gründe habe, mich zu verbergen?"

„O das geht mich nichts an. Von dem Augenblicke, da ich bezahlt bin, nicht gesehen, nicht gekannt. Um elf Uhr wird man am fraglichen Orte sein."

„Ich werde suchen, Sie nicht warten zu lassen."

„O lassen Sie mich warten, ich werde mich nicht beklagen. Sie haben mich auf die Stunde genommen: ich würde Sie, wenn Sie wollen, bis ans Thal Josaphat führen und Sie würden wahrscheinlich der Einzige sein, der in einem Fiacre zum jüngsten Gericht käme."

Und ganz vergnügt über seinen Witz trat Barnabé wieder in das Wirthshaus, während Herr Gérard, den Schweiß abtrocknend, der ihm von der Stirne rann, auf den Weg nach dem Schlosse zurückging.

LIX.

Ein schwierig unterzubringender Gegenstand.

Herr Gérard fand die Thüre halb offen und seinen Spaten an der Mauer lehnend.

Er schloß die Thüre mit dem Schlüssel und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Plötzlich zitterte er und blieb, die Augen fest auf die Fenster des Schlosses geheftet, stehen.

Das Fenster war erhellt.

Ein Augenblick des Schreckens machte den Elenden vom Kopf bis zu den Füßen schauern.

Plötzlich erinnerte er sich der beiden Lichter, die er angezündet hatte stehen lassen.

Er merkte nun die Unklugheit, die er begangen.

Diese Helle, die er gesehen, konnten auch Andere sehen: man wußte, daß das Schloß unbewohnt war, und diese Helle konnte vielen Vermuthungen Raum geben.

Herr Gérard ging deßhalb beschleunigten Schrittes nach dem Schlosse, immer die Blicke von dem Teiche abwendend, stieg rasch den Perron hinauf und stürzte die Treppen hinan.

Er blies ein Licht aus und wollte eben auch das zweite auslöschen, als er dachte, er müßte durch den Corridor gehen und ohne Licht die Treppe hinabsteigen.

Er hatte noch keinen Moment früher daran gedacht, so sehr beherrschte ihn die Furcht, daß man das Licht sehen möchte.

Nachdem diese materielle Furcht vorüber war, kam die ideale wieder.

Was konnte Herrn Gérard in den Corridors und auf den Treppen eines verlassenen Hauses beunruhigen?

Was, so wenig Aehnlichkeit auch zwischen beiden stattfindet, Kind und Mörder fürchten: Geister.

In der Dunkelheit fürchtete Herr Gérard hinter sich gehen zu hören, ohne zu wissen, was ging.

Er fürchtete sich an seiner Redingote gepackt zu fühlen, ohne zu wissen, wer ihn packte.

Er fürchtete, bei der Krümmung des Corridors sich plötzlich einem Gespenst gegenüberzusehen, einem Kinder- oder Frauengespenst.

Waren in diesem Hause nicht zwei oder vielleicht drei Mordthaten geschehen?

Deßhalb ließ Herr Gérard ein Licht angezündet.

Er konnte durch zwei Thüren hinausgehen: die Thüre des Perrons und die Thüre des Speisekellers.

Als er in das Vestibule kam, zögerte er.

Gegenüber von dem Perron war der Teich, der furchtbare Teich!

Ehe er an die Thüre des Speisekellers kommen konnte, mußte er durch den gewölbten Keller gehen, wo Orsola erdrosselt worden war.

Herr Gérard erinnerte sich der Blutflecken auf den Steinplatten.

Er zog es jedoch vor, durch den Speisekeller hinauszugehen; er war nicht umsonst in dieser Stimmung.

Er hielt das Licht in der einen Hand, nahm den Spaten mit der andern, stieg die Treppe links, ging durch die Küche, zögerte einen Augenblick, ehe er die Thüre zum Speisekeller aufstieß, und schüttelte den Kopf, daß der Schweiß herabtroff, denn da seine beiden Hände beschäftigt waren, konnte er sich die Stirne nicht abtrocknen.

Endlich stieß er mit dem Fuße die Thüre des

Speisekellers auf; der Wind blies durch die zerbrochenen Fensterrahmen, das Licht erlosch.

Er blieb in der Dunkelheit, gewissermaßen der Gefangene der Finsterniß.

Ein Schrei entschlüpfte ihm zu gleicher Zeit, während die Flamme erlosch; dann schauerte er und schwieg: er hatte Angst, der Ton seiner Stimme möchte die Todten auferwecken.

Er mußte durch den Speisekeller gehen oder wieder zurückgehen.

Zurückgehen: und wenn das Gespenst von Orsola ihm folgte! . . .

Was in dieser, mehr als das Blatt des Pappelbaums zitternden, Seele während der fünf Secunden vorging, welche er brauchte, um durch das düstere Gewölbe zu gehen, wäre unmöglich zu beschreiben.

Endlich erreichte er die Holzkammer.

Dort glaubte er sich beinahe gerettet.

Aber die Thüre, die in den Park führte, war geschlossen, der Schlüssel steckte nicht; der Riegel war verrostet, lief nicht mehr in der Schließkappe und widerstand dem ersten Rütteln.

Die Kräfte waren nahe daran, dem Unglücklichen den Dienst zu versagen.

Es schien ihm unmöglich, wieder durch den Speisekeller zu gehen, ohne vor Schreck zu sterben.

Er nahm alle seine Kräfte zusammen.

Das Schloß gab nach: die Thüre ging auf.

Der frische Wind von Außen schlug an seine feuchte Stirne und machte den Schweiß auf seinem Gesichte zu Eis.

Aber diese Empfindung schien ihm unendlich wohlthuend nach der erstickenden Atmosphäre des Souterrains.

Er athmete die reine Nachtluft!

Seine Lungen dehnten sich aus.

Er öffnete den Mund, um Gott zu danken; er wagte es nicht.

Wenn ein Gott lebte, wie konnte er, Gérard, frei, und Herr Sarranti im Gefängniß sein?

Freilich schlief Herr Sarranti aller Wahrscheinlichkeit nach jenen ruhigen Schlaf, der dem Gerechten die Kraft gibt, das Schaffot zu besteigen, während er dagegen wachte, Gewissensbisse und Schrecken im Herzen, und seine Kniee zitterten, seine Hände und seine Stirne von Schweiß troff.

Und in welch' furchtbarer Absicht wachte er? Was war die schreckliche That, die ihm zu thun blieb?

Er mußte die Gebeine seines Opfers ausgraben und verbergen.

Hatte er dazu den Muth? Hatte er vor Allem die Kraft?

Er wollte es wenigstens versuchen.

Mit raschem und beinahe festem Schritte durchmaß er den ganzen offenen und hellen Raum vom Schlosse bis zum Parke.

Als er sich jedoch unter dem Schatten der großen Bäume sah, als das geheimnißvolle und murmelnde Dunkel des Waldes sich zu seiner Rechten und Linken ausbreitete, packte ihn die eisige Hand des Schreckens von Neuem bei den Haaren.

Er befand sich in der Allee, die nach dem dichten Gebüsche führte.

Er begann die große Eiche zu sehen; er begann die Rasenbank zu unterscheiden.

Die Angst mochte ihn zurückziehen, so viel sie wollte: er mußte vorwärts gehen.

Er ward so schrecklich fortgeschleppt, als der gezwungene Leidende zum Schaffot.

Einen Augenblick fragte er sich, ob das Schaffot nicht dem vorzuziehen sei, was er zu thun im Begriffe stand.

Einen Schlag, der ihn getroffen, ohne daß er ihn erwartet, und ihn auf der Stelle und ohne Leiden getödtet, er hätte ihn gesegnet.

Aber der Todeskampf beim Ausspruch eines Urtheils, das Gefängniß, dieses heiße und kalte Vorgemach des Grabes, der Henker und seine finstere Macht, das rothbemalte Schaffot, dessen beide mageren Arme man von Weitem sieht, die Stufen, die man, wenn die Kräfte fehlen, unterstützt von Dienern der Guillotine, emporsteigen muß, das Brett, das uns emporhebt, das dreieckige Eisen, das in der doppelten Rinne läuft: das ist der wahrhaft grausame, der scheußliche, der unmögliche Tod!

Das war es, was in den Augen des Meuchelmörders dem Ausgraben des Leichnams, dem Tod vor Schreck beim Ausgraben, den Vorzug gab vor dem Tode des Castaing und Papavoine.

Er trat entschlossen in das dichte Gebüsch und machte sich an die Arbeit.

Zuerst mußte man das richtige Loch finden.

Er knieete nieder und suchte mit der Hand.

Ein Todesschauer durchrieselte seine Adern, nicht wegen dessen, was er that, — das war indessen furchtbar genug! — sondern etwas ganz anderes Schreckliches machte ihn erbeben.

Es kam ihm vor, als wenn an dem ihm wohlbekannten Platze die Erde vor Kurzem aufgelockert worden.

Sollte er zu spät kommen?

Eine Furcht macht der andern Platz.

Er steckte mit der Raserei des Schreckens die Hand in den lockern Boden und stieß einen Freudenschrei aus.

Das Skelett war noch da.

Er hatte das weiche und seidene Haar des Kindes gefühlt, das Salvator in so großen Schrecken versetzt.

Ihn beruhigte es.

Er machte sich an das Aufgraben.

Wenden wir die Blicke von diesem scheußlichen Geschäfte.

Athmen wir die reine Luft.

Blicken wir zu den schönen Sternen am Himmel auf, dem Goldstaub, der unter den Füßen Gottes pulsirt.

Hören wir in dieser reinen Nacht nicht durch den unendlichen Raum des Aethers Töne des himmlischen Gesanges herabklingen, welchen die Engel singen, wenn sie Gott anbeten.

Es wird Zeit genug sein, die Blicke wieder auf die Erde zu richten, wenn dieses verfluchte Menschenkind blaß und zitternd aus dem dichten Gebüsche

tritt, in der einen Hand den Spaten, in der andern etwas Ungestaltetes in seinem Mantel.

Was sucht er jetzt mit seinem scheuen und blinzelnden Blicke?

Er sucht einen sichern Ort, um ihm das Leichendepot anzuvertrauen, das er von einem Orte weggenommen, der nicht mehr sicher ist.

Herr Gérard ging ohne Aufenthalt bis zum andern Ende des Parkes, legte seinen Mantel auf die Erde und begann zu graben.

Aber beim dritten oder vierten Schlag schüttelte er den Kopf und murmelte:

„Nein, nein, nicht hier!“

Und er nahm seinen Mantel wieder, machte hundert Schritte unter den dichtbelaubten Bäumen und blieb zum zweiten Male stehen und zögerte . . .

Dann schüttelte er abermals den Kopf:

„Zu nahe bei dem andern!“ sagte er.

Endlich schien ihn ein lichter Gedanke zu durchzucken.

Zum zweiten Male nahm er seinen Mantel auf, und mit demselben fieberhaften Gang, mit dem er bereits zwei Stationen gemacht, begab er sich wieder auf den Weg.

Diesmal ging er nach dem Hause, diesmal hatte er keine Angst, ein Gespenst auf der Oberfläche hingleiten zu sehen.

Er hielt das Gespenst ja in seinen Augen.

Als er an das Ufer des Teiches gekommen war, legte er den Mantel auf das Gras und begann ihn zu entfalten.

In diesem Augenblick ließ sich in der Ferne ein trauriges Geheul hören.

Es war das Geheul eines Hundes im nahen Pachthof.

„O nein! nicht hier!“ sagte er, „nicht hier! Es hat ihn bereits ein Hund hervorgezogen, man würde das Skelett finden . . . aber was thun? . . . Mein Gott, begeistere mich!“

Diese Bitte schien zum Himmel aufgestiegen zu sein, als wenn sie keine Blasphemie gewesen wäre.

„Ja, ja,“ murmelte der Elende, „das ist's, das ist's!“

Diese Gebeine möchten noch so gut in dem Park von Viry verborgen sein, man könnte sie zum zweiten Male entdecken, da sie schon einmal entdeckt worden.

Herr Gérard wollte sie mit sich fortnehmen und sie in seinem Garten von Vanvres begraben.

In Vanvres war Herr Gérard mehr als anderswo der ehrenwerthe Herr Gérard.

Er nahm seinen Mantel wieder auf, ließ jedoch den Spaten liegen, begab sich rasch nach dem Gitter des Parks, das gegen den Pont Godeau zu lag.

Er hatte den Schlüssel dieses Gitters und öffnete ohne Schwierigkeit.

Seltsam! seit er dieses Skelett in seinem Mantel hielt, war der Schrecken vor übernatürlichen Dingen verschwunden.

Freilich war ein anderer Schreck dem ersten gefolgt, und der ehrenwerthe Herr Gérard hatte bei dem Tausch nichts verloren.

Nachdem er das Gitterthor geschlossen, durchmaß Herr Gérard das Feld so rasch er konnte, um an die Landstraße zu kommen.

Roland hat uns den Weg gezeigt, den er eingeschlagen.

Barnabé hatte Wort gehalten: er wartete mit seinem Fiacre am angedeuteten Orte.

Er that sogar mehr als warten: er schlief auf seinem Bock; aber so gut er auch schlief, Herr Gérard gab dem Wagen, als er öffnete, einen Stoß, der ihn aufweckte.

„Hm!" machte Barnabé, „sind Sie es, Bourgeois?"

„Ja, ich bin's," sagte Herr Gérard, „bemühe Dich nicht."

„Wollen Sie," sagte der Kutscher, indem er die Hand ausstreckte, „daß ich das Paket da, das Sie zu geniren scheint, auf meinen Sitz lege?"

Und Meister Barnabé deutete auf den Mantel.

„Nein! nein!" rief Herr Gérard erschrocken; „es sind seltene Pflanzen, die vor jedem Stoß bewahrt werden müssen; ich werde sie auf mein Knie stellen."

„Wie Sie wollen . . . Fahren wir jetzt zurück?"

„Nach Vanvres," sagte Herr Gérard.

„Vorwärts nach Vanvres!" sagte der Kutscher, indem er seine Pferde peitschte.

Und der schwerfällige Wagen setzte sich in Bewegung.

So geschah es, daß Salvator unter der großen Eiche und bei dem dichten Gehölz das Skelett nicht gefunden, das er zu suchen gekommen.



